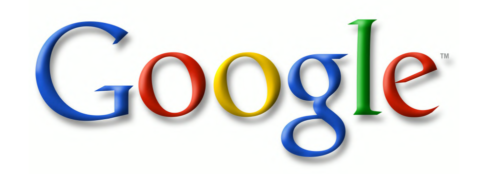
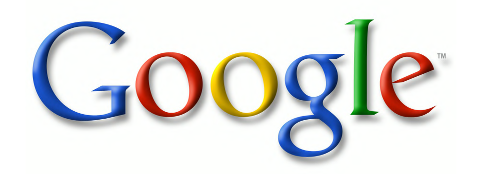
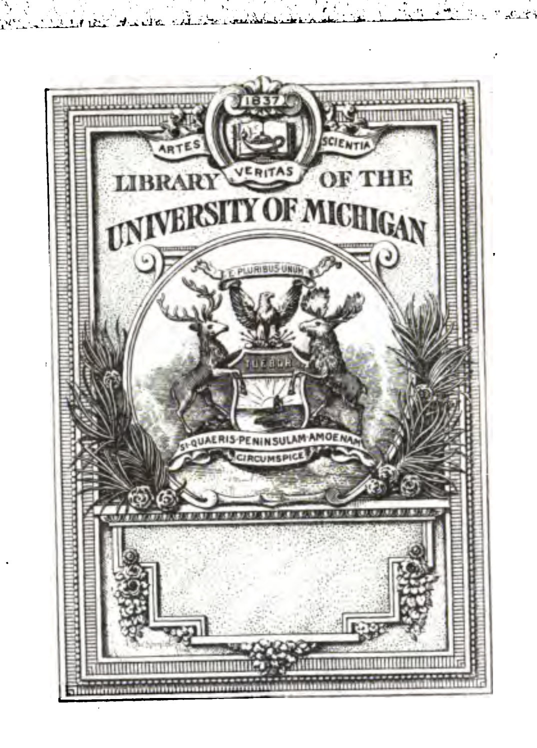



Google


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Vierteljahrsschrift

für

wissenschaftliche Philosophie

unter Mitwirkung von

Max Heinze und **Alois Riehl**

herausgegeben

von

Richard Avenarius.

Neunzehnter Jahrgang.

Leipzig.
O. R. Reisland.
1895.

Inhaltsverzeichniss.

Die römischen Ziffern (I—IV) bezeichnen die Hefte, die arabischen die Seiten.

Artikel.

Anzeigen.

*

Erwiderungen.

Selbstkritik.

Selbstanzeigen.

Bemerkungen zum Begriff des Gegenstandes der Psychologie.

(Dritter Artikel.)

---

2. Der Gegenstand der empirischen Psychologie und die Begriffe des metaphysischen Dualismus.

a. Die „volle Erfahrung“ weder ‘Physisches’ noch ‘Psychisches’.

I.

117. — Unsere Untersuchung über den Gegenstand der empirischen Psychologie hat ausser dessen positiver Bestimmung noch ein negatives Resultat ergeben: Gegenstand der Psychologie ist nicht irgendwelches ‘Psychische’ im Sinne einer dualistisch-*besonderen Wesenheit*, einer der einen Seite des ‘Seienden’ mindestens begrifflich entgegengesetzten *anderen Seite* desselben, oder nur im Sinne einer von der übrigen Erfahrung wohl unterscheidbaren *eigenen Art* Erfahrung. Alles das, was der metaphysische Dualismus als eine solche besondere, eigenartige, selbständige oder nur zuständliche ‘Entität des Psychischen’ festzustellen sucht, zerfliesst bei kritischer Berührung in ein Nichts — als eitel Truggebilde der Introjektion.

Die nächstfolgenden Erwägungen werden vielleicht dazu dienen können, dies negative Ergebnis unserer bisherigen Untersuchung zu bestätigen.

118. — Nimmt man zum Ausgangspunkt der Philosophie den natürlichen Weltbegriff, so ist eben damit die „volle Erfahrung“ (n. 76) als der natürliche Gegenstand der philosophischen Begriffsbildung bestimmt. Hält man die „volle Erfahrung“ rein von allen Fälschungen, wie solche namentlich seitens der Introjektion drohen, so bleibt auch der Weltbegriff von allen metaphysischen Dualismen frei. Zu diesen ausgeschalteten Dualismen gehört dann in erster Linie der absolute Gegensatz von 'Leib und Seele', 'Materie und Geist' — kurz: von 'Physischem und Psychischem'. Dieser Gegensatz fällt innerhalb der reinen „vollen Erfahrung“ dahin, weil es im Bereiche der unverfälschten „vollen Erfahrung“ weder 'Physisches' noch 'Psychisches' im metaphysischen absoluten Begriff giebt.

119. — 'Physisches' — 'Materie' im metaphysischen absoluten Begriff giebt es aber innerhalb der geläuterten „vollen Erfahrung“ nicht, weil die 'Materie' in jenem Begriff nur ein Abstractum ist: sie wäre die Gesamtheit der Gegenglieder unter Abstraktion von jedem Centralglied. Wie in der Principialkoordination, und d. h. eben: in der „vollen Erfahrung“ ein Gegenglied ohne Centralglied aber undenkbar ist, so wäre auch eine 'Materie' im metaphysischen absoluten Begriff ein völliges Unding.

II.

120. — Dass es nun auch innerhalb der reinen „vollen Erfahrung“ kein 'Psychisches' als dualistisches Sondersein gebe, ist gleichfalls unschwer zu zeigen.

Im voraus muss hier daran erinnert werden, dass z. B. der 'Baum' als 'nicht-körperlicher Gedanke' um nichts „begreiflicher“, aber auch um nichts „wunderbarer“ ist, als der 'Baum' als 'Sache', als 'körperliches Ding'. Zu irgendwelcher „Begreiflichmachung“ könnte also der prätendierte dualistische Unterschied zwischen 'Physischem' und 'Psychischem' von vornherein nur der unwissenschaftlichen Naivität dienen.

121. — Für die blosse „Beschreibung“ besteht sodann zwischen dem 'Baum' als 'körperliches Ding' und dem 'Baum'

als 'nicht-körperlicher Gedanke' gewiss ein höchst bedeutsamer Unterschied [1]; aber dieser Unterschied dürfte durchaus nicht derjenige sein, der 'Physisches' und 'Psychisches' absolut scheidet. Im allgemeinen verhalten sich der 'Baum' als 'körperliches Ding' und der 'Baum' als 'nicht-körperlicher Gedanke' so zu einander, dass in einem früheren Zeitteil dem Individuum der 'Baum' als 'körperliches Ding' eine erste „Erfahrung" (im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs) ist; dann — in einem späteren Zeitteil — ist ihm der 'Baum' als ein „Nachscheinen" oder „Wiederscheinen" [2]) des früheren 'körperlichen Dinges' eine zweite „Erfahrung" (im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs), und d. h. eben: als 'nicht-körperlicher Gedanke'. Wäre nun der 'Baum' als 'körperliches Ding' und der 'Baum' als 'nicht-körperlicher Gedanke' etwas absolut Verschiedenes, wie es im metaphysischen Sinne 'Physisches' und 'Psychisches' sind, so hätten wir im 'Baum' als 'körperliches Ding' und im 'Baum' als 'nicht-körperlicher Gedanke' nicht zwei specifisch, sondern zwei toto genere verschiedene „Erfahrungen", von denen die eine (der 'nicht-körperliche Gedanke') zur anderen (dem 'körperlichen Ding') trotzdem in einem Verhältnis des Nach- oder Wiederscheinens stände. Nun würde aber die eine „Erfahrung" (der 'nicht-körperliche Gedanke') in dieser ihrer Abhängigkeit von der anderen „Erfahrung" (dem 'körperlichen Ding') niemals nach zureichenden Bedingungen zu bestimmen sein, wenn zwischen beiden „Erfahrungen" (im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs) die unüberbrückbare Kluft läge, welche der absolute Unterschied des 'Physischen' und 'Psychischen' im metaphysisch-dualistischen Sinne in die einheitliche „volle Erfahrung" zu reissen noch immer an der Arbeit ist [3]).

---

[1]) Vgl. oben n. 46 und „Weltbegriff" n. 141.

[2]) Vgl. Kr. d. r. Erf. II, n. 515.

[3]) Noch deutlicher wird vielleicht das Abhängigkeitsverhältnis des 'nicht-körperlichen Gedankens' zum 'körperlichen Ding', wenn man das 'Nachbild', das zwischen diesen beiden „Erfahrungen" eine Art Uebergangsform bildet, mit in Betracht zieht.

122. — Da zwischen den 'körperlichen Dingen' und den 'nicht-körperlichen Gedanken' kein absoluter Unterschied im metaphysischen Sinne besteht, so ist es ganz gleich, d. h. gleichmässig nichtssagend, ob man die 'körperlichen Dinge' zu dem 'Psychischen' rechnen wollte oder nicht. Rechnet man sie dazu, so bleibt für das '*Psychische*' keine „wohlunterscheidbare *eigene Art* Erfahrung" übrig; rechnet man sie nicht dazu, so kann man die 'nicht-körperlichen Gedanken' nur durch einen Akt der Willkür als '*Psychisches*' im Sinne einer „wohlunterscheidbaren *eigenen Art* Erfahrung" bezeichnen (vgl. oben n. 117).

III.

123. — Noch bleibt davor zu warnen, ein Verfahren, das innerhalb des introjektionistischen Denkens erwünschte Früchte zu tragen schien, auf den Boden der reinen „vollen Erfahrung" zu übertragen. Innerhalb des Introjektionismus konnte man sagen: "Wohl mag der Mitmensch ein äusserst komplicirter Mechanismus sein; aber er ist doch 'noch etwas Anderes': und dieses 'Andere' — das ist das 'Psychische'. Nun giebt ja auch der Empiriokriticismus zu, dass in Bezug auf die mitmenschlichen Bewegungen eine 'mehr-als-mechanische Bedeutung' anzunehmen sei: diese 'mehr-als-mechanische Bedeutung' ist doch wohl eben das 'Psychische'."

Nein! Das „Mehr" in dem Begriff des 'Mehr-als-Mechanischen' ist nun und nimmer das 'Psychische' im metaphysisch-dualistischen Sinne: denn wenn ich dies „Mehr", das ich dem sich bewegenden Mitmenschen zugeschrieben habe, von demselben wieder abziehe, so bleibt der sich bewegende Mitmensch als blosses Gegenglied; und wenn ich dieses „Mehr" auf's neue hinzufüge, so erhalte ich nur den sich bewegenden Mitmenschen als Centralglied: da es aber überhaupt in der reinen „vollen Erfahrung" kein 'Psychisches' im metaphysisch-dualistischen Sinne giebt, so giebt es speciell ein solches auch nicht im rein aufgefassten Centralglied.

b. Der Unterschied von dem 'Empfindenden' und dem 'Empfindungslosen'.

I.

124. — Ein naheliegender Versuch, das 'Psychische' als eine besondere Wesenheit zu retten, kleidet sich in die Frage: Was ist der Unterschied von mir und dem Empfindungslosen, z. B. einem leblosen Bestandteil meiner Umgebung?

Der gefragte Unterschied wird dann dahin erläutert: 'Ich empfinde den Stich der Nadel, jener leblose Umgebungsbestandteil empfindet ihn nicht.' Und der unschwer zu erratende Sinn der Frage liegt in der Antwort, die sich der Fragende stillschweigend selbst giebt: 'Dass ich den Nadelstich empfinde — das ist das Psychische!'

125. — Konstatieren wir nun zunächst zweierlei:

1) In der Frage nach dem Unterschied von mir und dem empfindungslosen 'toten Umgebungsbestandteil' ist die Empfindungslosigkeit des 'toten Umgebungsbestandteiles' einfach vorausgesetzt.
2) Diese Frage, wenn sie überhaupt zu beantworten ist, ist nur zu beantworten von meinem unverlassbaren örtlichen Standpunkte aus und nur durch Vergleichung der beiden in Gegensatz gestellten Glieder: des in Bezug auf den Nadelstich empfindenden 'Ich' und des in Bezug auf den Nadelstich nicht-empfindenden 'leblosen Umgebungsbestandteiles'.

126. — Was heisst nun: 'Der leblose Umgebungsbestandteil empfindet den Nadelstich nicht'? Nehmen wir an — und das ist noch die logisch günstigste Annahme, die wir machen können — der Sinn dieses Satzes sei ein rein negativer: es wird verneint, dass der 'leblose Umgebungsbestandteil' den Nadelstich empfinde, und das heisst genauer: es wird verneint, dass jener 'Bestandteil meiner Umgebung' im selben Sinne, wie ich, den Nadelstich empfinde.

Um die Bedeutung dieser Verneinung zu verstehen, müssen wir der Bedeutung des positiven Satzes: 'Ich empfinde den Nadelstich' gedenken. Dieser aber bedeutet, dass in der Prin-

cipialkoordination „Individuum – Nadel“ das „Individuum“ Centralglied und die „Nadel“ Gegenglied ist; dass das Individuum ein 'Ich'-Bezeichnetes ist; dass das 'Ich'-Bezeichnete eine aus 'Sachen' und 'Gedanken' in bestimmter Weise zusammengesetzte Mannigfaltigkeit ist; dass — bei Eindringen der Nadel in die Haut — diese Mannigfaltigkeit vermehrt wird um ein (als *Schmerzhaftes* charakterisiertes) Element *Stich* [1]).

127. — Und was würde nun heissen: 'Der leblose Umgebungsbestandteil empfindet den Nadelstich'? Das würde heissen: Der 'leblose Umgebungsbestandteil' ist ein Wesen wie ich — er bildet, von meinem örtlichen Standpunkt aus betrachtet, mit der Nadel eine zweite Principialkoordination, in welcher die Nadel das Gegenglied und er selbst das Centralglied ist.

128. — Und folglich heisst: 'Der leblose Umgebungsbestandteil empfindet den Nadelstich nicht' nichts anderes als: Von meinem örtlichen Standpunkt aus betrachtet, ist der 'leblose Umgebungsbestandteil' nicht als Centralglied einer zweiten Principialkoordination anzunehmen, in welcher die Nadel in Bezug auf jenen Umgebungsbestandteil das Gegenglied wäre.

129. — Die Frage nach dem Unterschied von mir und dem empfindungslosen 'leblosen Umgebungsbestandteil' ist, wenn man den unverlassbaren örtlichen Standpunkt, von dem allein aus sie gestellt werden konnte und beantwortet werden müsste, nicht ausser Betracht fallen lässt, also zu der Frage geworden: 'Was ist, von meinem örtlichen Standpunkt aus betrachtet, der Unterschied zwischen einem Centralglied und einem Gegenglied, das blos als solches — nicht auch als Centralglied einer zweiten Principialkoordination — angenommen wird [2])?

II.

130. — Offenbar kann die Frage nach dem Unterschied zwischen Centralglied und blossem Gegenglied, wie sie von

---

1) Vgl. „Weltbegriff“ n. 141.

2) Vgl. hierzu oben n. 123.

meinem örtlichen Standpunkte aus sich stellt, auch nur durch Vergleichung von meinem örtlichen Standpunkte aus beantwortet werden.

Erinnern wir uns vorerst, dass unser natürlicher Weltbegriff zwei logisch verschiedenwertige Bestandteile enthält: eine Mannigfaltigkeit von tatsächlich Vorgefundenem und eine Hypothese (s. oben n. 20). Vergleiche ich mich als Centralglied mit dem 'leblosen Umgebungsbestandteil' als *blossem* Gegenglied soweit der Unterschied das tatsächlich Vorgefundene an mir und dem 'leblosen Umgebungsbestandteil' betrifft, so finde ich einen Unterschied der Grösse, Schwere, Farbe, Form etc. Es ist sofort klar, dass dieser Unterschied für die aufgeworfene Frage gar nicht in Betracht kommt.

131. — Ich müsste also, um denjenigen Unterschied, welcher hier in Betracht kommt, zu gewinnen, auf die in meinem natürlichen Weltbegriff eingeschlossene *Hypothese* übergehen. Der Inhalt derselben besteht aber darin, dass das Gegenglied einer Principialkoordination, welcher ich selbst als Centralglied zugehöre, in einer zweiten Principialkoordination gleichfalls und im selben Sinne als Centralglied angenommen wird. Nun ist aber der eigentliche Sinn der Voraussetzung, dass der 'leblose Umgebungsbestandteil' den Nadelstich nicht empfinde, doch gerade der, dass der 'leblose Umgebungsbestandteil' in Bezug auf die Nadel nicht Centralglied sei. Die Forderung, mich und den 'leblosen Umgebungsbestandteil' anders als bloss hinsichtlich des an mir und an jenem Bestandteil meiner Umgebung tatsächlich Vorgefundenen zu vergleichen, schliesst also bereits die Hypothese ein, dass der 'leblose Umgebungsbestandteil' nicht „blosses Gegenglied" sei und widerspricht somit der zu Grunde gelegten Voraussetzung, dass er „blosses Gegenglied" sei. Da demnach die Frage nach einem anderen Unterschied als den des tatsächlich Vorgefundenen einen fundamentalen Widerspruch enthält, so folgt, dass derjenige Unterschied, auf welchen es für die aufgeworfene

Frage ankommen müsste, hier gar nicht in Betracht gezogen werden darf.

III.

132. — Wir gingen oben (n. 126) von der Annahme aus, dass der Sinn des Satzes: 'Der leblose Umgebungsbestandteil empfindet den Nadelstich nicht' ein rein negativer sei; und diese Annahme war die logisch relativ günstigste. In Wahrheit steckt aber wohl bei der überwiegenden Mehrzahl derer, die so fragen, doch ein positiver Gedanke im Hintergrunde. Man hat „sich auf den Standpunkt des 'leblosen Umgebungsbestandteiles' gestellt" und sich eben damit bei dessen 'Nicht-Empfinden des Nadelstiches' doch etwas Positives gedacht. Nämlich dies: dass der 'leblose Umgebungsbestandteil' den Stich so wenig empfinde, wie man selbst ihn etwa im Schlaf, in der Narkose, bei unterbundenem Tastnerv u. s. w. empfindet.

133. — Dieser positive Sinn des negativen Satzes ergiebt aus dem Grunde den logisch noch bedenklicheren Fall, weil der nach dem Unterschied von 'sich' und dem 'empfindungslosen toten Umgebungsbestandteil' Fragende im selben Moment, wo er aus dem vorausgesetzten principiellen Unterschied 'seiner selbst' von dem 'leblosen Umgebungsbestandteil' eine besondere Wesenheit — das 'Psychische' — abzuleiten hofft, im Princip die Gleichung: 'Der leblose Umgebungsbestandteil ist ein Wesen wie ich' vollzieht und damit jenen principiellen Unterschied schon wieder aufgehoben hat.

IV.

134. — Nur eine einfache, aber nichts weniger als glückliche Variante dieses Versuches, eine besondere Wesenheit des 'Psychischen' zu begründen, stellt die Wendung dar: Allerdings komme der Unterschied der Grösse, Schwere, Farbe, Form u. s. w. für die Frage nach dem Unterschied von mir und dem empfindungslosen 'leblosen Umgebungsbestandteil' gar nicht in Betracht; aber dieser *äussere* Unterschied sei hierbei auch gar nicht gemeint — man meine natürlich den *inneren*

Unterschied zwischen sich und dem 'leblosen Umgebungsbestandteil'.

Auch in dieser Fassung bliebe die entscheidende Frage in Wahrheit von dem örtlichen Standpunkt aus gestellt, den man nun einmal dem Umgebungsbestandteile gegenüber unvermeidlicherweise einnimmt, und müsste von diesem örtlichen Standpunkte aus durch Vergleichung beantwortet werden: und dann ergäbe die sorgfältigste Vergleichung des Innern meiner selbst und des Innern des 'leblosen Umgebungsbestandteiles' gewiss die allergrössten Unterschiede der Konstitution — aber nicht den allergeringsten Unterschied zwischen mir und der vorausgesetzten Empfindungslosigkeit jenes Umgebungsbestandteiles.

135. — Und da anzunehmen ist, dass der Fragesteller diesen Misserfolg der Vergleichung selbst vorausgesehen haben werde, so folgt, dass sich weiter annehmen lasse: er habe doch eigentlich das 'Innere' nicht im Sinne einer wirklich räumlichen Bestimmung gemeint. Nun, in welchem Sinne er es gemeint habe, wissen wir sofort aus unseren früheren Betrachtungen. Es hat also in diesem Falle der Fragende zu dem allgemeinen Fehler: mit seiner Frage den Umgebungsbestandteil, der als blosses Gegenglied gedacht werden sollte, bereits als Centralglied gedacht zu haben, — noch den zweiten speciellen Fehler gefügt: den 'leblosen Umgebungsbestandteil' als Centralglied introjektionistisch bestimmt zu haben.

136. — Hiermit wäre denn die Frage: 'Was ist der Unterschied von mir und dem Empfindungslosen, z. B. einem 'leblosen Umgebungsbestandteil', auch *unsererseits* beantwortet; und zwar dahin: diese Frage entbehrt jedes logisch berechtigten Sinnes.

c. Der 'Grund' des 'Psychischen'.

I.

137. — Als letzter Versuch, das 'Psychische' als besondere Wesenheit im metaphysisch-dualistischen Sinne zu retten, dient eine vage Vorstellung, welche wohl auch als 'Seelen'-Ueberlebsel

aufzufassen ist: die Vorstellung vom specifischen 'Grund' des 'Psychischen' — von einem Etwas, das dem 'Psychischen als solchem' 'zu Grunde liegt' u. s. w. Wir merken diesen Versuch in der Form der Frage an: Was *macht*, dass ich den Stich empfinde und der leblose Umgebungsbestandteil nicht? Das sei eigentlich das, was man meine — das sei das 'Psychische'!

Diese Frage *könnte* einen Sinn haben; aber so, wie sie allermeist gestellt zu werden pflegt, ist auch sie nur eine verfehlte Variante der vorher besprochenen und hat ebensowenig einen brauchbaren Sinn wie diese. In ihrer gewöhnlichen Stellung bedeutet sie gleichfalls nichts anderes wie das Ungekannte und Falschverstandene als Mafsstab der wissenschaftlich sein sollenden Bestimmung! Das „Ungekannte"; denn auch hier soll das Gekannte — die „Erfahrung": *schmerzhafter Stich* — an dem Ungekannten, nämlich dem 'empfindungslosen leblosen Umgebungsbestandteil', den man als solchen nicht kennt und nie kennen wird und der, so wie man ihn zu kennen glaubt, sich schon zu etwas 'Empfindenden' umgewandelt hat[1]), gemessen werden. Das „Falschverstandene"; denn auch hier spielt die introjektionistische Fälschung hinein, welche aus dem 'Ich'-Bezeichneten ein 'Empfindendes' macht, während es als Centralglied einer Principialkoordination nur eine „Erfahrung" mit anderen „Erfahrungen" im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs — den Gegengliedern — ist.

II.

138. — Soll nun die letztberührte Frage einen brauchbaren Sinn haben oder erhalten, so müssen wir vor allem die Frage selbst erst richtig stellen. Und zwar zunächst den Sinn des ersten Teiles der Frage — also der Frage: Was *macht*, dass ich den Stich empfinde?

[1]) Vgl. oben n. 131 ff. Diese Umwandlung ist ganz unvermeidlich: denn dieses „Kennen" wäre immer nur eine „Rückführung auf Bekanntes" — und das 'Bekannte' ist in diesem Falle eben das 'empfindende Ich'.

Diese Teilaufgabe zerfällt aber sofort wieder in zwei andere Teilaufgaben: 1) Was heisst das: 'Ich *empfinde* den Stich'? und 2) Was heisst das: 'Was *macht*, dass ich den Stich empfinde'?

139. — Die in Teilaufgabe 1 enthaltene Frage findet alsbald (nach n. 126) ihre Beantwortung dahin, dass in der Principialkoordination 'Ich — Nadel' die als 'Ich' bezeichnete Mannigfaltigkeit von Elementen und Charakteren um ein (als *Schmerzhaftes* charakterisiertes) Element *Stich* vermehrt wird.

III.

140. — Infolge dieser Antwort auf Frage 1 formuliert sich aber Frage 2 so: Was *macht*, dass in der Principialkoordination 'Ich — Nadel' die als 'Ich' bezeichnete Mannigfaltigkeit von Elementen und Charakteren um ein (als *Schmerzhaftes* charakterisiertes) Element *Stich* vermehrt wird?

In dieser Frage ist anerkannt, dass das Element *Stich* und der Charakter *Schmerzhaft*, um welche das 'Ich'-Bezeichnete vermehrt wird, ein Bedingtes ist. Wir haben also weiter zu fragen:

a) Welche Bedingung ist das, von der das als 'schmerzhaft' charakterisierte Element 'Stich' abhängt?

b) In welchem Sinne hängt das als 'schmerzhaft' charakterisierte Element 'Stich' von jener Bedingung ab?

141. — Auf Frage a ergiebt die analytische Bestimmung der Abhängigkeit der genannten Erfahrung die Antwort: Das Element 'Stich' und die Charakteristik 'schmerzhaft' sind als unmittelbar abhängig von einer *bestimmten Aenderung des Systems C* zu denken[1]).

142. — Auf Frage b antwortet die gleiche analytische Bestimmung: Wenn das 'Ich'-Bezeichnete einer Principialkoordination den Substitutionswert einer *bestimmten Aenderung des Systems C* annimmt, so nehmen die Werte, welche die Principialkoordination zusammensetzen, also auch das 'Ich'-

[1]) „Weltbegriff" n. 158 ff., vgl. oben n. 112 ff.

Bezeichnete selbst, den Wert bestimmter *Elemente* und *Charaktere* an[1]).

IV.

143. — Jetzt lässt sich die Richtigstellung der Frage von n. 137 in einem gewissen Umfang mit einer Richtigstellung der Frage von n. 134 verbinden: Es ist nämlich nunmehr mit n. 141 ein analytischer Wert in die Betrachtung eingeführt, womit ich in der Tat von meinem örtlichen Standpunkte aus das Innere — und zwar im eigentlich räumlichen Sinne: das *Innere* des 'leblosen Umgebungsbestandteiles' mit meinem *Innern* vergleichen kann: nämlich die **Konstitution** des betreffenden Umgebungsbestandteiles und diejenige meines Systems *C*; und zwar kann ich sie vergleichen unter dem Gesichtspunkt der logischen Beziehung auf *Elemente* und *Charaktere* als *Abhängige* von *bestimmten Aenderungen des Systems C.*

144. — Diese logische Beziehung wird am einfachsten festgehalten, wenn man den Satz n. 141 auf den folgenden kurzen Ausdruck bringt:

> Wenn eine *bestimmte Aenderung des Systems C,* dann *bestimmte Elemente und Charaktere;*

und alsdann die Frage zunächst so formuliert:

> Angenommen, dass in dem Satze: „Wenn eine *bestimmte Aenderung des Systems C*, dann *bestimmte Elemente und Charaktere*" der Wert *bestimmte Aenderung des Systems C* als (logische) Bedingung, der Wert *bestimmte Elemente und Charaktere* als Bedingtes (im log. Sinne) gedacht wird, ist dann der 'leblose Umgebungsbestandteil' ausserhalb jeden (logischen) Bedingungsverhältnisses in Bezug auf die *bestimmten Elemente und Charaktere* zu denken oder nicht?

145. — Das aber heisst mit anderen Worten und zugleich unter zulässiger Verallgemeinerung der Frage:

> Ist der Unterschied der inneren Konstitution des Systems *C* von derjenigen der Umgebung, sofern dieselbe nur aus an sich leblosen Bestandteilen zusammengesetzt ge-

[1]) „Weltbegriff" n. 159 und Bem. zu n. 160.

dacht wird, ein so absoluter, dass die Aenderungen der Kombination jener leblosen Bestandteile absolut ausserhalb jeden (logischen) Bedingungsverhältnisses in Bezug auf die bestimmten Elemente und Charaktere, welche die Principialkoordination zusammensetzen, gedacht werden müssen? Oder sind diese Konstitution und jene Kombination in dem Sinne nur relativ verschieden, dass ein **stetiger Uebergang** von einer anfänglichen Kombination der 'leblosen Bestandteile' zu der innern Konstitution des Systems *C* und somit die 'leblosen Umgebungsbestandteile' doch als entferntere Bedingung von *Elementen und Charakteren* in eben dem Sinne denkbar sind, in welchem überhaupt das System *C* als Bedingung der die Principialkoordination und somit deren Centralglied zusammensetzenden *Elemente und Charaktere* gedacht werden kann? Und wenn das der Fall: welcherart ist jener Uebergang der Kombination der 'leblosen Umgebungsbestandteile' in die Konstitution des Systems *C* verwirklicht zu denken?

146. — So, scheint mir, wäre der Sinn der Frage richtig gestellt. Was aber bei dieser Richtigstellung herausspringt, ist wiederum nicht etwas 'Psychisches' als besondere Wesenheit im metaphysisch-dualistischen Sinne; sondern nur die (logische) Abhängigkeit der „partiellen Erfahrung": 'schmerzhafter Stich' von einer anderen „partiellen Erfahrung", welche wir als 'System *C*' bezeichnet haben[1]).

d. Der Dualismus 'Physisches — Psychisches' und der 'Parallelismus'.

I.

147. — Mit der Elimination des 'Psychischen' als 'Inneres', 'innere Seite' u. s. w. fällt auch der ebenso berühmte und beliebte als unhaltbare und widersinnige Parallelismus von

[1]) Die „Erfahrungen" des gewöhnlichen Sprachgebrauchs sind uns identisch mit den „partiellen Erfahrungen" (vgl. oben n. 76).

'Innerem' und 'Aeusserem', von 'innerem' und 'äusserem' 'Sein', von 'Innen'- und 'Aussenseite' des Gehirns, der Materie, der Welt — mit einem Wort: es fällt der sog. 'Parallelismus von Physischem und Psychischem' dahin. Und er ist um so sicherer der Ausschaltung aus dem Weltbegriff verfallen, als sich zu seiner Unhaltbarkeit und Widersinnigkeit, die aus unserer obigen Untersuchung resultieren, noch eine fundamentale Bedenklichkeit sog. „erkenntnistheoretischer" Art gesellt, welche darin liegt, dass, wenn es einen solchen 'Parallelismus' zwischen 'Physischem' und 'Psychischem' gäbe, 'wir' doch auf der Linie oder Seite des 'Psychischen' stehen müssten — die 'Körperwelt' aber auf derjenigen des 'Physischen': wir liefen also ewig beziehungslos neben einander her und könnten nicht einmal wissen, dass wir nebeneinander herliefen [1]).

II.

148. — Immerhin ergiebt auch die Analyse der „vollen Erfahrung" einen gewissen Parallelismus, sodass sich der gewöhnlich angenommene *metaphysische* Parallelismus — wie so oft das Metaphysische! — nur als eine Entstellung und Verfälschung des Empirischen erweist; und dieser *empirische* Parallelismus ist sogar ein zweifacher.

Zunächst derjenige, den wir bereits einmal gelegentlich angedeutet haben [2]). Die Bewegung, wie sie bei dem 'Ich'-Bezeichneten ein Vorgefundenes ist — die Bewegung der menschlichen Glieder hatte eine mechanische und eine amechanische Bedeutung: diese kann man, da weder die mechanische Bedeutung die amechanische, noch die amechanische die mechanische Bedeutung der menschlichen Bewegung im Sinne des Gesetzes der Erhaltung der Energie hervorbringt, vielleicht unbedenklich als zwei analytische Bestimmungen der menschlichen Bewegung bezeichnen, welche immer, wenn mensch-

---

1) Vgl. oben n. 46.
2) In der soeben citierten n. 46.

liche Bewegung in Bezug auf das bewegte menschliche Individuum selbst „Erfahrung" ist, parallel gehen.

149. — Sodann — und bei der wirren Durcheinandermengung der beiden *empirischen* Parallelismen in dem *metaphysischen* dürfte der zu erwähnende zweite der relativ leichter rekognoscierbare sein — sodann also der Parallelismus zwischen der einen „Erfahrung": *bestimmte Aenderungen des Systems C* als logische Bedingungen und den anderen „Erfahrungen", welche Farben und Töne, Lust und Unlust, mit Einem Wort: *Elemente und Charaktere* als logische Abhängige dieser „bestimmten Aenderungen des Systems C" darstellen.

III.

150. — Zum Schluss sei gestattet, das Hauptergebnis, das dieser Teil unserer Untersuchung gewonnen zu haben scheint, kurz in den Satz zusammenzufassen:

Die „volle Erfahrung" ist erhaben über den Dualismus von Physischem und Psychischem.

e. Die Bezeichnung des Gegenstandes der Psychologie.

I.

151. — Ich kann nach alledem schliesslich auch nicht sagen, das 'Psychische' sei zwar nicht eine besondere Substanz u. s. w. im metaphysisch-dualistischen Sinne, und erst recht nicht eine besondere „Erfahrung"; aber doch eine besondere „Betrachtungsweise" von „Erfahrungen". In dieser Hinsicht dürfte man doch wohl nicht ein Mehreres sagen, als dass eine gewisse Betrachtungsweise der „Erfahrungen" den in einem höhern Sinne *zufälligen* Anlass zu der logisch unberechtigten Annahme von etwas 'Psychischem' als besondere Wesenheit abgegeben hat und voraussichtlich noch auf lange Zeit hinaus abgeben wird.

Immerhin aber kann uns die Wendung von dem *Inhalt* der Betrachtung hinweg auf die Betrachtungs*weise* dazu dienen, eine wissenschaftlich berechtigte und brauchbare Bezeichnung des Gegenstandes der Psychologie zu gewinnen.

Denn wenn es zweifelhaft ist, ob man das 'Psychische', mit welchem Ausdruck immer eine besondere Wesenheit gemeint war, als eine blosse „Betrachtungsweise" auffassen dürfe, so ist es dagegen zweifellos logisch berechtigt, die Betrachtung der „Erfahrungen" unter dem besonderen Gesichtspunkt ihrer Abhängigkeit vom Individuum (vom System *C*) auch einer empirischen **Sonderwissenschaft** zuzuweisen und diese, mangels eines andern Namens und angesichts der relativen Unbedenklichkeit dieser Benennung, mit dem alten Namen weiter zu bezeichnen, den diejenige Wissenschaft bis heute getragen hat, welche sich schon immer — gleichgültig unter welchen irrigen Voraussetzungen und unhaltbaren Verquickungen — mit dieser Betrachtung beschäftigt hat: und das ist die Psychologie[1]).

152. — Will man nun den Gegenstand der empirischen Psychologie mit einem bequemen Ausdruck („*E*-Werte", „Aussage-Inhalte", „Erfahrungen" entsprechen dieser Anforderung vielleicht nicht in allen wünschenswerten Beziehungen), wie ein solcher bequemer Ausdruck 'psychisch' zweifellos war, technisch wieder bezeichnen, so möge man dann einfach von psychologischen Tatsachen, Zuständen, Gesetzen u. s. w. sprechen[2]).

---

[1]) Der Vergleich der Entwickelung der Psychologie aus der 'Lehre von der Seele als dem (substanziellen) *Princip* der Empfindung und Bewegung' zu der „Lehre von den Erfahrungen als (im logischen Sinne) *Abhängigen* des Systems *C*" — der Vergleich also dieser Entwickelung mit der Entwickelung der Astronomie aus der Astrologie und der Chemie aus der Alchemie wird durch unsere Darlegung noch näher bestätigt. — Allerdings haben diese Wissenschaften auch ihre Namen verändert; aber wegen der im Text erwähnten Unbedenklichkeit darf man es in der Tat bei dem alten Namen bewenden lassen — übrigens in Uebereinstimmung mit Fr. A. Lange (an der oben n. 6 citierten Stelle): „Es ist doch der Name brauchbar, so lange es hier irgend etwas zu thun giebt, was nicht von einer anderen Wissenschaft vollständig mit besorgt wird."

[2]) Wie man von *physiologischen Tatsachen*, *Zuständen*, *Gesetzen* u. s. w. spricht — und wie man von *physikalischen Objekten* sprechen sollte! Und warum sollte es nicht einmal „psycho-

II.

153. — Die Abhängigkeit des 'schmerzhaften Stiches' von einer bestimmten Aenderung des Systems *C* ist im Vorhergehenden als „logische" bezeichnet worden. Damit in den Begriff „logische Abhängigkeit" nicht sofort wieder allerlei Metaphysisches und Dualistisches hineingelegt — „hineingeheimnisst" oder einfach: hineingefälscht — werde, gestatte ich mir über jenen Begriff eine kurze Bemerkung.

Zunächst soll mit dem Ausdruck „logische Abhängigkeit" (und verwandten, wie z. B. „logisch bedingt") nichts über eine etwaige besondere Art Abhängigkeit gesagt sein. Das begrifflich Gemeinsame aller Arten der Abhängigkeit zwischen zwei veränderlichen Gliedern einer Funktionalbeziehung ist: Wenn sich das erste Glied ändert, so ändert sich auch das zweite[1]. Die Abhängigkeit in diesem Sinne des begrifflich Gemeinsamen dürfte für die allgemeine Beschreibung der Beziehung zwischen dem 'schmerzhaften Stich' und der „bestimmten Aenderung des Systems *C*", wie mir scheint, vollständig genügen[2]; ungenügend wird sie erst, wenn sich das Bedürfnis nach einer Unterscheidung dieser Funktionalbeziehung von anderen dazugesellt.

154. — Solche andere besondere Arten von Funktionalbeziehungen sind z. B. diejenige Abhängigkeit, welche unter das Gesetz der Erhaltung der Energie fällt, und die Abhängigkeit, in welcher mathematische Grössen, rein als solche betrachtet, zu einander stehen, wie z. B. Logarithmen und Grundzahlen. Erstere Art Abhängigkeit dürfte man als physische oder, besser, als „physikalische", d. h.: „Abhängigkeit im Sinne der Physik" — „Abhängigkeit im physikalischen Sinne" bezeichnen; letztere pflegt man „mathematische" zu benennen und sollte man als „Abhängigkeit im Sinne der Mathematik" bezeichnen.

---

logische Wahrheiten" geben im selben Sinne, wie es „mathematische Wahrheiten" giebt? (Vgl. unten n. 154 ff.)

1) Vgl. „Weltbegriff" n. 18.

2) Vgl. Kr. d. r. Erf. I, n. 91.

155. — Hiezu kommt nun als weitere besondere Art der Abhängigkeit im allgemein-begrifflichen Sinne diejenige der „Elemente“ und „Charaktere“ von den „bestimmten Aenderungen des Systems *C*“. Was diese Funktionalbeziehung besage, lässt sich, im Inhalt mit n. 142 übereinstimmend, aber in der Formulierung ein wenig mehr entfaltet, so ausdrücken: Wenn das System *C*, als Bestandteil des Centralgliedes oder eines Gegengliedes einer Principialkoordination, sich in einem bestimmten Sinne ändert, dann ändern sich in derselben Principialkoordination oder in derjenigen, in welcher das Gegenglied, dem das System *C* zugehört, wieder als Centralglied angenommen wird, die Elemente, bez. Charaktere, welche jene Principialkoordinationen zusammensetzen. (Es wird z. B. das 'Ich' bezeichnete Centralglied, zu welchem die in die Fingerspitze desselben eindringende Nadel das Gegenglied bildet, um das als 'schmerzhaft' charakterisierte Element 'Stich' vermehrt.)

Diese dritte Art Funktionalbeziehung könnte man als die „Abhängigkeit im Sinne der Psychologie“ oder kürzer, im Gegensatz zu der physikalischen und mathematischen, als „psychologische Abhängigkeit“ bezeichnen.

156. — Diese „psychologische Abhängigkeit“ ist dann ebensowenig etwas Mystisches und Transcendentes wie physikalische und mathematische Abhängigkeit; sondern ebensowohl, wie jene, nichts als eine analytische Bestimmung der Erfahrung als Vorgefundenes — und so soll denn auch die „psychologische Abhängigkeit“ nicht mehr besagen als eine analytische Bestimmung der „vollen Erfahrung“[1]).

[1]) Auch Ernst Mach ist auf dem Wege möglichst reiner Analyse des möglichst voraussetzungslos aufgefassten Vorgefundenen zu einem nahverwandten Ergebnis gelangt. Vgl. dessen „Beiträge zur Analyse der Empfindungen“, Jena 1886.

Zürich. R. Avenarius.

(Schluss folgt.)

Ueber subjectlose Sätze und das Verhältniss der Grammatik zu Logik und Psychologie.

(Sechster Artikel.)

F. D. Hume's und Kant's Lehre vom Existentialsatz.

Sowohl Erdmann als Sigwart suchen, wie wir sahen, der Lehre von der idiogenen Natur des Urtheils gegenüber die Behauptung aufrecht zu halten, dass auch der Existentialsatz Subject und Prädicat habe; nur soll es ein Prädicat von ganz eigenthümlicher Art sein, und sie glauben hierin mit Kant und Ersterer, so scheint es, auch mit D. Hume einig zu sein, was ihnen mit Recht als keine geringe Empfehlung ihrer Ansicht gilt.

Sein oder existiren, erklärt Sigwart (Imperson. S. 56), werde nicht im selben Sinne von einem Dinge ausgesagt, wie gehen oder fallen, roth oder rund. Denn hier bilde das Prädicat einen Bestandtheil des Inhalts der Subjectsvorstellung. „Sein“ aber sei kein Bestandtheil des vorgestellten Inhalts. Das habe Kant unwiderleglich festgestellt, indem er erklärte, dass „Sein“, obschon ein wahrhaftes Prädicat, doch niemals zu den inhaltlichen Bestimmungen eines Begriffes gehöre[1]).

---

[1]) Vgl. auch Logik[2] S. 94: „Eben darum ist auch klar, was Kant hauptsächlich hervorhebt, dass durch das Prädicat Sein zum Inhalt der Vorstellung als solcher schlechterdings nichts hinzukommt;..„Sein“ bildet also keinen Bestandtheil der Subjectsvorstellung, kein „reales Prädicat“ wie Kant sagt.“

Aehnlich ERDMANN. Das Prädicat „Existenz", so hören wir auch von ihm (Logik I S. 311), sei kein Merkmal im logischen Sinne, keine Inhaltsbestimmung des Subjects; dies zu behaupten könne seit den grundlegenden Erörterungen HUME's und KANT's keinem Kundigen mehr einfallen. „Ein als existirend wahrgenommener Gegenstand ist seinen Merkmalen nach nicht inhaltsreicher als eben derselbe, sofern er lediglich in der Erinnerung gegeben ist (dies soll wohl heissen: sofern mit seiner Vorstellung nicht der „Glaube an die Existenz" verbunden wird). Wäre er es, so würde kein Gegenstand unserer Erinnerung existiren können[1]) (gemeint ist wohl wiederum: so würde kein Gegenstand, von dessen Existenz wir absehen oder an dessen Existenz wir nicht glauben, existiren können). Denn sobald wir ihn existirend in der Wahrnehmung vorfänden, würde er um das Merkmal der Existenz bereichert, also verändert sein. Und ebensowenig könnte dementsprechend umgekehrt ein als existirend gegebener Gegenstand jemals in der Erinnerung festgehalten werden" (d. h. wohl: vorgestellt werden, ohne dass man an seine Existenz glaubt).

SIGWART und ERDMANN machen also übereinstimmend das Zugeständniss, dass die Vorstellung eines Gegenstandes A durch Hinzutritt des Gedankens, dass A sei, in ihrem Inhalt schlechterdings weder bereichert noch sonst irgendwie verändert werde.

---

[1]) Wenn wir hier, und ebenso im vorigen Satze, unter „Erinnerung" einen psychischen Zustand verstehen würden, der die Anerkennung des Gegenstandes oder den „Glauben an die Existenz desselben" involvirt, so fehlte dem Argument jede Basis. „Erinnern" kann also nicht etwa die Bedeutung haben wie in der Wendung: sich erinnern, dass heute des Vaters Geburtstag ist, und wenn es die Bedeutung hat wie in der Wendung: sich des gestrigen Vorfalls erinnern, so darf dabei nicht auf das positive Moment darin, das ja eben der Glaube an das gestrige Stattgefundenhaben des Vorfalls ist, sondern nur auf das Negative, das Nichtglauben an die gegenwärtige Existenz, Gewicht gelegt werden. Kurz: die ganze Ausdrucksweise ERDMANN's ist hier wenig glücklich.

Und dies scheint mir eine Concession, die — wenn man damit Ernst macht und der Logik ihren Lauf lässt — unweigerlich dazu führt, entweder zu lehren, dass der Existentialsatz ein analytischer im engsten (KANT'schen) Sinne sei, d. h. ein solcher, wo das Prädicat offen oder versteckt schon im Subjectsbegriffe liegt, oder aber zuzugeben, dass der einfache Glaube an die Existenz eines Gegenstandes A überhaupt nicht darin bestehe, dass von dem Begriff dieses Gegenstandes irgend ein anderer prädicirt wird. (Denn durch jede solche Verknüpfung mit einem Begriffe, der nicht schon in ihm enthalten ist, müsste A nothwendig irgendwie in seinem Inhalt verändert werden [1]).) Und da es nun nicht ERDMANN's und SIGWART's Ansicht ist, dass der Existentialsatz ein analytischer sei, so müssten sie meines Erachtens folgern, dass er überhaupt keinen Prädicatsbegriff enthalte. Wir kommen auf die genauere Erörterung dieses Punktes zurück. Zunächst aber scheint es uns geboten, die fälschliche Berufung auf jene Autoritäten zu beseitigen, wodurch die genannten neueren Logiker ihre unhaltbare Position zu stützen suchen.

Ich sage: es ist nicht richtig, dass D. HUME und dass KANT, so wie SIGWART und ERDMANN es thun, gelehrt hätten, im Existentialsatz sei ein Prädicatsbegriff gegeben, nur ein der Art absonderlicher, dass er das Subject weder bereicherte noch sonstwie veränderte.

---

[1]) Einen Prädicatsbegriff gelten lassen, der, ohne im Subjectsbegriff enthalten zu sein, dessen Inhalt doch in keiner Weise veränderte, hiesse ihm selbst jeden Inhalt absprechen. Und dass es Begriffe ohne Inhalt gebe, die dennoch wahrhaft Begriffe wären und Prädicate sein könnten, wird man doch Bedenken tragen zu behaupten. Wo SIGWART im § 6 seiner Logik die obersten Gattungen des Vorgestellten aufzählt, nimmt er denn auch keinen Anstand, die „modalen Relationsprädicate" als besondere Classe aufzuzählen. Nur wo er auf die Deutung des Existentialsatzes zu sprechen kommt, will er diesen Prädicaten, zu denen eben auch das vermeintliche Prädicat des Existentialsatzes gehören soll, die sonderbare Eigenschaft vindiciren zu einem Subjecte hinzugefügt, doch „kein Bestandtheil des vorgestellten Inhalts" zu sein und den Inhalt des Subjects weder zu bereichern noch sonst zu verändern.

Ganz besonders zum Verwundern ist, dass B. Erdmann auch dem genannten englischen Denker diese Ansicht zuzuschreiben scheint und nicht bemerkt hat, wie dessen Schriften vielmehr auf's Deutlichste das Gegentheil erkennen lassen. Wohl finden wir bei D. Hume Betrachtungen ähnlich den oben von Erdmann angestellten (nämlich die Erwägung, dass, wenn ich sage A ist, dadurch die Vorstellung von A gar nicht verändert wird), aber er hat daraus einfach geschlossen, was wirklich zu schliessen ist, nämlich dass „ist" gar kein Prädicat involvire, dass im Existentialsatz nicht eine Verknüpfung von zwei Vorstellungen (der Vorstellung eines Gegenstandes z. B. eines Pferdes und des Begriffes „Existenz"), sondern nur eine besondere Weise ausgedrückt werde, wie die Vorstellung des Gegenstandes (z. B. Pferd) unserem Bewusstsein gegenwärtig sei, eine Weise, die er das Glauben an das Vorgestellte nennt. Hume's Anschauung hat also gar keine Verwandtschaft mit derjenigen von Erdmann, der den Existentialsatz für einen prädicativen hält, sondern weit mehr mit derjenigen Brentano's, wonach darin nicht das Prädicat „Existenz" mit der Vorstellung eines Gegenstandes verknüpft, sondern der Gegenstand selbst anerkannt resp. geleugnet wird, Anerkennen und Leugnen aber eine besondere Weise des Bewusstseins vom Gegenstande ist. Nur spricht sich Brentano klar dahin aus, dass diese eigenthümliche Weise des Bewusstseins fundamental sowohl vom Vorstellen als vom Fühlen und Wollen verschieden und völlig sui generis sei, während Hume's Angaben darin nicht klar und unter sich übereinstimmend sind, indem er das „Glauben" bald als ein Fühlen (feeling or sentiment), bald als eine grössere Festigkeit oder Lebendigkeit des Vorstellens zu bezeichnen scheint[1]). Doch darin bleibt auch er sich treu, dass

[1]) Vgl. Treatise on human nature, book I part II sect VI und insbesondere auch den Appendix zu diesem Werke. We may therefore conclude, heisst es hier, that belief consists merely in a certain feeling or sentiment . . . When we are convinced of any matter of fact, we do nothing but conceive it, along with a certain feeling, different from what attends the mere reveries of the imagination; and when we express our incredulity concerning any fact, we mean,

nach ihm im Existentialsatz keinerlei Prädicat gegeben ist; ja er ist soweit von der Meinung, dass etwa der Begriff Existenz diese Function habe, entfernt, dass er vielmehr leugnet, dass wir überhaupt einen allgemeinen Begriff der Existenz, verschieden von den Vorstellungen der verschiedenen existirenden Gegenstände, hätten und meint, die Existenz sei nichts Anderes als der Gegenstand selbst[1]).

Kant geht nicht so weit. Er leugnet nicht, dass wir einen allgemeinen und einheitlichen Begriff der Existenz hätten. Aber

---

that the arguments for the fact produce not that feeling. Später aber hören wir: there is a greater firmness and solidity in the conceptions, which are objects of conviction and assurance. They strike upon us with more force; they are more present to us; the mind has a firmer hold of them u. s. w.

Beide Bestimmungen wiederholt er auch im Enquiry conc. h. u. Erst heisst es: The difference between fiction and belief lies in some sentiment or feeling. Später: Belief is nothing but a more vivid, lively, forcible, firm, steady conception of an object. Und weiter: Belief is something felt by the mind, which distinguishes the ideas of the judgment from the fictions of the imagination — . . . These ideas (sc. diejenigen, deren Gegenstand ich für wahr halte) take faster hold of my mind, than ideas of an inchanted castle. Doch ist vielleicht „lebendige oder festere Vorstellung" nur ein anderer Ausdruck dafür, dass die Vorstellung eben von jenem Gefühl begleitet sei, als welches Hume an anderen Stellen den Glauben bezeichnet.

[1]) Dies ist der Sinn von: „An ein Ding denken (to reflect on any thing simply) oder an dasselbe als existirend denkend, ist Eines und Dasselbe" — ein Satz des Treatise, der von H. Cornelius (Versuch einer Theorie der Existentialurtheile, 1894, S. 63) arg missverstanden worden ist, wenn er meint, Hume unterscheide demnach nicht zwischen „der existirenden Vorstellung und der Vorstellung des Existirenden". Der englische Denker weiss sehr wohl, dass zwar jede Vorstellung, die wir haben, existirt, aber nicht jeder ein existirender Gegenstand entspricht. Was er lehrt ist: an die Existenz eines Dinges glauben, sei nichts Anderes, als an das Ding selbst glauben, da A und existirendes A ganz derselbe Begriff sei (The idea of existence is the very same with the idea of what we conceive to be existent). Nicht aber ist es — wie Cornelius ihm imputirt — seine Meinung, an die Vorstellung eines Dinges glauben und an das Ding selbst glauben sei Eines und Dasselbe.

darin ist er mit HUME einig, dass im Existentialsatz nicht ein zweiter Begriff neben dem sog. Subjectsbegriff gegeben sei. Sein, sagt er in der Kritik der reinen Vernunft (ed. ERDMANN S. 421), „ist bloss die Position eines Dinges oder gewisser Bestimmungen an sich selbst[1]). Im logischen Gebrauch ist es lediglich die Copula eines Urtheils. Der Satz „Gott ist allmächtig“ enthält zwei Begriffe, die ihre Objecte haben, Gott und Allmacht; das Wörtchen „ist“ ist nicht noch ein Prädicat obenein, sondern nur das, was das Prädicat beziehungsweise auf's Subject setzt.“ In der That. Es ist nur Zeichen der Zuerkennung, nicht Zeichen eines Begriffes[2]). Eine analoge Stellung soll es nun aber nach KANT auch im Existentialsatze haben[3]). „Nehme ich, bemerkt er weiter, nun das Subject (Gott) mit allen seinen Prädicaten (worunter auch die Allmacht gehört) zusammen und sage: Gott ist oder es ist ein Gott, so setze ich kein neues Prädicat zum Begriffe von Gott, sondern nur das Subject an sich selbst mit all seinen Prädicaten, und zwar den Gegenstand in Beziehung auf meinen Begriff.“ Es soll also nach

[1]) „Wenn ich ein Ding, durch welche und wieviele Prädicate ich will, denke, so kommt dadurch, dass ich noch hinzusetze: dieses Ding ist, nicht das Mindeste zu dem Dinge hinzu“ (S. 422). Auch schon in der Schrift „Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes“, 1763, ist gesagt, das Dasein sei gar kein Prädicat von irgend einem Dinge, sondern die Setzung eines Dinges an und für sich selbst sammt allen seinen Prädicaten.

[2]) Nach ERDMANN, der eben auch hier von KANT abfällt, nur ohne sich dessen bewusst zu sein, wäre es doch Zeichen eines Begriffes, nämlich der „Giltigkeit“, die sich ja auch in „Vorstellungscomponenten“ auflösen soll!

[3]) Wäre ERDMANN wenigstens hierin KANT gefolgt, so müsste nach ihm der Existenzbegriff identisch sein mit dem der „Giltigkeit“. Statt dessen soll das Sein im Existentialsatz bald Vorgestelltwerden und bald Wirken bedeuten. Kurz! man führt mit Vorliebe KANT's grossen Namen im Munde, folgt ihm aber zuweilen gerade da am wenigsten, wo er der Wahrheit am nächsten kommt, und dahin gehört entschieden die Einsicht, dass das „ist“ im Existentialsatz das getreue Analogon der Copula des kategorischen Satzes ist.

KANT allerdings — und darin weicht er von D. HUME ab — auch hier das „ist“ in gewissem Sinne eine beziehungsweise Setzung (wir würden sagen: nicht eine einfache Anerkennung, sondern eine Zuerkennung) bezeichnen; das Urtheil soll kategorisch sein. Aber nicht zwei Begriffe sollen in Beziehung gesetzt werden wie beim gewöhnlichen kategorischen Urtheil, sondern es wird, meint KANT, dem Begriffe ein Gegenstand zuerkannt oder „beziehungsweise auf ihn gesetzt“; die kategorische Relation besteht zwischen Begriff und Gegenstand. Und damit ist natürlich der wirkliche Gegenstand gemeint; denn nur um diesen kann es sich bei der Frage, ob Gott ist, handeln[1]). Ein intentionales Object ist auch gegeben, wenn bloss die Vorstellung oder der Begriff Gottes vorliegt; denn schlechterdings jedes psychische Phänomen hat einen intentionalen Gegenstand. Hier ist aber die Frage, ob dem intentionalen Gegenstand oder dem Begriff (denn letzterer ist ja nichts Anderes als der intentionale Gegenstand des begrifflichen Gedankens als solcher) ein wirkliches Object correspondire. Dieses „kommt zum Begriffe (zum intentionalen Object) synthetisch hinzu“.

Ob diese Lehre, der wirkliche Gegenstand werde im Existentialsatz zum Begriffe in Relation gesetzt wie ein Prädicat zum Subject, haltbar sei, kann uns hier nicht weiter beschäftigen; aber dass es KANT's Lehre ist, sollte ausser Zweifel stehen[2]). Durch die Zuerkennung des „Sein“ soll der Begriff des Subjects nicht bereichert werden und dennoch der Existentialsatz ein synthetischer sein. Dies ist nur verständlich, indem — wie ja KANT auch ausdrücklich sagt — nach seiner Meinung hier zum Subjectsbegriff kein neuer Begriff, sondern der Gegenstand

---

[1]) KANT sagt ja auch selbst (bei Ausführung des bekannten Beispiels von den 100 Thalern) ausdrücklich: „Denn der Gegenstand ist bei der Wirklichkeit nicht bloss in meinem Begriffe analytisch enthalten, sondern kommt zu meinem Begriffe . . . synthetisch hinzu, ohne dass durch dieses Sein ausserhalb meinem Begriffe diese gedachten hundert Thaler selbst im mindesten vermehrt werden.“ Es ist also der wirkliche Gegenstand gemeint.

[2]) Vgl. auch den ersten dieser Artikel und BRENTANO, Psychol. I, S. 280.

in Beziehung gesetzt wird[1]. „Beide," kann er dann fortfahren, „müssen genau einerlei enthalten, und es kann daher zu dem Begriffe, der bloss die Möglichkeit ausdrückt, darum dass ich dessen Gegenstand als schlechthin gegeben (durch den Ausdruck: er ist) denke, nichts weiter hinzukommen. Und so enthält das Wirkliche nichts mehr als das bloss Mögliche. Hundert wirkliche Thaler enthalten nicht das Mindeste mehr als hundert mögliche. Denn da diese den Begriff, jene aber den Gegenstand und dessen Position an sich selbst bedeuten, so würde, im Fall dieser mehr enthielte als jener, mein Begriff nicht den ganzen Gegenstand ausdrücken und also auch nicht der angemessene Begriff von ihm sein. Aber in meinem Vermögensstande ist mehr bei hundert wirklichen Thalern . . . . denn der Gegenstand . . . . kommt zu meinem Begriffe synthetisch hinzu." So ist denn KANT, sowenig wie HUME, ein Parteigänger der Lehre, dass auch im Existentialsatz zwei Begriffe wie Subject und Prädicat verknüpft würden, und die entgegengesetzte Deutung seiner bezüglichen Aeusserungen erweist sich bei näherer Betrachtung als Missdeutung.

Was vorab SIGWART's Auslegung betrifft, so läuft sie darauf hinaus, dass er eine missverständliche Stelle der Kritik der r. V. in seinem Sinne benützt, unbekümmert um die Widersprüche, in die er dadurch den Autor bringt, und eine andere Stelle, obwohl sie deutlich spricht, von ihrem wahren Sinne offenkundig abwendig macht. Mit Letzterem meine ich denjenigen Passus, den wir oben auch angeführt haben, wo KANT erklärt, „Sein" sei bloss die Position eines Dinges, es setze den Gegenstand in Beziehung auf meinen Begriff und zu meinem Begriff komme der Gegenstand synthetisch hinzu. Daraus macht SIGWART: KANT stelle hier fest, „Sein" sei dem Begriffe gegenüber ein Relationsprädicat, das sein Verhältniss zum Erkenntnissvermögen

---

[1] So, aber auch nur so verstanden, hat SIGWART Recht, zu sagen, nach KANT sei der Existentialsatz kein synthetischer im gewöhnlichen Sinne. Es liegt nicht, wie gewöhnlich, eine Synthese von Begriffen vor, sondern eine Synthese zwischen Gegenstand und Begriff. Dies ist KANT's Meinung.

ausdrücke, m. a. W. „Sein" sei ein Prädicat, welches besage, dass, was begrifflich gedacht, auch der Anschauung gegeben sei oder mit einer Anschauung nach allgemeinen Gesetzen zusammenhänge.

Wäre dies Kant's Ansicht, dann allerdings hätte er damit gelehrt, dass im Existentialsatz ein zweiter Begriff zum Subjectsbegriff hinzukomme. Wenn „A ist" heisst: A ist der Anschauung gegeben oder hängt nach allgemeinen Gesetzen mit ihr zusammen, dann haben wir ja zweifellos einen Prädicatsbegriff vor uns. Allein sagt uns Kant an der angeführten Stelle nicht auf's Ausdrücklichste: im Satze „Gott ist" komme durch das „ist" kein neues Prädicat zum Begriffe von Gott hinzu (sowenig als das „ist" in dem Satze: Gott ist allmächtig ein Prädicat enthalte), sondern nur das Subject an sich selbst werde gesetzt mit all seinen Prädicaten? Sagt er nicht, statt wie sonst ein Begriff zum anderen, so komme hier der Gegenstand zum Begriffe (synthetisch) hinzu? Man frägt sich verwundert, wie doch Sigwart dazu kommen konnte, diese offenkundigen Aussprüche Kant's in ihr Gegentheil zu verkehren, und bei genauerem Zusehen sind die Schritte, auf denen es geschah, und die Verwechslungen, die zu ihnen führten, angebbar. Wenn Kant sagt: im Existentialsatz komme zum Subjectsbegriff der Gegenstand (synthetisch) hinzu, so substituirt Sigwart dem zunächst: zum Subjectsbegriff komme hier die Anschauung als Prädicat hinzu. Dies spricht Sigwart wiederholt als seine eigene Auffassung des Existentialsatzes aus, und dass er sie auch in Kant hineinliest, war wohl der erste Schritt in der vorliegenden Missdeutung desselben. Missdeutung! Denn der berühmte Autor sagt: der Gegenstand komme zum Begriffe hinzu, was etwas Anderes ist als die Anschauung des Gegenstandes[1]). Doch dabei vermag Sigwart nicht stehen zu bleiben. Er vermag als seine eigene und als

[1]) Kant war durchaus nicht der Meinung, dass, so oft ich mit Recht sage: etwas ist, die Anschauung dieses etwas zu seinem Begriffe hinzukomme. Wie hätte er sonst das Urtheil „Gott ist" als praktisch gerechtfertigt bezeichnen können? Und selbst zur theo-

Kant's vermeintliche Ansicht nicht festzuhalten, dass im Existentialsatz die Anschauung des Gegenstandes Prädicat sei, da dies zu offenkundig unhaltbar ist (wo wäre die Anschauung, wenn ich sage: Gott ist, es gibt Atome u. s. w. u. s. w.?), So macht er denn aus „Anschauung" den Begriff „der Anschauung gegeben sein oder mit ihr nach allgemeinen Gesetzen zusammenhängen" [1]), und indem er — ein Fehler, auf den wir auch schon bei anderer Gelegenheit hinweisen mussten — diese beiden ganz verschiedenen Dinge: die wirkliche Anschauung und jenen Begriff „der Anschauung gegeben sein u. s. w." verwechselt, deutet er auch dies in Kant hinein. Die Kluft zwischen dieser Interpretation, wonach doch im Existentialsatze deutlich ein Prädicatsbegriff gegeben wäre und der wirklichen Kant'schen Lehre, die dies ausdrücklich leugnet, wird für Sigwart verhüllt durch Verwechslung jenes Prädicats*begriffes* mit der *Anschauung* und der „Anschauung" mit dem „Gegenstand".

Doch nicht bloss hier, sondern auch an einer anderen Stelle wird er der wahren Ansicht Kant's nicht gerecht, obwohl dort seine Auslegung auf den ersten Blick etwas mehr für sich zu haben scheint. Kant sagt S. 421, „Sein" sei offenbar kein „reales Prädicat", keine *Bestimmung*, d. i. ein Prädicat, welches über den Begriff des Subjects hinzukommt und ihn vergrössert. Daraus schliesst Sigwart, es sei nach Kant also wenigstens ein nichtreales Prädicat, und er versteht — das muss man wenigstens aus den Beispielen, die er gibt,

---

retischen Rechtfertigung des „ist" gehört nach ihm nicht, dass ich jedes Mal die factische Anschauung habe, wo ich sage „A ist", sondern höchstens, dass die Anschau*barkeit* dargethan sei. Der „Gegenstand kommt zum Begriffe hinzu" heisst also nach ihm keineswegs — wie Sigwart ihm zunächst unterschiebt — im Existentialsatz sei die *Anschauung* Prädicat.

[1]) Vgl. Imperson. S. 53 mit 56. Aehnlich ist es in der Logik² S. 94. Auch da heisst es erst, im Existentialsatz sei die *Anschauung* Prädicat; sofort aber wird an die Stelle gesetzt: es werde ausgesagt, dass die Subjectsvorstellung *mit einem anschaubaren Objecte übereinstimme*.

entnehmen — diese Unterscheidung ungefähr im alten aristotelischen Sinne, wonach „real" soviel wie sachhaltig, „nichtreal" das Gegentheil bedeutet[1]). Wenn auch ein nichtreales, so sei aber „Sein" danach doch vom logischen Gesichtspunkte ein wahrhaftes Prädicat, und nur darum könne KANT den Existentialsatz einen synthetischen nennen.

Nun macht die Kritik der r. V. in der That, kurz bevor sie erklärt, „Sein" sei kein „reales Prädicat", die Unterscheidung zwischen einem logischen und einem realen Prädicate (oder einer „Bestimmung"). Allein man thut Unrecht, daraus zu schliessen, KANT betrachte also „Sein" als ein logisches Prädicat. Denn dies würde ihn ja, gemäss den Bestimmungen, die er ebenda von einem logischen und realen Prädicate gibt, sofort dazu geführt haben, den Existentialsatz für einen analytischen zu erklären, wovon er unbestrittener Maassen das Gegentheil lehrt[2]). Er definirt nämlich (ganz anders als Aristoteles) ein „reales Prädicat" oder eine „Bestimmung" als ein solches, welches über den Begriff des Subjects hinzukommt und ihn vergrössert. „Sie (die Bestimmung) muss also nicht

[1]) Als reale Prädicate bezeichnet SIGWART roth, rund, fallen u. s. w.; als nichtreale alle von ihm sog. modalen Relationsprädicate, d. h. alle diejenigen, welche eine Beziehung eines Objectes zu unseren psychischen Thätigkeiten ausdrücken, also: existirend, erkannt, gewollt, geliebt, gefürchtet, geboten, verboten, gut, schlecht, genannt, Zweck, Zeichen u. s. w. Ja Logik² I. S. 81 scheint er alle Relationen auf gleiche Stufe zu stellen mit dem Prädicat Existenz. Auch in dem Satze: A ist gleich B, verschieden von B, grösser als B, früher resp. später als B u. s. w. werde an der Vorstellung des Subjects nichts geändert, ob ihm das Prädicat zu- oder abgesprochen werde. Danach kann man hier unter „Aenderung" nicht wohl etwas Anderes verstehen als eine reale Aenderung, und unter Prädicaten, die den Inhalt des Subjects nicht „ändern" sollen, Prädicate, die im alten Aristotelischen Sinne keine realen Prädicate sind. Dies gilt in der That von den meisten (wenn auch nicht, wie SIGWART hier zu glauben scheint, von allen) Relationen. Die Mehrzahl sind keine reale Prädicate im alten Sinne.

[2]) Vgl. S. 421: „Gesteht ihr dagegen, wie es billigermaassen jeder Vernünftige gestehen muss, dass ein jeder Existentialsatz synthetisch sei u. s. w.

schon in ihm enthalten sein." Danach ist ein reales Prädicat in Kant's Sinne ein solches, welches in einem synthetischen Urtheile vorkommt, und da „Sein", wie sofort von ihm betont wird, kein reales Prädicat, d. i., wie er nochmals hinzusetzt, nicht „ein Begriff von irgend Etwas, was zu dem Begriffe eines Dinges hinzukommen könnte", ist, so müsste es, wenn es überhaupt ein Prädicat ist, ein solches sein, wie es nur in einem analytischen Satze gefunden wird, nämlich ein Begriff, der offen oder versteckt schon im Subjectsbegriff läge. Aus diesem drohenden Widerstreit gibt es nur einen Ausweg. Kant lehrt eben, fortfahrend, dass im Existentialurtheil überhaupt nicht ein Begriff Prädicat sei, und so entgeht er der Consequenz, dass nach jener Bestimmung das Existentialurtheil ein analytisches sein müsste. Der Existentialsatz ist synthetisch, indem nicht der Begriff „Sein", sondern der Gegenstand hier synthetisch zum Subjecte hinzukommt.

Sigwart fühlt selbst, dass nach Kant der Existentialsatz nicht ein synthetischer Satz im gewöhnlichen Sinne sein soll; aber er gibt dem gewiss eine verfehlte Deutung, indem er meint, das Ungewöhnliche liege darin, dass er nicht ein Prädicat habe wie roth oder rund, gehen oder fallen, also nicht ein reales Prädicat im alten Aristotelischen Sinne, sondern ein nicht reales Relationsprädicat. Wäre dies in Kant's Sinne, dann wären nach ihm die Sätze, deren Prädicate nicht reale im alten Sinne sind, z. B. A ist geboten, verboten, gehofft, gefürchtet, gut, schlecht, Mittel, Zeichen, bezeichnet, so-genannt, nothwendig, möglich, vergangen, zukünftig u. s. w.; ferner A ist früher, später, grösser, kleiner als B; A ist gleich, ähnlich B, verschieden von B u. s. f. insgesammt nicht im gewöhnlichen Sinne synthetisch, und dies scheint mir denn doch Allem, was er darüber lehrt, direct zuwider zu laufen. Er sagt in der Einleitung zur Kritik der r. V., zum synthetischen Urtheil gehöre, dass das Prädicat B ganz ausser dem Begriffe des Subjects liege; dass zu dem Subject ein Prädicat hinzugethan werde, welches in jenem gar nicht gegeben war und durch keine Zergliederung aus ihm hätte gewonnen werden können.

Das ist Alles, was nach KANT zum Begriffe des synthetischen Urtheils erforderlich ist. Nun kann SIGWART (Log.[2] S. 94) gerade bezüglich der Relationsprädicate nicht umhin, sie uns als solche zu schildern, die nicht zum Bestande der Subjectsvorstellung gehören, sondern über diese Vorstellung hinausgehen. Sie sind also, wenn irgend eines, wohlgeeignet, in einem wahrhaft synthetischen Urtheile (nach KANT's Begriffe) Prädicat zu sein; sie sind im KANT'schen Sinne „reale Prädicate", d. h. solche, „welche über den Begriff des Subjects hinzukommen und ihn vergrössern", nicht „logische", „welche schon in ihm enthalten" sind. Ueberhaupt, wer wird glauben, dass nach KANT die mathematischen insgesammt nicht im gewöhnlichen Sinne synthetische Sätze seien? Und doch sagen gerade sie sammt und sonders Relationen, und zwar nichtreale Relationen aus; nach SIGWART's Deutung der KANT'schen Lehre und des „realen Prädicats", das im gewöhnlichen synthetischen Satze fungiren müsse, könnten sie also sammt und sonders keine gewöhnliche synthetische Urtheile sein. Das — meine ich — müsste diesen Autor doch aufmerksam machen, dass er hier KANT missdeutet.

Soviel von seinem Versuche, KANT so auszulegen, dass nach ihm im Existentialsatz der Begriff „Sein" Prädicat wäre.

Was aber ERDMANN betrifft, so macht er sich die Sache doch etwas leicht. Er begnügt sich eigentlich zu behaupten, KANT habe „in seinen Erörterungen nirgend einen Zweifel darüber gelassen, dass ihm das „Sein" ein logisches Prädicat ist". In Wahrheit sagt der berühmte Autor überall bloss, „Sein" sei kein reales Prädicat. Dass es im Existentialsatz als logisches fungire, sagt er nirgends, sonst müsste er — wie schon bemerkt — nach den Bestimmungen, die er eben zuvor von einem „logischen Prädicat" gegeben, den Existentialsatz für einen analytischen und könnte ihn nicht, wie er mit aller Entschiedenheit thut, für einen synthetischen erklären.

Dass im Uebrigen ERDMANN den Begriff Sein ganz anders deutet als SIGWART, obschon, wie es scheint, beide der Meinung sind, hierin im Wesentlichen KANT zu folgen, wird sich der

Leser schon gesagt haben. SIGWART meint, KANT habe festgestellt, Sein sei ein modales Relationsprädicat. Nach ERDMANN dagegen soll es, im eigentlichen Sinne verstanden, Wirken bedeuten [1]). Das geht weit auseinander und muss auch da einiges Misstrauen erwecken, wo beide Forscher in der Auslegung KANT's einig gehen. Die Untersuchung hat dieses Misstrauen gerechtfertigt.

G. Ist „Existiren" ein Prädicat und welcher Art?

Wir haben uns im Vorausgehenden überzeugt, dass sowohl KANT als HUME lehren, im Satze „A ist" sei kein Prädicatsbegriff gegeben. D. HUME geht sogar soweit, zu leugnen, dass es einen einheitlichen Begriff der „Existenz" gebe, wie man ihn so häufig in das „ist" hineininterpretirt hat. KANT geht soweit nicht, und in der That liegt jene Leugnung nicht nothwendig in der Consequenz derjenigen Ansicht, die beiden gemeinsam ist und würde auch durchaus nicht den Thatsachen entsprechen. Es gibt in Wahrheit einen einheitlichen Begriff der Existenz. Zwar im einfachen und ursprünglichen Urtheil „A ist" ist er nicht als Prädicat gegeben. „A ist" bedeutet nichts Anderes als die Anerkennung von A. Aber in Reflexion auf eine solche Anerkennung, wenn sie richtig ist, kann nun der Begriff des mit Recht-anerkannt-werden-könnens abstrahirt werden, und dies ist derjenige der Existenz. Existirend heisst Alles, was mit Recht anerkannt werden kann [3]). Und dieser

---

[1]) Will man vollständig sein, so muss überdies daran erinnert werden, dass sogar SIGWART selbst nicht bei seiner oben erwähnten Bestimmung des Begriffes bleibt. Er gibt, wie schon früher hervorgehoben wurde, ehe man sich's versieht, auch wieder andere Bedeutungen dafür an und solche, wonach es durchaus nicht eine blosse Relation zu unserem Erkenntnissvermögen besagen würde.

[2]) Ebensowenig der Begriff der „Position". Er konnte nicht gewonnen werden, ehe man etwas ponirt hatte, und eben dieses Setzen, d. h. Anerkennen eines Gegenstandes (HERBART sagt unglücklich: eines Begriffes) ist der Sinn des primitiven Existentialsatzes.

[3]) So haben wir schon in II dieser Artikel, in Uebereinstimmung mit BRENTANO, den Begriff bestimmt. Es ist also ein schweres Missverständniss, wenn ENOCH (a. a. O. S. 453) meint, BRENTANO setze den Satz „A ist" = „A wird anerkannt", und wenn er

Begriff, einmal gebildet, kann wie jeder andere, mit einem Subjecte A, B, C prädicativ verknüpft, von ihm ausgesagt werden. Ich kann sagen: A ist existirend, und diese Prädication ist zwar nicht identisch mit „A ist", aber ihm äquivalent, ganz analog wie „dass A ist, ist wahr" ein zusammengesetzteres Aequivalent von A ist bildet.

Schon am angeführten Orte haben wir uns auch angelegen sein lassen, vom Existenzbegriff den des Realen, der oft damit verwechselt worden ist, klar und scharf zu scheiden[1]). Zur Ergänzung des dort darüber Gesagten möge noch Folgendes dienen. Man unterscheidet am besten drei Classen von Prädicaten: reale, nichtreale und solche, die in dieser Hinsicht unbestimmt (*ἀόριστα*) sind. Ein reales Prädicat kann nur Realem zukommen; so: zwei Fuss gross, viereckig, roth, hart, liebend, hassend, urtheilend. Ein nichtreales kann nur Nichtrealem zukommen, und wird der betreffende Name zum Namen eines

---

auf Grund dessen seine Lehre eines „unerträglichen Subjectivismus" zeiht. Nicht dass etwas thatsächlich in einem anerkennenden Urtheil anerkannt (resp. in einem verwerfenden geleugnet) sei, gehört zum Begriff der Existenz (resp. Nichtexistenz) —, dies würde allerdings einen unsinnigen Subjectivismus involviren — sondern dass es anerkannt (resp. verworfen) zu werden verdiene, dass es ein Anzuerkennendes (resp. zu Verwerfendes) sei. Wie schon früher bemerkt, ist der Begriff des Existirenden völlig identisch mit dem des Wahren, in dem (übertragenen und uneigentlichen) Sinn, wie derselbe von Urtheilsgegenständen gebraucht wird, und nur eine Laune des Sprachgebrauchs verbietet es, beide Termini permiscue zu gebrauchen. So spricht man zwar von einer wahren Begebenheit im Gegensatz zu einer ersonnenen, nennt dagegen eine Substanz, die man für etwas nicht bloss Fabelhaftes hält, wirklich oder existirend, nicht wahr.

[1]) Auch von neueren Forschern, wie wir dort sahen, so von Lotze und Sigwart; vom Letzteren auch wieder in der 2. Aufl. der Logik (vgl. S. 100 u. ö.). Ebenso von A. Riehl (Beiträge zur Logik. Diese Zeitschr. XVI S. 1 ff.) und 133 ff. u. B. Erdmann. Dieser identificirt ja Sein im eigentlichen Sinn (dem das bloss ideale Sein des Vorgestelltwerdens gegenüberstehen soll) mit Wirken; offenbar weil er dabei an Realität denkt. Denn vom Realen ist das Wirken wenigstens ein proprium, wenn auch nicht identisch damit.

Realen hinzugefügt, so modificirt er ihn zum Namen eines Nichtrealen; so die Termini: nichtexistirend (fehlend), gewesen, zukünftig, unmöglich, bloss möglich, bloss vorgestellt, bloss gewünscht u. s. w. Ein ἀόριστον dagegen kann sowohl Realem als Nichtrealem zukommen; nur bereichert es das Reale, zu dem es hinzukommt, eben nicht um eine reale Bestimmung; so: nichtroth, nichteckig, Nicht-Mensch[1]). Aber auch: beurtheilt, geliebt, geboten, verboten, Thatsache, glaublich, gut, schlecht, Zweck, gemalt, bezeichnet u. s. w.[2]), ferner: gleich, ähnlich, verschieden u. dgl. Hieher gehört nun auch das Prädicat existirend; es ist kein reales, sondern ein ἀόριστον. Dagegen gilt von dem Terminus nichtexistirend, dass er nur Nichtrealem zukommt und den Namen eines Realen zu dem eines Nichtrealen modificirt. Ein nichtexistirendes Pferd ist keine Realität, so wenig als ein bloss vorgestelltes, ein bloss gewünschtes. Und dieser Umstand, dass b l o s s das Existirende (wenn auch nicht alles Existirende) ein Reales ist, hat wohl dazu geführt, dass derselbe Name (Seiendes, ὄν u. s. w.) äquivok für Beides verwendet wurde.

Noch sei bemerkt, dass Pferd und existirendes Pferd äquivalente Begriffe sind, d. h. ihr Geltungsgebiet durchaus denselben Umfang hat. Aus der Richtigkeit der Anerkennung des Einen ergibt sich analytisch die Anerkennung des Anderen. Ein Pferd, welches im eigentlichen Sinne diesen Namen ver-

---

1) Speciell diese negativen Termini nannte Aristoteles ἀόριστα. Sie lassen „unbestimmt“, ob dasjenige, von dem sie ausgesagt werden, etwas Reales sei oder nicht. Da aber auch andere Prädicate diese Eigenthümlichkeit mit ihnen theilen, kann man den Namen ἀόριστα auf diese ganze Classe ausdehnen. Mit der ursprünglichen Beschränkung des Namens ἀόριστον auf die negativen Termini hängt bekanntlich der Name des „unendlichen“ Urtheils zusammen. Doch konnte diese letztere Bezeichnung nur durch mehrfaches Missverständniss aus der alten aristotelischen werden. Nicht bloss ist „unendlich“ eine falsche Uebersetzung von ἀόριστον, sondern es ist hier auch der Name auf U r t h e i l e angewendet, welche einen negativen Prädicatsbegriff enthalten, während Aristoteles eben diese B e g r i f f e selbst so nannte.

2) Also die von Sigwart sog. modalen Relationsprädicate.

dient, ist selbstverständlich ein Pferd, welches ist, also ein existirendes Pferd. Ferner: Wenn ein existirendes Pferd verworfen wird, so wird ein Pferd im eigentlichen Sinne verworfen. Denn ein Pferd, welches nicht existirt, ist nicht etwas, was eigentlich diesen Namen verdient, obwohl immerhin „etwas“.

Unsere obigen Angaben über den Begriff der Existenz sind in Uebereinstimmung mit den von Brentano in seiner Psychologie (I, S. 279) und in der Schrift „Vom Ursprung sittlicher Erkenntniss“ gegebenen. Erdmann beklagt sich über die Dunkelheit derselben. Wie mir scheint, ganz ohne Grund. Allerdings hätte derjenige, dem sie bloss in der Form des Referates in der Erdmann'schen Logik bekannt wären, Schwierigkeit, sie zu verstehen, mag nun die Schuld an einem blossen Druckfehler (den ich aber im Verzeichniss derselben umsonst suche) oder anderswo liegen. Dieses Buch sagt nämlich S. 314, nach Brentano gehöre, wie „zum Urtheil das Beurtheilte, so zur Richtigkeit des bejahenden Urtheils die Existenz des bejahend Beurtheilten, zur Richtigkeit des verneinenden die Existenz des verneinend Beurtheilten“. Es muss natürlich heissen: zur Richtigkeit des verneinenden die Nichtexistenz des verneinend Beurtheilten. Erdmann fügt bei, er sehe nicht, wie Brentano's Erklärung für die von ihm selbst gewählten Beispiele zureiche. Das begreift sich sehr wohl, wenn das eben angeführte Versehen, das ja beim verneinenden Urtheil die Sache geradezu auf den Kopf stellt, mehr als ein Druckfehler ist.

Einen Vorwurf ganz anderer Art macht Jerusalem (Zeitschr. f. d. österreich. Gymnas., 1892. S. 445) dieser Deutung des Existenzbegriffes, nämlich den, dass „die ganze Erörterung, die beim ersten Lesen wirklich den Eindruck des Tiefsinns mache“, sich schliesslich „in eine blosse Tautologie verwandle“. „Zuerst — so referirt er — sagt man, der Existenzbegriff sei aus der Reflexion auf die anerkennenden Urtheile gewonnen, dann schleicht sich unvermerkt der Begriff der Wahrheit ein und schliesslich erfährt man, dass Wahrheit — Existenz correlative Begriffe sind, wird aber weder darüber belehrt, was Wahrheit, noch was Existenz ist. Wann ist ein Urtheil wahr? Wenn sein Gegenstand existirt. Wann existirt ein Gegenstand? Wenn das Urtheil, welches ihn anerkennt, richtig ist. Mehr folgt schlechterdings nicht aus Marty's und Brentano's Erörterungen,“ und somit habe man, schliesst er, nicht das Recht, sie als eine Aufhellung des Existenzbegriffes auszugeben.

Demgegenüber haben wir zunächst zu berichtigen, dass weder in Brentano's Erörterung (Urspr. d. sittl. Erk., S. 76) noch in der

meinigen (vgl. den zweiten dieser Artikel) der Begriff der Wahrheit sich unvermerkt einschleicht. Ausdrücklich haben wir vielmehr immer betont, im Existenzbegriff liege die Beziehung zur Wahrheit des Urtheils, nur fügten wir hinzu: zur Wahrheit des anerkennenden Urtheils. Denn es sind eben nicht, wie Jerusalem irrthümlich als unsere Meinung referirt, Wahrheit (in dem Sinne, wie sie dem Urtheile zukommt) und Existenz correlative Begriffe. Der Wahrheit des verwerfenden Urtheils (A ist nicht) entspricht ja nicht die Existenz, sondern die Nichtexistenz des Gegenstandes.

Doch nun zum Vorwurf der „Tautologie". Um sie zu vermeiden, so hören wir weiter von Jerusalem, „hätte Marty den Begriff der Existenz aus den evidenten Urtheilen ableiten müssen", weil nur sie sich unmittelbar als wahr von den unwahren unterscheiden lassen[1]). Allein da entstehe die Schwierigkeit, dass diese sich darum nicht zu dem fraglichen Zwecke eigneten, weil es meistens Relationsurtheile seien und in ihnen trete das Moment der Anerkennung nicht so deutlich hervor, dass es dazu herausfordere, darauf zu reflectiren.

Ich lasse die letztere Bemerkung Jerusalem's, dass die evidenten Urtheile meist Relationsurtheile seien (auch die der inneren Wahrnehmung?), und dass — wenn ich recht verstehe — bei diesen nicht deutlich genug sei, ob sie bejahend oder verneinend sind(!!) u. s. w. bei Seite. Und ich kann dies Alles bei Seite lassen, da sich leicht zeigen lässt, dass es überhaupt ungehörig ist, den Begriff der Evidenz in den der Existenz hineinzuziehen, wie Jerusalem will. Eine Beziehung zur Wahrheit des (anerkennenden) Urtheils liegt im Begriffe „Existiren", zur Evidenz gar nicht. Dazu, dass etwas existire, gehört zwar, dass es mit Wahrheit aber nicht, dass es mit Evidenz anerkannt werden könne. Und wenn der Autor argumentirt, wir

---

[1]) Aehnliches, wie Jerusalem gegen mich, bemerkt Enoch (a. a. O. S. 453) gegen Brentano. Ja er lässt ihn geradezu lehren, da nur Urtheile, welche von unseren Vorstellungsinhalten die Existenz aussagen, „selbstevident" seien, seien sie die Grundlage, auf welcher der Begriff der Existenz für uns entstehe. Und daraus ergebe sich, dass der genannte Forscher Existenz = Vorstellbarkeit setze.

Es ist dies aber nur eine Kette von Missverständnissen, bei der nicht weiter zu verweilen lohnt. Auch auf Enoch's eigene Lehre von der Existenz und vom Sinne des Existentialsatzes (er meint, Existenz bedeute „Vorstellbarkeit", die sog. Existentialsätze aber enthielten immer eine Realitätsbehauptung und „Realität" bedeute bei Gegenständen Wahrnehmbarkeit, bei Begriffen Widerspruchslosigkeit; „es gibt einen Thaler" z. B. heisse: es ist möglich, einen Thaler zu sehen) ist nach dem Obigen nicht mehr nöthig einzugehen.

könnten nicht auf die Wahrheit eines Urtheils reflectiren, ohne sie zu erkennen und sie (nach Brentano's eigener Lehre) nicht erkennen ausser bei evidenten Urtheilen, folglich liege im Begriffe Existenz doch auch derjenige der Evidenz, so verwechselt er offenbar die Frage nach dem Inhalt des Begriffs mit der Frage nach den Bedingungen seines Zustandekommens. Die Definition ist die Lösung der ersten Frage; die der zweiten ist eine Sache für sich. Das Auge, ja auch das Gehirn ist eine Bedingung für das Zustandekommen des Begriffes „roth". Gehören sie deswegen auch zum Inhalte desselben? Nur eine Inhaltsangabe, eine Definition, aber wollten wir mit der von Jerusalem beanstandeten Erklärung des Existenzbegriffes geben.

Doch dieser Autor scheint mir überhaupt von einer Definition ganz Anderes und mehr zu verlangen, als in ihrem Wesen liegt. Eine Definition im strengen Sinne gibt man, so oft man einen minder verständlichen Namen durch einen gleichbedeutenden verständlicheren erklärt. Sie ist in Wahrheit eine Namenerklärung, nichts mehr; und nichts Anderes wollten auch wir geben, indem wir sagten: existiren heisse mit Recht anerkannt werden können.

Im weniger strengen Sinne nennt man auch diejenigen Namenerklärungen Definitionen, welche einen Begriff verdeutlichen, indem sie nicht seinen eigenen Inhalt angeben, sondern den eines anderen, der ein proprium des ersteren ist, oder dessen Gegenstand im Verhältniss einer Ursache oder Wirkung zum Gegenstand des ersteren steht u. dgl. In einem solchen Falle enthält die sog. Definition nicht eigentlich den zu definirenden Begriff, sondern einen andern, der aber geeignet ist, auf den ersten hinzuführen, da er in einem bestimmten und genau angebbaren Verhältniss zu ihm steht. Doch dies sind, wie gesagt, weniger eigentliche, sog. umschreibende Definitionen. Die strenge Definition dagegen bezeichnet, nur mit anderen verständlicheren Worten, eben denselben Begriff wie der zu definirende Name und ist in diesem Sinne nothwendig und wesentlich eine Tautologie. Und nur in diesem Sinne, in welchem tautologisch zu sein ein unentbehrliches Erforderniss jeder strengen Definition ist, ist auch unsere Definition der Existenz tautologisch, nicht etwa so, dass sie zur Erklärung des Namens einfach denselben Namen wiederholte. Nicht denselben Namen wiederholen wir, wohl aber denselben Begriff, während Erdmann, dessen vermeintliche Definition Jerusalem adoptirt, dabei zu einem ganz anderen Begriff übergeht, indem er sagt: existiren heisse wirken. Das ist freilich in keinem Sinne tautologisch; denn wirken ist nicht bloss nicht identisch mit „Sein", sondern nicht einmal convertibel damit. Es ist also eine Fälschung des Begriffs und gewiss kein Muster einer Definition.

Auch gegen meine Erläuterung des Begriffs Realität hat Jerusalem Einsprache erhoben. „Bei dem Bestreben," bemerkt er, „zwischen Realität und Existenz recht genau zu unterscheiden, ist . . . . Herrn Prof. Marty . . . . etwas Merkwürdiges passirt. Auf S. 171 seines Aufsatzes sind die Farben als Beispiel eines Realen angeführt. S. 173 desselben Aufsatzes heisst es wiederum, dass alle Farben doch nur „vorgestellte Farben, also etwas Unreales", seien. Qui bene distinguit bene docet, lautet die alte Regel der Scholastiker, allein hier wird man wohl sagen dürfen: Qui nimis distinguit, parum docet."

Allein ich brauche demgegenüber nur die betreffenden Stellen meines zweiten Artikels so wiederzugeben, wie sie wirklich lauten, um Jerusalem's Vorwurf jeden Schein der Berechtigung zu benehmen. Ich sage S. 172, es könne geschehen, dass etwas, was — falls es wäre — eine Realität sein würde, thatsächlich nicht sei. „Existirten Farben, so wären dadurch Realitäten. Es existirt aber nur die vorgestellte Farbe, die als vorgestellte ein Unreales ist." Das verträgt sich offenbar sehr wohl damit, dass ich S. 171 Farbe, Ton u. s. w. (notabene Farbe, nicht vorgestellte Farbe, was so gut zweierlei ist wie: Schloss und Luftschloss!) im Gegensatz zum Vergangenen, Zukünftigen, dem bloss Möglichen, zum Vorgestellten als solchen, zu einem Mangel (z. B. einem Loch) als Beispiele von solchen anführe, woraus der Begriff des Realen sich gewinnen lasse. Auch wenn ein Loch oder ein bloss Mögliches als solches, ein Vergangenes als solches u. dgl. ist, so ist damit doch nichts Reales. Die Farbe dagegen, wenn sie wäre, wäre etwas Reales, und aus ihr ist darum der Begriff des Realen zu gewinnen, obschon es wahr bleibt, dass thatsächlich Farben nicht in Wirklichkeit existiren. In Alledem, was ich sage, vermag ich nicht den Schatten eines Widerspruchs zu entdecken, und die Unterscheidungen, die ich mache, scheinen mir nach wie vor weder hypersubtil noch sinnlos. Aber allerdings bilde ich mir auch nichts darauf ein, sie gemacht zu haben und zu machen. Es erscheint mir vielmehr so handgreiflich nothwendig, dass ich ein bene distinguit gar nicht darauf anwenden möchte, falls man unter dem bene ein Zeichen besonderen Scharfsinnes und Geschickes verstände.

Wir zählten den Begriff der Existenz zu den *ἀόριστα*, d. h. zu den Prädicaten, welche sowohl Realem als Nichtrealem zukommen können. Natürlich gilt also auch von ihm, dass er, als Prädicat von Realem auftretend, doch keine reale Bereicherung des Subjectsbegriffs mit sich bringt, wie dies auch von den übrigen *ἀόριστα* zu sagen ist. Auch: nichtrund, gleich, verschieden, geboten, gut u. s. w. bereichern, zu einem be-

liebigen Subjecte, z. B. zu Gestalt oder zu Handlung, hinzugefügt, den Inhalt dieses Begriffs nicht in realer Weise, und dasselbe gilt von existirend. Wer also hartnäckig nur die Bereicherung um reale Merkmale überhaupt Bereicherung eines Begriffes nennt und unter Begriffs i n h a l t nur sachhaltige Begriffsmerkmale versteht, der kann sagen, das Prädicat existirend bereichere den Subjectsbegriff nicht, und es gehöre nie zu den Inhaltsbestandtheilen eines Begriffes.

An eine solche Verengerung des Sprachgebrauchs von „Inhalt" und „Bereicherung oder Veränderung" eines Begriffes müssten sich SIGWART und ERDMANN klammern, indem sie, wie wir oben sahen, im primitiven Existentialsatz zwar einen Prädicatsbegriff gegeben sein lassen, aber lehren, derselbe füge durchaus keinen Bestandtheil zum Inhalt des Subjects hinzu; der letztere werde dadurch gar nicht reicher, noch überhaupt verändert. Aber consequent dabei zu verharren, vermögen sie nicht, da es sie allzu handgreiflich mit dem üblichen Sprachgebrauch in Widerstreit brächte. Es würde ja dazu führen, z. B. zu erklären: der Begriff gebotene oder verbotene Handlung sei nicht inhaltsreicher, überhaupt nicht verändert gegenüber Handlung; gefürchtetes Ereigniss sei kein anderer Begriff als Ereigniss, und so bei allen modalen Relationsprädicaten und überhaupt bei allen *ἀόριστα*. Noch mehr! Begriffen von Gegenständen, die nicht Realitäten sind, obschon sie in aller Wahrheit s i n d — und es gibt deren eine Menge — müsste man jeden „Inhalt" absprechen. Eine Möglichkeit, eine Unmöglichkeit, ein Mangel, Gleichheit, Verschiedenheit, Aehnlichkeit u. s. w. sind nichts Reales. Die Begriffe haben also, wenn nur die realen Bestimmungen „Inhalt" genannt werden, gar keinen Inhalt. Und da Solchem, was nicht real ist, auch nie ein reales Prädicat zukommen kann, so können sie auch nie eine „Bereicherung" erfahren, falls man nur eine Vermehrung um reale Bestimmungen so nennt. Wer sich diese Terminologie zu eigen macht, der muss also folgerichtig behaupten, dass durch beliebige Zusammensetzung von nichtrealen Bestimmungen nie ein reicherer Begriffsinhalt gewonnen werde.

Ein gewesener Mangel, ein zukünftiger Mangel wäre kein reicherer Inhalt als ein Mangel; eine mögliche Fiction, eine unmögliche Fiction kein neuer Inhalt gegenüber Fiction. Ebenso wäre gewünschtes Zukünftiges und gefürchtetes Zukünftiges mit Zukünftiges und somit auch unter sich inhaltsgleich oder vielmehr gleich inhaltsleer.

Das sind die Consequenzen eines Sprachgebrauchs, der bloss reale Bestimmungen als „Inhaltsbestimmungen" gelten liesse. Will man sich ihrer erwehren, so bleibt keine Wahl als zuzugestehen, dass auch Prädicate, die nicht reale sind und so auch das Prädicat „existirend", Inhaltsbestimmungen sein können, und dass „existirendes A" ein anderer Begriff ist als A.

Doppelt sonderbar ist, wie Sigwart und Erdmann gerade bei ihrer Art, den Existenzbegriff zu deuten, dies leugnen können. Nach Sigwart heisst Existiren: der Anschauung gegeben sein oder nach allgemeinen Gesetzen mit ihr zusammenhängen (Imperson. S. 57. Vgl. Logik[2] S. 94). Man sollte meinen, es springe in die Augen, dass „ein A, welches der Anschauung gegeben ist" u. s. w., ein anderer Begriff sei als A. Und wie erst bei Erdmann! Existiren soll nach ihm in vielen Fällen „wirken" heissen. Ist „wirkendes A" nicht ein anderer Begriff als A? Jeder Unbefangene wird zugeben, dass hier sogar eine reale Bereicherung vorliegt, wie denn „wirken" in gewissem Sinne als ein reales Prädicat zu bezeichnen ist, das ja auch nur Realem zukommen kann.

In anderen Fällen soll nach Erdmann freilich „existiren" heissen: vorgestellt werden. Aber auch hier frage ich: ist vorgestelltes Pferd nicht ein anderer Begriff als Pferd? Eine reale Bereicherung des Begriffs haben wir freilich hiebei nicht vor uns, aber doch eine Veränderung und zwar eine solche vom Realen zum Nichtrealen, also eine sehr wesentliche. Ein Pferd ist etwas Reales, ein vorgestelltes Pferd aber ist nichts Reales[1]). Und eine solche Bedeutung für „Sein" gibt Erd-

[1]) Und diese Modification, das Vorgestellte als solches im Gegensatz zum Realen, das sog. mentale oder ideale Sein, ist ja von Erdmann gemeint! Alles, hören wir S. 81, was nicht ideal ist, ist

MANN an im selben Athem mit der Versicherung, er habe durch D. HUME's und KANT's Ausführungen als unwiderleglich dargethan erkannt, dass das Sein, wie es im Existentialsatz zugesprochen wird, den Inhalt der sog. Subjectsvorstellung nicht verändern dürfe[1])!

Doch wie immer man den Begriff der Existenz fasse, wenn überhaupt im Existentialsatz ein Begriff Prädicat ist, der nicht im Subject schon offen oder versteckt enthalten ist (wenn also der Existentialsatz kein analytischer ist), so muss er dasselbe bereichern oder irgendwie verändern. Denn es gibt schlechter-

---

real. Reale und ideale Existenz sind ihm zwei Weisen der Existenz, so dass aus dieser Gegenüberstellung hervorgeht, wie nach seiner Meinung in einem Theil der Fälle „A ist" heisst: A ist ein bloss Vorgestelltes.

[1]) Im selben Sinne unglücklich ist es, wenn er, um uns plausibel zu machen, wie der Existenzbegriff, zu einem Subject hinzugefügt, dessen Inhalt in keiner Weise verändere, ihn hierin mit den zeitlichen Bestimmungen vergleicht (a. a. O. S. 312). Als ob nicht gerade die Bestimmung gestrig, vorjährig, zukünftig den Begriff eines Ereignisses so wesentlich modificirte, dass, was sonst ein Reales wäre, jetzt ein Nichtreales ist!

Nicht weniger verfehlt — nur wieder nach einer anderen Seite — ist aber auch die gleichzeitig vorgebrachte Parallelisirung des Existenzbegriffes mit den Raumbeziehungen. Denn es ist offenkundig, dass die örtlichen Bestimmungen ein reales Prädicat involviren. „Hier", „dort" enthält eine reale Bestimmung, kann denn im eigentlichen Sinne auch nur Realem zukommen und ist somit ganz ungeeignet, mit dem Prädicat „Existenz" verglichen zu werden, das auch vom Nichtrealen, einer Unmöglichkeit, einem Mangel ausgesagt werden kann.

Und was soll es heissen, wenn ERDMANN da, wo er das Prädicat Existenz mit den räumlichen und zeitlichen Bestimmungen parallelisirt, bezüglich dieser hinzufügt: sie seien keine Inhaltsbestimmungen der Gegenstände, „sofern sie nicht dazu dienen, die letzteren zu individualisiren"? Thatsächlich werden doch wenigstens die physischen Phänomene durch ihren Ort individualisirt (Roth wird individuell, indem es hier oder dort seiendes Roth ist; ohne dies wäre es ein Universale), und es ist, wenn man, wie hier ERDMANN, die Natur der räumlichen Prädicate charakterisiren will, weder erlaubt, diesen Umstand zu leugnen noch davon abzusehen.

dings keinen Begriff, der zu einem anderen hinzugefügt, in welchem er nicht schon enthalten ist, dessen Inhalt nicht irgendwie beeinflusste. Verschiedene thun es in verschiedener Weise; aber jeder thut es irgendwie.

Vielleicht wendet SIGWART ein[1]), es sei doch ein Unterschied, ob ich von einem Dinge aussage, es sei rund oder roth, es gehe oder falle, oder ob ich von ihm sage: es existire. Im ersten Falle werde „die gegebene Gesammtvorstellung in die Elemente Ding und Eigenschaft, Ding und Thätigkeit zerlegt"; beide seien in derselben Weise gegeben, das Prädicat bilde einen Bestandtheil der Subjectsvorstellung. Sein aber sei kein Bestandtheil des vorgestellten Inhalts. „Ob ich sage, A ist oder A ist nicht, Atome existiren oder Atome existiren nicht, beide Mal denke ich inhaltlich genau dasselbe A, in einem Falle nicht mehr und nicht weniger als im andern."

Demgegenüber sei wiederholt, dass, wenn ich sage: A ist, von dem betreffenden Gedanken wirklich das gilt, was SIGWART hier betont. Es kommt zu A kein neuer Vorsellungsinhalt hinzu, und da der Satz nicht analytisch, sondern synthetisch ist, so folgern wir eben mit HUME und KANT, dass „ist" überhaupt keinen Begriff enthalte, und lehren, dass es bloss die „Position", die Anerkennung von A bedeute.

Anders, wenn „A ist" heisst: A ist existirend. Hier ist ein Prädicat gegeben. Aber was soll es heissen, dass dieses Prädicat nicht einen Bestandtheil der Subjectsvorstellung bilde, wie im Falle, wo ich sage: A ist roth, A ist rund? Dass letztere Urtheile analytische seien, will SIGWART offenbar nicht damit sagen. Es kann ihm also nur etwa ein Doppeltes dabei vorschweben: nämlich einmal, dass existirend nicht wie roth und rund eine reale Bestimmung im alten aristotelischen Sinne sei — und davon wurde schon gesagt, dass es die These des Autors durchaus nicht rettet, da auch die Vermehrung eines Begriffes um eine nichtreale Bestimmung doch wahrhaft eine Bereicherung desselben ist — und zweitens: dass bei „A

[1]) Vgl. Imperson. S. 56.

ist roth", „A ist rund" der Inhalt des Subjects und Prädicats Theile einer Anschauung sein können, dagegen bei „A ist existirend" nicht. Es ist mir recht wahrscheinlich, dass auch dieser letztere Gedanke Sigwart irgendwie im Sinne liegt und zu seiner Meinung beiträgt, bei „A ist existirend" sei das Prädicat nicht, so wie bei A ist roth, „Bestandtheil des vorgestellten Inhalts". Nun sei in der That zugegeben, dass ein beliebiger Begriff A und der Begriff „existirend" in den meisten Fällen (jedenfalls immer, wenn A nicht ein anerkennendes Urtheil, sondern ein anderes psychisches Phänomen oder gar einen Gegenstand der physischen Welt bezeichnet) nicht aus derselben Anschauung geschöpft sein können[1]), während dies bei Subject und Prädicat in dem Satze: Dieses Viereckige ist weiss wohl möglich ist.

Aber es muss sofort daran erinnert werden, dass, auch wenn ich sage: Dieses Viereckige ist weiss, durch diese Namen nicht eine Anschauung bezeichnet ist — unsere Namen bezeichnen überhaupt niemals Anschauungen —, sondern eine prädicative Zusammensetzung der Begriffe Viereckig und Weiss. Diese begriffliche Synthese (Viereckiges — Weisses) ist die Gesammtvorstellung, welche dem Urtheil unmittelbar zu Grunde liegt. Ganz in der Weise aber, wie hier zu Viereckig Weiss hinzukommt, so kommt im obigen Falle zu A „existirend" hinzu. Im Begriffe A ist „existirend" freilich nicht als Bestandtheil enthalten — doch ist dies ja auch bei Weiss gegenüber Viereckig nicht der Fall, sonst wären beide Sätze analytisch! — wohl aber ist es ein Bestandtheil der zusammengesetzten Materie: existierendes A. Von diesem Ganzen wird ein Theil zum Subject, ein anderer zum Prädicat gemacht, ganz analog wie bei Weisses — Viereckiges. Dass aber letzteres Begriffspaar sehr leicht aus derselben Anschauung entstammen

---

[1]) Der Begriff „existirend" ist ja, wie früher bemerkt, durch Reflexion auf das anerkennende Urtheil gewonnen.

kann (doch nicht entstammen muss!), dagegen vom ersteren dies in seltenen Fällen gelten wird, ist ganz irrelevant, da — wie schon bemerkt — nicht die Anschauung, sondern die Begriffe die Materie des Urtheils, die Bedeutung der in den betreffenden Sätzen vorkommenden Namen bilden. Auch würde man sehr irren, wenn man glaubte, dass es etwa bloss von den „modalen Relationsprädicaten" gelte, dass sie gewöhnlich nicht aus derselben Anschauung gewonnen sind wie der Subjectsbegriff, dem sie zugesprochen werden. Die Fälle, wo der im kategorischen (und pseudokategorischen) Satze ausgedrückten prädicativen oder begrifflichen Einheit eine anschauliche zur Seite steht, sind überhaupt die selteneren. Viel öfter sind Subjects- und Prädicatsbegriff aus verschiedenen Anschauungen abstrahirt und können bloss begrifflich von uns verknüpft werden. So nicht bloss, wenn ich etwas Widersprechendes urtheile (z. B. dieses Runde ist viereckig; dieses Urtheil ist weder wahr noch falsch u. s. w.) und auch nicht bloss, wenn ich von einer 4-dimensionalen Mannigfaltigkeit, sondern selbst wenn ich von einem gleichseitigen Dreieck und von Gelbem — Weichem oder von Gelbem — Klingendem spreche [1]). Und doch! wer wollte sagen, bei dem Urtheil: Dieses Gelbe ist klingend, diese Mannigfaltigkeit ist 4-dimensional, werde nicht eine Gesammtvorstellung in Theile zerlegt und das Prädicat bilde in keinem Sinne einen „Bestandtheil des Inhalts der Subjectsvorstellung"? Ganz analog gilt dies dann aber auch bei existirend gegenüber A oder B.

Kurz! ich sehe nicht, wie man — ausser durch eine ganz willkürliche Aenderung der Terminologie — aufrecht halten will, dass in dem Satze „A ist existirend" nicht eine Bereicherung des Inhalts der Subjectsvorstellung durch das Prädicat statthabe. „Existirendes A" ist und bleibt ein anderer Begriff als A, wenn er ihm auch äquivalent ist, wie wir schon früher zugaben.

Ist aber dies zugegeben, dann scheint es mir wenig mehr als ein Wortstreit zu sein, ob man sagen will, dass in der

[1]) Davon später mehr.

Begriffsverknüpfung „existirendes A“ existirend ein „Merkmal“ von A bilde oder nicht. Wie wir früher schon bemerkten, hat B. ERDMANN diese Ausdrucksweise ganz unerhört finden wollen. Aber vor Allem ist der Gebrauch, den er selbst anderwärts gelegentlich für den Terminus „Merkmal“ vorschlägt, mit ihr gar nicht in Widerspruch, und nur indem er, inconsequent, von sich selbst abfällt und hinterher wieder ganz andere Angaben darüber macht, was ein „Merkmal“ zu heissen habe und was nicht, kommt er dazu, „existirend“ davon auszuschliessen.

Der Widerstreit in seinen bezüglichen Bestimmungen ist offenkundig. Im § 23 seiner Logik I. S. 119 („Die Merkmale der Gegenstände des Denkens“) sagt er: „Die einzelnen in einer Vorstellung enthaltenen Bewusstseinsbestandtheile, ihre Theilvorstellungen, werden, als Bestimmungen des Gegenstandes aufgefasst, Merkmale genannt. Merkmale (notae, denominationes) also sind die unterscheidbaren Bestimmungen der Gegenstände des Denkens, gleichviel ob es sich in ihnen um Beschaffenheiten wie „roth, sanft, jähzornig“, um Grössenbeziehungen wie „klein, schnell, viereckig“, um Zweckbeziehungen wie „gut, böse, vollkommen“ handelt. Jedes Merkmal eines Gegenstandes kann von ihm ausgesagt, prädicirt werden.“ Dann aber fährt er fort: „Nicht jedes Prädicat eines Gegenstandes ist jedoch ein Merkmal. Es sind vielmehr unzählige Aussagen von einem jeden Gegenstand des sinnlichen wie des Selbstbewusstseins möglich, die nicht Bestandteile von ihm angeben, sondern irgendwelche Beziehungen, in die er mit allen seinen Merkmalen zufällig getreten ist: „Raphael's Madonna im Grünen ist, um copirt zu werden, in einen anderen Saal gebracht worden; der Schirm ist stehen geblieben.“

Ich vermisse unter diesen beiden Abschnitten durchaus die Uebereinstimmung. Erst hören wir ja nicht bloss absolute Bestimmungen wie roth, sondern auch Beziehungen wie klein, gut, böse seien als Theilvorstellungen einer Gesammtvorstellung und entsprechend als Merkmale oder Bestandtheile ihres Gegenstandes zu betrachten[1]). Sofort werden aber gewisse Beziehungen ausgeschieden, die nicht Bestandtheile oder Merkmale des Gegenstandes seien und

---

[1]) Vgl. auch S. 119: „Die Merkmale sind theils materiale (qualitative) Beschaffenheiten oder Eigenschaften im logischen Sinne des Wortes, theils formale oder Beziehungen“.

welche sollen dies sein? Antwort: diejenigen, in welche er mit all' seinen Merkmalen oder Bestandtheilen zufällig getreten! Dies heisst doch, soviel ich verstehe, nicht mehr als: diejenigen Beziehungen seien nicht Merkmale, die nicht Merkmale sind, und es kann danach Einer nach Belieben bald diese, bald jene Beziehung von den Merkmalen ausschliessen, indem er erklärt, der Gegenstand sei mit all' seinen Merkmalen, d. h. mit allen Prädicaten, die es dem Autor gerade beliebt als Merkmale gelten zu lassen, in jene Beziehung getreten.

Die Willkürlichkeit, die Erdmann sich hier erlaubt, springt um so offenkundiger in die Augen, als er S. 125, 120 selbst wieder ausdrücklich sowohl unwesentliche (externae, extrinsecae) als wesentliche und sowohl veränderliche als constante Bestimmungen als Merkmale gelten lässt, und sie zeigt sich denn auch sofort in den von ihm angeführten Beispielen. Die Zweckbeziehungen werden ausdrücklich als „Merkmale" anerkannt. Das Wirken aber, also die causalen Relationen, sollen nach dem, was wir über den Existenzbegriff gehört haben (Existiren soll ja „Wirken" heissen), kein Merkmal sein. Und doch sind die Zweckbeziehungen mittelbare, auf causalen beruhende, so dass wir das Schauspiel haben, dass die mittelbare Relation eine Inhaltsbestimmung des Gegenstandes sein soll, die unmittelbare dagegen, worauf jene beruht, nicht. S. 119 werden die räumlichen Grössenbeziehungen als Merkmale (Beziehungsmerkmale) bezeichnet. S. 312 dagegen werden die Raumbeziehungen überhaupt, (die doch das Fundament aller räumlichen Grössenbeziehungen sind) ausdrücklich von der Classe der Prädicate ausgeschlossen, welche „Inhaltsbestimmungen" oder Merkmale seien. Ferner: das Prädicat in dem Satze: Raphael's Madonna im Grünen ist, um copirt zu werden, in einen anderen Saal gebracht worden, wird als ein solches bezeichnet, das kein Merkmal ist. Es liegt aber darin eine örtliche Veränderung verbunden mit einer Zweckbeziehung ausgesprochen, und letztere ist doch anderwärts ausdrücklich als Merkmal anerkannt, — erstere wenigstens nicht consequent als Prädicat von gegentheiligem Charakter festgehalten.

„Aus Gründen der Urtheilslehre" adoptirt Erdmann später selbst wieder neben diesem unklaren und willkürlichen Sprachgebrauch einen natürlicheren und consequenteren, indem er den Inbegriff aller möglichen Prädicate „Inhalt des Gegenstandes" nennt. Es ist gar kein Grund ersichtlich, warum er, vom Existentialurtheil handelnd, diesen Gebrauch des Namens Inhalt (und Merkmal) abermals verlässt und zu jenem sprunghaften zurückkehrt, als die eitle Hoffnung, dadurch der Consequenz zu entgehen, dass, wenn das „Sein" im

Existentialsatz ein Prädicat und zwar ein synthetisches ist, dadurch auch der Inhalt des Subjectsbegriffes irgendwie bereichert und verändert werden muss.

Im Uebrigen ist der Terminus „Merkmal" einer von denjenigen, über dessen Anwendung eine Einigung unter den Logikern noch herbeizuführen ist, und je nach dem Resultate derselben wird „existirend" ein Merkmal zu nennen sein oder nicht. Brentano ist, indem er an der von Erdmann citirten und mit Ausrufungszeichen versehenen Stelle „existirend" ein Merkmal nennt, offenbar dem Gebrauche gefolgt, wonach jeder Theil eines Begriffs, der selbst wieder ein Begriff ist, ein Merkmal genannt wird und ebenso das entsprechende Element des der Gesammtvorstellung entsprechenden Gegenstandes [1]). Die Vorstellung „existirender Mensch" enthält Theile, die selbst wieder Begriffe sind, und diesem Gebrauche entsprechend kann man also mit allem Recht existirend als ein Merkmal bezeichnen und kann hypothetisch sagen, wenn im Existentialsatz „A ist" der Begriff „existirend" Prädicat wäre, wäre existirend als ein mit A verbundenes Merkmal gefasst [2]).

Auch Sigwart fasst in seiner Logik (2. Aufl. I. § 41 „Die Analyse des Begriffs in einfache Elemente") den Terminus Merkmal in derart weitem Sinne, nämlich ganz allgemein als Theilvorstellung, als beliebiges Element einer zusammengesetzten Vorstellung. Es ist aber ein Versehen, wenn er es dabei als traditionelle Lehre bezeichnet, dass nur da von Merkmalen zu sprechen sei, wo eine durch Ein Wort bezeichnete Vorstellung in Theilvorstellungen oder Theil-

[1]) Natürlich ist der Gegenstand des Begriffs „existirendes A" nicht A, sondern eben „existirendes A". Real freilich ist dieses A nicht verschieden von A schlechtweg. Was wahrhaft ein A ist, ist ein existirendes A. Die Begriffe haben gleichen Umfang.

[2]) In dem Satze „A ist existirend" ist das Verhältniss wirklich gegeben. Nur kann, wie nun schon wiederholt bemerkt wurde, dieser Satz nicht als identisch mit „A ist", sondern nur als ihm äquivalent gelten.

begriffe zerlegt werde. Ich kann weder zugeben, dass diese Einschränkung allgemeine Tradition gewesen, noch dass sie irgend begründet und berechtigt sei. Confundirt sie doch allzu oft Sprachliches mit Logischem. Hat es denn für den Logiker einen Sinn etwa „gleichseitig“ nur da als Merkmal von Quadrat gelten zu lassen, wo eine Sprache zufällig einen einheitlichen Namen für den letzteren zusammengesetzten Begriff besitzt und es zu verwehren, wo dies nicht der Fall ist und man sich mit einem zusammengesetzten behilft? Die Thatsache, dass die eine Sprache einen gewissen Begriff durch einen besonderen einheitlichen Namen auszeichnet, die andere nicht, mag interessant sein für den Stand der Intelligenz eines Volkes und die eigenthümliche Richtung seiner Interessen und Erfahrungen. Wir haben darin ein Anzeichen, dass den Bildnern der betreffenden Sprache jener Begriff geläufig und vertraut war oder nicht; aber mit der Natur und Beschaffenheit desselben hat es nicht nothwendig zu thun. Ein gewaltiger Irrthum wäre es ja doch zu meinen, im einen Falle sei etwa meine Vorstellung einheitlicher als im anderen. Der eigentliche Begrift ist in beiden Fällen der gleiche und von gleicher Zusammensetzung. Anders freilich, wenn ich ihn nur uneigentlich denke; durch ein Surrogat, z. B. durch den Namen. Eine solche stellvertretende Vorstellung kann in verschiedenen Fällen eine verschiedene und mehr oder minder zusammengesetzte sein. Allein diese Möglichkeit hat mit unserer Frage nichts zu thun. Denn wenn ich nach den Merkmalen des Begriffs Quadrat frage, so meine ich die Theile der eigentlichen Vorstellung, nicht des Surrogats.

Erwägt man dies und definirt man „Merkmal“, so wie SIGWART es an der angeführten Stelle der Logik thut, indem man jede Theilvorstellung ein Merkmal des Ganzen nennt, wovon sie einen Theil darstellt, so führt dies nothwendig dazu, auch „existirend“ als Merkmal gelten zu lassen, so oft dieser Begriff eine prädicative Einheit mit einem anderen eingeht. An der angeführten Stelle lässt denn SIGWART folgerichtig auch die Relationen als Merkmale gelten — im Gegensatz zu dem in den Impersonalien (S. 57) Gesagten, wonach das Sein als Relationsprädicat kein „Merkmal“ sein soll.

Anders, wenn man eine wesentlich andere Begriffsbestimmung von „Merkmal“ adoptirt. Versteht man z. B. unter Merkmal dasjenige, was eine Classe von Gegenständen von einer anderen unterscheidet, so wird ein Prädicat wie „existirend“, das allem Möglichen zukommen kann, nicht ein

Merkmal zu nennen sein[1]). Das Existirende unterscheidet sich durch die Existenz wohl vom Nichtexistirenden; aber das Existirende braucht keine weiteren Eigenthümlichkeiten unter sich gemein zu haben, die nicht analytisch in diesem Begriffe selbst liegen.

Die vorausgehenden Betrachtungen haben ergeben, dass auch die neuesten Bemühungen, bei den Impersonalien und beim Existentialsatz Subject und Prädicat nachzuweisen, gescheitert sind.

Was die Impersonalien betrifft, so umfasst die Reihe der thatsächlich gemachten bezüglichen Versuche, die wir im Laufe der Untersuchung kennen lernten, zugleich Beispiele für alle überhaupt möglichen. Die Tafel der letzteren ergiebt sich ja leicht aus folgender Disjunction:

Entweder giebt man der Verbalform in „es regnet, es blitzt" u. dgl. ihre übliche Bedeutung oder man unterlegt ihr eine ungewohnte.

1. Letzteres liegt vor, wenn Sigwart u. A. „es regnet" u. dgl. für ein Benennungs-, d. h. classificatorisches Urtheil erklären, etwa: Das ist Regen.

2. Fasst man aber die Verbalform im üblichen Sinne auf, so kann man, um für dieses Verbum ein Subject zu gewinnen, entweder nach einem individuellen oder universellen Begriffe suchen. Etwas Weiteres ist nicht möglich.

a. Wer das Letztere thut, kann ihn entweder im Stamm des Verbs zu finden glauben (ein Regen regnet, ein Blitz blitzt u. dgl., cum dico „curritur" cursus intelligo. Priscian), oder daran verzweifelnd überall eine res verbi ausfindig zu machen, den Subjectsbegriff anderswoher zu beschaffen suchen. (Hier hat man, um überall auszukommen, zum allgemeinst Denkbaren

---

[1]) Erdmann z. B. kann aber diesen Gebrauch nicht im Sinne haben. Denn er erklärt das Mit-sich-selbst-identischsein für ein „Merkmal" und doch für etwas, was jedem Gegenstande wesentlich zukommt, also nichts Unterscheidendes für ihn ist (a. a. O. S. 168).

gegriffen, dem Begriff irgend etwas, so dass „es regnet" heissen soll: etwas regnet. Puls, Erdmann, Wundt, Fr. Kern)[1].

b. Daneben bleibt bloss die Möglichkeit, das „es" oder dessen Aequivalent als Ausdruck eines individuellen Begriffs zu fassen, und wer dies thut, folgt in Wahrheit allein der strengen sprachlichen Analogie. Denn wo „es" seiner eigentlichen Bedeutung gemäss gebraucht wird, ist es deiktisch = Dieses oder Jenes, das schon Genannte, schon Bekannte u. dgl. (Hierher gehört eigentlich die Auffassung von Schleiermacher, Ueberweg, Lotze, Prantl, falls man mit ihren bezüglichen Angaben Ernst macht. Denn die „Totalität des Seienden", die „allumfassende Wirklichkeit", die „Wahrnehmungswelt", welche diese Forscher als Subject der Impersonalien ausgeben, sind strengverstanden individuelle Begriffe, und wenn „es" auf sie hinwiese, wäre es deiktisch[2]).

Aber keiner von allen diesen Versuchen erschien haltbar, und ebenso keiner derjenigen, für den Existentialsatz ein Prädicat zu vindiciren. Wir dürfen also unsere Behauptung, dass weder hier noch dort ein zweigliedriges Urtheil ausgesprochen sei, als erwiesen betrachten. Wer in diesen Sätzen Subject und Prädicat gegeben glaubt, ist, wie wir schon zu Anfang des dritten Artikels sagten, durch die sprachliche Form getäuscht, und wir können nunmehr zu der dort begonnenen Untersuchung zurückkehren, zu der Frage nämlich: wie jener täuschende Schein entstanden sei. Es schien uns, als wir diese Frage aufwarfen, geboten, im Allgemeinen einen Blick auf die

---

[1]) Vgl. von diesem Autor „Die deutsche Satzlehre" 1888. II. Kapitel, insbesondere S. 51.

[2]) Die erwähnten Logiker drücken sich über den Sinn ihrer Lehre nicht klar und einheitlich aus, indem sie zugleich so sprechen, als wäre das ihnen vorschwebende Subject für die impersonalen Sätze ein „unbestimmtes" und auf gleiche Linie zu stellen mit „etwas". Würde dies ihre eigentliche Meinung und die obige Angabe nicht ernst zu nehmen sein, dann gehörte ihre Ansicht natürlich in dieselbe Rubrik wie diejenige von Puls, Erdmann, Wundt. (Vgl. darüber auch den I. dieser Artikel VIII S. 76 ff.)

Natur jener Classe sprachlicher Phänomen zu werfen, die man seit W. v. Humboldt die „innere Sprachform" genannt, aber vielfach ganz falsch gedeutet und mit wesentlich anderen Dingen verwechselt hat. Und diese allgemeine Betrachtung zu Ende zu führen, wird jetzt unsere nächste Aufgabe sein.

III. Von der „inneren Sprachform"[1].

A. Allgemeines über Natur und Entstehung der sog. inneren Form unserer sprachlichen Ausdrücke.

(Recapitulation und Ergänzung des gleichnamigen Abschnittes III A im 3. Artikel.)

Wir erörterten (a. a. O.) den Ursprung und die Beschaffenheit der Erscheinung zuerst an den einfachen Namen, wo dieselbe am leichtesten zu erkennen und von Anderem, was etwa eine Verwechselung damit erfahren kann und thatsächlich erfahren hat, zu scheiden ist. Die innere Form ist — so sahen wir — ein blosses Mittel der Verständigung, eine Hülfsvorstellung, die als Band der Association zwischen Laut und Bedeutung zu dienen hat.

Wenn der Lateiner zur Bezeichnung des Begriffes Verstehen oder Einsehen das Wort apprehendere (eigentlich: mit den Händen erfassen) verwendete, so ist sicher, dass zur Zeit, wo dieser übertragene Gebrauch aufkam, die Vorstellung des mit der Hand Umfassens, des „Begreifens" im Geiste desjenigen war, der den Ausdruck mit Verständniss gebrauchte. Sie ist es auch heute noch, wo immer die sog. Bildlichkeit oder malerische Kraft desselben nicht verblasst ist. Aber sie hat, heute wie früher, entweder nur die Aufgabe eines Schmuckes, oder — und dies war das Ursprünglichere — die Function

[1] Man vgl. auch meine ausführliche Erörterung dieser Erscheinung in den Symbolae Pragenses (Festgabe der deutschen Gesellschaft für Alterthumskunde in Prag zur 42. Versammlung deutscher Schulmänner und Philologen in Wien), Wien 1893. S. 99 ff. „Ueber das Verhältniss von Grammatik und Logik."

eines Mittels, um den Begriff jenes psychischen Zustandes zu erwecken, der die eigentliche Bedeutung des Namens bildet. Und mit dieser darf sie in keinem Falle identificirt werden. Will man den Dienst des fraglichen Bildes dadurch metaphorisch bezeichnen, dass man sagt: die Sprache habe das Verstehen als ein mit der Hand umfassen „aufgefasst", so ist dagegen nichts einzuwenden, falls man sich bewusst bleibt, dass eben auch dies wieder uneigentlich gesprochen und die Thatsache nur die ist, dass die Sprechenden und für einen neuen Begriff die Bezeichnung Suchenden jene sinnliche Vorstellung, welche die Phantasie ihnen darbot, als Vermittler des Verständnisses benützten. Grundverkehrt aber wäre es, wenn man jener bildlichen Ausdrucksweise den Sinn unterschöbe, als hätte der Sprechende ernstlich das Verstehen für ein Anlegen der Hand an einen Gegenstand gehalten, es als solches classificirt oder „appercipirt", oder als wäre die innere Form der Namen „das Ganze, was das Bewusstsein von dem bezeichneten Gegenstand auffasste" [1]). In dem Falle könnte ja diese „Apperception" nicht — wie man inconsequenter Weise doch will — die Schaffung eines neuen Begriffes sein, der vielmehr unter jener Voraussetzung gänzlich fehlte, sondern sie wäre die unpassende Subsumtion eines neuen Inhalts unter einen alten Namen in Folge mangelnder Unterscheidungsfähigkeit und grober Verwechslung [2]).

---

1) Wie doch, wenn — wie es oft vorkommt — die innere Form eine Vorstellung ist, deren Inhalt gar nicht einen Zug und Bestandtheil des bezeichneten Gegenstands bildet, sondern bloss in einer gewissen, sei es constanten, sei es zufälligen Relation zu ihm steht?

2) Solchen widersprechenden Angaben über das Wesen der inneren Sprachform begegnen wir u. A. bei Steinthal. Die inneren Formen sollen „Erkenntnisse" sein, also ernstliche Subsumtionen oder Classificationen der bezeichneten Gegenstände (und damit stimmt, dass er sie „Apperceptionen" nennt, ganz ebenso wie er das Verhältniss, in welches Subjects- und Prädicatsbegriff zu einander treten, als „Apperception" bezeichnet). Doch bleibt sich der Autor nicht consequent. Macht man Ernst mit dem eben von ihm Gesagten, dann läuft ja, wenn ich z. B. das Verstehen als „Begreifen" auffasse, der

In ihrer Eigenschaft als Vermittler des Verständnisses kann man die innere Form, insbesondere diejenige der Namen, passend den umschreibenden Definitionen vergleichen[1]), und wie es für denselben Begriff eine ganze Reihe verschiedener solcher Definitionen geben kann, so auch eine Menge „innere

---

Vorgang darauf hinaus, dass ich in Wahrheit gar keinen Begriff jenes psychischen Zustandes gewinne (sowenig als der einen Begriff von violett gewinnt, der es mit blau verwechselt und darum als blau classificirt), sondern dass ich es fälschlich für einen physischen Vorgang halte und darum so benenne. Allein anderwärts nennt Steinthal die innere Form doch wieder das Mittel, „neue Inhalte zu erwerben oder geradezu zu schaffen". „Verstehen" z. B. wäre also danach doch ein neuer Begriff und nur seine Bezeichnung von einem alten (dem Betasten) hergenommen. So schwankt der vielgelesene Autor zwischen widerstreitenden Lehren hin und her. Würde es sich beim Auftreten einer inneren Form um Auffassung eines neuen Gegenstands durch einen alten Begriff handeln, dann könnte man dies eine „Erkenntniss", eine „Apperception" u. s. w. nennen. Handelt es sich aber — und dies ist thatsächlich der Fall — um einen neuen Begriff, dem nur die Phantasie eine Seite abgewinnt, die geeignet ist, ihn mit dem schon für die Bezeichnung eroberten Vorstellungskreis zu verknüpfen, dann heisse man dies nicht eine Erkenntniss und Apperception, sondern was es ist — ein Spiel der Phantasie und einen Kunstgriff der Bezeichnung.

[1]) Vgl. darüber die oben erwähnte Abhandlung in den Symbolae Pragenses S. 112.

Von K. Twardowski sind aber meine bezüglichen Ausführungen wohl nicht ganz richtig verstanden worden, sofern er (Zur Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen 1894 S. 98 ff.) vom Hinweis auf die „innere Sprachform" Gebrauch machen will, um die Bemerkung Bolzano's: eine Vorstellung könne Theile enthalten, welche nicht Theile oder Beschaffenheiten des betreffenden Gegenstandes seien, zu entkräften. Bolzano hat u. A. Fälle im Auge, wie die Vorstellung „Land ohne Berge", wo ja doch die Berge nicht Theil des vorgestellten Landes seien, und Twardowski meint, die Vorstellung von Bergen gehöre hier nur zur inneren Sprachform, zu den Hilfsvorstellungen, die nicht die Bedeutung des betreffenden Namens bilden, sondern sie nur zu erwecken dienen. Dem könnte ich nicht beistimmen. Die Vorstellung der Berge gehört meines Erachtens hier wirklich (wenigstens in obliquo) mit zur Bedeutung des

Formen" bei seiner Bezeichnung. Wo nun dies der Fall ist, da gilt es Acht zu haben, dass man nicht über der Verschiedenheit dieser, die Bedeutung associativ vermittelnden, Vorstellungen die Identität der Bedeutung selbst verkenne. Dies ist häufig geschehen. Man hat in Folge dessen geleugnet, dass es überhaupt in derselben Sprache eine πολυωνυμία gebe, die doch wahrhafte Synonymie wäre; ja man ist soweit gegangen, sogar in Abrede zu stellen, dass verschiedene Sprachen untereinander wahrhafte Synonyma aufwiesen. Jeder Verschiedenheit des Namens sollte eine Verschiedenheit der Bedeutung parallel gehen, und jede Sprache einer durchaus eigenartigen Begriffswelt zum Ausdrucke dienen, wobei man ganz vergass, dass ja unter der letzteren Voraussetzung eine Verständigung unter solchen, die verschiedene Idiome sprechen, ganz ausgeschlossen wäre. Es mag wohl im einzelnen Falle schwierig sein zu entscheiden, ob man es mit vollen Synonymen zu thun habe oder bloss mit Bezeichnungsmitteln, die äquivalente oder sonst verwandte Gedanken ausdrücken. Aber dass beide Fälle vorkommen und im Princip auseinander zu halten sind, kann nur derjenige verkennen, der kurzweg innere Form und Bedeutung unserer Ausdrucksmittel confundirt.

Auch Wundt begeht in der neuen Auflage seiner Logik wieder ganz ebenso wie in der früheren diese Verwechslung in offenkundiger Weise, und hier wie dort trägt er eine darauf beruhende Theorie vom Wesen und der Entstehung der Begriffe vor, welche etwas, was bloss ein Kunstgriff der Bezeichnung ist, ins Wesen des begrifflichen Denkens hineinträgt. Dass der Indogermane den Menschen als den „Denkenden", den Bruder als den „Helfenden", den Mond als den „Messer" (der Zeit) bezeichnete und so im Uebrigen, ist

---

Namens, und nicht in der Unterscheidung zwischen Bedeutung und innerer Sprachform, sondern in derjenigen zwischen eigentlichem und uneigentlichem Vorstellen scheint mir die Lösung der Aporie zu liegen. „Land ohne Berge" ist offenbar nicht die eigentliche Vorstellung des betreffenden wirklichen Gegenstandes und nur bei eigentlichen und adäquaten Vorstellungen kann es gelten, dass sie dem Gegenstand Theil um Theil entsprechen.

etwas, was in Wahrheit seinen Grund in der eigenthümlichen Entstehungsweise unserer Volkssprache hat. Wundt aber findet, das Aussondern eines solchen „herrschenden Elements“ aus der Bedeutung, welches dann die ganze Bedeutung im Bewusstsein vertrete, liege in der Natur des begrifflichen Denkens; ja selbst das soll im Wesen des Begriffs liegen, dass oft dieses „herrschende Element“ (oder dieser Repräsentant) des Begriffs in Wahrheit nicht ein Element desselben ist, sondern eine andere Vorstellung, die nur in irgend-einer, sei es mehr constanten, sei es mehr vorübergehenden Beziehung zu ihm und seinen wirklichen Elementen steht. Kurz Alles, was sich sehr einfach aus dem Wesen und den Aufgaben der inneren Sprachform als eines der Mittel der Verständigung und des Ausdrucks der begrifflichen Gedanken erklärt, will Wundt durch die seltsamsten Künsteleien in das Wesen des begrifflichen Denkens als solchen hineindeuten. Natürlich kann er aber weder verständlich machen, warum diese Vorgänge dem Begriffe als solchem wesentlich sein sollen, noch auch wie die begrifflichen Vorstellungen, wenn sie so aussähen, wie er sie beschreibt, die Aufgaben in unserem intellectuellen Leben zu erfüllen vermöchten, um derenwillen wir überhaupt neben den Anschauungen ein Denken in sog. Begriffen annehmen.

Dass jene angeblich wesentlichen Züge des begrifflichen Denkens sich auch in unseren Bezeichnungen ausprägen, kann Wundt selbstverständlich nicht leugnen. Aber sie sollen eben nicht — wie es thatsächlich der Fall ist — primär eine Sache der Sprache und Bezeichnungsweise, sondern auf diese nur als Folge übergegangen sein. Das wahre Verhältniss ist also in sein Gegentheil verkehrt, und das eine Versehen zieht andere nach sich. Denn wenn man nun frägt, warum doch nach Wundt das Denken in der fraglichen Weise seine Spuren in der Sprache hinterlassen habe, so würde man nach aller Analogie und Logik etwa die Antwort erwarten: weil das Denken das Primäre, die Sprache das Abhängige sei. Doch nein! Wundt antwortet wiederum entgegengesetzt: weil das Denken nicht ohne Sprache möglich also von der Sprache abhängig sei, habe es der letzteren seine Natur und Eigenthümlichkeit aufgedrückt. Abermals ist das wahre Verhältniss verkehrt. In gewissem Maasse (wenn auch bei weitem nicht in dem Umfange wie Wundt glaubt) spielt in der That auch beim einsamen Denken des Begriffs die seiner Bezeichnung anhaftende innere Form eine Rolle (als Repräsentant und Surrogat desselben) und kommt zu dieser Stellung, weil überhaupt die sprachlichen Zeichen das begriffliche Denken unterstützen können, also in gewissem Maasse bedingen. Aus dieser theilweisen Abhängigkeit des Denkens von der Sprache erklärt sich also, warum etwas, was primär

Sache der Letzteren ist, auch eine Bedeutung für das erstere gewinnt. Wären dagegen die Erscheinungen der inneren Sprachform primär Sache des begrifflichen Denkens, so müssten sie eher auf die Sprache übergehen, sofern letztere das Bedingte ist, z. B. sofern sie Ausdrucksmittel der Gedanken, nicht sofern sie das Bedingende, nämlich Hilfsmittel des Denkens ist. Aber gerade das Letztere zu glauben, muthet uns Wundt zu.

B. Von der „inneren Form“ auf dem Gebiete der Syntaxe.

Wir haben bisher von den Erscheinungen der inneren Sprachform im Allgemeinen gesprochen oder — wenn wir specielle Beispiele anführten — sie dem Gebiete der einfachen Namen entlehnt. Alles Gesagte gilt aber im Wesentlichen auch von der inneren Sprachform bei den zusammengesetzten Namen als solchen und weiterhin von derjenigen der Aussagen und überhaupt aller Bezeichnungsmittel, die durch Syntaxe im weitesten Sinn des Wortes zu Stande kommen. Und ich verstehe hier unter Syntaxe jeden Fall, wo die Vereinigung mehrerer Redebestandtheile eine Bedeutung hat, welche nicht die einfache Summe der Bedeutungen jener Elemente ist und wo eine Weise des Bedeutens von Zeichen auftritt, die kein selbstständiges, sondern ein blosses Mitbedeuten ist[1]). Es liegt in der Natur der völlig planlosen Entstehung der Sprache, dass diese synkategorematische Verwendung von Lautzeichen sich nur im Anschluss an einen zuvor bestehenden kategorematischen oder überhaupt selbstständigen Gebrauch derselben entwickelte. Dabei wurde die Vorstellung jener früheren, irgendwie verwandten Bedeutung anfänglich mit erweckt; ja, sie war das, was zunächst ins Bewusstsein trat und neben dem Zusammenhang aller Umstände dazu beitrug, den Hörer auf den neuen Sinn, den er nun mit dem Ausdruck verbinden sollte,

---

[1]) Indem diejenigen Bestandtheile der Zusammensetzung, deren Function hier am weitesten von ihrer sonstigen selbständigen Bedeutung ablag, ihre volle ursprüngliche Form verloren, entstanden durch diese lautliche Reduction Präfixe und Suffixe, Umlautungen, Flexionen und Partikeln.

zu führen. Sie bildete also eine syntaktische innere Form, und noch weiter begegnen wir solchen Formen, indem ein zu einer gewissen Mitbedeutung gelangtes Bezeichnungsmittel in anderen Fällen verwendet wurde, die den zuerst üblichen nicht gleich waren, sondern nur als ihnen irgendwie verwandt oder analog empfunden wurden. Wie wenn ein Zeichen, das ursprünglich für die synkategorematische Bezeichnung eines räumlichen Verhältnisses fungirte, in der Folge auf mannigfache andere Relationen übertragen wurde, wo die räumliche Vorstellung nur noch Bild und Band der Association war. Dieselbe Vorstellung dient so als innere Form für syntaktische Bezeichnungsmittel von sehr verschiedener Bedeutung; fassen ja z. B. manche präpositionale Constructionen mit „in“, „an“, „auf“ u. s. w. unter je Einem Bilde eine Menge verschiedener Bedeutungen zusammen, und Aehnliches gilt vom Genetiv- oder Dativcasus. Umgekehrt können zum Ausdruck desselben Gedankens nicht bloss in verschiedenen, sondern auch in derselben Sprache syntaktische Zeichen mit verschiedener innerer Form, verschiedene sog. grammatische Kategorien Verwendung finden. Wie denn ein Adverb unter Umständen ganz denselben Dienst thut wie ein Substantiv mit einer Präposition; ein Adjectiv mit dem sog. Hülfszeitwort Sein denselben wie ein Verb, das Activum des einen Zeitwortes denselben wie das Passivum eines Anderen u. s. w.[1]).

Beides aber ist vielfach übersehen worden. Man hat die Vieldeutigkeit gewisser grammatischer Kategorien verkannt, weil dasselbe Bild, dieselbe innere Form die verschiedenen Bedeutungen begleitet; anderseits hat man, wo verschiedene syntaktische Formen denselben Gedanken deckten, die Einheit des

---

[1]) Letzteres wenigstens da, wo sowohl Activ als Passiv blosses Bild sind. Wo das eine und andere ernstlich gemeint ist, da sind die betreffenden Gedanken natürlich höchstens äquivalent, und ich bin keineswegs gesonnen, den Unterschied zwischen identischen und bloss äquivalenten Begriffen resp. Urtheilen zu ignoriren. Nur beim Ausdruck identischer Gedanken ist jeder mehr als lautliche Unterschied bloss auf Rechnung der inneren Form zu setzen.

letzteren nicht beachtet und die etymologischen Begleitvorstellungen oder Bilder mit der Bedeutung identificirend diese für mehrfach und verschieden gehalten.

Auf Rechnung dieser Verwechslung der inneren Form oder der etymologischen Reminiscenzen mit der wirklichen Bedeutung ist denn nach meiner Ansicht auch die Meinung zu setzen, dass in den impersonalen und existentialen Sätzen Subject und Prädikat gegeben sei. Und damit sind wir zum eigentlichen Thema unserer Abhandlung zurückgeführt.

IV.

Specielles über den Ausdruck der Urtheile und die bezüglichen inneren Sprachformen.

Es ist unleugbar, dass, wenn wir den Sinn der sog. Impersonalien wie: es regnet, es schneit denken, in uns die Vorstellung nebenher gehen kann, als ob hier das Regnen oder Schneien von etwas als dessen Thätigkeit prädicirt würde. Dementsprechend kann man ja fragen hören: was thut es draussen? worauf: es regnet, es schneit als Antwort erfolgt. Was aber den sog. Existentialsatz betrifft, so darf Sigwart mit Recht sagen, es liege klar auf der Hand, dass die Sprache die Sache so darstelle, als ob von einem vorgestellten Dinge das Sein prädicirt werde [1]. In der That, die innere Sprachform fasst das Sein als Prädicat auf.

In beiden Fällen hat man nun aber diese Vorstellungen, die in Wahrheit nur als sprachliches Beiwerk die Bedeutung begleiten, für diese selbst genommen, ja sich ausdrücklich bei der Frage nach der Letzteren auf jene „sprachliche Auffassung“ berufen. Hätten, so bemerkt Sigwart (Impersonalien S. 64), Herbart und Brentano Recht, dass im Existentialsatz „Sein“ nicht als Prädicat betrachtet werden dürfe, so wäre es doch wunderbar, wie die Sprache überhaupt darauf verfallen sein sollte, einen so wesentlichen Unterschied wie den des ein-

[1]) Imperson. S. 64.

gliedrigen und zweigliedrigen Urtheils eigensinnig zu verwischen, und den Gedanken, dass A existirt, ganz in dieselbe Form der Aussage eines verbalen Prädicates von einem Subjecte zu kleiden wie den Gedanken, dass A steht oder geht" [1]).

Auch Fr. Kern (Die Deutsche Satzlehre, 1888) ist offenkundig durch die innere Sprachform getäuscht, wenn er erklärt, „sein" drücke „wie jedes andere finite Verbum" einen Zustand aus, der einer Subsistenz (einem Subject) anhafte, nur sehr unbestimmt (S. 85 ff. 59 ff.). Dieser Autor will denn überhaupt zwischen sog. Hülfsverben und gewöhnlichen Verben keinen Unterschied machen [2]), und er argumentirt weiter: würden die sog. Hülfsverben und speciell „ist" nicht eine Vorstellung ausdrücken, so hätten sie gar keinen Inhalt — auch der umfangreichste Begriff wie „etwas" habe doch nothwendig noch einen Inhalt. Dass Kern sich hier nicht selbst den Einwand macht, keinen Begriff ausdrücken und in diesem Sinne inhaltlos sein, heisse doch nicht schlechtweg bedeutungslos sein (und nur das wäre ja eine Consequenz, die man bezüglich „ist" nicht zugeben könnte!), mit anderen Worten, dass er ohne Weiteres als ausgemacht annimmt, jedes Wort, welches überhaupt etwas bedeutet, müsse in dem Sinne einen Inhalt haben, dass es eine Vorstellung ausdrücke, scheint mir bei ihm gleichfalls auf seiner Verwechslung von Bedeutung und innerer Sprachform zurückzugehen. Die innere Form unserer sprach-

---

1) Vgl. auch Logik² S. 89.

2) S. 110. Da ist z. B. geradezu gesagt, es sei eine grammatisch unrichtige Vorstellung, dass das Wort „haben" in den Sätzen „ich habe viele Bücher" und „ich habe viele Bücher gelesen" Verschiedenes bedeute. Vgl. auch S. 111: „Der Begriff des Wortes „haben" . . ist in allen folgenden Sätzen derselbe: ich habe dies im Auge, ich habe mir dies vorgenommen, ich habe die Arbeit hinter mir, ich habe die Arbeit vollendet. Irgend ein Besitzen drückt haben immer aus u. s. w." Offenkundiger kann man die Bedeutung und ihre bildlichen Begleitvorstellungen nicht confundiren, und ich muss bezweifeln, ob dergleichen dem sonst sehr anerkennenswerthen Ziele, das sich Kern gesetzt, nämlich der Reform des Unterrichts in der deutschen Satzlehre, dienlich sei.

lichen Ausdrücke, auch der synkategorematischen, soweit sich noch eine solche im Bewusstsein findet, ist stets eine Vorstellung. Ihre Bedeutung aber kann auch die sein, ein ganz anderes psychisches Phänomen auszudrücken, und so bildet denn thatsächlich „ist“ und „ist nicht“ in unseren Aussagen den Ausdruck des urtheilenden Verhaltens, des Anerkennens und Verwerfens, resp. des Zu- und Aberkennens nicht einer Vorstellung[1]).

Auch B. Erdmann führt in Wahrheit nichts als die innere Sprachform statt der Bedeutung ins Feld, wenn er dafür, dass im Satze „A ist“ die Existenz Prädicat sei, sich auf die Thatsache beruft, dass das „sprachbildende Erkennen“ es so auffasse[2]).

Aber was liesse sich nicht Alles beweisen, wenn solche Berufung auf die „sprachliche Auffassung“, wie wir sie von Erdmann, Kern, Sigwart hören, als entscheidendes Argument gelten könnte für die wirkliche Beschaffenheit des durch irgend eine Form ausgedrückten Gedankens? Ist die Sprache nicht auch darauf verfallen, die verschiedensten zu bezeichnenden Verhältnisse unterschiedslos unter die Form und das Bild des Genetiv oder Dativ zu subsumiren, die Vergangenheit als Besitz (ich habe verloren), die Zukunft als Werden (d. h. Anfangen, Entstehen) aufzufassen (ich werde dort sein)? Folgt daraus,

---

[1]) Wenn, nebenbei erwähnt, Kern auch noch frägt (S. 94), was denn in „A ist nicht“ durch „nicht“ negirt werde, wenn „ist“ keinen Inhalt habe, so ist zu antworten, negirt wird A; aber als Zeichen der Negation darf hier keineswegs bloss „nicht“, sondern nur „ist nicht“ gelten. Das zusammengesetzte Zeichen darf nicht verleiten, eine Zusammensetzung in der entsprechenden Bedeutung zu suchen und zu meinen, durch „ist“ werde von A zunächst etwas behauptet und dieses dann durch „nicht“ wieder negirt.

[2]) Mit dem „sprachbildenden Erkennen“ kann nur die innere Sprachform gemeint sein. Er nennt es auch den Standpunkt der „praktischen Weltanschauung“. Beide Ausdrücke sind freilich unglücklich. Denn es handelt sich eben nicht um eine ernstliche Classification und Auffassung der Gegenstände, sei es zu praktischen oder theoretischen Zwecken, und nicht um eine wirkliche „Erkenntniss“, sondern um Bilder und Fictionen der Phantasie zum Behufe der Bezeichnung.

dass, wer diesem Gebrauch folgt, das Zukünftigsein und das Entstehen identificire, und bei Anwendung des lateinischen oder griechischen Genetiv stets denselben Gedanken habe? — Die Sprache hat ferner hartnäckig alle Bezeichnungen für Psychisches von Physischem hergenommen; sie hat Verstehen als „Begreifen", Zweifeln als „Schwanken" aufgefasst u. s. w. Könnte man nicht auch hier argumentiren, es bestehe also kein Unterschied zwischen Physischem und Psychischem in unseren Begriffen, denn sonst wäre es wunderbar, wie die Sprache darauf verfallen sein sollte, einen so wesentlichen Unterschied eigensinnig zu verwischen? Aber in diesem Falle würde wohl auch SIGWART antworten: nicht um den Unterschied von Physischem und Psychischem eigensinnig zu verwischen, sondern um das Eine sinnig als Bild und Hinweis fürs Andere zu verwenden und so ohne Verabredung zu conventionellen Zeichen dafür zu gelangen, habe die Sprache Verstehen als „Begreifen", Lieben als „Hinneigung" gefasst u. dgl., und der gemeine Mann wisse auch den darin gelegenen Wink ganz wohl zu deuten und wisse in concreto recht wohl zwischen ursprünglichem und übertragenem Sinne zu scheiden [1]).

Das ganz Analoge muss aber auch bezüglich der syntaktischen Bezeichnungsmittel und speciell des Ausdrucks der Aussagen gelten. Auch hier muss die Möglichkeit zugegeben werden, dass die Sprache ein Zeichen oder eine Ausdrucksweise, die bereits Verständniss gefunden, in veränderter Bedeutung zu gebrauchen anfing, nicht um den Unterschied zu verwischen, sondern im Drange der Noth, welcher kein bequemeres Mittel dar-

---

[1]) Natürlich vermag auch ERDMANN dem Princip, die Auffassungen des „sprachbildenden Erkennens" als Zeugniss für die wirkliche Bedeutung unserer sprachlichen Ausdrücke gelten zu lassen, nicht treu zu bleiben. Ja er verleugnet — wie wir zum Theil schon gesehen haben — es oft im Handumdrehen, geht über die sprachlichen Vorstellungen und Analogien als irrelevant hinweg, wo sie ihm nicht bequem sind (vgl. gerade in Sachen der Impersonalien seine Logik I. S. 312 und 305) und legt kein Gewicht darauf, wie „die Sprache sich gebärdet", wo dies mit seinen Theorien nicht in Harmonie ist.

bot und in der festen Zuversicht, dass auch die veränderte Bedeutung im Zusammenhang der Umstände errathen und der gegebene Wink genügen werde. Und auch hier erfüllte sich in tausend und tausend Fällen die Erwartung. Das naive Bewusstsein errieth in concreto den veränderten Sinn, und die neue Function wurde zum sicheren Besitzthum des Sprachgebrauchs. Nur denen, die nun an das ganz andere Geschäft gingen, sich von der Beschaffenheit ihrer Gedanken in abstracto Rechenschaft zu geben, dieselben zu analysiren und zu classificiren, kurz zu beschreiben, ihnen begegnete es vermöge der eigenthümlichen Schwierigkeiten dieser Aufgabe, dass sie an die Stelle des wirklichen Sinnes der sprachlichen Formeln deren von einem Functionswechsel herrührende, innere Form unterschoben. So ist es, wenn man in dem „ist“ des Existentialsatzes ein Prädicat erblickt, und in dem „es“ der Impersonalien ein Subject sucht und zu finden glaubt, von dem der betreffende Vorgang als Thätigkeit oder sonstwie ausgesagt würde. Der lebendige Gebrauch der Formel, der allein als entscheidender Maassstab für deren wirklichen Sinn gelten kann, straft alle diese irrigen Interpretationen Lügen, und nur das also kann und muss mit Recht gefragt werden, wie „die Sprache darauf verfallen“ sei, für einen Gedanken, der die einfache Anerkennung, resp. Verwerfung eines Gegenstandes oder Vorganges ist, eine sprachliche Formel anzuwenden, die als Reminiscenz die Vorstellung des Prädicirtwerdens einer Bestimmung von einer anderen erweckt.

Um über diesen Functionswechsel völlig ins Klare zu kommen, wird es vor Allem nöthig sein, die Frage scharf und gründlich zu beantworten, welches denn der ursprüngliche Sinn jener Formeln, wie beschaffen der Gedanke war, dem sie und alle ihnen ähnlichen adäquat waren. Die Antwort hierauf ist schon von F. Brentano kurz angedeutet worden[1]; doch wird es gut sein, sie hier eingehender zu beleuchten und gegen Aporien und Einwände zu sichern.

---

[1]) Vom Ursprung sittl. Erkenntniss, Beilage S. 20.

A. Von der Natur des kategorischen oder Doppelurtheils und von den darauf gegründeten prädicativen Vorstellungssynthesen.

Die kategorische oder zweigliedrige Aussageform ist entstanden als angemessener Ausdruck für Doppelurtheile, und ein Doppelurtheil haben wir unfraglich vor uns in Sätzen wie: Dies ist roth; diese Blume ist blau; Ich bin wohl; mein Bruder ist abgereist; einige meiner Felder sind verpfändet; einige Bäume Deines Gartens haben vom Frost gelitten u. s. w. In diesen Fällen und allen ähnlichen ist die Bedeutung des Satzes ein eigenthümlich zusammengesetztes bejahendes Urtheil, welches nicht in eine Summe einfacher Anerkennungen aufgelöst werden kann. Schon indem gesagt wird: Ich oder „diese Blume“, ist die Anerkennung eines Gegenstandes gegeben[1]; aber auf diese Basis ist nun ein zweites Anerkennen gebaut, welches ohne das erste nicht denkbar wäre. Dieses zweite Anerkennen involvirt gewissermaassen das erste; letzteres ist sein nothwendiges Funda-

---

[1]) Ich bin; wir sind; dies ist u. dgl. sind darum offenkundige Pleonasmen. Dass denn auch aus solchen Sprachmitteln wie die Demonstrativ- und Personalpronomina, die für sich allein der vollständige Ausdruck eines Urtheils sind, die synkategorematischen Zeichen der einfachen Anerkennung und der Zuerkennung (oder Prädication) entstanden seien, ist nach den in der gesammten Sprachbildung herrschenden Gesetzen, wonach jedes bloss mitbedeutende Element aus einem solchen mit irgend wie verwandter selbsständiger Bedeutung hervorging, mit Zuversicht zu erwarten. Und wenn der Nachweis, dass in den Nominativ- und Personalsuffixen der indogermanischen Sprachen thatsächlich angehängte Pronomina zu erkennen seien — den einst Bopp, Schleicher und Andere für gesichert hielten — von neueren Forschern vielfach Anzweifelung erfahren hat, so ist doch anderseits diesen nicht gelungen, eine andere Annahme wahrscheinlicher zu machen. Auch liegt in niedriger stehenden Sprachen vielfach offenkundig zu Tage, dass sie das Subject als solches und ebenso die Prädication ausdrücken, indem zu einem Wort, welches für sich allein blosses Vorstellungszeichen wäre, ein Demonstrativ- oder Personalpronomen als Ausdruck der Anerkennung resp. Zuerkennung hinzugefügt wird. Im Barmanischen z. B. ist Mann-der thun-der oder auch Mannes Thun-das = der Mann thut, und so wird auch im Chinesischen, Aegyptischen, Hebräischen ein Pronomen als Copula verwendet. Vgl. Fr. Misteli, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues. 1893.

ment, von dem es unlöslich ist. Man mag an dem so zusammengesetzten Urtheil einen subjectischen und einen prädicirenden Theil unterscheiden oder auch von einem subjectischen und einem prädicirenden Urtheil oder Theilurtheil sprechen. Denn es liegen in Wahrheit eben nicht zwei blosse Begriffe, sondern zwei Urtheile vor, wobei nur das zweite, prädicirende von der Art ist, dass es das erste in ähnlicher Weise involvirt, wie etwa der Gedanke Röthe den Gedanken Farbe einschliesst, so dass — wie dies ja hier der Fall ist — zwischen den beiden Elementen nur eine einseitige Abtrennbarkeit besteht.

Dass wir es mit einer solchen unauflöslichen (genauer: bloss einseitig löslichen) Verknüpfung zu thun haben, dafür liegt eine Bestätigung darin, dass es unmöglich ist, den Sinn eines solchen Doppelurtheils durch Formeln wiederzugeben, welche einfachen Urtheilen entsprechen. Sage ich etwa statt: diese Blume ist gelb — es existirt eine gelbe Blume, so habe ich durchaus nicht dasselbe ausgedrückt. Der letztere Satz ist weder identisch noch auch nur äquivalent dem ersten. Ueberdies involvirt er ein Begriffsgebilde, welches erst in Reflexion auf ein in jener eigenthümlichen Weise complicirtes Urtheil entstehen konnte. Denn fragen wir uns, was „gelbe Blume", „sterblicher Mensch" u. dgl. eigentlich heisse, so ist davon in keiner anderen Weise Rechenschaft zu geben, als indem man sagt: es sei „eine Blume, welche gelb ist" und „ein Mensch, welcher sterblich ist", womit aber eben deutlich anerkannt wird, dass der betreffende zusammengesetzte Begriff nicht gebildet werden konnte, ehe man in der vorhin angegebenen Weise eine Anerkennung auf die andere gebaut hatte.

Wir führten als unzweideutige Fälle des Ausdrucks von Doppelurtheilen solche prädicative Sätze an, deren Subject ein Personal- oder Demonstrativpronomen ist oder wenigstens ein Demonstrativ- oder Possessivpronomen enthält. Es gehören aber weiter dahin auch solche, wo das Subject durch ein hinweisendes Adverb determinirt ist und solche, wo es durch einen Eigennamen gebildet wird. So: Der Mann hier ist ein hilfsbedürftiger; die Wolke dort ist eine Schichtenwolke; der

Panamaprocess ist beendet; Prag (d. i. das Prag-Genannte) ist eine Stadt an der Moldau.

Aber auch Aussagen wie: Der König ist todt; das Haus ist abgebrannt sind Ausdrücke von Doppelurtheilen, wenn denselben auch eine besondere Stellung unter den übrigen zukommt. Das Wort, welches die Stelle des Prädicats einnimmt, übt nämlich hier eine doppelte Function aus. Es modificirt den Sinn des Subjectswortes zu einem bloss uneigentlich so oder so Genannten. Denn wie ein todter König kein König mehr ist, so ist eine Brandstätte kein Haus mehr. Das im Satze Anerkannte ist also etwas Anderes als, was der an Stelle des Subjects stehende Name für sich allein erwarten liesse. Aber doch liegt nicht ein einfach anerkennendes Urtheil über die durch beide Namen bezeichnete Materie vor, das sich mit es gibt oder dgl. umschreiben liesse; sondern es wird etwas anerkannt, was uneigentlich den Namen König, den Namen Haus trägt, und dieses dann durch eine determinirende Bestimmung, die der Prädicatsname, nebstdem dass er eine modificirende Wirkung besitzt, noch enthält, prädicativ bereichert. Es findet auch hier ein Zuerkennen statt.

Hierher gehören auch Sätze wie: Dieses Geld ist falsch; Cäsar ist gewesen (d. i. der Cäsargenannte ist ein Gewesener); der Minister ist abgesetzt; das Urtheil, von dem du sprichst, ist ein bloss vorgestelltes; dahin ist, was du einst hier lebend fandest.

Zu den genannten unzweideutigen Formeln für anerkennende Doppelurtheile kommen noch solche, die zweideutig sind und auf welche wir unten zurückkommen. Dahin gehören insbesondere die Sätze mit: irgendein, einige. Einige Vereinsmitglieder sind erkrankt, falls dies heisst: einige der Vereinsmitglieder u. s. w., drückt ein Doppelurtheil aus. Ebenso: irgend ein Abgeordneter (= irgend einer der Abgeordneten) hat gesagt u. s. w. Doch können gleich lautende Formeln mit „irgendein“ und „einige“ auch Ausdrücke einfacher Urtheile sein.

Bisher sprachen wir von anerkennenden Doppelurtheilen. Doch wie zwei affirmative Urtheile in jener untrennbaren (oder genauer: bloss einseitig trennbaren) Weise mit

einander verflochten sein können, so auch eine Anerkennung und eine Verwerfung. Solche partiell affirmative, partiell negative Urtheile sind gegeben in den Sätzen: Socrates ist nicht krank. Mein Haus ist nicht belastet. Ich bin nicht unwohl. Die Befehle des Gouverneurs sind nicht ausgeführt worden. Keine meiner Bitten ist erhört. Alle Schlüsse dieses Raisonnements sind unrichtig. Alle Apostel sind Juden. Die Menschen oder alle Menschen (= die Menschen alle) sind sterblich [1]).

Ich rechne auch diese letzteren Sätze mit „alle" hierher. Denn dieses Wörtchen enthält, wie neben Brentano auch Sigwart erkannt hat (vergl. Logik [2] I, S. 210 ff.) eine doppelte Negation. Es leugnet die Ausnahme, und jeder Versuch, davon Rechenschaft zu geben, muss — wenn er nicht gänzlich miss-

1) Der Sinn des letzteren Satzes ist, wie sofort erörtert werden wird, kein anderer als: Unter den Menschen gibt es nicht einen Unsterblichen, oder es gibt Menschen, und von ihnen ist keiner unsterblich.

Einen etwas anderen Sinn scheinen Sätze zu haben wie: Der Mensch ist sterblich, der Italiener ist feurig, der Lappländer ist träge u. s. w. Solche Sätze wollen sagen, es sei eine Eigenschaft der Classe Mensch, dass, was immer zu ihr gehört, sterblich sei, und so im Uebrigen. Die Existenz von Menschen ist darin nicht behauptet, wohl aber ist involvirt, dass es einen Classenbegriff (Classe im weitesten Sinne genommen, wo es mannigfach über- und untergeordnete gibt) „Mensch" gebe, an welchen sich constante Eigenschaften knüpfen.

Analog sind wohl Sätze wie: Gold ist gelb, Schnee ist weiss u dgl. zu interpretiren. Sie wollen der Ausdruck von Naturgesetzen sein und bleiben wahr, auch wenn einmal alles Gold vernichtet, aller Schnee auf unserem oder anderen Planeten geschmolzen wäre. Die Existenz von Gold, von Schnee ist also nicht in ihnen anerkannt. Aber doch involviren sie eine Affirmation, nämlich die, dass es Classenbegriffe gibt mit constanten Eigenthümlichkeiten. Ein Doppelurtheil haben wir also auch hier gleichwohl vor uns, und zwar gleichfalls, wie bei: Alle Menschen (d. h. die Menschen alle) sind sterblich, ein partiell negatives. Auf die Anerkennung, dass es einen Classenbegriff Mensch, Gold gibt, ist das verwerfende Urtheil gebaut, dass nichts, was unter den Begriff Mensch fällt, unsterblich, dass nichts, was zur Classe Gold gehöre, nicht gelb sei. Die Behauptung ist, wie es Sache eines Gesetzes ist, universell und negativ.

lingen soll — die doppelte Negation in sich aufnehmen. Alle sind da, wo Keiner fehlt. Deutlicher ausgedrückt ist also der Sinn jener Sätze: Keiner der Apostel ist ein Nichtjude[1]). Keiner der Schlüsse dieses Raisonnements ist nicht unrichtig.

Auch von diesen Aussagen gilt, dass in Existentialform nur ein Aequivalent für sie[2]), oder nicht einmal dies herzustellen ist. Letzteres ist der Fall bei: Socrates ist nicht krank[3]). Ersteres bei: Alle Apostel sind Juden. Diesem Satze sind zwei einfache Urtheile äquivalent, nämlich: es gibt Apostel; es gibt keinen nichtjüdischen Apostel. Dieses Aussagenpaar besagt gleichviel wie das angeführte Doppelurtheil, ohne doch damit identisch zu sein. Identisch damit wäre die Fassung: Es gibt eine Vielheit von Aposteln und keiner von ihnen ist ein Nichtjude, wo wir dann eben in dem „keiner von ihnen ist nicht etc." wieder ein Synonymum des „die Apostel alle sind etc." und in dem Ganzen jene eigenthümliche Complication und Verflechtung zweier Urtheile haben, die als ein elementarer und nicht weiter reducirbarer Zug unseres psychischen Lebens gelten muss.

Man kann die Frage aufwerfen, wie es mit der Quantität dieser Doppelurtheile oder Prädicationen bestellt sei. Bezüglich derjenigen

---

[1]) Die sprachlichen Bezeichnungen für die doppelte Negation gehen in den indogermanischen Sprachen in der Regel auf den Begriff des Ganzen, Heilen, Ausgewachsenen (ὁλος, salvus, integer) zurück. Ueberall involvirt der scheinbar positive Ausdruck den Gedanken, dass nichts fehle, kein Theil mangle. Am angemessensten dem Gedanken und durchaus keine Umschreibung ist, wie schon Sigwart (a. a. O.) betont hat, das latein. nemo non, nullus non u. dgl.

[2]) Unter äquivalenten Aussagen verstehe ich solche, die nothwendig zusammen wahr und falsch sind, genauer: die solche Urtheile ausdrücken, deren Wahrheit resp. Falschheit a priori auseinander zu erschliessen ist. Aequivalente Aussagen haben gleichen Umfang der Geltung oder — wie man sich ausdrücken mag — sie besagen gleichviel, in dem Sinne, dass gleichviel aus ihnen gefolgert werden kann. Enoch weicht unnöthig von aller Tradition ab, wenn er a. a. O. Urtheile, die „man ohne Aenderung des Sinnes das eine für das andere einsetzen kann", (also identische Urtheile!) „äquivalent" nennt und darum von einer Folgerung ad aequipollentiam nichts wissen will.

[3]) Danach ist das im II. Art. VIII S. 177 Gesagte zu ergänzen und zu berichtigen.

der einfachen hat BRENTANO den meines Erachtens unbestreitbaren Grundsatz ausgesprochen, dass, wenn ein Urtheil unbestimmte Materie hat (d. h. wenn dieselbe ein universeller Begriff, wie Mensch, Thier, schwarze Blume, blaue Blume u. dgl., ist), es bei affirmativer Qualität stets particulär sei, d. h. nur einen unbestimmten Theil des Begriffsumfanges betreffe, dagegen bei negativer Qualität stets universell, d. h. für den ganzen Umfang des Begriffes geltend. (Man vergleiche die Beispiele: Blaue Blumen gibt es; schwarze Blumen gibt es nicht.) Ist dagegen die Materie individuell oder determinirt, so geht natürlich sowohl die Anerkennung als die Verwerfung auf den ganzen Umfang des Begriffes, der ja eben in dem betreffenden Individuum beschlossen ist.

Der letztere Theil dieser Regel ist selbstverständlich. Für den ersteren kann man eine Begründung verlangen; doch ist sie leicht zu geben. Zu verwerfen ist ja doch eine Urtheilsmaterie nur, wenn dem Begriffe gar kein Gegenstand in Wirklichkeit entspricht. Darum kann die Verwerfung nur universell gemeint sein. Leugne ich, dass es geflügelte Pferde gebe, so ist die Materie nothwendig dem ganzen Umfange nach verworfen, d. h. es ist gesagt, dass ihr gar kein wirklicher Gegenstand correspondire. Entspricht auch nur irgend ein Gegenstand dem Begriffe, so muss ich die Materie anerkennen (z. B. es gibt schwarze Schwäne). Aber der Sinn dieser Anerkennung kann doch immer nur particulär sein. Denn nie kann ich sagen wollen, dass Alles wirklich sei, was überhaupt möglicher Weise unter ihn fallen kann, da dies der logischen Möglichkeit nach unendlich Vieles ist.

Sind nun diese Grundsätze auch auf die Doppelurtheile anzuwenden, oder gelten hier besondere? Ich glaube, dass sie auch hier zutreffen, und die Analyse wird dies bestätigen.

Was den fundamentalen oder subjectischen Theil der Doppelurtheile betrifft, so ist er — wie wir wissen — seinem Wesen nach stets eine Anerkennung. Er wird also seiner sog. Quantität nach immer entweder individuell oder (falls die Materie indeterminirt ist) particulär sein. Anders das attributive oder prädicative Theilurtheil. Es kann, wie wir früher sagten, sowohl negative als bejahende Qualität haben. Ist es verneinend, so wird es — nach dem obigen Grundsatz — bei unbestimmter Materie stets universell sein, und ist es particulär, so muss seine Qualität affirmativ sein. Bei individueller Materie ist die Qualität unbeschränkt.

Die Beispiele mit individueller Materie (dies ist roth; dies ist nicht roth. Der Sultan ist krank; der Czar ist nicht krank u. dgl.) entsprechen der Regel offenkundig. Bei denjenigen mit indeterminirter Materie bedarf es dagegen einiger Aufmerksamkeit, die den

wahren Sinn der betreffenden Sätze wohl im Auge hat, um ihre Uebereinstimmung mit der Regel nicht zu verkennen. Die Analyse ist noch relativ leicht bei Beispielen wie: Keiner der Abgeordneten hat für die Vorlage gestimmt; keines meiner Felder ist verpfändet. Den Hauptsatz der letzteren Doppelaussage bildet die Anerkennung, dass es in meinem Besitze befindliche Felder gibt. Auf diese Affirmation mit unbestimmter Materie („irgendwelche in meinem Besitze befindliche Felder") ist ein verwerfendes Urtheil gebaut, welches leugnet, dass irgend ein solches Feld verpfändet sei. Dieses accessorische Urtheil ist, weil negativ und auf eine unbestimmte Materie gerichtet, universell[1]). Aber analog ist die Zusammensetzung bei: Die Menschen alle (alle Menschen) sind sterblich; die Apostel alle (alle Apostel) sind Juden. Das subjectische Urtheil heisst offenbar: Es gibt Menschen, Apostel. Dazu tritt das prädicative Urtheil: von ihnen ist keiner ein Nichtjude resp. ein Unsterblicher, oder noch deutlicher: einen Nichtjuden, einen Unsterblichen unter ihnen gibt es nicht. Die Materie ist, im accessorischen wie im fundamentalen Satze, abermals indeterminirt (nur dass diejenige des accessorischen wieder in obliquo den Begriff eines individuellen Collectivs — die Vielheit der Menschen, der (bereits anerkannten) Apostel — einschliesst); dementsprechend ist die Quantität im subjectischen, affirmativen Satze particulär, im attributiven, negativen universell.

Am meisten Bedenken gegen unsere Regel könnten Beispiele erwecken, wie: einige deiner Felder sind nicht angebaut; einige meiner Bäume haben nicht Früchte getragen. Die Materie des Haupt- wie des attributiven Urtheils scheint unbestimmt und die Qualität des letzteren negativ zu sein. Nichtsdestoweniger hat es offenkundig particulären und nicht universellen Charakter, was unserer Regel widerstreitet.

Da könnte nun Einer zunächst bestreiten, dass die Materie des fraglichen Doppelurtheils wirklich indeterminirt sei. Er könnte sagen: Mit den „einigen Bäumen" seien bestimmte gemeint, die nur nicht

---

[1]) Man könnte meinen, die Materie des prädicativen Urtheils sei hier individuell. Es beziehe sich ja auf ein individuelles Collectiv, nämlich das der in meinem Besitze befindlichen Felder. Allein dies wäre ein Irrthum. Nicht von dem Collectiv als Ganzem wird etwas verneint (so wie, wenn ich sage: Die Apostel sind nicht dreizehn) sondern distributiv von seinen Gliedern. Die Materie ist: irgend eines der in meinem Besitze befindlichen Felder, verpfändet — dies wird verworfen. Der Begriff, der die Materie bildet, enthält zwar in obliquo den eines individuellen Collectivs, ist aber selbst ein universeller.

näher bezeichnet werden[1]), wie man auch wohl sagt: Einer (den ich nicht nennen will) hat mir gesagt, womit ein Gewisser, Bestimmter, nur nicht näher Bezeichneter gemeint ist. Bei dieser Auslegung entfällt die Schwierigkeit.

Allein, wenn auch diese Auffassung nicht als unmöglich abgewiesen werden kann, so ist sie doch jedenfalls nicht die einzig mögliche. Man wird zugeben müssen, dass die Wendung „einige Bäume" äquivok ist und bald als Ausdruck eines individuellen, bald als Bezeichnung eines indeterminirten Begriffs gefasst werden kann[2]), und die letztere Deutung ist sogar die nächstliegende und gewöhnlichere. Wird aber sie zu Grunde gelegt, wie steht es dann mit Qualität und Quantität des attributiven Urtheils in dem Satze: „Einige meiner Bäume sind nicht fruchtbar?" Es ist zu antworten: die Qualität ist affirmativ und dementsprechend die Quantität die particuläre. Das „nicht", das im Satze vorkommt, gehört nicht zur Copula, sondern zu fruchtbar. Der Sinn ist: Einige meiner Bäume sind unfruchtbar; der Ton liegt auf diesem negativen Begriffe[3]). Läge er auf „sind", und gehörte die Negation zur Copula, so wäre der Satz nichts anderes als die Leugnung, dass irgendwelche meiner Bäume fruchtbar seien, und das hiesse eben: keiner meiner Bäume sei fruchtbar. Wir hätten die an erster Stelle erwähnte Formel wieder vor uns.

Diesen ebenerwähnten Sätzen gegenüber und ebenso denjenigen von der Art wie: alle Apostel sind Juden (= keiner der Apostel ist ein Nichtjude), welch' letztere nach uns ja ebenfalls ein negatives Prädicat aufweisen, kann man nun freilich die Frage aufwerfen, woher denn solche negative Begriffe stammen, und man könnte meinen, wir begingen ein Hysteronproteron, indem wir bei Doppelurtheilen negative Prädicate voraussetzen, während diese vielmehr erst durch Reflexion auf jene zusammengesetzten Urtheilsphänomene entstanden sein könnten.

---

[1]) Natürlich muss man dann auch bei „einige meiner Bäume sind fruchtbar" u. dgl. diese Interpretation als eine mögliche gelten lassen.

[2]) Ebenso ist es ja auch mit „ein" oder „irgend ein". Wenn es auch zuweilen so viel heisst wie: ein gewisser, so ist doch die unbestimmte Deutung nicht bloss zulässig, sondern die gewöhnlichere.

[3]) Wer bei der Deutung der Gedanken nicht unbillig in den Banden der Sprache liegt, der wird auch keinen Anstoss daran nehmen, wenn das negative Prädicat durch ein Verb mit zugehörigem „nicht" gebildet wird. Das flectirte Verb enthält sowohl die Copula als den Prädicatsnamen. Das beigefügte „nicht" kann also je nach Umständen zum einen oder anderen gehören.

Das letztere nun ist ohne Weiteres zuzugeben. Die einfache Verwerfung von etwas kann in der That nicht Quelle der negativen Begriffe wie: Nichtmensch, unfruchtbar, nichtlebendig (leblos) sein. Aus einfachen Negationen sind wohl die Begriffe: Nichtexistenz eines Menschen, Nichtexistenz eines Lebendigen zu gewinnen, aber etwas Anderes nicht. Der Begriff nicht-lebendig kann nur durch Reflexion auf ein Doppelurtheil gewonnen werden. Wenn Menschen, Vögel, Fische, Metalle, Mineralien u. s. w. sind, und Menschen, Vögel, Fische sind lebendig, während dies von Metallen, Mineralien nicht gilt, so haben die letzteren den ersteren gegenüber etwas gemeinsam, nämlich eben, dass die Prädication des Lebendigseins von ihnen falsch ist. Dies heisst: sie sind ein Nicht-Lebendiges (Lebloses), und wenn wir z. B. wissen, dass Blei ein Metall ist, so schliessen wir, es sei nicht-lebendig oder leblos. Die Bildung solcher Negativa setzt also allerdings Doppelurtheile voraus. Aber nur solche, deren Materie von positiven Begriffen gebildet wird, und so droht durchaus kein Cirkel.

Besondere Schwierigkeit hat bei den Negativis Sigwart finden wollen, und wir mögen bei seinen Bedenken noch einen Augenblick verweilen. Die Formel non A, so meint er, habe, wenn A ein beliebiges Vorgestelltes bezeichnet, wörtlich genommen gar keinen Sinn. Denn eine Vorstellung, die nur die reine Verneinung des Inhalts einer anderen wäre, gebe es nicht.

Es wäre wohl ein Wortstreit, hierauf zu erwidern, dass es eine Vorstellung, die eine Verneinung wäre, allerdings nicht geben könne, da eben Verneinen ein Urtheilen sei und kein blosses Vorstellen. Wir lassen dies also als zugestanden bei Seite. Aber warum sollen nicht mancherlei Vorstellungen möglich sein, die durch Reflexion auf verneinende Urtheile gebildet sind, und warum soll sich nicht in diesem Sinn auch von non A Rechenschaft geben lassen? Wie ich den Namen „gelbe Blume“ erklären kann als Bezeichnung des Begriffs: Blume, von welcher prädicirt werden kann, dass sie gelb sei, so vermag ich den Namen non A zu verdeutlichen, indem ich sage, er bezeichne den Begriff: etwas, von dem negirt werden kann, dass es A sei, und damit ist natürlich auch gesagt, non A sei „etwas, dessen Vorstellung mit der Vorstellung A nicht unmittelbar gegeben ist“. — Allein, so wendet Sigwart nun ein, wenn unter non A alles dasjenige bezeichnet sein solle, dessen Vorstellung mit der Vorstellung A nicht unmittelbar gegeben ist, dann hörten A und non A auf, unverträgliche Bestimmungen zu sein, und es sei nicht wahr, dass sie sich ausschliessen. „Wenn ich ‚weiss‘ vorstelle, so habe ich gar nichts als die Farbe vor mir; ist non A Alles, was nicht diese Farbe ist, so

gehört dazu auch rund, viereckig, schwer, in Schwefelsäure löslich; alles das ist ‚nicht weiss‘, d. h. etwas Anderes als ‚weiss‘; aber diese Prädicate sind mit weiss durchaus nicht unverträglich; man müsste erst von ‚weiss‘ zurückgehen auf alle weissen Dinge und dann diese von der gesammten Welt abziehen; aber wo bedeutet das Wort ‚weiss‘ ohne Weiteres alle weissen Dinge?“ Ich antworte: Meint man die weissen Dinge, so sagt man allerdings in der Regel nicht „weiss“, sondern „Weisses“. Aber eben Sigwart ist es doch, der hier den Ausdruck „weiss“ nicht bloss im Sinne von „Weisse“ (Weisssein), sondern auch in dem von „Weisses“ (Weissseiendes) gebraucht und, was vom Einen gilt, ohne Weiteres auf's Andere überträgt, der also wesentlich verschiedene Begriffe nicht auseinanderhält. Die Folge dieser Verwechslung ist es dann, dass er zu ungereimten Consequenzen gelangt. Vom Begriff „Weisse“, nicht „Weisses“, gilt, dass, wenn ich ihn in der Formel non A für A einsetze, non A Alles ist, „was nicht diese Farbe ist“, und dass dazu auch gehört: „rund, viereckig, schwer, in Schwefelsäure löslich“. „Alles das ist etwas Anderes als ‚weiss‘.“ Gewiss: Alles das ist nicht die Eigenschaft „weiss“, und mit diesem Begriffe sind alle jene Prädicate denn auch, wie die Logik bezüglich A und non A verlangt, unverträglich. Die Eigenschaft der „Weisse“ ist weder rund noch eckig, so wenig als die Kugelgestalt als solche grün oder roth ist. Wohl aber kann, wie das Kugelgestalthabende zugleich grün oder roth, so „das Weisse“, d. h. das Weissehabende, zugleich rund oder eckig sein. Hier besteht die Verträglichkeit. Und so ruht die ganze Argumentation Sigwart's auf einer Aequivocation. Bleibe ich beim selben Begriff, so gilt jedes Mal, mag ich für A Weisse oder Weisses einsetzen, dass A und non A sich ausschliessen. Aber das eine Mal ist dann nicht bloss: roth, grün u. s. f., sondern auch rund, eckig u. s. w. oder besser ausgedrückt Kugelgestalt, eckige Gestalt u. s. w. ein non A. Das andere Mal fällt unter non A bloss Rothes, Grünes u. s. f., nicht aber nothwendig Rundes, Eckiges u. dgl. Doch kehren wir zurück.

Es ist — so ergibt sich aus allem Vorausgehenden — neben dem einfachen zweifellos noch ein eigenthümlich beziehendes Urtheilen, ausser dem simplen Setzen und Leugnen ein Zuerkennen und Aberkennen oder, wie man zu sagen pflegt, ein Zusprechen und Absprechen[1]) als letztes Element unseres

[1]) Will man dieses ein „Aussagen“ nennen, so beachte man nur, dass damit eine Aequivocation gestiftet ist. Denn in anderen Fällen

psychischen Lebens zu statuiren. Hätte man also, von einem

---

heisst Aussagen und Aussage nicht soviel wie Urtheilen (speciell: prädiciren), sondern ein Urtheil sprachlich kundgeben, sei dies nun ein einfaches oder ein Doppelurtheil. Heisst „aussagen" ein Urtheil äussern, dann wird nicht eine Bestimmung von der anderen „ausgesagt" (so wie, wo es das Zu- oder Aberkennen bedeutet), sondern der gesammte Inhalt des Urtheils ist Gegenstand der Aussage. Die Vermengung dieses Doppelsinns von „Aussagen" bestärkt u. A. B. Erdmann in dem Vorurtheil, dass jedes Urtheil ein prädicatives sei, und bringt ihn überdies mit dazu, zu behaupten, jedem Urtheil müssten Wortvorstellungen angehören; es vollziehe sich nothwendig in und durch die Sprache (Logik S. 189; vgl. mit 241 ff.).

An den Umstand, dass Brentano und seine Schule neben dem einfachen ein Doppelurtheil anerkennt, hat Enoch (a. a. O. 439 ff.) den Vorwurf geknüpft, dass diese Urtheilslehre in zwei unvereinbare Theile auseinanderklaffe und Brentano es sich dadurch selbst abspreche, für das Urtheil eine neue, einheitliche Form gefunden zu haben. Es gebe in dieser Logik zwei Definitionen für den Begriff des Urtheils, die sich nicht miteinander vereinen lassen, von denen also nur eine wahr sein könne.

Wer sich deutlich gegenwärtig hält, wie die getadelte Lehre wirklich lautet, der begreift schwer, wie sie Anlass zu solchem Tadel werden konnte. Es wird gelehrt, dass es neben dem einfachen Urtheil, dessen Wesen im simplen Anerkennen und Verwerfen eines Gegenstands bestehe, ein sog. Zuerkennen und Absprechen gebe, ein dadurch eigenthümlich modificirtes Setzen und Verwerfen, dass es bereits ein einfaches Anerkennen als Basis involvirt und von ihm nicht ablösbar ist. Sind nun dies zwei unvereinbare Theile der Urtheilslehre zu nennen? Viel besser heissen sie offenbar zwei gleich unentbehrliche und einander ergänzende. Der Mangel der Einheit ist kein durch die Theorie verschuldeter, sondern es kommt in ihm einfach die Thatsache zur Geltung, dass das Gebiet des Urtheils mehr Eigenartiges und Mannigfaltiges aufweist, als die frühere Ansicht glaubt, und dies ist ein Ergebniss, das bei gar mancher erneuten Untersuchung auch anderwärts schon sich herausgestellt hat.

Damit ist auch bereits der Vorwurf abgethan, dass Brentano zwei widersprechende Definitionen des Urtheils biete. Würde dasselbe Phänomen bald so, bald so beschrieben, so wäre dies allerdings ein verwerflicher Zwiespalt. Das Verschiedene aber, das einfache und das Doppelurtheil, muss natürlich auch von der richtigen Beschreibung als verschieden charakterisirt werden.

„beziehenden Denken“ sprechend, nur dieses, nicht jedes, Urtheilen damit gemeint und dabei unter „Denken“ nicht ein blosses Vorstellen verstanden, so wäre man im Rechte gewesen. Allein man fehlte, indem man glaubte, in jedem Urtheil hätten wir ein solches Beziehen des Einen auf's Andere, ein Beilegen oder Absprechen vor uns, und indem man zugleich dieses Zu- und Aburtheilen für eine blosse Verknüpfung und Beziehung von Vorstellungen hielt und es mit den letzteren Vorgängen unter dem Namen Denken oder Verstandesfunction zusammenwarf. Urtheilen ist ein Phänomen sui generis. Aber in dieser Gattung gibt es ausser dem einfachen Anerkennen und Verwerfen ein eigenthümlich innig zusammengesetztes Phänomen, das sich so wenig auf einfache Urtheile zurückführen lässt, als diese auf ein Vorstellen. Und wie es ein Hysteron-proteron wäre, zur Erklärung des Bejahens und Leugnens etwa den Begriff der Existenz herbeizuziehen, so wäre es verkehrt, das Prädiciren etwa definiren zu wollen durch Recurs auf den Begriff Identität, indem man es für ein Indentischsetzen erklärte. Nicht dieser Begriff, sondern eben derjenige der Prädication ist ein letzter, nicht weiter analysirbarer, der, wie er nur direct durch Abstraction aus einem anschaulichen Phänomen gewonnen, so auch nur durch Hinweis auf diese Anschauung geklärt werden kann. Wenn „A ist B“ wahr ist, dann können wir freilich regelmässig auch sagen, A sei mit B identisch oder umgekehrt; aber diese letztere Aussage ist, indem sie das Identischsein prädicirt, der ersten nicht gleich, sondern ihr nur äquivalent, ebenso wie das Urtheil: A ist existirend dem Urtheil „A ist“ nicht gleich, sondern bloss äquivalent ist. Und wie „A ist existirend“ nicht geurtheilt werden konnte, ehe das Urtheil A ist, d. h. die simple Anerkennung von A, vorausgegangen war, so auch „A ist identisch mit B“ nicht vor „A ist B“. Aus analogem Grunde. Denn der Begriff der Identität, wie er hier verstanden ist, wird erst in Reflexion auf ein richtiges zuerkennendes Urtheil gewonnen.

Wir sagten: wie er hier verstanden ist. Denn das Wort identisch und Identität ist leider, wie so viele andere in der Logik ge-

bräuchliche, nicht eindeutig. Oft wird es für Gleichheit gebraucht. Hier nicht. ‚A ist B' heisst nicht: A sei gleich B. Diese Verwechslung hat u. A. Lotze dazu geführt, zu behaupten, das kategorische Urtheil: S ist P verstosse in der Form, in der es unmittelbar auftrete, gegen den Satz des Widerspruchs. Denn dieser besage, dass in kategorischer Urtheilsform jeder Inhalt nur als sich selbst gleich gedacht werden dürfe (A = A), während dort gefordert werde, dass zwei Begriffsinhalte S und P einander als verschieden gegenüber bleiben und doch der eine unmittelbar der andere sei.

Das wäre in der That ein Widerspruch, falls ‚S ist P' hiesse: S ist inhaltsgleich mit P. Aber dies ist nicht der Sinn der Formel. Inhaltsgleich-mit-etwas ist selbst ein Prädicat, P, das unter Umständen einem S zuerkannt wird, nicht aber bildet es den Sinn der Copula im kategorischen Satze.

Seltsam ist, wie Lotze nachträglich die „zahllosen kategorischen Urtheile von der Form ‚S ist P', die wir im täglichen Leben bilden", doch zu rechtfertigen sucht durch den „Nachweis, dass sie etwas ganz Anderes meinen, als sie ausdrücken" (d. h. wohl: auszudrücken scheinen?), und dass sie, wenn man hervorhebe, was sie meinen, in der That nie synthetische, ja nicht einmal analytische, sondern geradezu identische Urtheile seien. „Einige Menschen sind schwarz, sagen wir — so führt er aus — und meinen damit ein synthetisches Urtheil zu bilden, weil die Schwärze P nicht im Begriff des Menschen liege. Nun ist aber nicht der Allgemeinbegriff Mensch das wahre Subject dieses Satzes, denn nicht er ist ja schwarz, sondern einige Einzelmenschen sind dieses Subject; unter diesen einigen aber, obgleich sie nur als unbestimmter Theil des ganzen Umfangs der Menschheit bezeichnet sind, verstehen wir doch keineswegs einen so unbestimmt gelassenen Theil; denn es ist gar nicht in unser Belieben gestellt, welche einigen Menschen wir aus der ganzen Menge der Menschheit herausgreifen wollen; durch unsere Auswahl, durch die sie zu einigen Menschen werden, werden sie nicht schwarz, wenn sie es nicht ohnehin sind; man muss also diejenigen wählen[1]) und

[1]) In Wahrheit handelt es sich hier nicht um ein „Wählen" und „Herausgreifen". Manchmal, und so auch hier, ist vielmehr nur dadurch ein Urtheil möglich, dass man auf das Herausgreifen verzichtet und die Materie unbestimmt lässt. Wenn ein Lehrer, vom Corridor einen Pfiff im Classenzimmer hörend, zu den Schülern sagt: Einer von euch hat gepfiffen, so kann er dies in der Regel nur, indem er unbestimmt lässt, wer es war, obschon er natürlich nicht leugnen will, dass ein Bestimmter, eben der, der gepfiffen hat, der Pfeifende war.

meint von Anfang an Diejenigen, die schwarz sind, kurz die Neger; diese allein sind das wahre Subject der Urtheils. Der völlige Sinn des Urtheils ist also: einige Menschen, unter denen jedoch nur die schwarzen Menschen zu verstehen sind, sind schwarze Menschen; es ist dem Inhalt nach völlig identisch.“ (Logik S. 75—80. Vgl. auch Metaphysik S. 147.)

Ich will nicht dabei verweilen, dass der berühmte Forscher hier mit Hilfe der willkürlichen Unterscheidung zwischen dem, was eine Formel bezeichne, und dem, was sie meine, an die Stelle des ursprünglichen, particulären Urtheils ein ganz anderes schiebt (denn „die schwarzen Menschen (die Neger) sind schwarze Menschen“ ist ein ganz anderes Urtheil als „einige Menschen sind schwarz[1]“). Aber das verdient doch bemerkt zu werden, dass auch dasjenige, welches nach Lotze die eigentliche Meinung der Formel: ‚S ist P‘ sein soll, die Schwierigkeit gar nicht umgeht, die der Autor beim kategorischen Urtheil finden will. Enthält es doch den Begriff „schwarze Menschen“, d. h. Menschen, welche schwarz sind — ein Begriff, der nur in Reflexion auf eben jenes Zuerkennen der Bestimmung schwarz an die Bestimmung Mensch gewonnen werden konnte, welche Lotze als etwas Widerspruchsvolles und Unausführbares aus der Welt schaffen möchte, weil er es in seiner Eigenthümlichkeit verkennt.

Doch kehren wir zum Begriff der Identität zurück. Seine Ableitung ist ein genaues Analogon derjenigen des Existenzbegriffes. Existirend heisst, was mit Recht anerkannt; identisch, wovon das Eine mit Recht dem Anderen zuerkannt werden kann, mit anderen Worten dasjenige, wovon in Wahrheit das Eine das Andere ist. Doch noch weiter reicht die Analogie. Indem wir erklärten, der Begriff der Existenz sei aus dem anerkennenden Urtheil geschöpft, leugneten wir keineswegs, dass die Gegenstände es sind, welche Anlass geben, solche Urtheile

---

[1]) Das erstere Urtheil ist universell und negativ, das letztere dagegen — wenigstens wenn darin die Existenz von Menschen anerkannt ist — affirmativ und particulär. Ist dies aber nicht der Fall, so kann dessen Sinn nur sein: Unter den Begriff Mensch fällt eine Classe, deren Exemplare alle schwarze Menschen sind. Dieses Urtheil ist zwar auch universell und negativ, aber doch nicht identisch mit: die schwarzen Menschen sind schwarze Menschen.

zu fällen. So müssen wir auch bezüglich der Identität sagen. Trotzdem wir behaupten, der Begriff sei nur zu klären durch Rekurs auf das Phänomen der Prädication, er sei abstrahirt aus Urtheilen, des Inhalts: A ist B u. dgl., so ist doch zuzugeben, es liege durchaus an der Beschaffenheit der Gegenstände, dass man letzteres irgendwo in Wahrheit sagen, dass man z. B. mit Recht urtheilen kann: dieses Stück Papier sei viereckig; jene Farbe sei Röthe u. s. w.

Die Natur und insbesondere die zusammengesetzte Natur der Gegenstände, die zu einem wiederholten stückweisen Erfassen derselben Anlass gibt, bildet das fundamentum in re zu Doppelurtheilen und einem „Identischsetzen". Wir bilden ein Doppelurtheil, so oft wir an einem, gewissen Bestimmungen nach bereits bekannten, Gegenstand eine weitere Bestimmung oder Beziehung, ein bisher nicht beachtetes Moment, kurz einen neuen Theil irgend welcher Art, entdecken. Und dabei ist die Bezeichnung Theil in jenem weitesten Sinne zu nehmen, wonach nicht bloss der Flügel ein Theil des Vogels, sondern auch das Moment der Qualität im Allgemeinen ein Theil des Rothen und die Eigenschaft der Röthe ein Theil der Blume u. s. w. heissen kann. Solche Fälle aber sind so häufig gegeben, dass wir weit öfter in der Lage sind, ein Zu- und Aberkennen kundzugeben, als ein einfaches Anerkennen oder Verwerfen. Und so ist, und war stets, der Anlass zur Bildung und Aeusserung von Doppelurtheilen reichlich gegeben. Sie traten auf, sobald der Verstand anfing, die Gegenstände der inneren und äusseren Anschauung zu analysiren oder sich zu verdeutlichen, Theile in mannigfaltigem Sinne an ihnen zu unterscheiden und sie auf's Ganze zu beziehen. Solche reconstruirende Synthese der einzelnen Theile oder Seiten eines anschaulichen Phänomens, die man durch Abstraction und Analyse erfasst hatte, ihr Wiederaufbau zur verdeutlichten Auffassung des Ganzen, geschah durch Doppelurtheile, und zu ihnen gehören denn auch alle die, welche Sigwart fälschlich als die einfachsten und frühesten Urtheile bezeichnet und wenig passend „Benennungsurtheile" genannt hat. Hand in Hand mit diesem

urtheilenden Verhalten ging die Bildung von Begriffen und Namen wie Rundes-Rothes, Hierseiendes-Rothes u. s. w. Alle derartigen Vorstellungsverbindungen waren erst durch Reflexion auf jene prädicativen Urtheilssynthesen möglich, und weil in ihnen eine Einheit von Vorstellungselementen gegeben ist, die ihren Sinn dem prädicativen Urtheil entlehnt, mag man sie prädicative Vorstellungssynthesen nennen.

Aber nicht bloss hat man sich in der angegebenen Weise den Inhalt einheitlicher Anschauungen verdeutlicht — Theil um Theil bemerkend und das Analysirte durch Doppelurtheile zur Einheit des Ganzen zurückbeziehend —, man ging in jenen Synthesen durch prädicative Urtheile noch über das anschaulich Vereinigte hinaus. Auch Bestimmungen, die wir nicht in einer einheitlichen Anschauung erfassen, sondern nur aus verschiedenen durch Analyse gewinnen können, verknüpfte man prädicirend und bildete auf Grund dessen entsprechend zusammengesetzte Begriffe. Nicht bloss Urtheile: dieses Farbige ist roth, dieses Rothe ist rund wurden gebildet, sondern auch solche wie: dieses Farbige ist klingend, ferner: dieses Rothe ist ein gestern Grüngewesenes, dieses Grüne ist ein Gelbseinwerdendes u. s. w. Ich nenne auch Farbiges-Klingendes eine prädicative Synthese von solchem, was nie anschaulich vereinigt gefunden wird. Denn in Wahrheit ist uns ja die Anschauung der beiden Qualitäten in ganz verschiedenen Sinnesfeldern, also an völlig getrennten Orten, gegeben, und es war ein Irrthum, wenn Aristoteles glaubte, die Qualitäten der verschiedenen Sinne seien uns örtlich geeinigt und sich durchdringend in einheitlicher Anschauung gegenwärtig[1]). Noch offenkundiger ist bei „Rothes, welches gestern grün war", dass die Elemente dieses Begriffs nicht anschaulich vereinigt gefunden, sondern aus verschiedenen Anschauungen gewonnen werden.

---

[1]) Mancher wird dem Klang jede ursprüngliche und anschauliche Localisation absprechen. Auch dieser wird dann nicht leugnen können, dass Farbe und Ton zusammen jedenfalls keine einheitliche Anschauung im strengen Sinn dieses Wortes bilden.

Derartige Verknüpfungen nahm das naive Bewusstsein schon frühzeitig und vielfältig vor, nur ohne natürlich darüber zu reflectiren und in abstracto eine Kenntniss von seinem Thun zu haben. Letzteres so wenig, dass vielmehr Jeder von uns der philosophischen Schulung bedarf, um zu bemerken, wie ihm die Vorstellung des glänzenden, klingenden, harten Dinges, das er Metall nennt, und ebenso die des weissen, weichen, wohlriechenden, das er als Wachs bezeichnet, durchaus nicht in einheitlichen Anschauungen gegeben sind, sondern die eine wie die andere Resultat einer vor aller Reflexion vollzogenen Synthese ist. Solchen prädicativen Synthesen aber verdanken ungefähr alle jene „Ding“vorstellungen ihren Ursprung, die der gemeine Mann für unmittelbar anschaulich gegeben hält und so gern zum Subject weiterer Doppelurtheile oder Prädicationen macht. Nach Analogie zu diesen Verbindungen, zu denen die Erfahrung mehr oder weniger directen Anlass bot, hat aber dann das entwickeltere Bewusstsein noch weiterhin kühne hypothetische Begriffsgebilde aufgebaut, wie die Vorstellung eines Atoms, eines vierdimensionalen Continuums u. dgl., ja die Vorstellung von Widersprechendem und Widerstreitendem wie: Rothes, welches nicht roth ist, Rundes-eckiges, hölzernes Eisen u. s. w.[1]).

---

[1]) Selbstverständlich spricht es durchaus nicht gegen die zusammengesetzte Natur eines Begriffes, wenn auch die Mehrheit seiner prädicativ verknüpften Elemente sprachlich nicht in der obigen Weise zum Ausdruck kommt. Das prädicativ gegliederte Vorstellen wird durch eine entsprechende Gliederung der Zeichen unterstützt, aber ist nicht schlechterdings daran gebunden. So oft ein Gedanke wie: Quadrat, Dreieck, Gold, Wasser, Tapferkeit, Staat, Recht, Religion u. dgl. eigentlich gedacht wird — und sie können es auch, wenn die darin prädicativ verknüpften Merkmale nicht, wie in einer die Elemente des Begriffs aufzählenden analytischen Definition, einzeln sprachlich markirt sind — werden die in ihnen enthaltenen Synthesen mit vorgestellt. S. 183 seiner Logik (I) lehrt B. Erdmann, Worte wie: Staat, Recht, Polizei, Religion, Waare, Naturgesetz hätten ihre Bedeutung nicht sowohl in Vorstellungen als in Urtheilen. Die ganze Wahrheit, die ich dieser Be-

Wie anders als durch eine prädicative Synthese sind die Elemente eines Begriffs: wie ein Dreieck, welches viereckig ist, vereinbar? Eine anschauliche Einheit können sie niemals eingehen; aber doch muss, wer sich den Gedanken vergegenwärtigt, dessen Elemente irgendwie geeint vorstellen. Man hat freilich geleugnet, dass dies ein Gedanke oder Begriff sei; es sei vielmehr ein Ungedanke, ein Unbegriff. Wortverbindungen wie leichtsinniger Kreis, viereckiger Kreis seien sinnlos, meint z. B. B. Erdmann (Logik I S. 233). Weil das sie begleitende Bedeutungsbewusstsein nicht eine Anschauung ist, spricht er ihnen jede Bedeutung ab. Allein dies scheint mir eine völlige Verkennung der Thatsachen. Wären die Worte ohne Sinn, wie könnten wir die Frage verstehen, ob es etwas Derartiges gebe, und sie verneinen? Selbst um sie zu verwerfen, müssen wir eine solche widerstreitende Materie doch irgendwie vorstellen. Und

---

hauptung zugestehen kann, liegt darin, dass — wie vorhin gesagt wurde — auch solchen einfachen Namen prädicativ zusammengesetzte Begriffe entsprechen können. Und jeder solche ist einem Urtheil (genauer: einem Doppelurtheil oder einer Prädication) irgendwie verwandt, sofern als er nur durch Reflexion auf ein solches gebildet sein kann. Im Uebrigen ist er ein blosses Vorstellen und als solches doch toto genere von jedem Urtheil verschieden, und wenn Erdmann für seine These argumentirt, wo immer die Bedeutung von Worten wie: Staat, Recht, Religion u. s. w. klar sei, da werde sie durch Urtheile, durch ihre Definition gegeben, so scheint mir dies auf einem Doppelsinn zu beruhen. Was heisst: die Bedeutung jener Worte werde durch ein Urtheil gegeben? Soll damit gesagt sein, sie liege in einem Urtheil? Damit hätte Erdmann eben das vorausgesetzt, was bewiesen werden soll. Ist aber damit bloss behauptet, ein Urtheil bilde die Vorbereitung für die klare Vergegenwärtigung jener Begriffe wie Staat, Recht u. s. w., so mag dies in gewissen Grenzen zugegeben werden, aber es bildet keine Begründung für Erdmann's Behauptung, dass jene Begriffe Urtheile seien. Mit gleichem Rechte könnte man sonst auch eine Vielheit von Urtheilen, wie sie den Inhalt einer ganzen wissenschaftlichen Abhandlung bilden, für einen Begriff ausgeben, weil sie gelegentlich die Vorbedingung für die klare Vergegenwärtigung eines solchen bilden.

Natürlich kann ich mich auch nicht enverstanden erklären, wenn Erdmann in diesem Zusammenhang sogar alle „Begriffe der traditionellen Logik" als etwas hinstellt, was eigentlich Urtheile seien, und wenn er die Grenze zwischen Vorstellen (und ein solches ist die blosse Vergegenwärtigung eines Begriffs, wenn sie auch durch Urtheile vorbereitet sein mag) und Urtheilen für eine flüssige erklärt.

wo der Widerstreit oder Widerspruch nicht so offenkundig ist, da geschieht es ja, dass Solches, was ihn enthält, sogar für wahr gehalten wird. Die Leugnung eines wahren mathematischen Satzes ist stets eine absurde Behauptung, und gilt nicht völlig das Gleiche, wenn einer das Vorkommen von Urtheilen (Urtheil dabei im üblichen Sinn genommen) behauptet, die weder wahr noch falsch seien? Und doch kommen solche Behauptungen vor. Was mit apriorischer, ja mit unmittelbar apriorischer, Evidenz als falsch erkennbar ist, ebenso wie der Satz: Dieser Kreis ist viereckig, wird doch zuweilen allen Ernstes geglaubt[1]). Aber anschaulich kann solche Bestimmungen Niemand vereinigen; es ist nur eine prädicative Synthese, die da vorgenommen wird.

Noch öfter hat man die Tragweite der Prädicationen und prädicativen Vorstellungsverknüpfungen in der Art verkannt, dass man, wo eine solche vorlag, statt dessen eine anschauliche gegeben glaubte. Im Zusammenhang damit wurde und wird denn gemeiniglich der Terminus Anschauung in viel zu weitem Umfange verwendet. Anschauungen ganz verschiedener Gattung lässt man wieder zu Anschauungen (zusammengesetzte Anschauungen) verschmelzen, während in Wahrheit solche Zusammensetzung bloss eine prädicative Synthese oder gar nur eine associative Verkettung, in keinem Falle eine anschauliche Vereinigung sein kann. Die associative Zusammensetzung von Anschauungen physischer Phänomene kann zu einer einheitllichen Anschauung führen, aber nur wenn das Associirte zum selben Sinnesgebiet gehört, und wenn die Localisation der Punkte des einen Phänomens sich stetig an die des anderen anschliesst. In keinem anderen Falle findet eine „Verschmelzung" des Associirten statt; die Anschauungen bilden ein äusserliches Conglomerat, und nur prädicative Aufeinanderbeziehung kann noch eine Einheit in sie bringen. Einer Verknüpfung wie: Dieses Weisse ist viereckig, jenes Farbige ist rund — resp. Weisses-Viereckiges, Farbiges-Rundes — kann eine einheitliche Anschauung zur Seite gehen (obwohl auch hier die Bedeutung der betreffenden Namen oder Aussagen nicht in dieser Anschauung, sondern eben in einem parallel gehenden Doppelurtheil, resp. einer begrifflichen Gedankenverknüpfung liegt); dagegen die Synthese: Weisses - Weiches - Wohlriechendes; Weisses - Glattes; Hartes-Glänzendes-Klingendes und ähnliche können nie in einer einheitlichen Anschauung gegeben sein, und so kann denn

---

[1]) Wenn man solche Absurditäten sinnlos nennt, so kann dies nur heissen, sie hätten offenbar keinen vernünftigen Sinn, d. h. keine Bedeutung, die vernünftiger Weise oder einsichtig geurtheilt und für wahr gehalten werden könne.

die Bedeutung von Namen wie Gold, Papier, Wachs u. dgl. nicht bloss nicht in einer Anschauung bestehen, sondern es kann dem Begriffe, der die Bedeutung bildet, auch keine einheitliche Anschauung correspondiren, da er Elemente aus verschiedenen Sinnesgebieten als Merkmale vereinigt. Auch dies hat u. A. Benno Erdmann gänzlich übersehen. und so glaubt er in unzähligen Fällen das „Bedeutungsbewusstsein“ für gewisse Namen und Wortverbindungen in einheitlichen Anschauungen gegeben, wo es von vornherein nur in einer prädicativen Begriffssynthese liegen kann.

Mit dem Umstande, dass dieser Autor den Umfang der Erscheinungen, die sich nur als prädicative Gedankenverknüpfungen begreifen lassen, bei Weitem nicht ermessen und die Tragweite des anschaulichen Vorstellens stark überschätzt hat, steht im Zusammenhang, dass er eine völlig nominalistische Theorie der Prädication und prädicativen Vorstellungssynthese[1]) vorträgt. Nach ihm besteht das die prädicativen Wortverbindungen begleitende Sach- oder Bedeutungsbewusstsein nicht in einer Gliederung, einem Trennen und Verknüpfen von Gedanken, sondern die Bedeutungen verharren im Zusammenhang der „Wahrnehmung“ oder der (vermeintlich) anschaulichen Einbildungsvorstellung. Das Zerlegen und Verknüpfen ist nicht ein begriffs- oder verstandesmässiges, es geht nicht die Gedanken oder Bedeutungen an, sondern ist ausschliesslich Sache der Sprache und Worte, so dass, wo mit einer solchen Wortverbindung keine Anschauung verbunden wird, überhaupt kein Gegenstands- oder Bedeutungsbewusstsein vorliegt und die Wortvorstellungen und ihr Verlauf das Einzige sind, was sich im Bewusstsein abspielt[2]).

---

[1]) Erdmann unterscheidet nicht zwischen der urtheilenden Synthese, wie sie in einem Doppelurtheil, und der blossen prädicativen Vorstellungsverknüpfung, wie sie in einem einfachen Urtheil mit zusammengesetzter Materie gegeben ist, und wir wollen in den folgenden Bemerkungen gegen ihn auch von diesem Unterschied absehen.

[2]) Logik I S. 202—205, 221—223, 290 u. ö. An der erstgenannten Stelle heisst es z. B. „Während wir die Aussage: ‚dieses Papier ist viereckig‘ als Wahrnehmungsurtheil vollziehen, löst sich das Merkmal des Viereckigseins von dem vorgestellten Gegenstand nicht irgendwie ab. Es bleibt im Gegentheil als Merkmal des Gegenstandes in eben derselben Beziehung logischer Immanenz für unser Bewusstsein bestehen, die es vor der Aussage in der blossen Wahrnehmung gehabt hatte. Es trennt sich ferner nicht nur nicht von dem vorgestellten Subject, bewegt sich nicht gedanklich von ihm fort, sondern die Beziehung, in der es zu ihm verbleibt, ändert sich

Ich meine, Erdmann hätte die gänzliche Unhaltbarkeit dieser Lehre nicht entgehen können, wenn er sich bewusst gewesen wäre, wie selten dem sog. prädicativ gegliederten Wortverlauf überhaupt eine correspondirende Anschauung zur Seite geht (seine Bedeutung bildet sie, wie schon bemerkt, nie) und wie extrem nominalistisch also seine Auffassung unseres Denkens in Wahrheit ist.

---

auch nicht im Vergleich zu den Merkmalen, die in der Aussage nicht in Betracht kommen. Der Gegenstand bleibt in unserem Beispiel ebenso als viereckig vorgestellt, wie er als weiss, als leer u. s. w. vorgestellt bleibt. Die Trennung vollzieht sich vielmehr rein sprachlich, in den Wort-, nicht in den Bedeutungsvorstellungen. Die Worte sind verschieden, successiv eintretend; ihre Bedeutungen aber verharren unverändert im Verflechtungszusammenhang der Wahrnehmung . . . Also auch was in der functionalen Verschiedenheit der Urtheilsbestandtheile (es sind Subject und Prädicat gemeint) neu ist, gehört dem sprachlichen Ausdruck an.“ Dasselbe wie bei den angeführten soll auch bei anderen, sonst anders gearteten Wahrnehmungsurtheilen gelten, wie: Der Himmel glüht; der Nebel steigt; jene Bergesspitze ist dunkler als diese u. s. w. Das Dunklersein jener Spitze, bemerkt Erdmann, löse sich durch die Aussage vom Gegenstand nicht ab, sondern es bleibt jene Spitze als dunklere bestehen. Die Trennung sei lediglich eine Trennung in Worten: „Die Veränderungen des Wahrnehmungs- durch das Urtheilsbewusstsein, das jenes prädicativ zerlegt, bestehen demnach darin, dass, während das erstere beharrt, ein prädicativ gegliederter Verlauf von Wortvorstellungen eintritt, auf die Wahrnehmungsvorstellung sich gleichsam auflegt, an ihrem Bestande gleichsam vorüberfliesst“ (S. 203). — Wie kann, frägt man sich, von einer prädicativen Gliederung der Worte die Rede sein, wenn es keine entsprechende Gliederung der Gedanken gibt!

Wie bei den sog. Wahrnehmungsurtheilen, so soll es endlich auch bei allen anderen sein. „Ueberall im Urtheil entspricht . . . . der sprachlichen Trennung des Subjects und Prädicats keine gedankliche Trennung der Bedeutungen . . . Das Vorgestellte wird im Urtheil nicht gedanklich zerlegt, sondern bleibt erhalten. Die sprachliche Trennung der Wortvorstellungen ist nicht auch eine verstandesmässige, gedankliche Zerspaltung der Bedeutungen . . . .“ u. s. w. (S. 222).

Im Zusammenhang mit dieser Lehre stehen dann natürlich Behauptungen wie: „Der sprachliche Ausdruck im Satz ist nach dem Allen für das Urtheil nicht ein Kleid, das es entbehren . . . könnte, sondern die Bedingung, welche die prädicative Beziehung erzeugt

Zu diesem Uebersehen, der Verkennung der gewaltigen Rolle, welche die prädicativen Begriffssynthesen, und der relativ geringen, welche die Anschauungen direct in unserem Gedankenleben spielen, kommen freilich noch andere Irrthümer, um ihm die Schwächen und Unmöglichkeiten der erwähnten Theorie zu verbergen. ERDMANN scheint z. B. „discursiv“ mit „successiv“ zu verwechseln. Er scheint vorauszusetzen, dass die prädicative Gliederung ein Vorstellungsverlauf sein müsse, und da ihm — und letzteres mit Recht — feststeht, dass die Bedeutung eines einheitlichen Satzes uns gleichzeitig gegenwärtig sein muss, so meint er, die prädicative Gliederung nicht in die Bedeutung, sondern nur in die Worte verlegen zu dürfen[1]). Allein das sog. discursive Denken ist durchaus nicht nothwendig und durchweg eine Succession von Gedanken. Was speciell die prädicativen Vorstellungsverbindungen betrifft, die man auch hierher rechnet, so sind sie nie eigentlich ein Gedankenverlauf. Die sprachlichen Zeichen folgen sich; die Gedanken selbst sind, solange sie als prädicative Einheit gedacht werden, gleichzeitig im Bewusstsein.

Wäre hier der Ort zu einer allseitigen Kritik des ERDMANN'schen Versuchs, den extremsten Nominalismus neuerdings zu Ehren zu bringen, so müsste endlich auch daran erinnert werden, dass der Autor hier und anderwärts überhaupt ein nahezu maassloses Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit der Sprachvorstellungen als Re-

und vollzieht“, und man begreift, wie ERDMANN S. 25 sagen kann, er nehme mit Bewusstsein einen Grundgedanken K. F. BECKER's wieder auf, wonach Denken und Sprechen innerlich Eines seien.

Weniger verstehe ich, wenn es S. 241 auch heisst: Sprechen und Denken (wenn man unter Denken Urtheilen verstehe und Sprechen im weitesten Sinne fasse) seien nicht bloss untrennbar, sondern die beiden Seiten eines und desselben Vorstellungsvorgangs. Sie sind ja nach dem Obigen vielmehr bloss zwei Namen für denselben Vorgang!

Man begreift ferner, dass ERDMANN S. 223 ff. allen Ernstes eine sog. „grammatische Urtheilstheorie“ entwickelt (während dies nach uns, denen Urtheilen ein Denken und nicht ein Sprechen ist, sinnlos wäre); dagegen sollte er folgerichtig daneben nicht auch noch eine psychologische und logische geben wollen. Und inconsequent ist es natürlich auch, wenn er sogar eine sehr weitgehende Discrepanz zwischen logischem und grammatischem Subjecte lehrt. Auf diesen letzteren Punkt müssen wir noch zurückkommen.

[1]) A. a. O. S. 203, 205 u. ö.

präsentanten von Sach-Gedanken an den Tag legt. Auch er, obwohl oft den prädicativen Wortverbindungen eine Anschauung als begleitende Sachvorstellung unterschiebend, wo diese in Wahrheit fehlt, und man darum von seinem Standpunkt jedes Bedeutungsbewusstsein leugnen müsste, findet doch selbst, dass wir recht viele prädicative Wortverbindungen dächten, ohne dass ihr Sinn uns gegenwärtig sei, und wo somit die sprachliche Gliederung der Worte das Ganze sei, was im Bewusstsein vorgehe. Auch kann er demgegenüber die Bemerkung nicht unterdrücken, die Worte würden so „in erstaunlicher Weise zu ausschliesslichen Bewusstseinsrepräsentanten der Bedeutungen[1]“. Allein die Bedenken, die dieses auf Erdmann's Standpunkt unvermeidliche Zugeständniss involvirt, darum, weil thatsächlich in der Sprache die Bedingungen gar nicht erfüllt sind, welche sie fähig machen würden, in einer auch nur entfernt ähnlichen Weise ausschliesslicher Bewusstseinsrepräsentant der Bedeutungen zu sein, bleiben dem Autor verborgen. Wo ein sprachliches Zeichen der alleinige Stellvertreter des Gedankens sein soll, da ist — damit ein geordneter Gedankenfortschritt möglich sei und nicht sofort die heilloseste Verwirrung eintrete — strenger Parallelismus zwischen Zeichen und Bezeichnetem gefordert. Unsere Volkssprachen bieten diesen Zustand durchaus nicht, indem sie Synonymien und Aequivocationen in Menge aufweisen. Erdmann aber sieht nicht bloss in ihnen keine Schwierigkeit; nach ihm beständen wenigstens der Synonymien noch viel mehr, als die Sprache thatsächlich bietet[2].

---

[1]) „Wer Neigung zu paradoxen Wendungen besitzt, könnte sagen: das stille Denken ist nicht nur gedachtes . . . . Sprechen, sondern auchdas laute Denken ist vielfach bedeutungsloses Sprechen ... Der Satz ist nicht selten der alleinige Bewusstseinsrepräsentant des Urtheils“ (a. a. O. S. 230). Vgl. 229: „Es ist eine geradezu verblüffende Gedankenleere“ u. s. w.

[2]) Er geht ja so weit, solche Sätze und Namen, die Urtheile und Begriffe ausdrücken, welche höchstens äquivalent oder, genauer besehen, nicht einmal dies, sondern bloss verwandt sind, kurzweg als Repräsentanten identischer Gedanken hinzustellen. So die Termini: „der Redner Marcus Tullius Cicero“, „der bekannteste römische Redner des Alterthums,“ „Cicero, der nach Unterdrückung der Catilinarischen Verschwörung pater patriae genannt wurde“ — die Sätze: „Der Schädelcult ist ein Rest der ursprünglich allgemeinen Menschenfresserei“ und „der Schädelcult ist eine Nachwirkung der Menschenfresserei, die als ursprünglich allgemein angenommen werden muss“, und abermals die Aussagen: „Die Wenigen, die was davon erkannt,

Und statt irgend nach den Bedingungen zu fragen, unter denen Zeichen das eigentliche Denken der Vorstellungs- und Urtheilsinhalte ersetzen können, flüchtet er in's Unbewusste. Auch wo von den Bedeutungen keine Spur im Bewusstsein sei, stelle sich das Verständniss doch ein, indem die Arbeit des Verstehens unterhalb der Schwelle des Bewusstseins von statten gehe, in dem weiten Gebiete des unbewusst Erregten, und nicht selten besser, als wenn die zerstreuenden Kräfte der Bewusstseinsinhalte mit in's Spiel kämen. „Die unbewusste Erregung erfolgt," meint er, „durch die associative Verflechtung der Worte mit ihren Bedeutungen. Denn es sei nur die bewunderungswürdige Oekonomie des Denkens, welche hier zum Vorschein kommt". „Es ist, in einem physiologischen Bilde zu reden, durch Gewohnheit gleichsam reflectorisch gewordenes Denken, das in diesen Urtheilen vorhanden ist" (S. 230).

Aber man kann von diesem Rückzuge in's Unbewusste wohl mit einem Worte von Aristoteles sagen, er sei ein solcher εἰς ἄδηλον; auch macht die Analogie von den reflectorischen Bewegungen (eine Bewegung, die sich ohne vorausgehendes Bewusstsein von ihr vollzieht, und ein unbewusstes Denken sind sehr differente Dinge!) uns dieses „im Unbewussten sich abspielende Verständniss" um gar nichts plausibler. Und wenn wir uns auch an dem unbewussten Denken als solchem nicht stossen würden, so erhöbe sich doch die Frage, welcher Art es denn nach Erdmann sei. Sind es unbewusste Anschauungen? Mit anschaulichen Vorstellungen ist — wir sahen es schon — in sehr häufigen Fällen das Verständniss schlechterdings nicht zu erklären. Sind es also unbewusste prädicative Gedankensynthesen? Aber warum doch sollen diese unbewusst möglich sein, wenn sie es bewusst nicht sind?

Doch genug von der weittragenden Rolle, welche die Doppelurtheile oder Prädicationen und die in Reflexion darauf gebildeten prädicativen Vorstellungssynthesen in unserem Ge-

die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten, dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten, hat man von je gekreuzigt und verbrannt" und „religiöse Neuerer hat man von je gekreuzigt und verbrannt". Erdmann hält diese Paare von Sätzen und Namen für den Ausdruck identischer Gedanken. Bloss Unterschiede der sprachlichen Bilder und Wendungen sieht er darin, die den Inhalt des Vorgestellten oder „das, was im Sinne der logischen Norm (sic!) vorgestellt werden soll", unberührt liessen, während in Wahrheit ohne allen Zweifel verschiedene Wendungen des Gedankens vorliegen.

dankenleben spielen, indem sie theils der anschaulichen Einheit von Inhalten parallel gehen (das auch anschaulich Vereinigte auf ihre Weise wiederholend), theils, über das Gebiet des Anschaulichen weit hinausgreifend, den Umfang unseres Denkens zwar nicht mit neuen Elementen, wohl aber mit neuen, in der Anschauung nicht gegebenen Zusammensetzungen bereichern. Aus der grossen Bedeutung aber, welche die Doppelurtheile für den Aufbau und die Entwicklung unserer Gedanken haben, begreift sich, dass der eigentümliche sprachliche Ausdruck, der sich für sie ausbildete, das Uebergewicht über jede andere Form der Urtheilsäusserung, gewann und beinahe zum ausschliesslichen Typus unserer Aussagen überhaupt wurde. Doch bevor wir von diesem Processe der Ausbreitung der kategorischen Aussageformel über ihre ursprünglichen Grenzen sprechen, ist es zweckmässig, erst über ihre eigenthümliche innere Sprachform noch ein Wort zu sagen.

Prag. A. Marty.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Erkenntniss des Guten und Bösen[1].

Der Mensch ist ein moralisches Wesen nur vermöge seiner Fähigkeit, das Gute und das Böse zu erkennen oder zwischen Gutem und Bösem zu unterscheiden; denn an diese Erkenntniss knüpft sich der Begriff eines moralischen Gesetzes und einer moralischen Verpflichtung. Zwar besteht bei den Menschen die Erkenntniss des Guten und Bösen bloss in Form unbestimmter Intuition, weil sie das Princip jener nicht kennen, und Einige gelangten sogar dahin, den Unterschied zwischen Gutem und Bösem mit dem Gegensatz zwischen Freude und Schmerz zu verwechseln, und somit das Vorhandensein eines moralischen Gesetzes, das für den Menschen innerlich bindend ist, zu leugnen.

Es soll nun hier versucht werden, in allgemeiner Weise darzuthun, auf welchem Princip der Unterschied zwischen dem Guten und dem Bösen beruht, und wie uns dieses Princip dahin führt, das moralische Gesetz als das höchste Gesetz unseres Willens anzuerkennen, das uns eine Verpflichtung aber nur im Namen unserer Freiheit selbst auferlegt.

Wir befinden uns in einer Welt, in der Gutes und Schlechtes, Wahres und Falsches fast unentwirrbar mit einander vermengt sind. Was soll man von diesem Thatbestand halten?

---

[1]) Nachgelassener Aufsatz, aus dem Französischen übersetzt von Helene Spir.

Hier stehen uns nur zwei Wege offen: entweder muss man eine Gemeinschaft zwischen Gutem und Bösem, Wahrem und Falschem nach Wesen und Ursprung zugeben oder eine solche leugnen.

Betrachten wir zunächst die beiderseitigen Folgen dieser zwei Anschauungsweisen.

Behauptet man, dieses Gemisch von Gutem und Schlechtem, von Wahrem und Verkehrtem, das wir in der Welt der Erfahrung vorfinden, sei der normalen Natur und Ordnung der Dinge angemessen: das Gute und Schlechte, das Wahre und Unwahre habe einen gemeinsamen Ursprung, so folgt daraus, dass es weder etwas rein Gutes noch rein Wahres gibt, sondern dass alles naturgemäss mit einander vermischt und zweideutig, also gut und schlecht, wahr und falsch zugleich ist; dass ferner der Schmerz, das Laster, das Elend und das Verbrechen überall, wo man es antrifft, eben das ist, was sein soll. Man hat daher auch kein Recht, weder das Uebel zu verneinen, den Irrthum zu widerlegen noch das Gemeine zu verwerfen. Folglich gibt es keine Moralität, keine Logik, noch überhaupt eine Wissenschaft. Eine Gemeinschaft zwischen Gutem und Bösem, Wahrem und Falschem ihrem Wesen und Ursprung nach zugeben, heisst also so viel, als den Unterschied zwischen Gutem und Schlechtem, zwischen Wahrem und Verkehrtem einfach leugnen. Auf Grund dieser Annahme bleibt eigentlich nichts anderes übrig, als dass man seinen Neigungen und natürlichen Trieben zu Folge wie ein Thier dahinlebt.

Allein, die meisten Menschen können sich hiezu nicht entschliessen; denn sie haben, obwohl nur dunkel, das Bewusstsein: wir besitzen eine höchste Norm des Denkens und der Dinge; diese Norm ist die Gewissheit, dass der Grundcharakter der normalen Natur der Dinge Identität mit sich selbst ist, eine Identität, die jegliche Beimischung und jegliche Zweideutigkeit ausschliesst. Alles, was zur normalen Natur der Dinge gehört, ist schlechterdings von vollendeter Reinheit, und wir haben mithin die Gewissheit, dass das rein Gute und Wahre da ist, dass es nicht eine blosse Idee oder ein leerer

Wahn, sondern eine Realität, ja selbst die höchste Realität ist: die normale Natur der Dinge (Gott). Indem wir das Gute ausüben und das Wahre erkennen, handeln wir also der normalen Natur der Dinge gemäss: wir sind frei, wir nehmen Theil am absoluten oder göttlichen Charakter.

Wir erkennen hingegen, dass das Uebel und das Falsche, dessen wesentlicher Charakter Uneinigkeit mit sich selbst ist, etwas Abnormes und Verwerfliches sind, etwas Nichtseinsollendes oder etwas, das kein Recht hat zu existiren. Darum erkennen wir auch diese zwei Sätze: Du sollst nichts Böses thun, und: Du sollst nicht lügen, weder gegen dich selbst noch gegen Andere, als die unbedingten Gesetze oder Befehle unseres Willens. Ein Jeder, der Lüge und Böses übt, oder in Irrthum verfällt, erniedrigt sich und wird zum Knecht.

Man ist im Gegensatz hiezu gewöhnt, die Fähigkeit, ebenso leicht Gutes wie Schlechtes zu wollen, als das eigentliche Wesen der Freiheit zu betrachten. Doch ist dies eben ein Missverständniss. Frei sein heisst seiner eigenen Natur gemäss wollen und handeln. Nun ist aber das Uebel und der Irrthum der normalen Natur der Dinge völlig fremd; somit ist es rein unmöglich, dass man aus freiem Antrieb Uebel und Irrthum wolle. Man kann das Schlechte und Falsche nicht um ihrer selbst willen lieben, so wie man das Schöne und Wahre liebt; man bekennt sich für einen Irrthum nur, weil man ihn für eine Wahrheit hält; auch thut und will man Schlechtes nur deshalb, weil man daraus, bewusst oder unbewusst, einen Vortheil für sich selbst zu gewinnen glaubt. Folglich ist man Sklave der natürlichen Täuschungen, wenn man das Böse will und an das Verkehrte glaubt.

Dies begreifen die Menschen freilich nur schwer; denn sie werden unter der natürlichen Täuschung geboren und leben in ihr. Man hat noch nicht anerkannt, dass zwischen dem Guten und Bösen, zwischen dem Wahren und Unwahren, eine Opposition oder eine absolute Unverträglichkeit besteht, und das sollte man doch vor allem wissen. Das wahrhaft oder schlechthin Gute, d. h. die Identität oder völlige Harmonie mit

sich selbst kann nicht mit dem Uebel zugleich da sein, noch kann die unbedingte Wahrheit, die den gleichen Charakter innerer Harmonie in sich trägt, mit dem Irrthum und der Lüge zusammen bestehen. Das Gute, das wir in dieser Welt mit dem Schlechten vermischt finden, ist also nur ein relatives Gut, d. h. im Grunde betrachtet ein verkapptes Uebel; auch ist die Wahrheit der Erfahrung, vermischt mit dem Irrthum, bloss eine relative Wahrheit, welche in der systematischen Organisation der natürlichen Täuschung besteht.

Man glaube ja nicht, dass das Falsche allein in unseren Begriffen und unserem Urtheil besteht: es befindet sich vielmehr in den Dingen dieser Welt selbst. Denn die Dinge dieser Welt sind so beschaffen, dass sie uns täuschen und das zu sein scheinen, was sie nicht sind. Die Empfindungen unserer Sinne (des Gesichts, Gefühls u. s. w.) sind so beschaffen, dass sie als Körper im Raume erscheinen[1]), und unser eigenes Selbst ist darauf angelegt, eine unbedingte, einfache und im Grunde unveränderliche Einheit darzustellen, die es in Wirklichkeit gar nicht ist.

Ebenso verstellt sich auch das Uebel, um andauern zu können: es nimmt den Schein des Guten an.

---

[1]) Wenn die Körper wirklich existiren würden, so wären sie Substanzen, absolute Dinge und unsere Erfahrung besässe dann eine unbedingte Wahrheit: die Physik wäre eine Metaphysik, wie es ja die Materialisten behaupten. In Wirklichkeit jedoch enthält unsere Erfahrung nichts Unbedingtes; die Gegenstände der Wahrnehmung sind unsere eigenen Sinneseindrücke, was sich leicht durch experimentale Beweise feststellen lässt und auch von allen Denkern anerkannt wird. Aber unsere ganze Erfahrung ist so organisirt, als ob die wahrgenommenen Objecte Körper im Raume wären. Diese systematische Organisation der natürlichen Täuschung ist es, die die relative unserer Erfahrung eigene »Wahrheit« constituirt, und sie erschwert die wahre Erkenntniss der Dinge sogar für geübte Denker so sehr, dass die Meisten an die Realität der Körper glauben und doch zugleich erklären, die Erfahrung enthalte nur relative Wahrheit, d. h. sie lassen sich auch dann noch durch den natürlichen Schein beherrschen, wenn sie schon theilweise dessen täuschende Natur erkannt haben.

Dieser täuschende Schein des Guten ist die Quelle aller Laster und Verbrechen, und die Phantasie der Menschen hat denselben unter der Erscheinung des Satans, des verführerischen Teufels, personificirt. Allerdings hat dieser Schein des Guten auch seine wohlthätige Seite, sofern nämlich ohne die Linderung, die er der Herbe des Uebels beifügt, die abnorme Realität nicht anhalten könnte, sondern sich nothgedrungen von selbst vernichten würde. Wäre das Leben ein unaufhörliches und unheilbares Leiden, so könnte es nicht ertragen werden.

Man merke sich nun Folgendes: Alles, was schlecht, gemein und unwürdig, überhaupt alles was physischer Natur ist, beruht auf Täuschung und Schein; dagegen, was erhaben ist: die Philosophie, die Moralität und die Religion, beruht auf der Wahrheit oder wirklichen Realität. Indem wir ganz diesen höheren Interessen leben, werden wir der wahren Realität, des wahren Lebens theilhaftig, während der gemeine und namentlich der boshafte Mensch gleich einem Nachtwandler lebt, von Täuschungen und für Täuschungen.

Nun sieht man, in welche verhängnissvolle Bahnen heut zu Tage Diejenigen gerathen sind, die das Moralische dem Physischen unterzuordnen trachten und, das thatsächliche Verhältniss umkehrend, glauben, dass die empirische Welt erhabener sei als das Denken und das Gewissen des Menschen. Nein, unser Denkgesetz ist mehr als die Welt, denn es besitzt eine höchste Norm, den Begriff des Absoluten und mit ihm die Gewissheit des rein Guten und Wahren, das man sonst in der physischen Welt nirgends vorfindet; es ist zugleich die Basis der Logik und der Wissenschaft, sowie die Grundlage der Moralität und der Religion.

A. Spir.

Anzeigen.

Vaihinger, Prof. Dr. **H.**, Commentar zu Kant's Kritik der reinen Vernunft. Zweiter Band, 563 S. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 1892.

Der vorliegende zweite Band des Commentars der Kritik der reinen Vernunft erläutert die transcendentale Aesthetik und ist in demselben Geiste abgefasst, wie der erste, vor 10 Jahren erschienene. Der Commentator hat sich die Aufgabe gesetzt: durch eine bis ins Einzelne gehende Textanalyse und Hereinarbeitung der gesammten Kant-Literatur Kant's Hauptwerk in seine Elemente zu zerlegen, um auf diese Weise eine erschöpfende kritische Einsicht in das grosse und unendlich einflussreiche Werk seines königlichen Autors zu gewinnen. Nachdem sich Verf. diese Aufgabe einmal gestellt, wollen wir über sein ganzes Vorhaben mit ihm nicht rechten. Vielmehr anerkennen wir gerne und bedingungslos die Gründlichkeit, Vollständigkeit und — woran zu zweifeln wir keinen Grund haben — auch die scharfsinnig-kritische Zuverlässigkeit des Commentars. Und in der That: zur Durchführung seiner Aufgabe bedarf Verf. noch weit mehr als eines beharrlichen Gelehrtenfleisses; wir meinen den Glauben an die Frucht seiner Arbeit, das nachhaltige philosophische Pathos, woraus dieser Glaube selbst entspringt, welcher ihn geistig frisch erhält und ihm seine Lebensaufgabe erleichtert. Wenn auch wir selbst diesen seinen philologisch-historischen und historisch-philosophischen Glauben nicht im selben Maasse theilen können, so zollen wir doch

seinem Werke die reich verdiente Achtung und sind überzeugt, dass es für Alle, welche gründliches Versenken in die philosophische Vergangenheit als eine wesentliche Bedingung der eigenen philosophischen Arbeit halten, eine werthvolle Quelle der Anregung und Belehrung sein werde. Wir selbst sind allerdings auch durch den Commentar nicht von der ketzerischen Ansicht bekehrt, dass KANT's transcendentale Aesthetik auf ein anderes, als ein rein historisches Interesse keinen Anspruch hat. Was die Frage betrifft, ob dieser zweite Band, verglichen mit dem ersten, die vom Verfasser gehofften Fortschritte aufweise und gewissen geäusserten Wünschen in befriedigender Weise nachgekommen sei, so überlassen wir ihre Entscheidung ganz den sich speciell für die Sache interessirenden Kreisen, und erwähnen aus dem übersichtlichen, dem vielschichtigen Stoff wohl angemessenen Vorwort nur noch den Umstand, dass B. ERDMANN und A. RIEHL als diejenigen genannt werden, welchen der Commentar und sein Verfasser, obwohl er sie „oft bekämpfen musste“, das Meiste zu verdanken bekennt.

Das Prämissenmaterial und die Hauptsätze der transcendentalen Aesthetik hat der Commentar (S. 330—331) in gedrängter Uebersicht zusammengestellt; und schon hieraus geht hervor, dass es nicht der Inhalt der KANT'schen Raum- und Zeitlehre selbst sein kann, welcher noch heute Stoff zu einer so ausgedehnten Beschäftigung gewährt. Noch deutlicher zeigt dies ein Blick in KANT's Hauptwerk selbst. Wenn wir alle dogmatisch interessirten Ausleger ignoriren und uns frei dem Eindruck überlassen, welchen die berühmten vier Raumargumente der „metaphysischen Erörterung“ in uns hervorrufen, so spüren wir einen Hauch, wie ihn uns nur der Geist eines Erzvaters der Scholastik einzuflössen vermag. Die Spaltung des allgemeinen Erfahrungsinhaltes in die Apriori-Form und den Aposteriori-Stoff; die Unterscheidung von Allgemeinbegriff und Raumanschauung, wonach letztere gar nicht zu den Begriffen gerechnet, sondern, von ihrem speciellen Inhalt abgesehen, als ein reines Anschauungsphänomen sui generis bezeichnet wird: dies sind die Vordersätze, woraus der Philosoph seine Schlüsse betreffend die Gültigkeit sowohl der reinen als angewandten Mathematik zieht, und womit er die davon ganz unabhängige allgemeine Unterscheidung von ‚absoluter Realität‘ (Ding an sich) und ‚Erscheinung‘ fortwährend in Beziehung bringt. Kein Mensch ausser dem Historiker würde heute mehr davon Notiz nehmen, wenn sie eben nicht von KANT herrührten. Wie der Commentar (S. 89 ff.) nachweist, stellt sich KANT's Apriori-Form als ein

Vermittlungsproduct zwischen Locke und Descartes heraus, zeigt in gewissen Phasen ihrer Entwicklung die grösste Verwandtschaft mit dem Geiste der Nouveaux Essais von Leibniz und verleugnet nie (S. 86) ihren ursprünglichen Charakter des Angeborenseins im Sinne des zeitlichen Vorhergehens, ja sogar des zeitlichen Vorhergehens fertiger, in uns bereit liegender Formen. Erst durch die Streitschriften, welche die Kritik der reinen Vernunft zu Lebzeiten Kant's zu Tage förderte, sah sich der Philosoph zu Modificationen und Concessionen genöthigt, welche indess die Sache eher verschlimmerten, weil (S. 95) die transcendentale Aesthetik nach wie vor dieselbe blieb. Und fassen wir nicht sowohl das Apriori überhaupt, als im besondern die Apriorität der Anschauungsformen in's Auge, so erfahren wir durch einen hierauf gerichteten besonderen entwicklungsgeschichtlichen Exkurs (S. 422 ff.), dass Kant die von ihm in seiner kritischen Periode bekämpften Ansichten über Raum und Zeit, wie sie einerseits durch Leibniz und andrerseits in einem entgegengesetzten Sinne durch Newton zu Ansehen gelangten, zuerst selbst abwechselnd getheilt und in sich durchlebt habe. Wenn wir weiter (S. 436) vernehmen, dass zu dieser Neubildung die Antinomien das entscheidende Motiv gewesen sind, so wissen wir genug, um einzusehen, dass es rein dialektische Wandlungen waren, welchen die transcendentale Aesthetik ihren Ursprung verdankte, wie sie denn auch, diesem ihrem Ursprung getreu, die speculativen Regionen nie verlässt, und die ‚Erklärung' der mathematischen Evidenz, worauf wir alsbald, soweit wir auf diesen Punkt überhaupt einzutreten haben, zurückkommen werden, eben weiter nichts repräsentirt, als die bekannte „gute Gesellschaft", neben welcher sich Niemand zu schämen braucht. Die allgemeine Annahme endlich, auf deren thatsächliches Vorhandensein gerade auch im Hinblick auf die transcendentale Aesthetik der Commentar (S. 8, 9) besonders aufmerksam macht: die Annahme von ‚Dingen an sich', welche das „Gemüth" afficiren, ist ein Derivat des vulgären Empirismus, welcher bei Kant im besondern die von uns schon berührte Gestalt des Gegensatzes unbekannter Dinge an sich und der empirischen Erscheinung annimmt. Ein Kant'sches Specificum mag diese letztere, erkenntnisstheoretisch zugespitzte Form des gemeinen Empirismus sein; „theoretisch" jedoch, um in der Sprache Kant's zu reden, lässt sich mit dem Ding an sich weiter nichts anfangen; und was unsere modernen Philosophen daraus machen, darum haben wir uns nicht zu kümmern. Der natürlich-anthropologische Gesichts-

punkt, dass nur vom Standpunkte des Menschen aus eine Erfahrung denkbar sei, bildet freilich auch einen Bestandtheil des Kant'schen Kriticismus; er wird jedoch vom rationalistischen Kern sowohl, als den mystischen Ausklängen des Systems so gut wie erdrückt und musste daher unfruchtbar bleiben. Und die Art, wie die von Kant beeinflussten Kreise der Gegenwart zum bezeichneten anthropologischen Gesichtspunkt Stellung nehmen, zeigt denn auch deutlich genug, dass sie damit keinen Ernst machen, müssten sie ja doch den specifisch erkenntnisstheoretischen Kriticismus verlassen und sich selbst aufgeben. Die ‚Möglichkeit' der Erfahrung überhaupt und der Mathematik im besondern bildet vielmehr die einzige Hinterlassenschaft, welche auf unsere kantianisirenden Erkenntnisstheoretiker übergegangen ist, und für den vorliegenden Commentarband kommt hiervon allein Kant's Philosophie der Mathematik in Betracht.

Es ist, wie schon angedeutet, nicht unsere Aufgabe, uns ausführlich hierüber zu verbreiten, und noch weniger, die Sache selbst zur Entscheidung zu bringen. Gleichviel, von welchem Standpunkt aus: ob man von irgend einer Form des Rationalismus oder Empirismus auf die Mathematik und ihr Anwendungsgebiet reflectire, mit ein paar Andeutungen lässt sich zeigen, dass das mathematische Urtheil zu einer Stütze der transcendentalen Aesthetik in keiner Weise geeignet ist. Und um so kürzer können wir uns hierin fassen, als uns nichts weiter zu thun übrig bleibt, als an schon oft Gesagtes und Allbekanntes einfach zu erinnern. Zwei hierher gehörige Punkte: 1) die Berufung auf die philosophische Einsicht in die Gründe der Anwendung der reinen Mathematik auf Gegenstände der Erfahrung; 2) die Illustration der transcendentalen Raumcharakteristik durch das Verhalten symmetrischer Figuren, hat unser Commentar selbst ausführlich besprochen. Einen dritten wollen wir von uns aus hinzufügen: den versuchsweise durchgeführten Parallelismus von Raum und Zeit und seine Uebertragung auf Geometrie und Arithmetik. Den ersten Punkt: die Aufdeckung einer „durchgängigen Verwechslung" des Problems der reinen und angewandten Mathematik, betrachtet der Commentar (S. 263—286) als eine seiner „Hauptaufgaben". Diese Verwechslung kommt für uns insofern in Frage, als, die Erklärung der reinen Mathematik auf Grund der reinen Anschauungsformen selbst zugelassen, hieraus hinsichtlich der Anwendung der Mathematik auf Gegenstände der Erfahrung nichts gefolgert werden kann. Um zu einem solchen Schluss zu gelangen, bedarf es einer Vermittlung der reinen An-

schauungsformen mit dem besondern Inhalt der Erfahrung. Da wir jedoch, wenigstens in der transcendentalen Aesthetik, über diese Vermittlung nichts zu hören bekommen, als dass die Raumanschauung neben ihrer Reinheit gleichzeitig auch zum „äussern Sinn" — sprachlich — gestempelt wird, so fällt uns wie mit einem Zauberschlag das ganze Anwendungsgebiet der Mathematik in den zwar „transcendental-idealen", aber „empirisch-realen" Schooss der Anschauungsformen — (!) Ueber „das Paradoxon der symmetrischen Gegenstände" (S. 518 ff.) weiss auch der Commentar nichts, als die von verschiedenen Seiten gemachte Bemerkung zu registriren, dass Figuren, deren Bestandstücke, bezogen auf eine gemeinsame feste Linie, in entgegengesetzter Richtung angeordnet sind, nicht zur Deckung gebracht werden können, obwohl sie in ihren Grössenbestimmtheiten vollkommen übereinstimmen. Und KANT ausgenommen weiss denn auch kein Mensch, inwiefern dieser Umstand gerade für seine eigene Theorie mehr als für irgend eine andere sprechen soll. Dass zu KANT's Zeiten (S. 538) die angesehensten Mathematiker für seine Theorie nicht eintraten und sogar eher geneigt waren, seinen Gegner EBERHARD mit Beiträgen zu unterstützen, war KANT „sehr unangenehm". Er begnügte sich zu zeigen, dass seine zeitgenössischen mathematischen Autoritäten ebenso wenig gegen ihn, wie für seinen LEIBNIZschen Gegner eingenommen seien. — Was die im Sinne KANT's versuchte Durchführung einer vollkommenen Parallele von Raum und Zeit betrifft, so gehört dieselbe überhaupt zum Allerschwächsten, was sich philosophisch jemals an's Licht gewagt hat. So natürlich und wohlberechtigt es ist, dass wir Raum und Zeit neben- und miteinander nennen, weil wir alle genaueren Zeitmaasse räumlich ausdrücken, so grundverkehrt ist dessenungeachtet die durch den Einfluss KANT's befestigte Gewohnheit, Raum und Zeit miteinander in Congruenz zu setzen, und von einer ‚Zeitform' und ‚Zeitanschauung' einer analogen Raumanschauung entsprechend zu reden. Mit demselben Recht könnten wir die Gleichung ansetzen: 1 : x = kreisförmig.

Mit grosser Sorgfalt und erfolgreichem Scharfsinn hat der Commentar in mehrfacher Hinsicht die Unterscheidung der formalen und materialen Bestandtheile in KANT's Erfahrungs-Theorie schematisch veranschaulicht und den Beweisgang der Aprioritätslehre genau controllirt und übersichtlich zusammengefasst. Besonderen Werth legt er auf eine „neue" Disposition (S. 139) der „möglichen Ansichten über den Raum", wozu ihm der KANT-Streit zwischen KUNO FISCHER und TRENDELENBURG,

welchem er einen besonderen, längeren Excurs (S. 290—326) widmet, Gelegenheit bot. Verf. unterscheidet streng zwischen Geltungs- und Ursprungsfrage und gelangt so zu vier möglichen Combinationen in der Raumlehre, wovon KANT's Annahme der „idealen" Geltung und des „apriori subjectiven" Ursprungs, neben drei anderen ebenso möglichen, die berühmteste Stelle behauptet. Wir wollten dies nicht übergehen, weil Verf. hierin eine der „reizvollsten KANT-Controversen" erblickt; für unsere Besprechung indess ist es unwesentlich, weil uns nur die Frage beschäftigt: worin unterscheidet sich KANT's ‚kritische' Vermittelung zwischen ‚Empirismus' und ‚Dogmatismus' von diesen zur Einheit verbundenen Componenten selbst? Auf gewisse methodische Unzulänglichkkeiten in den entscheidenden Voraussetzungen des Systems (S. 78, 288 ff. — petit. princ.) legen wir hierbei gar kein Gewicht und lassen uns überdies die KANT eigenthümliche grosse Sorglosigkeit in dem Bedeutungswechsel vieler wichtigen termini als eine sehr lässliche Sünde ohne weiteres gefallen. Wir möchten nur wissen, ob, ganz nüchtern und rein sachlich gesprochen und davon abgesehen, ob ein grosser Philosoph mehr oder weniger seinen Flug ins Schattenreich nimmt: ob der Standpunkt der Transcendentalphilosophie uns wirklich einen besseren Weg zeigte, oder ob wir nicht vielmehr nach wie vor uns auf demselben armseligen Fleck im Kreise drehen? „KANT hat allerdings" — so lesen wir (S. 52) im Commentar — „allen Ernstes neben der transcendenten gelegentlich die empirische Affection (zwischen ‚Subject' und ‚Object') gelehrt". — Nun kennen wir den Fleck, woran, wie an einer Leimruthe, auch die philosophischen Adler kleben bleiben und sich vergeblich in die Lüfte schwingen. Diese „gelegentliche empirische (pseudoempirische) Affection" ist keine andere als die transcendente; nur bricht ihre unverfälschte Natur in ihrer „empirischen" Gestalt kräftiger durch, als in ihrem abgedorrten transcendenten Nebenschössling. Dieselbe Verdoppelung des Erfahrungsinhaltes, welche der ‚Empirismus' der Schulen durch seine Unterscheidung der primären und secundären Qualitäten aufgebracht hat, steckt auch in der berühmten KANT'schen transcendental-idealistischen Unterscheidung von Erscheinung und Ding an sich; nur mit dem Unterschied, dass bei KANT dem Ding an sich, d. h. der primären Qualität, nichts mehr übrig bleibt, als die dunkle Qualität selbst, ohne weiteren Inhalt. Und was ist von diesem Gesichtspunkte aus die Apriori-Form und der Aposteriori-Stoff innerhalb der Erscheinung selbst? — Wiederum eine andere Form der primären und secundären

Qualitäten. Begnügt sich der gewöhnliche Empirismus mit einer einfachen Verdoppelung, so baut sich das Haus des Kriticismus aus einem ganzen System von Verdoppelungen auf, bis ihm zuletzt im Ding an sich, wie in einem toten Punkt, der Stoff ausgeht, was jedoch zur Versöhnung von Glauben und Wissen sich um so geeigneter erweist, als der ,kritische' Glaube sein Wesen im Nichtswissen hat, wozu der Stoff nur hinderlich wäre. Nur durch die Person seines Urhebers — sachlich unterscheidet sich KANT's Kriticismus vom gemeinen Empirismus allein durch seine grössere Complicirtheit, unendliche Künstlichkeit und im besonderen dadurch, dass er mit aller Metaphysik und metaphysischen Erkenntnisstheorie die gleichen, die wahren Grundbegriffe der Erfahrung aufhebenden Verdoppelungen theilt. Zu einer historischen Bestätigung des Gesagten bietet uns wieder der Commentar die willkommene Handhabe. Man mag (S. 363) die Stelle selbst in Augenschein nehmen, welche jene Parthieen reproducirt, worin KANT, wenigstens in der ersten Auflage seines Hauptwerkes, die transcendent-empirische Doppelaffection mit den primären und secundären Qualitäten im gewöhnlichen Sinne verquickt und uns mit seiner Doppelerscheinung, seiner Doppelvorstellung und seinem Doppelobject ein Schauspiel bietet, als ob wir in einen Lichtspiegel blickten, dessen Bilder sich in einem zweiten, gegenüberliegenden Spiegel abermals reflectiren.

An der „Genialität" seines Autors freilich zweifelt desswegen unser Commentator nicht. Er spricht zwar (S. 283) von zahllosen Ungenauigkeiten, „wie sie uns bei KANT auf Schritt und Tritt" begegnen, erblickt jedoch in dieser „Verwirrung in Einzelfragen" viel eher gerade ein Kennzeichen „genialer Geistesbegabung im Grossen". — „Verwirrung in Einzelfragen". — Wir meinen, diese Einzelfragen erstrecken sich tief genug in das Ganze — sie sind vielmehr dieses Ganze selbst, so dass wir uns schon genöthigt sehen, zwischen zweierlei Genies zu unterscheiden, um KANT in dieser Richtung seine passende Stelle anzuweisen. Es giebt Genies, welche mit der Ueberlegenheit des Genius gleichmässig dynamische Grösse in sich vereinigen; diese sind aber so selten, dass sie fast zu allen Zeiten fehlen; auch KANT gehört nicht zu ihnen. Er zeichnet sich weit weniger durch Ueberlegenheit des Geistes, als durch ungewöhnliche Stärke der Productionskraft aus. Eine Reihe selbständiger Geister, vor allen JACOBI und SCHULZE (Aenesidem) haben denn auch schon zu Lebzeiten KANT's wenigstens die ,immanenten' Widersprüche der Kritik der reinen Vernunft voll-

ständig durchschaut und mit aller Schärfe aufgedeckt. Der ursprüngliche Kantianer Reinhold (S. 539) legte sogar in einer späteren Recension das Bekenntniss ab: die Missverständnisse der Kritik der reinen Vernunft erklärten sich aus ihren Mängeln; es fehle derselben, insbesondere auch der transcendentalen Aesthetik an dem „wahren wissenschaftlichen Fundament“. Neben diesen Freischärlern war es eine Gruppe Leibnizianer, Eberhard an ihrer Spitze, welche in dessen Zeitschrift („Philosophisches Magazin“) in der „hartnäckigen“ und „geschickt“ geführten Opposition mit den übrigen Kant-Gegnern zusammentrafen. Die sechs überlieferten Bände des Eberhard'schen Magazins bezeichnet (S. 540) Verf. als ein „unerschöpfliches Arsenal von Waffen“, die „noch heute“ gegen Kant zu gebrauchen seien. Der Neu-Kantianismus der sechziger und siebenziger Jahre unseres Jahrhunderts, meint er ferner, habe genau dieselben Entwicklungsphasen durchgemacht, wie die Kantianer des vorigen Jahrhunderts, nur dass die ältere Kant-Bewegung eine viel „ursprünglichere und frischere“ war.

Der historisch wohl begreifliche Versuch Kant's, die zwei heterogenen Welten der speculativen Dogmatik und des erfahrungsmässigen Wissens zusammenzuschmelzen, thürmte auf die natürliche Erfahrung einen wunderlichen Ueberbau, der ebensowohl einem gothischen Dom, als dem Gehäuse einer Riesenschnecke gleicht. Vor lauter Architektonik sehen wir fast nichts als Oeffnungen, Spitzen, Kämmerchen, Nischen — mauerdicke Wände und geheime Schubfächer — hier und da freilich auch schön gewölbte und stilvoll gefügte Zinnen mit überraschenden Ausblicken. Die Kritik der reinen Vernunft ist daher wie dazu geschaffen, um darüber zu räthseln und tiefsinnige Vermuthungen anzustellen. Der Commentar kann in der That nur alle Bestandtheile auseinandernehmen und uns an jedem Punkte sagen, dass nichts zusammenpasst; er kann alle Stockwerke durchlaufen und sich in jedem wie in einem Labyrinthe verlieren, ohne einen natürlichen Uebergang aus einem in das andere zu finden. Der Gewinn dieser Mühe ist immerhin eine eigenartige, auf genauer Kenntniss fussende Beschreibung des seltsamen Werkes — und dieser Gewinn ist um so grösser, als die Beschreibung, fast ohne es zu wollen, zugleich die Grundlinien des natürlichen Erfahrungsbegriffs wieder aufdecken hilft, welche durch die Vernunft-Kritik bis zur Unkenntlichkeit verbaut wurden.

Bern. R. Willy.



Durkheim, Émile, De la Division du Travail Social, étude sur l'organisation des sociétés supérieures, Paris, F. Alcan, 1893, IX u. 471 S.

Das vorliegende Buch von Durkheim ist einer der nicht allzu häufigen, aber darum desto beachtenswerteren Versuche, die mannigfaltigen Erscheinungen, die uns in den verschiedenen Phasen und Thätigkeiten der menschlichen Gesellschaften entgegentreten, unter einen allgemeinen Begriff, eine alles deckende Formel zu bringen, und zwar in der Weise, dass das Hauptstreben darauf gerichtet ist, die fundamentalen tieferen Vorgänge aufzufinden, zu denen sich die an die Oberfläche tretenden als Abhängige, als blosse Wirkungen verhalten. Freilich hat der Verfasser diese Aufgabe nicht vollständig gelöst, er giebt wesentlich nur den ersten Theil der Lösung, dasjenige, was nach seiner Ansicht das Primäre ist; die Ableitung der secundären Erscheinungen ist nur sehr unbestimmt und sehr aphoristisch.

Ausgehend von dem umfassenderen Begriffe eines solidarischen Ganzen, welchem er die Gesellschaft subsumirt, findet Durkheim zwei Arten jener Solidarität in zwei nicht gleichzeitigen, sondern aufeinanderfolgenden Zuständen der Gesellschaft, die er mechanische und organische Solidarität nennt. Die frühere ist die mechanische. Damit bezeichnet Durkheim den festen Zusammenhalt, der durch die völlige Gleichheit der Weltanschauung aller Mitglieder der primitiven Gesellschaft entsteht, jene Gleichheit, die charakteristisch ist für alle die Gesellschaften, die über den durch die Blutsverwandtschaft gegebenen Zusammenhang noch nicht hinausgekommen sind. Durkheim wählt die Bezeichnung „mechanisch", weil anorganische, zugleich, wie die Mitglieder jener Gemeinwesen, völlig homogene Elemente nur durch eine „mechanische" Ursache vereinigt und vereinigt gehalten werden. Aber dieser Vergleich ist nicht glücklich. Denn in der primitiven Gesellschaft kommt die Ursache nicht, wie nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche die mechanischen Ursachen, von aussen, sondern sie beruht, wie Durkheim selbst hervorhebt, auf der inneren Gleichheit ihrer Elemente und ihrer steten Geneigtheit, ihren Willen in einer Richtung zu concentriren. Diese Solidarität ist also nicht im eigentlichen Sinne mechanisch. — Die „organische Solidarität" tritt im Laufe des Fortschrittes der Gesellschaft ein, sie entsteht durch fortschreitende Arbeitstheilung und besteht durch die Nothwendigkeit, dass die Theile einer solchen Gesellschaft sich gegenseitig ergänzen.

Diese beiden Typen offenbaren nach Durkheim am deutlichsten ihre verschiedene Natur in ihren Rechtsordnungen. Das Recht der mechanisch solidaren Gesellschaft ist wesentlich repressiv, d. h. Strafrecht; es regelt nur die gemeinsame Zurückdrängung aller gewaltsamen Störungen der Solidarität, die von innen kommen, aller Angriffe der Volksgenossen gegen einander. Die Lex Salica z. B. enthält unter 293 Gesetzen nur 25 solche, die nicht strafrechtlich sind (S. 155). Das Recht der organisch solidaren Gesellschaft ist wesentlich restitutiv, d. h. es stellt die verletzten, aus dem Gleichgewicht gebrachten Interessen der Bürger in ihren richtigen Zustand wieder her, es ist wesentlich Contractrecht, es regelt die Beziehungen, die sich aus der Arbeitstheilung und dem Austausche der Producte ergeben. Der Umfang der als Vergehen betrachteten, darum unter das Strafgesetz fallenden Classen von Handlungen hat sich im Laufe der socialen Entwickelung sehr verringert. Grosse Kategorien, wie die religiösen Delicte, die Vergehen gegen die Pietät, Luxusdelicte schwinden als solche aus den Gesetzbüchern, das ganze Gebiet menschlichen Verhaltens, dem sie angehören, ist der Gesellschaft auf dieser Stufe weniger wichtig, es erregt ihr Bewusstsein nicht mehr so heftig wie früher und wird darum der mit anderen, weniger starken Mitteln erzwingenden oder verhindernden Wirksamkeit der Sitte überlassen.

Dass Durkheim das Recht in Bezug auf die Moral einfach subalternirt, ersteres als den von der Gesellschaft zu erzwingenden Theil der letzteren, als den engeren, determinirten Theil der Moral, des weiteren Begriffs, auffasst (S. 26), nicht den Irrthum einer möglichen historischen oder principiellen Trennung beider hegt, wie nach dem Vorgange Kant's der Strafrechtsphilosoph A. Feuerbach und andere gethan haben, ist — dies sei schon jetzt hervorgehoben — ein Verdienst seines Werkes, desgleichen die Erkenntniss, dass jedes Recht, auch das sogenannte Privatrecht, öffentlich, weil social, ist (S. 135), und dass die Freiheit, auf die das „Naturrecht" seine Folgerungen gründet, erst ein Erzeugniss der Gesellschaft ist, nicht ihr vorausgeht (S. 433). Aehnliche Ansichten über die Natur des Privatrechts und über die Bedingungen der Freiheit hat schon J. G. Fichte ausgesprochen und begründet. Aber Durkheim ist wohl, ohne ihn zu kennen, auf eignem Wege, zu den seinigen gekommen.

Die primitiven Gesellschaften können darum des Contractrechtes leicht entbehren, weil sie nach „dem segmentären Typus" gebildet sind (ähnlich wie der zoologische Typus der Würmer

aus verhältnissmässig sehr selbständigen Segmenten, den „Metameren"), d. h. aus einzelnen Gruppen (clans, gentes) wirklicher oder vermeintlicher Blutsverwandten bestehen, die in sich durch „mechanische Solidarität", durch Gleichheit der Lebensanschauung verbunden sind. Indess ein noch festeres Band als diese Gleichheit ist ein anderes, das der Verfasser unbeachtet lässt, die Gemeinsamkeit des Besitzes in solchen Gesellschaften und die daraus folgende Gemeinsamkeit der Arbeit. Solche Gesellschaften sind überhaupt nicht darum so fest gefügt, weil alle ihre Angehörigen eine gemeinsame Weltanschauung haben, sondern umgekehrt, sie haben eine gemeinsame Weltanschauung, weil sie fest gefügte, durch Blutsverwandtschaft erwachsene, einheitliche, organische, (wie weiter unten sich ergeben wird,) nicht mechanische Gebilde sind. Ihr Recht ist Strafrecht, nicht wie Durkheim meint (S. 151), weil es religiös ist, sondern weil das Strafrecht allein nothwendig, dagegen ein Recht der Arbeit, der gegenseitigen Leistungen überflüssig ist, diese Leistungen vielmehr nicht ausgetauscht, also auch nicht als Rechtsobjecte behandelt, sondern gemeinsam verrichtet werden. Dieser segmentäre Typus geht mit fortschreitender Entwickelung durch Untereinandermischung der Segmente in den „organisirten Typus" über.

Die treibende Ursache dieses Ueberganges findet Durkheim in der wachsenden physischen und moralischen Dichtigkeit der Gesellschaft (densité matérielle et morale ou dynamique oder proximité matérielle et morale). „Der numerische Factor ist in der Sociologie ebenso wichtig wie in der Biologie." Wie die Vermehrung der Zellen eines Körpers die Arbeitstheilung zwischen ihnen nothwendig macht, wie die Vermehrung der Individuenzahl einer Thierspecies den Kampf ums Dasein verschärft und das Entstehen nützlicher Abänderungen begünstigt, so erzeugt die Zunahme der Bevölkerung einer und derselben Fläche die Nothwendigkeit grösserer Productivität der Arbeit, die sich nur durch stärkere Arbeitstheilung erreichen lässt. Die Vererbung des speciellen Arbeitszweiges, des Berufs, von den Eltern auf die Nachkommen wird dabei in Folge der Aenderung der Bedürfnisse der nächsten Generation in immer geringerem Grade möglich, wie überhaupt die Gesammtvererbung, in dem segmentären Typus von vitaler Bedeutung, in dem Fortschritt zum organisirten Typus immer mehr eingeschränkt wird.

Die Arbeitstheilung ist das wesentliche Band, welches auf höherer Stufe die Gesellschaft zusammenhält. Die Einheit der Lebensanschauung und die dadurch geschaffene Einigkeit in Absichten und Handlungen schwindet immer mehr, was sich

nicht bloss in der Abnahme der religiösen Vorstellungen, sondern auch im Schwinden anderer Zeichen eines gemeinsamen Bewusstseinsinhaltes, z. B. der Sprichwörter (S. 184), ausdrückt.

Leider erfüllt die organische Solidarität ihre verbindenden Functionen nicht so sicher und unfehlbar, wie es die mechanische gethan hat. Denn Durkheim muss zugestehen, dass der modernen Gesellschaft mancherlei periodisch wiederkehrende Störungen eigenthümlich sind, vor Allem die industriellen Krisen und die Zwistigkeiten zwischen Capital und Arbeit. Die ersteren beruhen nach ihm auf zu grossen Entfernungen zwischen dem Orte der Production und dem Markte, durch die der Markt unübersehbar, die Production unfähig sich ihm anzupassen wird; die Zwietracht zwischen Capitalisten und Arbeitern wurzelt in der Unfreiheit der Cooperation, des Arbeitscontractes. Im segmentären Typus, wozu Durkheim auch die nach Kasten gegliederten Gesellschaften rechnet, ist die Unfreiheit noch grösser, als die der Gegenwart, aber durch den Kastengeist erzeugt, der selbst wiederum auf religiöse oder genealogische Vorstellungen gegründet ist. Da diese unbeweglich fest und eingewurzelt sind, so wird an ihnen nicht gerüttelt. Die Unfreiheit der Gegenwart aber geht hervor aus der Nothlage, in der sich die eine der Parteien des Arbeitscontractes in Folge ihrer Besitzlosigkeit befindet. Wunderbarer Weise jedoch besteht nach Durkheim in der modernen Gesellschaft eine continuirliche Tendenz, die Unterschiede des Besitzes auszugleichen (S. 423 u. 424). Diesen tröstlichen Satz hat er leider nur ausgesprochen, nicht bewiesen.

Eine weitere Folge der fortschreitenden Specialisirung der Arbeit ist die, dass der Mensch nicht mehr eine allseitige Ausbildung aller seiner für den jeweiligen Culturstand nützlichen Fähigkeiten, sondern nur eine einseitige Ausbildung einer einzigen derselben vollzieht. Schon Comte erkannte diesen Mangel und wollte ihn durch die alle Resultate der Einzelwissenschaften zusammenfassende Philosophie bekämpfen, gleichwie er auch die wirthschaftlichen Krisen durch eine centrale Regierungsgewalt verhindern wollte. Aber diese Regierungsgewalt ist nach Durkheim ebenso unmöglich, wie die Philosophie unfähig ist, das Wesen aller Dinge darzustellen. Sie kann nur „Allgemeinheiten" geben, die hinter der concreten Wirklichkeit weit zurückbleiben (S. 407). Die einseitige Ausbildung einer Fähigkeit ist nach ihm kein Mangel, das Wachsthum in die Tiefe hat dasselbe Recht wie das in die Breite (S. 453). Naturnothwendig müsse die Einheit in der Wissenschaft, die Philo-

sophie, ebenso schwinden, wie in der Gesellschaft die primitive Einheit der Lebensansichten und die Gemeinsamkeit der Arbeit (S. 408). Die Einseitigkeit wird nur beklagt, wenn sie im Lichte eines abstracten, unwirklichen, angeblich für alle Zeiten giltigen Menschenideals betrachtet wird. Die Einheit der Wissenschaft ist nicht durch die Philosophie zu erreichen, sondern nur durch das Bewusstsein von dem Zusammenhange der Wissenschaft, und von der Stelle, die jeder im Ganzen einnimmt (S. 417 u. 418). Wie freilich dieses Bewusstsein vom Zusammenhange des Ganzen sowohl, wie von dem Orte jedes Einzelnen ohne Ueberblick über das Ganze möglich ist, unterlässt der Verfasser leider aufzuklären.

Auch jeder Fortschritt der Moral beruht auf der Arbeitstheilung. Durch sie werden die Rechte des Einzelnen verstärkt, vor allem wird er in seinem Denken und Fühlen unabhängiger von der Umgebung, was Durkheim für das wichtigste der menschlichen Rechte und für die wichtigste Bedingung der wahrhaft menschlichen Sittlichkeit zu halten scheint. (S. 455, 458.)

Dies ist der wesentliche Inhalt des Buches. Der erste Theil enthält wichtige Wahrheiten, der zweite mehrere Illusionen.

Im ersten Theil sind die Ausführungen über das historische Verhältniss des Strafrechts zum Contraktrechte das eigentlich Verdienstliche. Die Charakterisirung der primitiven Gesellschaft als eines Mechanismus ist, wie schon oben bemerkt, eine sehr angreifbare These. F. Tönnies[1]) hat das Verhältniss gerade umgekehrt dargestellt, er hält die primitiven Gesellschaften für Organismen, die späteren ausgewachsenen Formen für Mechanismen. Aber auch diese Umkehrung scheint dem Referenten unhaltbar, denn die Theile der Gesellschaft werden immer folgende wesentliche Eigenschaften der Theile des Organismus haben: 1) Das Zusammenwirken zur gemeinsamen Handlung, 2) ihre Wechselwirkung aufeinander, 3) die damit entstandene gegenseitige Abhängigkeit in Bezug auf ihr Leben und ihre innere Constitution. — Wie ein Muskel mit dem übrigen Körper seine Thätigkeit in Uebereinstimmung setzt, so der Mensch seine Handlungen mit denen der übrigen Mitglieder der Gesellschaft. Wie der Muskel Nahrung empfängt und der Ernährung des Ganzen dienen muss, so im weitesten Sinne der Mensch in der Gesellschaft. Wie der Muskel, losgetrennt vom Körper, abstirbt,

---

[1]) Gemeinschaft und Gesellschaft, Leipzig 1887.

verwest, so erleidet der Mensch, von der Gesellschaft ganz losgetrennt[1]), Rückbildung zum Thier, Verlust der specifisch menschlichen Fähigkeiten. Und weil die Gesellschaft immer ein Organismus ist, so ist die Einheitlichkeit der herrschenden Zustände ihres collectiven Nervensystemes, d. h. eine gesellschaftliche, gemeinsame Weltanschauung, ihr immer ebenso unentbehrlich für eine zielbewusste und ihres Zieles sichere Thätigkeit, wie bei einem Thiere das Festhalten einer Vorstellung für eine Coordination mehrerer Bewegungen, für eine eigentliche Willenshandlung nothwendig ist. In demselben Maasse, in dem in einer Gesellschaft die Divergenz der Weltanschauungen, nach Durkheim die erfreuliche Begleiterscheinung der Arbeitstheilung, zunimmt, wird die Coordination ihrer Bewegungen, die Ordnung ihrer Thätigkeiten gestört werden, die Gesellschaft schrittweise der Auflösung entgegengehen.

Ueberhaupt wird bei Durkheim die Arbeitstheilung nun das einzige Agens der geschichtlichen Bewegung. „Indem wir die hauptsächliche Ursache der Fortschritte der Arbeitstheilung bestimmten, haben wir zugleich den wesentlichen Factor dessen, was man Civilisation nennt, bestimmt“ (S. 375). Was man sonst noch als den specifischen Inhalt der „Civilisation“ betrachtet, gewisse religiöse und moralische Ideen, sind ihm, ähnlich wie der sogenannten „materialistischen“ Geschichtsphilosophie der Marxisten, nur bewusst gewordene ökonomische Zustände, jedenfalls schreitet die Civilisation fort nicht wegen des Inhaltes ihrer Ideen, sondern nach einer mechanischen Nothwendigkeit (S. 376). Die Moral kann sogar dem Fortschritt hinderlich sein, sie „kann nicht übermässig die Functionen der Wirthschaft und des Handels reguliren, ohne sie zu lähmen“ (S. 262). Es fehlt Durkheim ganz und gar das Bewusstsein des das geistige Leben beherrschenden Gesetzes, das Wundt das Gesetz der Heterogonie der Zwecke nennt, kraft dessen der erreichte Zweck grösser ist, als das vorgestellte Motiv, kraft dessen auch die aus einer bestimmten ökonomischen Lage hervorgegangenen Regeln über diese Lage hinaus selbstständige Kraft gewinnen und die Werthe bestimmen, so dass man von ökonomischen Werthen nur mit Rücksicht auf die Ideen sprechen

---

[1]) Die nicht allzu häufigen Beispiele dieser völligen Lostrennung und der damit immer verbunden gewesenen Rückbildung hat gesammelt A. Rauber, Homo sapiens ferus, die Zustände der Verwilderten, Leipzig 1885.

kann, diese der Oekonomie Werth geben, nicht umgekehrt[1]). Wenn z. B. der Reichthum für unmoralisch gilt, die Production eingeschränkt wird, so kann dies kein „ökonomischer" Verlust genannt werden, da es als solcher nicht empfunden wird. Gewisse moralische Ideen werden ein constituirender, Werthe schaffender, nicht selbst nach ökonomischen Werthen zu schätzender Theil im Bewusstsein der Gesellschaft. Aber diese Seite der Geschichte ist dem Verfasser ganz fremd geblieben. Darum bekämpft er zwar mit Recht Spencer's „administrativen Nihilismus" und erwartet, dass die zunehmende „densité morale" der Gesellschaft eine Erweiterung der Thätigkeit des Staates nothwendig machen wird (S. 223, 240—242), er erkennt aber nicht die entwickelungsgeschichtliche Bedeutung des Princips, kraft dessen der Wilde seine Oekonomie durch das „tabu" einschränkt, kraft dessen heute den schwächeren, sogar den unnützen Mitgliedern der Gesellschaft (Idioten, Wahnsinnigen) Hülfe gewährt wird, und misst dieses Princip an seinen „Diensten für die Gemeinschaft", nach denen er frägt, die an diesem Princip zu finden ihm unmöglich ist (S. 12). Jedenfalls giebt es in dem ganzen Buche keine Stelle, wo klar dargelegt wäre, dass die moralischen Ideen einen selbstständigen, immer mehr wachsenden, nicht bloss von der Oekonomie bestimmten, sondern auch sie bestimmenden Theil der menschlichen Natur ausmachen, dass ihre wachsende und theilweise vererbte Festigkeit einen Theil der menschlichen Entwickelung zu einem höheren Typus darstellt, und dass dieses eines der Ergebnisse der Neues hervorbringenden schöpferischen Gewalt der Evolution ist. Auf der Ueberschätzung der wirthschaftlichen Arbeitstheilung beruht auch des Verfassers Optimismus in der Beurtheilung der Gegenwart und seine Abweichung von der nach Ansicht des Referenten richtigeren Schätzung, die Comte der „Anarchie" unseres Jahrhunderts zu Theil werden liess.

In Einzelheiten ist Durkheim nicht frei von Irrthümern. So sagt er S. 315, erst nach Mobilisirung des Grundbesitzes sei Arbeitstheilung möglich, aber das Mittelalter hatte eine ausgeprägte Arbeitstheilung bei immobilem Grundbesitze. Die nord-

---

[1]) Etwas Aehnliches meint J. Petzoldt in der Vierteljahrsschrift für wissensch. Philosophie Bd. XVII, S. 148 u. 149: „Eine neue Idee behält ihren Werth nicht nur, sie kann noch an Werth gewinnen, wenn ihre erste „Begründung" vielleicht schon längst vergessen oder nur dem noch bekannt ist, der dem geschichtlichen Werden nachgeht."

amerikanischen Indianer stehen nicht auf der niedrigsten Sprosse der socialen Leiter, wie der Verfasser meint (S. 189), sie haben ebenso wie andere primitiven Stämme ihrer Stufe einen Ahnencult, was er verneint (S. 228). Statt „Israeliten“ sagt er immer Juden, auch wo es sich um Ereignisse vor der babylonischen Verbannung handelt, seit deren Ende die Geschichte erst die Juden als Volksnamen kennt.

Indessen solche Irrthümer fallen nicht sehr ins Gewicht. Schwerer wiegend ist — da sich das Werk doch zu einer Theorie der Geschichte ausweitet — dass im zweiten Theile ganz und gar die Erkennung und Aufzeigung der ideologischen Fäden fehlt, die das geschichtliche Gewebe bilden halfen, z. B. der Wirkung der christlichen Ideen auf die Wirthschaft der Germanen. Aber das Misslingen des zweiten Theiles darf nicht die Anerkennung des ersten Theiles beeinträchtigen, in dem Durkheim mit Erfolg sich bemüht hat, eine der Ursachen der Fortbildung des Rechts, einer mächtigen socialen Erscheinung, klarzulegen.

Leipzig. P. Barth.

Féré, Ch., Médecin de Bicêtre. La famille Névropathique. Théorie Tératologique de l'Hérédité et de la Prédisposition Morbides et de la Dégénérescence. Avec 251 Gravures dans le Texte. Paris. Felix Alcan. 1894. 2. 334. Prix 4 Frcs.

Angenehme Zusammenstellung der Thatsachen, welche darthun, wie sehr körperliche und geistige Entartung in innigem Zusammenhange stehen und von Geschlecht zu Geschlecht sich forterben.

Zürich. J. Seitz.

Debierre, Ch., Professeur d'Anatomie à la Faculté de Médecine de Lille. La Moelle Épinière et l'Encéphale. Avec Applications Physiologiques et Médico-Chirurgicales et suivis d'un Aperçu sur la Physiologie de l'Esprit. Avec 242 Figures en noir et en couleurs dans le Texte et une planche en chromolithogravure hors texte. Paris. Félix Alcan. 1894. gr. 8. VII, 452.

Die Verbindung der Darstellung des anatomischen Baues des centralen Nervensystems mit dem Hinweis auf seine Leistungen führt den Verfasser zu der Auffassung der Seelenvorgänge,

welche in den Kreisen der Naturforscher wohl die allgemeinste Geltung hat und etwa in den Worten TAINE's wiedergegeben werden kann, die gewissermassen als Schlussstein des ganzen Werkes angeführt sind: „Auf der Spitze der hohen Zinnen der Psychologie wird man klar darüber, dass nichts im Ich Wirkliches ist als die Reihe der in ihm ablaufenden Ereignisse. Diese Ereignisse erweisen sich, von anderem Standpunkte aus betrachtet, als dieselben in der äusseren Natur und sind für uns Alle auf die Vorgänge der Empfindung fussend. Der äussere Vorgang, der später Empfindung wird, von aussen betrachtet, auf dem Umwege der Aussenwahrnehmung, lässt sich auf eine Gruppe von Molekularbewegungen zurückführen. Ein Strom und ein Bündel von Empfindungen und seelischen Antrieben, welche, von der anderen Seite betrachtet, auch ein Strom und ein Bündel von Nervenschwingungen sind — das ist der Geist. Dieses Feuerwerk, wunderbar vielgestaltig und verwickelt, erhebt und erneuert sich ohne Unterbruch durch Myriaden von Entladungen. Aber wir werden nur die Spitze gewahr. Unterhalb und seitlich der Gedanken, Bilder, Empfindungen, Antriebe, welche auf der Oberfläche erscheinen und uns bewusst werden, gibt es Myriaden und Millionen in uns, welche in Bewegung gerathen, sich zusammen ordnen, ohne zu unserer Kenntniss zu kommen, so sehr, dass der grösste Theil von uns selbst ausserhalb unserer Gewalt bleibt und dass das bewusste Ich unvergleichlich kleiner ist als das unbewusste Ich. Dunkel oder hell, dieses Ich selbst ist nur ein Endglied, ein höheres Centrum, unterhalb dessen, in den verschiedenen Abschnitten des Rückenmarkes und der nervösen Ganglien, eine Menge niederer Centren sich hintereinander ordnen, der Schauplatz ähnlicher aber weniger ausgebildeter Empfindungen und Antriebe. So erscheint der Mensch im Ganzen als ein streng geordneter Staat von Empfindungs- und Triebcentren; jedes hat seine Anregung, seine Leistungen, sein Bereich; jedes steht wieder unter dem Befehl eines vollkommeneren Obercentrums; dieses empfängt von unten die Ortsberichte, schickt abwärts die allgemeinen Verfügungen und unterscheidet sich von den tieferen Centren nur durch seine viel feinere Einrichtung, sein ausgebreiteteres Thätigkeitsgebiet, seinen höheren Rang."

Zürich. J. SEITZ.

Francke, Dr., K., Specialarzt für innere Leiden. Die Schwankungen der Reizzustandsgrösse d. i. der Intensität, bezw. des Umfangs des Lebens im mensch-

lichen Körper. Experimental-Untersuchungen. Mit 93 Abbildungen. Leipzig. Georg Thieme. 1893. Gr. 4. M. 32.—.

Puls-, Hautausdünstungs-, Athem-, Körperwärmekurven zur Stütze des Satzes: „Nach meinen Untersuchungen müssen wir also mit der Anschauung brechen, als ob die Grösse der Herzthätigkeit und der Athmung mit all ihren Folgeerscheinungen und die Grösse der Wärmebildung gewissermassen gleichbleibende Grössen seien oder doch Grössen, die nur auf besondere, seltenere Veranlassungen hin schwankten."

Da dieser Satz nun nichts weniger als neu ist, dürfte auch für den Philosophen, bezw. Psychologen eine besondere Anregung aus dieser Arbeit nicht hervorgehen.

Zürich. J. Seitz.

Erwiderung.

Auf Herrn Dessoir's Besprechung meiner „Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie und Aesthetik etc." (XVIII. Jahrgang, Heft 2 dieser Zeitschrift) habe ich Folgendes zu erwidern: Zunächst muss ich den Grundgedanken meines Buches angeben, welcher aus Herrn Dessoir's 10 Seiten langer Recension kaum ersichtlich ist. Derselbe lautet: „Es lässt sich für die Zeit von Cartesius bis Herder ein Parallelismus in der Entwickelung von Weltanschauung, Psychologie und Aesthetik nachweisen (cfr. p. 434). In der Vollkommenheitslehre verhält sich die Einheit zur Mannichfaltigkeit im Kunstwerk wie in der Cartesianischen Weltbetrachtung der zweckmässige Plan des Gottesgeistes zur Mannichfaltigkeit der Welt und wie die in der Zirbeldrüse sitzende Seele zu der Vielheit der Gehirntheile. Wie aus der Vorstellung eines extramundanen zwecksetzenden Gottesgeistes die Idee einer alldurchdringenden Naturkraft wird, so wird aus der äusseren Einheit „Zweck", „Plan", die innere Einheit „Leben", „Gefühlsinhalt"; — so wird ferner in der Psychologie aus der Idee einer Seele, welche über die Gehirntheile regiert, der Herder'sche Begriff des den ganzen Organismus beseelenden Reizes." Ich habe diesen Parallelismus in der Umwandlung der ästhetischen Formeln und psychologischen Lehren mit der Veränderung der Weltanschauung an einer sehr

grossen Anzahl von Punkten eindeutig nachgewiesen. Das Verfahren des Herrn Dessoir besteht nun darin, die Beziehung meiner Ausführungen zu dem Grundgedanken ebenso wie diesen selbst zu verschweigen und nun gegen die ihrer wesentlichen Beleuchtung beraubten Sätze zu streiten.

Mit der kurzen Bemerkung, dass ich den Ausgangspunkt für die deutsche Psychologie und Aesthetik bei Descartes und den Zielpunkt bei Herder suche (p. 251), ist mein leitender Gedanke nicht genügend gekennzeichnet. Dasselbe gilt für folgenden Satz Dessoir's: „Aeusserlich gestaltet sich die Methode so, dass die Entwickelung der Weltanschauung, der Aesthetik und der Psychologie in dem Zeitraum von 1750—1780 parallel neben einander gegeben werden soll." Hier wird das, was ich als Entwickelungsgesetz aufgestellt habe, zu einer blossen Eigenthümlichkeit der Anordnung des Stoffes heruntergedrückt. Es kommt auch nicht bloss auf den Parallelismus jener drei wesentlichen Richtungen des Geisteslebens an, sondern auch auf die vollständige Homologie in der Bildung der psychologischen und ästhetischen Formeln. Dabei ist es nöthig, dass man die Cartesianische und Herder'sche Weltanschauung in ihrer culturcentrischen Bedeutung erkennt. Im Hinblick hierauf sind meine Sätze zu verstehen, wenn ich z. B. Lessing „nicht als selbständiges Gedankencentrum, sondern als Bindeglied zwischen Leibniz-Baumgarten und Herder-Schiller" auffasse. Herr Dessoir reisst solche Bemerkungen aus dem Zusammenhange und übergeht die unwiderleglichen Beweise, die ich z. B. in Bezug auf Lessing bei der Analyse der Hamburger Dramaturgie gegeben habe. In Bezug auf Mendelssohn hebt Herr Dessoir einige Punkte mit dem Anschein eigener Entdeckung als neu hervor, welche gerade in meinem Buche ausgeführt sind, zweitens hat Herr Dessoir nicht begriffen, dass Mendelssohn einen „geschichtlichen Standort" im Sinne einer festen, gleichbleibenden Anschauung nicht hat, sondern in einem fortwährenden Entwickelungsprocess begriffen ist. Ich habe gesagt (Grundzüge p. 134): „Die Methode bei Darstellung von Mendelssohn's Lehren muss darin bestehen, dass einzelne Gedanken von ihren Ursprüngen an in ihrer allmählichen Umbildung unter dem Einfluss neuer Anregungen in einer entwickelungsgeschichtlichen Weise dargestellt werden. Jede systematische Darstellung ist als ein Widerspruch gegen den Proteusartigen Charakter des Darzustellenden nur mit grossem Zweifel aufzunehmen". Unter den Resultaten dieser von mir angewandten Methode habe ich den Satz hingestellt: „Bei Mendels-

sohn beginnt die Einfügung des ästhetischen Gefühls als selbstständiges Seelenvermögen zwischen die beiden der alten dichotomischen Eintheilung zu Grunde liegenden Extreme des ‚Denkens‘ und ‚Begehrens‘.“ Was sagt nun Herr Dessoir (Besprechung p. 254)? „Zweitens finde ich den geschichtlichen Standort Mendelssohn’s nicht scharf genug bei Sommer präcisirt. Moses gehörte bereits einer zweiten Stufe der Aufklärungsphilosophie an, da er endgültig dem Gemüthe Gleichberechtigung neben dem Verstand erringt.“ Das, was richtig in diesem Satze ist, habe ich ausführlich bewiesen, das Falsche daran habe ich energisch bekämpft. Mendelssohn hat keinen festen „Standort“, er gehört auch nicht ohne weiteres „der zweiten Stufe der Aufklärungsphilosophie“ an, sondern er erreicht diese erst nach einer sehr allmählichen Begriffsverschiebung.

Nun zu Herrn Dessoir’s Auslassungen über meinen Stil. Ich pflege, wenn ich für eine schwierige begriffliche Beziehung einen adäquaten Ausdruck gefunden habe, diesen dann als eine Art Formel zu wiederholen. Herr Dessoir wird finden, dass manche solcher Formeln, z. B. in Bezug auf den Parallelismus der Entwickelung der Weltanschauung und Psychologie, wie ein Leitmotiv in meinem Buche wiederkehren. Dass mir diese Methode einige Male auch da die Feder geführt hat, wo eine Variation des Ausdruckes erwünscht gewesen wäre, brauche ich wohl nicht zu entschuldigen.

Ein so blumiger Reichthum und eine solche Variabilität des Ausdruckes, wie sie Herr Dessoir in seinem, die gleiche Zeit behandelnden Buch (Geschichte der neueren deutschen Psychologie Bd. I, Duncker 1894) entwickelt, steht mir allerdings nicht zu Gebote. Herr Dessoir gebraucht in diesem einmal die Wendung (p. 236): „eine Auseinandersetzung, — die aber im Grunde dem Verfahren verzweifelt ähnlich sieht, das die Katze einem heissen Brei gegenüber in Anwendung bringen soll.“ Eine solche geistreiche Variation einer einmal feststehenden Formel, wie sie das alte deutsche Sprichwort darstellt, würde ich allerdings nie fertig bringen. Ebenso kommt mir die formelhafte Dürftigkeit meines Stils sehr zum Bewusstsein, wenn ich folgende Sätze bei Dessoir lese:

p. 389: „Die deutsche Biene war sehr weit ausgeschwärmt, um den Honig der Bildung einzusammeln.“ „Das Gesammelte sollte nun mit den Werkzeugen der Moral und Aesthetik verarbeitet werden.“ „Das muntere Völkchen begnügte sich beim Schimmer der Talglichter am poetischen und moralischen Hausbedarf.“ In diesem Reichthum von Katzen,

Bienen, Honig, Werkzeugen, Talglichtern etc. kann ich das Ideal eines deutschen Stils nicht erblicken und ziehe selbst eine gewisse Formelhaftigkeit bei weitem vor.

Uebrigens ist die Methode der Wiederholung für so ungenaue Leser, wie Herrn Dessoir, zur Unterstützung des Gedächtnisses sehr angebracht. Herr Dessoir hat einen von mir im Vorwort leider nur einmal niedergeschriebenen principiellen Satz ganz vernachlässigt. Dieser lautet:

„Ich erhebe daher nicht den Anspruch, das weitschweifige Material, welches für die Behandlung jener Frage in Betracht kommen kann, vollständig verwendet, oder auch nur erwähnt zu haben, sondern will nur auf Grund der Analyse einer verhältnissmässig geringen Anzahl von Schriften das Entwickelungsgesetz darzulegen suchen, welchem die psychologischen und ästhetischen Lehren jener Periode gefolgt sind."

Herr Dessoir benutzt diese von mir selbst hervorgehobene Unvollständigkeit des Materials, um in seiner Besprechung eine Reihe von Dingen als scheinbare Ergänzung auszubreiten, welche in meinen Zusammenhang gar nicht hineingehören, weil es mir bloss auf den Nachweis der Gesetzmässigkeit im Parallelismus von Weltanschauung, Psychologie und Aesthetik ankam. Insofern als dieser gelungen ist, bietet mein Buch durchaus „Grundzüge" der Entwickelung, nicht bloss „Beiträge". Zu den überflüssigen Excursen, welche Herr Dessoir macht, gehören die Betrachtungen über Lessing und Winkelmann (p. 255 – 258 der Besprechung). Es wird dadurch eher etwas für als gegen meine Auffassung des begriffsgeschichtlichen Zusammenhanges ausgesagt. Mehrere darin mit dem Anscheine der Neuheit vorgetragenen Sätze sind wieder direct Bruchstücke aus meinem Buche, z. B. polemisirt Dessoir gegen den Satz von Spicker: „Lessing's Kunsttheorie steht in keinem wesentlichen Zusammenhange mit seinem philosophischen Princip", — ohne zu sagen, dass ich gerade diesen Zusammenhang in der Analyse der Hamburger Dramaturgie deutlich nachgewiesen habe.

Herr Dessoir hat nun eine weitere Eigenheit meines Stils in ihrem Verhältniss zu meiner begriffsgeschichtlichen Methode nicht erkannt. Diese läuft darauf hinaus, die allmähliche Umbildung eines Begriffes nachzuweisen. Dieser Versuch ist z. B. auf die Begriffe: Vollkommenheit, Natur, Wahrscheinlichkeit, Zweck des Kunstwerkes, Leben — und viele andere consequent durchgeführt. Herr Dessoir meint nun offenbar, dass der Fortschritt solcher Begriffsentwickelung dadurch vor sich geht, dass ein Mensch die bestimmte literarische Aeusserung eines „Vor-

läufers" vor Augen hat und nun etwas Neues daraus macht. Bei dieser Annahme liefe die Methode der Geistesgeschichte darauf hinaus, zu untersuchen, welche Menschen ein bestimmtes Buch gelesen haben. Dieser Nachweis ist in manchen Fällen möglich z. B. in Bezug auf Tetens in seinem Verhältniss zu Lambert, in den meisten anderen nicht. Es ist deshalb nothwendig, einfach den Inhalt der Begriffe zu untersuchen, welche eine Reihe von Zeitgenossen ohne gegenseitige, literarische Beeinflussung hat, und nachzusehen, ob der Begriffsinhalt der gleichen Worte einer späteren Zeit sich in gesetzmässiger Weise von dem früheren unterscheidet. Je weniger die Zeitgenossen untereinander und mit den Aeusserungen früherer Schriftsteller directen literarischen Zusammenhang haben, desto zwingender wird die Annahme einer Gesetzmässigkeit in der Begriffsentwickelung, wenn man ganz homologe Begriffsverschiebungen nachweisen kann. Es ergibt sich nun die Nothwendigkeit bei der Analyse eines Begriffes, der zu einer bestimmten Zeit einen ausdrückbaren Werth hat, auf den früheren und späteren Inhalt des gleichen Wortes hinzudeuten, sowie auf diejenigen späteren verwandten Inhalte, für welche ein neues Wort geprägt worden ist. So ist es mir z. B. gelungen, die Verschiebung des Begriffes „Vollkommenheit" bis zu dem Punkt nachzuweisen, wo ein neues Wort, nämlich „Natur", für den veränderten Inhalt gefunden werden musste. Dieses häufige Vor- und Rückwärtsweisen gibt nun Herrn Dessoir Veranlassung zu mehrfachen Aussetzungen, während er die Hauptfrage nach der principiellen Richtigkeit der Methode bei Seite lässt. Dass neben der fruchtbringenden Anwendung derselben manchmal nur Vergleiche ohne Ertrag für die Begriffsgeschichte herauskommen, habe ich selbst hervorgehoben, halte das aber für kein Argument gegen dieselbe. Herr Dessoir imputirt mir nun in völliger Verkennung meines begriffs-analytischen Verfahrens, dass ich immer Causalitäten zwischen den verschiedenen analysirten Stellen im Sinne einer optischen Vermittelung beim Lesen annehme: p. 250 „S. macht die Voraussetzung, dass die von ihm herausgegriffenen Werke eine besonders intensive Wirkung geübt haben." Das ist eine ganz ungerechtfertigte Unterstellung, welche beweist, dass Herr Dessoir das Wesen der Sache nicht begriffen hat. — Der Umstand, dass ich mit der Methode der Analyse eine Reihe von Verbindungen und Begriffsumbildungen aufgedeckt habe, wird jedem Unbefangenen die daraus entspringenden stilistischen Eigenthümlichkeiten verzeihlich erscheinen lassen.

Nun einige Bemerkungen über den Grundton der ganzen Besprechung: Im Allgemeinen kann jeder Autor den Anspruch erheben, von der Fachkritik nach den Regeln des gewöhnlichen Anstandes behandelt zu werden. Ob Herr Dessoir diese eingehalten hat, überlasse ich dem Urtheil der Leser. Zum Schlusse danke ich Herrn Dessoir für das Compliment, dass ich „nicht durch die Kephaloskope Anderer in die Welt der Geschichte blicke“; — eine Wendung, welche in ihrer gespreizten Absurdität der ganzen Besprechung die Krone aufsetzt.

Würzburg. R. Sommer.

Schlusswort.

Auf die Widerlegung dieser Apologie kann ich glücklicher Weise verzichten; ich habe nur die eine Bitte an Diejenigen, die Herrn Sommer's Erwiderung durchgelesen haben, dass sie freundlichst noch einmal meine Besprechung zur Hand nehmen.

Berlin. Max Dessoir.

Selbstanzeige.

Busse, L., Philosophie und Erkenntnisstheorie. 1. Abth. Leipzig, Hirzel. 1894. 8°. XXIV und 289 S.

Veranlassung, sein Buch in dieser Zeitschrift anzuzeigen, giebt dem Verf. der principielle Gegensatz, in welchem er zu den in ihr zumeist vertretenen erkenntnisstheoretischen Bestrebungen steht. Die vorliegende erste Abtheilung sucht in ihrem 1. Theile (Metaphysik und Erkenntnisskritik) die dogmatische Metaphysik gegen die sie negirenden Standpunkte des unbedingten und des bedingten Skepticismus (Idealismus, Subjectivismus, Phänomenalismus), sowie des Kriticismus und der Transcendentalphilosophie durch den Nachweis zu vertheidigen, dass diese Standpunkte selbst dogmatisch sind und auf transcendenten Voraussetzungen beruhen, mithin sich selbst aufheben. Daran schliesst sich eine kurze Zurückweisung der theologischen Angriffe auf die Metaphysik. Der 2., positive

Theil (Grundlegung eines dogmatischen philosophischen Systems) beschränkt die reine Vernunfterkenntniss (analytische Urtheile)auf die universellen Grundzüge des Seienden, schliesst aber die auf Erfahrung beruhende Erkenntniss blosser Thatsachen, sowie das im Gefühl wurzelnde Verständniss der Werthe davon aus und versucht auf Grund der Dreitheilung der Wirklichkeit in Principien, Thatsachen, Werthe die Aufgaben der Philosophie und ihrer Disciplinen zu bestimmen. Von den hierbei zur Besprechung kommenden Punkten möchte der Verf. den von ihm versuchten Nachweis, dass den Naturgesetzen als lediglich das thatsächliche Verhalten der Dinge ausdrückenden, aus der Erfahrung abstrahirten Formeln keinerlei ihre Konstanz verbürgende Nothwendigkeit zukommt, den Versuch, den Solipsismus durch den Nachweis der nothwendigen Existenz des Nicht-ich wissenschaftlich zu überwinden, sowie die Erörterung des Verhältnisses der Begriffe Gut und Lust hervorheben. — Die zweite Abtheilung wird von der hier gelegten Grundlage aus das KANT'sche System, sowie die wichtigsten erkenntnisstheoretischen Systeme der Gegenwart kritisch auf ihre Voraussetzungen hin untersuchen, wobei auch verschiedene, in dieser Zeitschrift veröffentlichte Arbeiten zur Besprechung gelangen werden.

Philosophische Zeitschriften.

Philosophische Monatshefte. (Berlin, Salinger).

Band 29, Heft 7 u. 8: A. BAUR: Pierre Jurieu (Peter Juräus, 1637—1713) als Staatsphilosoph. — P. LORENTZ: Ueber die Aufstellung von Postulaten als philosophische Methode bei Kant. — W. ENOCH: Franz Brentanos Reform der Logik. — Recensionen: Spicker; Stumpf; Münsterberg. — Litteraturbericht: Raab; Th. Weber; Frohschammer; Morin; Fullerton u. Cattell; Schmidkunz; Wundt; Binet; Hasbach.

Heft 9 u. 10: R. GARBE: Ueber den Zusammenhang der indischen Philosophie mit der griechischen. — K. GROOS: Aesthetisch u. schön. — P. NATORP: Zu den Vorfragen der Psychologie. — Recensionen: Georg v. Hertling. — Litteratur-

bericht: H. Appel; J. Guttmann; Molsdorf; Drews; R. Lehmann.

Band 30, Heft 1 u. 2: W. Schuppe: Die natürliche Weltansicht. — B. Erdmann: Theorie der Typen-Eintheilungen (I). — J. Duboc: In Sachen der Trieblehre. — K. Vorländer: Ein bisher noch unentdeckter Zusammenhang Kants mit Schiller. — Recensionen: Apelt; Bullinger; Picavet.

Heft 3 u. 4: Th. Lipps: Subjective Kategorien in objectiven Urtheilen. — B. Erdmann: Theorie der Typen-Eintheilungen (II). — E. G. Husserl: Psychologische Studien zur elementaren Logik (I). — Recensionen: de Roberty. — Litteraturbericht: Baumann; E. v. Hartmann; Liebermann; Erdmann; Bösch; Wundt; Mollat.

Heft 5 u. 6: K. Vorländer: Ethischer Rigorismus und sittliche Schönheit (I). — O. Külpe: Aussichten der experimentellen Psychologie. — A. Spir: Von der Unsterblichkeit der Seele. — P. Carus: De rerum natura. — Litteraturbericht: H. Rickert; H. Bender.

Heft 7 u. 8: P. Natorp: Ueber Sokrates. — K. Vorländer: Ethischer Rigorismus und sittliche Schönheit (II). — Recensionen: Volkelt; O. Harnack; K. Fischer; Falkenheim. — Litteraturbericht: Wolff; Husserl; Kuntze; Ribot; Paszkowski; Traub; Siebeck; Lietz.

Heft 9 u. 10: O. Kleinenberg: Das System der Künste. — W. Enoch: Transcendentalpsychologie. — K. Vorländer: Ethischer Rigorismus und sittliche Schönheit (III). — Litteraturbericht: Montargis.

Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik. (Langensalza, H. Beyer & Söhne).

Jahrg. 1, Heft 5: O. Flügel: Zur Religionsphilosophie und Metaphysik des Monismus (Fortstzg.). — O. W. Beyer: Zur Errichtung pädagogischer Lehrstühle an unseren Universitäten. — E. Meyer: Das Ziel des Geschichtsunterrichts. — Mitteilungen: Verein für wissenschaftliche Pädagogik; Van-Liew: Vom amerik. Erziehungswesen. — Besprechungen: Göhre; Baumgarten; Schall; Naumann.

Heft 6: O. Flügel: Zur Religionsphilosophie und Metaphysik des Monismus (Fortstzg.) — R. Hochegger: Ueber die Aufgabe des akad. Studiums, mit besond. Rücksicht auf die Bedürfnisse und Forderungen der Gegenwart. — Mitteilungen: Versammlg. des Ver. f. wiss. Päd.; Van-Liew: Vom amerik.

Erziehungswesen (Schluss). — Besprechungen: Philosophisches; Schurz; Landmann; Haas; Zur evang.-soc. Bewegg.; Strack.

Archiv für Geschichte der Philosophie. (Berlin, G. Reimer).

Band 8, Heft 1: J. Uebinger: Der Begriff docta ignorantia in seiner geschichtl. Entwicklung. — P. Leuckfeld: Zur logischen Lehre von der Induction. Geschichtl. Untersuchgn. — E. Arleth: Die Lehre des Anaxagoras vom Geist und der Seele. — Jahresbericht.

Zeitschrift für Psychologie u. Physiologie der Sinnesorgane. (Hamburg u. Leipzig, L. Voss).

Band 7, Heft 5 u. 6: L. W. Stern: Die Wahrnehmung von Bewegungen vermittelst des Auges. — F. Hitschmann (†): Ueber das Traumleben des Blinden. — L. W. Stern: Die Wahrnehmung von Helligkeitsveränderungen (Nachtrag). — Litteraturbericht.

Band 8, Heft 1 u. 2: J. v. Kries: Ueber die Natur gewisser mit den psychischen Vorgängen verknüpfter Gehirnzustände. — Cl. du Bois-Reymond: Ueber die latente Hypermetropie. — A. Höfler: Psychische Arbeit. — Litteraturbericht.

Revue Philosophique de la France et de l'Étranger. (Paris, Alcan.)

Jahrg. 19, Heft 10: A. Binet et V. Henri: De la suggestibilité naturelle chez les enfants. — H. Lachelier: Théorie du jugement et du raisonnement déductif dans la »Logique« de Wundt. — V. Egger: Compréhension et contiguïté. — Th. Ribot: Recherches sur la mémoire affective. — Notes et discussions: A. Naville: Lois physiques et lois psychiques. — Analyses etc.: Pillon; Delbos; Piat; de Margerie; Ducros; Robinet; Janet.

Heft 11: Dugas: La mémoire brute et la mémoire organisée. — R. de la Grasserie: De l'importance des langues sauvages au point de vue psychologique. — G. Richard: La discussion judiciaire et l'état de droit. — Revue générale: V. Henri: Les travaux récents de psychophysique. — Analyses etc.: Le Bon; Wundt; Külpe; Naville; van Bemmelen; Wallace; Ormond; Güttler; Salter; Flint; Bertazzi.

Heft 12: G. Ferrero: Les conditions du progrès moral. — G. le Bon: Les bases psychologiques du dressage: Étude

de psychologie comparée. — Dr. TARDIEU: Études de psychologie professionnelle: Le médecin. — Notes et discussions: COMBARIEU: La pensée musicale; P. TANNERY: Sur l'activité de l'esprit dans le rêve. — Analyses etc.: Blondel; Williams; Godfernaux; Sergi; Dutczinski; Lipps; Eberhard; Benzoni.

Revue de Métaphysique et de Morale. (Paris, Hachette et Cie.)

Jahrgang 2, Heft 6: G. REMACLE: Du rapport entre la pensée et le réel. — G. NOËL: La logique de Hegel: La science de l'essence (Suite). — E. LE ROY et G. VINCENT: Sur la méthode mathématique (Suite et fin). — Discussions: G. LECHALAS: Notes sur la nature du raisonnement mathématique. — Notes critiques: C. BOUGLÉ: Les sciences sociales en Allemagne: A. Wagner.

Revue Néo-Scolastique. (Louvain, Uystpruyst-Dieudonné. Paris, Alcan.)

Jahrg. 1, Heft 4: DOMET DE VORGES: La Cosmogonie d'Aristote. — C. DE LA VALLÉE POUSSIN: La Cristallographie. — D. MERCIER: Du beau dans la nature et dans l'art (suite). — J. DE COSTER: Qu'est-ce que la pensée? — CH. MARTENS: L'origine des contes populaires (suite). — J. FORGET: De l'influence de la philosophie arabe sur la philosophie scolastique. — Comptes-rendus: J. Combarieu; R. P. Frick; R. P Cathrein; R. P. Hontheim; de Roberty; P. Mielle.

The Monist. (Chicago, The Open Court Publishing Co.)

Band 5, Heft 1: H. v. HOLST: Ought the United States Senate to be abolished? — ERNST MAHH: On the principle of the conservation of energy. — J. W. POWEL: On the nature of motion. — P. CARUS: Buddhism and Christianity. — TH. WHITTAKER: On the nature of thought. — Lit. correspondence: France: L. ARRÉAT. — Criticisms and discussions: The life of Issa: P. CARUS. — Book reviews.

International Journal of Ethics. (Philadelphia, Int. Journal of Eth.)

Band 5, Heft 1: H. SIDGWICK: Luxury. — F. H. BRADLEY: The limits of individual and national self-sacrifice. — MARY S. GILLILAND: Women in the community and in the family. — E. MONTGOMERY: Ethics and Biology. — L. FERRI: National character and classicism in italian philosophy. — E. E. C. JONES: Rational Hedonism. — Discussions: The practical value of

ethics: J. S. MACKENZIE; „Italy and the Papacy“: Wm. Chauncy Langdon. — Book reviews.

The Philosophical Review. (Boston, Ginn & Company).

Band 3, Heft 6: J. G. SCHURMAN: The consciousness of moral obligation. — S. W. DYDE: Hegel's conception of freedom. — W. B. ELKIN: Relation of Hume's treatise and inquiry. — E. ADICKES: German Kantian bibliography (X). — J. H. HYSLOP: The ego, causality and freedom. — Reviews of books: Ladd; Flint; Deussen.

Rivista Italiana di Filosofia. (Roma, Tipogr. G. Balbi.)

Jahrg. 9, Band 2, Heft 3: G. MARCHESINI: Saggio sul concetto monistico della continuità dinamica della psiche. — F. FERRI: La scuola positiva di Diritto penale e *I nuovi orizzonti* di Enrico Ferri. — V. DI GIOVANNI: Una lettera del Gioberti al Mamiani. — Bibliografia: Sabatier; L. Ferri. — A. NAGY: L'insegnamento della filosofia nei licei. — Boll. filos. e ped.: Tarozzi; S. Ferrari; Lorenzelli; Pioger; Tarde; Segré; G. M. Ferrari; Queyrat; Dumas; Kleffler.

Bibliographische Mittheilungen.

Abhandlungen zur Philosophie u. ihrer Geschichte. Hrsg. v. Benno Erdmann. III. u. IV. gr. 8°. Halle, M. Niemeyer.
III. Hume's und Berkeley's Philosophie der Mathematik, vergleichend und kritisch dargestellt von Dr. Eug. Meyer. (57 S.) M. 1.60. — IV. Thomas Hill Green und der Utilitarismus. Von George Francis James. (37 S.) M. 1.—.

Adler, Priv.-Doc. Dr. **Karl, Zur Entwicklungslehre u. Dogmatik des Gesellschaftsrechts.** gr. 8°. (VI, 153 S). Berlin, C. Heymann's Verlag. M. 4.—.

Agnostic Faith. Enlarged from a Paper on »Ethical Theism« in the National Review, Feb., 1884. 3rd ed., Revised. 12mo, bds. Sh. 1.

Aksákow, Alex. N., Animismus und Spiritismus. Versuch e. krit. Prüfg. der mediumist. Phänomene m. besond. Berücksicht. der Hypothesen der Hallucination u. des Unbewussten. Als Entgegng. auf Dr. Ed. v. Hartmann's Werk: „Der Spiritismus“. 2. Bd. 2. Aufl. gr. 8°. (XXIV u. S. 339—752.) Leipzig, O. Mutze. M. 6.—.

Apulejus v. Madaura, des, Apologie. Zum 1. Male übers. v. Dr. Fritz Weiss. gr. 8°. (XXII, 88 S.) Leipzig, O. R. Reissland. M. 2.—.

Aubry, le Dr. **P., La Contagion au meurtre.** Étude d'anthropologie criminelle. Avec une préface de M. le Dr. A. Corse, 2e édition entièrement refondue. In-8. Fr. 5.—.

Bähr, Karl, Gespräche u. Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer. Aus dem Nachlasse hrsg. v. Ludw. Schemann. gr. 8°. (XVI, 90 S.) Leipzig, F. A. Brockhaus. M. 2.50.

Bain, A., The Senses and the Intellect. 4th ed. 8vo, pp. 730. Longmans. Sh. 15.

Benzoni, R., L'induzione: critica, psicologia e logica. Parte I (Critica). Genova. 8.° p. 167. L. 3.—.

Berr, H., Vie et science. Lettres d'un vieux philosophe strasbourgeoi et d'un étudiant parisien. In-12. Fr. 2.50.

Bibliothek, Cotta'sche, der Weltlitteratur. 243—245. Bd. 8°. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Geb. in Leinw. à M. 1.—.

Arth. Schopenhauer's sämmtliche Werke in 12 Bdn. Mit e. Einleitg. v. Dr. Rud. Steiner. 2. u. 3 Bd. (216 u. 285 S.)

Binet, A., Introduction a la psychologie expérimentale, par A. Binet, avec la collaboration de MM. Philippe, Courtier et V. Henri. In12 avec grav. Fr. 2.50.

Björnström, Med.-R. Prof. **Frederik, Der Hypnotismus, seine Entwickelung u. sein jetziger Standpunkt.** Populäre Darstellg. Nach der 2. Aufl. des Originals. Deutsch v. M. C. Larochelle. gr. 8°. (VII, 210 S.) Wiesbaden, H. Sadowsky. M. 2.70.

Bloch, Dr. **Phpp., Geschichte der Entwickelung der Kabbala u. der jüdischen Religionsphilosophie, kurz zusammengefasst.** [Aus: „Winter u. Wünsche, die jüd. Litteratur seit Abschluss des Kanons".] gr. 8°. (V, 166 S.) Trier, S. Mayer. M. 3.25.

Boedder, Bern., S. J., psychologia rationalis sive philosophia de anima humana. In usum scholarum. (Cursus philosophicus auctoribus pluribus philosophiae professoribus in collegiis Exaetensi et Stonyhurstensi S. J.) gr. 8°. (XVII, 344 S.) Freiburg i. B., Herder. M. 3.20.

Bonghi, R., Le prime armi: filosofia e filologia. Bologna. 16.° pagine 482. L. 5.—.

Borghese, G., Il suicidio nei civili e nei militari: studio statistico-eziologico-psicologico. Messina. 8.° p. 192. L. 2.50.

Brancaleone-Ribaudo, P., Studio antropologico del militare delinquente con prefazione di C. Lombroso. 2.a ediz. (23 tavole cromolitografiche e 7 litografiche). Torino. 8.° p. 116. L. 6.—.

Brunschvicg, L., Spinoza. In-8. Fr. 3.75.

Ouvrage couronné par l'Académie des sciences morales et politiques.

Bué, A., Le Magnétisme curatif. Psycho-physiologie. In-12. Fr. 3.—.

Burckhardt, Schulr. Sem.-Dir. Dr. **Ferd., Psychologische Skizzen zur Einführung in die Psychologie.** gr. 8°. (VI, 313 S.) Löbau, J. G. Walde. M. 3.—.

Busse, Priv.-Doz. Dr. **Ludw., Philosophie u. Erkenntnistheorie.** 1. Abtlg. 1. Tl. Metaphysik u. Erkenntniskritik. 2. Tl. Grundlegung e. dogmat. philosoph. Systems. gr. 8°. (XXIV, 289 S.) Leipzig, S. Hirzel. M. 6.—.

Bütow, Ingen. Otto, Die Weltordnung. 1. Bd. Geburt u. Jugend der Menschheit. (In 8 Lfgn.) 1. Lfg. gr. 8°. (S. 1—32.) Braunschweig, A. Limbach. M. —.50.
Carriere, M., Fichte's Geistesentwicklung i. d. Reden üb. d. Bestimmung des Gelehrten Jena 1794, Erlangen 1805, Berlin 1811. [Aus: „Sitzungsber. d. k. b. Akad. d. Wiss."] gr. 8°. (IV, 70 S.) München, G. Franz' Verl. M. 1.20.
Carstanjen, Frdr., Richard Avenarius' biomechanische Grundlegung der neuen allgemeinen Erkenntnistheorie. Eine Einführung in die „Kritik der reinen Erfahrg." gr. 8°. (XIII, 130 S.) München, Th. Ackermann. M. 3.—.
Cattani, G., Isterismo e sentimento. Milano. 16.° p. 372. L. 4.—.
Commentaria in Aristotelem graeca, edita consilio et auctoritate academiae litterarum regiae borussicae. Vol. VII. gr. 8°. Berlin, G. Reimer.
VII. Simplicii in Aristotelis de caelo commentaria. Ed. J. L. Heiberg. (XVI, 780 S.) M. 30.—.
Comte, La Géométrie analytique d'Auguste Comte. Nouvelle édition, précédée de la Géométrie de Descartes. In-8. Fr. 12.—.
Coste, le Dr. A., Les Phénomènes psychiques occultes. Etat actuel de la question. 2e édition revue, corrigée et augmentée. In-8. (Montpellier.) Fr. 3.50.
Crookes, Will., F. R. S., Strahlende Materie u. der 4. Aggregatzustand. Vortrag. Deutsch v. Dr. Heinr. Gretschel. 4. Aufl. gr. 8°. (41 S. m. 21 Fig.) Leipzig, Quandt & Händel. M. 1.50.
Dandolo, G., Appunti di filosofia ad uso dei licei: psicologia, logica e morale. 3.a ediz. Padova. 16.° p. 486. L. 3.50.
De Nardi, P., I giorni del rosminianismo contati da Ausonio Franchi (sac. Cristoforo Bonavino); dall'Ultima Critica. Forli. 4.° pagine 77. L. 2.50.
Descartes, Discours de la Méthode. Nouvelle édit. par T. V. Charpentier. (Sir John Lubbock's 100 Books.) Cr. 8vo. Routledge. Sh. 1/6.
Deussen, Prof. Dr. **Paul, Allgemeine Geschichte der Philosophie m. besond. Berücksicht. der Religionen.** 1. Bd. 1. Abtlg.: Allgemeine Einleitg. u. Philosophie des Veda bis auf die Upanishad's. gr. 8°. (XVI, 336 S.) Leipzig, F. A. Brockhaus. M. 7.—.
Drott, Assist.-Arzt **Ant., Die Aussengrenzen des Gesichtsfeldes f. weisse u. farbige Objecte beim normalen Auge.** Diss. gr. 8°. (32 S. m. 1 Taf.) Breslau, L. Köhler. M. 1.—.
Eckermann, Joh. Pet., Gespräche m. Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Mit Einleitg., Anmerkgn., Namen- u. Sachregister hrsg. von A. v. der Linden. 3 Tle. in 1 Bd. 2. Aufl. gr. 8°. (IV, 188, 172 u. 206 S.) Leipzig, H. Barsdorf. M. 3.20.
Ellis, Dr. **Havelock, Mann u. Weib.** Anthropologische u. psycholog. Untersuchg. der sekundären Geschlechtsunterschiede. Mit Illustr. Autoris. deutsche Ausg. v. Dr. Hans Kurella. gr. 8°. (XIV, 408 S.) Leipzig, G. H. Wigand. M. 7.—.
— — Verbrecher und Verbrechen. Mit 7 Taf. u. Text-Illustr. Autoris. deutsche Ausg. v. Dr. Hans Kurella. 8°. (XIII, 342 S.) Ebd. M. 5.—.
Elsenhans, Stadtpfr. Dr. **Thdr., Wesen u. Entstehung des Gewissens.** Eine Psychologie der Ethik. gr. 8°. (XVIII, 334 S.) Leipzig, W. Engelmann. M. 7.—.

Engelmann, Th., Gedächtnisrede auf Hermann v. Helmholtz. (Nach dem Holl.) gr. 8°. (34 S.) Leipzig, W. Engelmann. M. —.60.

Essen, Ernst, Das 2. Buch der aristotelischen Schrift üb. die Seele in kritischer Uebersetzung. Mit e. offenen Briefe an Hrn. Geh. Reg.-R. Susemihl als Vorrede. gr. 8°. (94 S.) Jena, G. Neuenhahn. M. 2.50.

Falck, Paul, Das Gesetz der Genialität u. dessen Entdecker Wilhelm v. Lenz. Eine Anregg. gr. 8°. (32 S.) Zürich, Verlag v. „Stern's litterar. Bulletin der Schweiz". M. 1.—.

Flint, Robert, Anti-Theistic Theories: Being the Baird Lecture for 1877. 5th ed. Cr. 8vo, pp. 560. Blackwood and Son. Sh. 10/6.

Flügel, O., Abriss der Logik und die Lehre von den Trugschlüssen. 3. Aufl. gr. 8°. (V, 110 S.) Langensalza, H. Beyer & Söhne. M. 1.50.

Fowler, T. and Wilson, J. M., The Principles of Morals. 8vo, pp. 386. Clarendon Press. Sh. 14.

Franzos, Karl Emil, Die Geschichte des Erstlingswerks. Selbstbiographische Aufsätze v. Rud. Baumbach, Fel. Dahn, Geo. Ebers u. A. Eingeleitet v. F. Mit den Jugendbildnissen der Dichter. gr. 8°. (XVIII, 296 S.) Leipzig, A. Titze. M. 6.—.

Giessler, Dr Carl Max, Wegweiser zu e. Psychologie des Geruches. gr. 8°. (III, 80 S.) Hamburg, L. Voss. M. 1.50.

Glogau, Prof. Dr. Gust., Die Hauptlehren der Logik u. Wissenschaftslehre. Für den Selbstunterricht dargestellt. gr. 8°. (XVI, 190 S.) Kiel, Lipsius & Tischer. M. 5.—.

Godfernaux, A., Le Sentiment et la pensée et leurs principaux aspects physiologiques. Essai de psychologie expérimentale et comparée. Thèse de doctorat. In-8. Fr. 5.—.

Gomperz, Prof. Dr. Thdr., Griechische Denker. Eine Geschichte der antiken Philosophie. 3. Lfg. gr. 8°. (1. Bd. S. 193—288.) Leipzig, Veit & Co. M. 2.—.

Grodtczinsky, N., Moderner Kastengeist in unseren Kultureinrichtungen. Kulturgeschichtlich-philosoph. Skizzen. gr. 8°. (72 S.) Berlin, H. Steinitz, Verl. M. 1.—.

Guillois, Antoine, Le Salon de Madame Helvétius Cabanis et les idéologues. In-12 avec 2 portraits. Fr. 3.50.

Hagemann, Prof. Dr. Geo., Elemente der Philosophie. I. gr. 8°. Freiburg i. B., Herder.

I. Logik u. Noetik. Ein Leitfaden f. akadem. Vorlesgn. sowie zum Selbstunterrichte. 6. Aufl. (IX, 215 S.) M. 2.80.

Hammerstein, Priest. L. v., S. J., Begründung des Glaubens. 1. Thl Gottesbeweise u. moderner Atheismus. 4. Aufl. gr. 8°. (XI, 254 S.) Trier, Paulinus-Druckerei. M. 2.50.

Handbibliothek, wissenschaftliche. 2. Reihe. Philosophische Lehr- u. Handbücher. III. gr. 8°. Paderborn, F. Schöningh.

III. Einleitung in die Geschichte der Philosophie. Die Gottesidee, die leit. Idee in der Entwickelg. der griech. Philosophie. Von Prof. Dr. Alois Otten. (VIII, 288 S.) M. 3.60.

Hegel's Philosophy of Mind. Translated from the »Encyclopædia of the Philosophical Sciences« by William Wallace. Cr. 8vo, pp. 320. Clarendon Press. Sh. 10/6.

Heine, Gymn.-Oberlehr. Dr. Gerh., Das Verhältnis der Ästhetik zur Ethik bei Schiller. Diss. gr. 8°. (56 S.) Cöthen, J. A. Elvers, Schettler'sche Buchh. M. —.80.

Henke, Realgymn.-Oberlehr. Prof. Dr. **Rich., Ueber die Methode der kleinsten Quadrate.** 2. Aufl. Nebst Zusätzen. gr. 8⁰. (V, 77 S.) Leipzig, B. G. Teubner. M. 2.—.

Heymans, Prof. Dr. **G., Die Gesetze u. Elemente des wissenschaftlichen Denkens.** Ein Lehrbuch der Erkenntnisstheorie in Grundzügen. 2. (Schluss)-Bd. Theorie des naturwissenschaftlichen Denkens. gr. 8⁰. (VI u. S. 273—478). Leiden. Leipzig, O. Harrassowitz. M. 6.—.

Hilty, Prof. Dr. **C., Glück.** 2. Tl. 8⁰. (III, 302 S.) Frauenfeld, J. Huber's Verl. — Leipzig, J. C. Hinrichs' Verl. M. 3.—.

Huxley, Th., Evoluzione ed etica, traduzione di Carolina Ruata e Laura De Fabeck. Città di Castello. 16.⁰ p. 46. L. —.50.

Jahresbericht, 1., **der philosophischen Gesellschaft zu Hamburg.** 1893—1894. gr. 8⁰. (12 S.) Leipzig, Bacmeister. M. —.50.

Jollivet-Castelot, Fr., La Vie et l'âme de la matière. Essai de physiologie chimique. Etudes de dynamo-chimie. In-12. Fr. 3.50.

Keynes, J. N., Studies and Exercises in Formal Logic. 3rd ed. Re-written and Enlarged. 8vo, pp. 480. Macmillan. Sh. 12.

Kiesewetter, Karl, Geschichte des Occultismus. II. Thl. Die Geheimwissenschaften. gr. 8⁰. (XXVII, 749 S.) Leipzig, W. Friedrich. M. 16.—.

Köstlin, Dr. **Rud., Die Nervenendigungen in den weiblichen Geschlechtsorganen.** Mit 9 Abbildgn. gr. 8⁰. (21 S.) Berlin, Fischer's medicin.Buchh. M. 1.—.

Krafft-Ebing, Prof. Dr. **R. v., Psychopathia sexualis** m. besond. Berücksicht. der conträren Sexualempfindung. Eine klinisch-forens. Studie. 9. Aufl. gr. 8⁰. (X, 414 S.) Stuttgart, F. Enke. M. 10.—.

Krause, Karl Chrn. Frdr., Anleitung zur Naturphilosophie. 2. Aufl., hrsg. v. DD. Paul Hohlfeld u. Aug. Wünsche. gr. 8⁰. (XI, 281 S.) Leipzig, Weimar, E. Felber. M. 5.—.

— — **Zur Theorie der Musik.** Aus dem handschriftl. Nachlasse des Verf. hrsg. v. Sem.-Oberlehr. Rich. Vetter. gr. 8⁰. (V, 68 S. m. 1 Taf.) Berlin, Weimar, E. Felber. M. 1.60.

Kühn, Gust., Naturphilosophische Studien frei v. Mysticismus. gr. 8⁰. (VIII, 188 S.) Neuwied, A. Schupp. M. 2.50.

Kurt, Dr. **N., Wahrheit und Dichtung in den Hauptlehren Eduard v. Hartmann's.** gr. 8⁰. (88 S.) Leipzig, F. Fleischer. M. 1.25.

Ladd, G. T., Psychology, Descriptive and Explanatory: A Treatise on the Phenomena, Laws and Development of Human Mental Life. 8vo, pp. 670. Longmans. Sh. 21.

Locke, J., An Essay Concerning Human Understanding. New. ed., Carefully Revised and Compared with the Best Copies. Lubbock's One Hundred Books). Cr. 8vo, pp. 658. Routledge. Sh. 3/6.

Lombroso, Cesare, Entartung und Genie. Neue Studien. Mit 12 Taf. Gesammelt und unter Mitwirkg. des Verfassers deutsch hrsg. v. Dr. Hans Kurella. 8⁰. (XI, 309 S.) Leipzig, G. H. Wigand. M. 5.—.

— — **L'uomo di genio in rapporto alla psichiatria, alla storia e all'estetica.** 6.ª ediz. completamente mutata. Torino. 8.⁰ p. 776, con tavole e figure. L. 16.—.

— — **Gli anarchici.** Torino. 8.⁰ p. 96, con 2 tavole e 5 fig. nel testo. L. 1.50.

Lombroso, Paola, Saggi di psicologia del bambino, con prefazione di Cesare Lombroso. Torino. 16.° p. 296. L. 2.50.
Lorm, Hieron., Der grundlose Optimismus. Ein Buch der Betrachtg. 8°. (X, 329 S.) Wien, Literar. Gesellschaft. M. 4.20.
Lotze, Herm., Grundzüge der Psychologie. Diktate aus den Vorlesgn. 5. Aufl. gr. 8°. (95 S.) Leipzig, S. Hirzel. M. 1.70.
Maack, Dr. Ferd., Heimweh u. Verbrechen. Ein Beitrag zum Strafgesetzbuch. gr. 8°. (35 S.) Leipzig, Bacmeister. M. —.50.
Mach, Obergymn.-Prof. Fr. J., Die Willensfreiheit d. Menschen. Neue (Titel)-Ausg. gr. 8°. (IX, 274 S.) Paderborn (1887), F. Schöningh. M. 3.60.
Mackenzie, J. S., Manual of Ethics. 2nd ed. Cr. 8vo. Clive. Sh. 6/6.
Martinak, Gymn.-Prof. Dr. **Ed.,** Die Logik John Locke's, zusammengestellt u. untersucht. gr. 8°. (VII, 151 S.) Halle, M. Niemeyer. M. 3.—.
Mauthner, Ludw., Farbenlehre. Der „Funktionsprüfung" 1. Thl. 2. Aufl. gr. 8°. (VIII, 168 S.) Wiesbaden, J. F. Bergmann. M. 4.—.
Meinhold, Frz. Louis, Hagedorn's Gedanken von sittlicher u. geistiger Bildung. Diss. gr. 8°. (42 S.) Leipzig, E. Gräfe. M. 1.—.
Michelet, J., Œuvres complètes. Œuvres choisies de Vico, contenant ses mémoires écrits par lui-même, la science nouvelle, les opuscules, lettres, etc., précédés d'une introduction sur sa vie et ses ouvrages. Edition définitive, revue et corrigée. In-8. Fr. 7.50.
Milhaud, G., Essai sur les conditions et les limites de la certitude logique. In-8. Fr. 3.75.
Minayeff, J. P., Recherches sur le bouddhisme. Traduit du russe par R. H. Assier de Pompignan. In-8. Fr. 10.—.
Annales du Musée Guimet. Bibliothèque d'études. Tome IV.
Möbius, P. J., Neurologische Beiträge. 1. u. 2. Hft. gr. 8°. Leipzig, A. Abel.
1. Ueber den Begriff der Hysterie u. andere Vorwürfe vorwiegend psychologischer Art. (V, 210 S.) M. 4.—. — 2. Ueber Akinesia algera. Zur Lehre v. der Nervosität. Ueber Seelenstörungen bei Chorea. (III, 138 S.) M. 2.—.
Molinari, G. de, Science et religion. In-12. Fr. 3.50.
Morando, G., Lo scetticismo e Gaetano Negri, con lettera del senatore Negri all'Autore e risposta del medesimo. Milano. 16.° pagine 100. L. 1.—.
Moreau de Tours, le Dr., Les Excentriques. Etude psychologique et anectodique. In-16. Fr. 3.—.
Mosso, A., La Fatigue intellectuelle et physique. Traduit de l'italien, sur la 5e édition par P. Langlois. In-12 avec 13 grav. Fr. 2.50.
Nietzsche's, Frdr., Werke. 1. Abth. (In 8 Bdn.) 1. u. 4.—6. Bd. gr. 8°. Leipzig, C. G. Naumann. Einzelpr. M. 36.—; Subskr.-Pr. f. die 1. Abth. M. 60.—.
1. Die Geburt der Tragödie. 4. Aufl. Unzeitgemässe Betrachtgn. 1.—4. Stück. 3. Aufl. (V, 589 u. XXII S. m. Bildnis u. Fksm.) M. 11.—. — 4. Morgenröthe. Gedanken üb. die moral. Vorurtheile. 2. Aufl. (372 u. XIV S.) M. 7.50. — 5. Die fröhliche Wissenschaft

(„la gaya scienza"). 2. Aufl. (362 u. XV S.) M. 7.50. — 6. Also sprach Zarathustra. Ein Buch f. Alle u. Keinen. 4. Aufl. (476 u. XIII S. m Bildnis u. Fksm.) M. 10.—.

Oldenberg, Herm., **Die Religion des Veda,** gr. 8°. (IX, 620 S.) Berlin, Besser. M. 11.—.

Ollé-Laprune, Léon, Le Prix de la vie. In-12. Fr. 4.—.

Parkyn, E. A., Darwin: His Work and Influence. A Lecture Delivered in the Hall of Christ's College, Cambridge. Cr. 8vo, pp. 40. Methuen. Sh. 1.

Pathologie u. Therapie, specielle, hrsg. v. Hofr. Prof. Dr. Herm. Nothnagel. IX. Bd. 2. Thl. gr. 8°. Wien, A. Hölder.

Die progressive allgemeine Paralyse v. Prof. Dr. R. v. Krafft-Ebing. (III, 108 S.) Subskr.-Pr. M. 2.70.

Pillon, F., L'Année philosophique publiée sous la direction de F. Pillon. 4e année, 1893. In-8. Fr. 5.—.

Poirée, Charles, de Garcin, Le Sens commun. Etudes de philosophie religieuse. Avec une préface de M. A. Réville. In-12. Fr. 3.50.

Pontiggia-Elena, E., Il rimorso, saggio critico. Sondrio. 8.° p. 184. L. 2.50.

Prel, Dr. Carl du, Die Entdeckung der Seele durch die Geheimwissenschaften. 2. (Schluss)-Bd. Fernsehen und Fernwirken. gr. 8°. (III, 282 S.) Leipzig, E. Günther. M. 5.—.

Rehmke, Prof. Dr. **Johs., Unsere Gewissheit von der Aussenwelt.** Ein Wort an die Gebildeten unserer Zeit. 3. Aufl. 8°. (47 S.) Heilbronn, E. Salzer. M. —.80.

Ricca Salerno, G., La teoria del valore nella storia delle dottrine e dei fatti economici. Palermo. 4.° p. 171. L. 5.—.

Robertson, J. D., Conscience: An Essay towards a New Analysis, Deduction and Development of Conscience. Vol. 1: New Analysis of Conscience. 8vo, Paul, Trübner and Co. Sh. 7/6.

Romundt, Dr. **Heinr., Ein Band der Geister.** Entwurf e. Philosophie in Briefen. 8°. (VIII, 129 S.) Leipzig, C. G. Naumann. M. 2.—.

Rothe, D. **Rich., Uebersicht der theologischen Ethik.** Aus dessen Handschrift hrsg. v. D. Rud. Ahrendts. gr. 8°. (XVI, 302 S. mit Bildnis.) Bremen, M. Heinsius Nachf. M. 6.—.

Rudow, Dr. **W., Der Charakter.** Nach dem Engl. des Sam. Smiles f. das deutsche Volk bearb. 2. Aufl. gr. 8°. (VII, 326 S.) Heidelberg, G. Weiss, Verl. M. 2.80.

Rümelin, †Kanzler **Gust., Reden u. Aufsätze.** 3. Folge. Nebst Prof. Chr. Sigwart's Gedächtnisrede auf Gustav Rümelin. gr. 8°. (VII, XX, 405 S.) Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. M. 6.—.

Sammlung pädagogischer Vorträge. Hrsg. v. Wilh. Meyer-Markau. VII. Bd. 5. Hft. gr. 8°. Bielefeld, A. Helmich.

5. Die Entwicklungsgeschichte des sittlichen Gefühls und die Pädagogik. Von Lehr. Th. Franke. (25 S.) M. —.50.

Schacht, Max, Sociologische Studien. I. Das Mysterium der Zweiheit. Studien üb. Liebe u. geschlechtl. Moral. II. Versittlichung der Ehe. gr. 8°. (V, 64 S.) Zürich, Verlags-Magazin. M. 1.20.

Schiltz, Sem.-Prof. Dr. **P., Summa philosophiae, ad mentem divi Thomae Aquinatis in usum seminarii luxemburgensis.** Vol. II. gr. 8°. Luxemburg, St. Paulus-Druckerei.

II. Physica. (222 S.) M. 2.50.

Schuppe, Wilh., Grundriss der Erkenntnistheorie und Logik. gr. 8°. (VIII, 186 S.) Berlin, R. Gaertner. M. 3.—.

Sergi, G., Principi di psicologia: dolore e piacere, storia naturale dei sentimenti. Milano. 16.° p. 412 e 1 tavola. L. 4.50.

Seth, J., A Study of Ethical Principles. 8vo, pp. 468. W. Blackwood and Sons. Sh. 10/6.

Spencer, Herbert, Problèmes de morale et de sociologie. Traduction et avant-propos par Henry de Varigny. In-8. Fr. 9.—.
Fait partie de la Collection d'auteurs étrangers contemporains.

Spitzner, Dr. Alfr., Die wissenschaftliche u. praktische Bedeutung der Lehre v. den psychopathischen Minderwertigkeiten f. die Pädagogik. Vortrag. gr. 8°. (45 S.) Leipzig, E. Ungleich. M. —.90.

Staub, Max, V. D. M., **Das Verhältnis der menschlichen Willensfreiheit zur Gotteslehre bei Martin Luther und Huldreich Zwingli.** Diss. gr. 8°. (II, 131 S.) Zürich, E. Speidel. M. 3.—.

Stein, Dr. Salo, Materialien zur Ethik des Talmud. I. Die Pflichtenlehre des Talmud. gr. 8°. (185 S.) **Frankfurt a. M.,** J. Kauffmann. M. 4.—.

Steinmetz, Dr. **S. R., Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe, nebst e. psycholog. Abhandlung über Grausamkeit u. Rachsucht.** 2 Bde. Lex.-8°. (XLV, 486 u. VII, 425 S.) Leiden. Leipzig, O. Harrassowitz. M. 20.—.

Stern, J., Die Philosophie Spinoza's. Erstmals gründlich aufgehellt u. populär dargestellt. 2. Aufl. 8°. (VIII, 192 S. m. Bildnis.) Stuttgart, J. H. W. Dietz. M. 1.—.

Stöhr, Privatdoc. Dr. **Adf., Gedanken über Weltdauer u. Unsterblichkeit.** gr. 8°. (14 S.) Wien, F. Deuticke. M. —.60.

Studien, philosoph., hrsg. v. **W. Wundt.** 10. Bd. 3. u. 4. Hft. Leipzig, Engelmann. à M. 4.—.

Surbled, le Dr. **G., Eléments de psychologie physiologique et rationelle.** In12. Fr. 3.—.

Turner, A., Die Kraft u. Materie im Raume. Grundlage einer neuen Schöpfungstheorie. 4. Aufl. gr. 8°. (XXI, 378 S. m. 30 z. Tl. farb. Taf.) Leipzig, Th. Thomas. M. 12.—.

Ueberweg's, Frdr., Grundriss der Geschichte der Philosophie. 1. Thl. Das Alterthum. 8. Aufl., bearb. u. hrsg. v. Prof. Dr. Max Heinze. gr. 8°. (IX, 390 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 6.—.

Vacchelli, G., Le basi psicologiche del Diritto pubblico. Milano. 8.° p. 160. L. 2.50.

Vignoli, T., Peregrinazioni psicologiche. Milano. 8.° p. 411. L. 5.—.

Vinai, G. S., La Psiche nell'isterismo e nella neurastenia. Osservazioni cliniche. Milano. 16.° p. 250. L. 4.—.

Vogt, J. G., Eine Welt- u. Lebensanschauung f. das Volk m. besond. Berücksicht. der wirtschaftlichen u. gesellschaftlichen Fragen. 2. Aufl. 1. Lfg. gr. 8°. (16 S.) Leipzig, E. Wiest. M. —.10.

Vorträge, philosophische, hrsg. v. der philosoph. Gesellschaft zu Berlin. III. Folge. 2. Hft. gr. 8°. Berlin, R. Gaertner.
2. Das Gedächtnis. Von Adf. Lasson. (72 S.) M. 1.40.

Wahle, Privatdoc. Dr. **Rich., Geschichtlicher Ueberblick über die Entwicklung der Philosophie bis zu ihrer letzten Phase.**

Ein Leitfaden f. allgemein Gebildete u. Studierende der Hoch- u. Mittelschulen. gr. 8°. (IV, 66 S.) Wien, W. Braumüller. M. 1.40.

Waller, B., The Microcosm and the Macrocosm: An Essay in Philosophy. Cr. 8vo. Paul, Trübner and Co. Sh. 2.

Weidlich, Gymn.-Prof. Dr. **Th., Die Sympathie in der antiken Litteratur.** Progr. 4°. (76 S.) Stuttgart, Leipzig, G. Fock. M. 1.20.

Weiss, Dr. **Berthold, Aphoristische Grundlegung e. Philosophie des Geschehens.** gr. 8°. (73 S.) Berlin, F. Dümmler's Verl. M. 1.20.

Weiss, Sem.-Dir. Schulr. Dr., **Der Vernunftbeweis f. das Dasein Gottes.** Eine dialekt. Studie. gr. 8°. (16 S.) Breslau, F. Goerlich. M. —.50.

Wernicke, Prof. Dr. **C., Grundriss der Psychiatrie in klinischen Vorlesungen.** 1. Thl. Psycho-physiolog. Einleitg. gr. 8°. (III, 80 S.) Leipzig, G. Thieme. M. 1.60.

Wetterhan, Dav., Das Verhältnis der Philosophie zu der empirischen Wissenschaft v. der Natur. gr. 8°. (VIII, 110 S.) Leipzig, W. Engelmann. M. 2.—.

Wiese, D. L., Die Macht des Persönlichen im Leben. 2. Aufl. 8°. (63 S.) Berlin, Wiegandt & Grieben. M. 1.—.

Willmann, Prof. Dr. **Otto, Geschichte des Idealismus.** (In 3 Bdn.) 1. Bd. Vorgeschichte u. Geschichte des antiken Idealismus. gr. 8°. (XIV, 696 S.) Braunschweig, F. Vieweg & Sohn. M. 10.—.

Winkler, Prof. **Wilh., Ethik in der Naturgeschichte.** Progr. gr. 8°. (40 S.) Wien, H. Kirsch. M. 1.—.

Wolff, Eug., Goethes Leben u. Werke. Mit besond. Rücksicht auf Goethes Bedeutg. f. die Gegenwart. gr. 8°. (380 S.) Kiel, Lipsius & Tischer. M. 5.—.

Wrzecionko, Dr. **R., Der Grundgedanke der Ethik des Spinoza.** Eine Untersuchg. üb. Inhalt u. Methode der Metaphysik überhaupt und der Metaphysik des Spinoza im Besonderen. gr. 8°. (V, 57 S.) Wien, W. Braumüller. M. 1.40.

Notiz.

Der „Psychologische Verein zu Berlin“, am 14. Juni 1892 gegründet, bezweckt, einen Sammelpunkt für alle diejenigen abzugeben, welche selbstständig in der Psychologie oder auf einem verwandten Forschungsgebiete arbeiten wollen, sowie auch für die, welche sich mit den Problemen und Grundelementen der genannten Wissenszweige bekannt zu machen wünschen. Die Mitglieder seines Vorstandes sind zu jeder Auskunft gern bereit; Vorsitzender ist Herr Dr. A. Wreschner, Berlin W., Mohrenstrasse 15, erster Schriftführer Herr Dr. M. Dessoir, Berlin W., Köthenerstrasse 27.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Bemerkungen zum Begriff des Gegenstandes der Psychologie.

(Vierter Artikel. Schluss.)

---

3. Der Umfang der im natürlichen Weltbegriff eingeschlossenen Hypothese.

a. Sinn und Formulierung der Umfangsfrage.

I.

157. — Der menschliche *natürliche* Weltbegriff umschloss eine Hypothese: „Die Mitmenschen — Wesen wie ich" (vgl. oben n. 19 f.). Die Analyse dieser Hypothese ergab: 1) die Annahme „die Mitmenschen — Wesen wie ich" beruht auf der Gleichartigkeit der mitmenschlichen Bewegungen mit den Bewegungen (Reden, Gesten, Handlungen) desjenigen, welcher diese Annahme macht (vgl. oben n. 26); 2) die Annahme besagt: den mitmenschlichen Bewegungen, welchen — sofern sie nur als ein von meinem örtlichen Standpunkt aus Vorgefundenes betrachtet werden — tatsächlich nur eine mechanische Bedeutung zukommt, wird eine mehr-als-mechanische Bedeutung (vgl. oben n. 27), das heisst aber: ausser der mechanischen noch eine amechanische Bedeutung zugeschrieben (vgl. oben n. 28), und das heisst wiederum: von meinem örtlichen Standpunkte aus

betrachtet, ist der Mitmensch nicht als blosses Gegenglied derjenigen Principialkoordination, deren Centralglied der Annehmende selbst ist, sondern auch als Centralglied einer zweiten Principialkoordination anzunehmen, deren Gegenglied z. B. der Annehmende sein kann (vgl. oben n. 34, auch n. 127 f.).

War hiermit der Inhalt der im natürlichen Weltbegriff des Menschen eingeschlossenen Hypothese zu bestimmen gesucht, so bleibt noch der weitere Versuch übrig, auch den **Umfang** jener Hypothese zu bestimmen.

158. — Der Sinn der Frage nach dem Umfang der im natürlichen Weltbegriff eingeschlossenen Hypothese ist:

> In der Annahme, dass der Mitmensch ein Wesen sei wie ich, ist, von meinem örtlichen Standpunkte aus betrachtet, ein Gegenglied derjenigen Principialkoordination, deren Centralglied 'ich' selbst bin, zugleich als Centralglied einer andern Principialkoordination angenommen: welche 'meiner' Gegenglieder überhaupt sind, von meinem örtlichen Standpunkt aus betrachtet, als Centralglieder anderer Principialkoordinationen anzunehmen?

159. — Die wilde Philosophie beantwortet unsere Frage mit einem allgemein bejahenden Satz: 'Alles ist ein Wesen wie ich'. Das heisst: jeder beliebige Umgebungsbestandteil R_1, R_2, . . . R_n, der dem wilden Denker zur Abhebung gelangte[1]), war ihm ein 'Ich' im selben Sinne, wie er sich selbst ein 'Ich' war. Der Grund hiervon liegt wohl darin, dass die einfache (qualitative) Gleichung: 'Das ist was ich bin' aller Ungleichung vorausgehen musste. D. h. nun in der Sprache unserer Analyse: die Annahme, dass ein Gegenglied — etwa R_1 — in Bezug auf ein zweites — etwa auf R_2 oder aber in Bezug auf ihn, den Annehmenden, selbst — auch Centralglied sei, diese Annahme ist ursprünglich eine vollständig uneingeschränkte, welche an keine weiteren Bedingungen gebunden ist — eine, in diesem Sinne, bedingungslose oder unbedingte.

160. — Diese 'Erkenntnis' der wilden Philosophie hat

[1]) Es war dies vorwiegend das Bewegte.

sich nicht in vollem Umfange aufrecht zu erhalten vermocht. Abgesehen von Einflüssen anderer Art, welche im Laufe der geschichtlichen Entwickelung an ihrer Einschränkung gearbeitet haben, war es die sich immer mehr zugleich erweiternde und vertiefende Einsicht in die Abhängigkeit des menschlichen 'Wahrnehmens' und 'Vorstellens', 'Fühlens' und 'Wollens' vom menschlichen Individuum, welche die *Annahme:* 'Dies ist ein wahrnehmendes, vorstellendes, fühlendes und wollendes Wesen wie ich' an gewisse *Bedingungen* knüpfte.

161. — Befreien wir diese letztere Einsicht von den Anhängseln, die wir hier unausgesprochen liessen, die ihr aber noch von der wilden Philosophie her — wenngleich oft nur in scheinbar harmlosen Verkümmerungen — anhaften, und das heisst: von der Introjektion, so bleibt immer noch eine analytische Bestimmung von grösster Wichtigkeit übrig: das ist die Funktionalbeziehung, in welcher alles das, was für das Centralglied, im Unterschied vom blossen Gegenglied, charakteristisch ist, als Bedingtes zu dem menschlichen Individuum als seiner Bedingung steht[1]).

162. — Durch die unausweichliche Einsicht in die Bedingtheit des Centralgliedes als solchen wird die Frage, wie wir sie n. 158 gestellt haben, ebenso unausweichlich zu der folgenden Frage, die wir in etwas abgekürzter Fassung so formulieren:

> Welche Bedingung muss erfüllt sein, um — von meinem örtlichen Standpunkte aus betrachtet — ein Gegenglied zugleich als Centralglied annehmen zu dürfen[2])?

163. — Die eventuelle Annahme, dass der gesamten Bedingung des Centralgliedes, sofern es als ein Bedingtes aufgefasst wird, irgendwelche einzelne Bedingungen zuzusprechen seien, die nicht im blossen Gegenglied enthalten sind,

[1]) Zum Sinne dieses Bedingungsverhältnisses vgl. oben n. 153 ff.

[2]) Abstrakter: um . . . einen *beliebigen Umgebungsausschnitt* zugleich als Centralglied annehmen zu dürfen.

würde nicht ausschliessen, dass für uns doch nur derartige einzelne Bedingungen in Betracht kommen, welche dem Gegenglied bloss als solchem zugehören. Denn wie wir unsere jetzige Frage nur von unserem örtlichen Standpunkte aus zu stellen vermochten, so dürfen wir sie auch nur von unserem unverlassbaren örtlichen Standpunkte aus beantworten: von diesem aus betrachtet sind aber alle Bestandteile unserer Umgebung nur als blosse Gegenglieder ein tatsächlich Vorgefundenes [1]). Von allen Bedingungen, von welchen das Centralglied als solches abhängig gedacht werden könnte, dürfen mithin nur diejenigen zur Ausführung unseres n. 157 angegebenen, noch übrig bleibenden Versuches verwendet werden, welche durch die Gegenglieder selbst als solche — von unserm Standpunkte aus betrachtet — erfüllt werden.

164. — Wenn aber die in der vorigen Nummer aufgestellte Forderung gleichfalls unausweichlich ist, so ist wiederum auch eine weitere Umwandlung unserer anfänglichen Frage (n. 158) unausweichlich. Und zwar geht sie jetzt — schliesslich und abschliessend — in diese über:

> Welche Bedingung muss durch die Gegenglieder erfüllt sein, um dieselben — von meinem örtlichen Standpunkte aus betrachtet — zugleich als Centralglieder annehmen zu dürfen?

II.

165. — Die Aufgabe, welche durch diese Frage gestellt wird, zerlegt sich in zwei Teilaufgaben:

1) Welche Bedingung ist es, die ein Gegenglied zu erfüllen hat?
2) Welche Gegenglieder erfüllen diese Bedingung?

166. — Dem Sinne nach fallen diese Aufgaben zusammen mit der n. 145 gestellten. Hiernach würde die, wie mir scheint, allein logisch korrekte Formulierung der „Umfangs-

---

1) Wären sie das nicht, so brauchte es der „Hypothese“ ja überhaupt nicht!

frage" zu demselben Problem geführt haben, zu welchem wir auf dem Wege der Richtigstellung der „Unterschiedsfrage" gelangten; und die n. 145 gestellte Frage würde also mit der Beantwortung der obigen Fragen mitbeantwortet sein.

b. Die bestimmte Aenderung des Systems *C* als unmittelbare Bedingung.

I.

167. — Die erste jener beiden obigen Fragen (n. 165) hat ihre Beantwortung durch die Analyse des empiriokritischen Befundes erhalten[1]); es genügt, hier kurz das für unsern augenblicklichen Zweck Wesentliche zu rekapitulieren:

Wie sich die Principialkoordination in Centralglied und Gegenglied (logisch) auflösen lässt, so lassen sich Centralglied und Gegenglied wiederum in Elemente und Charaktere (logisch) auflösen. Alle Elemente und Charaktere derjenigen Principialkoordination, deren Centralglied 'ich' selbst bin, lassen sich dann weiter als „Erfahrungen" (im gewöhnlichen Sinne) auffassen, die von 'mir', als dem „menschlichen Individuum", in Bezug auf welches sie als „Erfahrungen" angenommen werden, in bestimmter Weise abhängig sind. Und sofern sie als von 'mir' im soeben angegebenen Sinne abhängig betrachtet werden, werden sie zu Abhängigen[2]) von derjenigen speciellen „Erfahrung", welche sich dem empirischen Werte: 'Ich'-Bezeichnetes als „menschliches Individuum" innerhalb dieser Funktionalbeziehung substituiert; d. h. sie werden zu Abhängigen von dem empiriokritischen Substitutionswert: *bestimmte Aenderung meines Systems C.* Hiermit ist aber der Substitutionswert *bestimmte Aenderung meines Systems C* zur Bedingung zunächst der Elemente und Charaktere, weiterhin der Principialkoordination geworden, deren Glieder — Central-

[1]) Vgl. oben n. 21 und n. 142, „Weltbegriff" n. 150 und n. 157 ff.

[2]) Zum Sinne dieses Abhängigkeitsverhältnisses vgl., wie vorher bei n. 161 zum Sinne des Bedingungsverhältnisses, oben n. 153 ff.

glied und Gegenglied — sich aus ebendiesen Elementen und Charakteren zusammensetzen.

168. — Wir können das Resultat unserer Analyse mit Berücksichtigung von n. 83 auch so ausdrücken:

> Sofern von meinem örtlichen Standpunkte aus die Elemente und Charaktere, welche das Centralglied zusammensetzen, als Abhängige derjenigen zum 'Ich'-Bezeichneten gehörigen '*Dinge*', deren Gesamtheit 'meinen Leib' bildet, aufgefasst werden, substituiert sich bei Analyse der solcherart angenommenen Funktionalbeziehung dem als 'mein Leib' Bezeichneten der Wert *bestimmte Aenderung meines Systems C*, und es wird hierdurch der Wert *bestimmte Aenderung meines Systems C* zu einer Bedingung derjenigen Elemente und Charaktere, welche das Centralglied zusammensetzen, und welche in Bezug auf die 'meinen Leib' bildenden *Dinge* als Abhängige aufgefasst wurden.

169. — Unter Voraussetzung des Parallelismus zwischen dem Wert „bestimmte Aenderung meines Systems C", als Bedingung, und der „Elemente und Charaktere", als Abhängigen (vgl. oben n. 149), folgt aus obigem Satz:

> Sofern der Wert *bestimmte Aenderung meines Systems C* für diejenigen Elemente und Charaktere, welche das Centralglied zusammensetzen, Bedingung ist, sind auch, wenn jener Wert sich den 'meinen Leib' bildenden 'Dingen' substituiert, diejenigen Elemente und Charaktere anzunehmen, welche das Centralglied zusammensetzen und in Bezug auf die 'meinen Leib' bildenden 'Dinge' als Abhängige aufgefasst wurden.

170. — Hieraus folgt nun für alle Gegenglieder, sofern sie im selben Sinne als 'Dinge' bezeichnet werden können, wie die Teile 'meines Leibes' als solchen so bezeichnet werden:

> Wenn einem Gegenglied der Wert *bestimmte Aenderung des Systems C* substituiert werden kann, ist dasselbe auch zugleich als Centralglied anzunehmen.

171. — Und negativ:

Wenn einem Gegenglied der Wert *bestimmte Aenderung des Systems C* nicht substituiert werden kann, ist dasselbe auch nicht zugleich als Centralglied anzunehmen.

II.

172. — Der Einfachheit willen ist bei der Stellung und Lösung der ersten Teilaufgabe das Centralglied als etwas Absolutes aufgetreten: es wurde davon *abgesehen*, dass ein Centralglied nur in Beziehung auf irgendwelche Gegenglieder und d. h. in Bezug auf irgendwelche Bestandteile seiner eigenen individuellen Umgebung Centralglied ist. Wir haben also jetzt noch folgende Sätze in Betracht zu ziehen:

1) Wenn ein beliebiges Gegenglied zugleich als Centralglied angenommen ist, ist es stets in Bezug auf einen bestimmten Bestandteil seiner individuellen Umgebung als Centralglied anzunehmen.

2) Wenn einem als Centralglied anzunehmenden Gegenglied der Wert *bestimmte Aenderung des Systems C* substituiert werden kann, so ist dieser empiriokritische Substitutionswert stets durch denjenigen Umgebungsbestandteil komplementär bedingt[1]) anzunehmen, in Bezug auf welchen jenes Gegenglied als Centralglied anzunehmen ist.

173. — Unter Betrachtnahme dieser zwei Sätze gelangen wir dann zu folgendem Satz:

Wenn einem Gegenglied der durch einen bestimmten Bestandteil seiner individuellen Umgebung komplementär bedingte Wert *bestimmte Aenderung des Systems C* substituiert werden kann, so ist jenes Gegenglied in Bezug auf denjenigen Umgebungsbestandteil, durch welchen der Wert *bestimmte Aenderung des*

[1]) Zum Begriff der Komplementärbedingung vgl. Kr. d. r. Erf. n. 52 ff.

Systems C komplementär bedingt ist, als Centralglied anzunehmen.

174. — Und negativ:

Wenn einem Gegenglied kein durch einen bestimmten Bestandteil seiner individuellen Umgebung komplementär bedingter Wert *bestimmte Aenderung des Systems C* substituiert werden kann, so ist auch jenes Gegenglied in Bezug auf keine Umgebungsbestandteile als Centralglied, und das heisst: überhaupt nicht als Centralglied anzunehmen.

175. — Unsere erste Frage (n. 165, vgl. n. 164) dürfte hiermit beantwortet sein. Und zwar dahin:

Soll — von unserm örtlichen Standpunkte aus betrachtet — ein Gegenglied in Bezug auf einen bestimmten Bestandteil seiner individuellen Umgebung zugleich als Centralglied angenommen werden, so muss jenem Gegenglied der durch diesen Umgebungsbestandteil komplementär bedingte Wert *bestimmte Aenderung des Systems C* substituiert werden können.

c. Die Beziehung des Systems *C* zur anfänglich 'leblosen Umgebung'.

I.

176. — Wir wenden uns jetzt zu unserer zweiten Teilaufgabe (n. 165). Wir haben gesehen, welche Bedingung — von unserem örtlichen Standpunkte aus betrachtet — durch die Gegenglieder selbst erfüllt sein müsse, damit sie zugleich als Centralglieder angenommen werden dürfen; jetzt fragen wir: welche Gegenglieder erfüllen diese Bedingung?

Um zu einer allgemeinen Antwort auf diese Frage zu gelangen, müssen wir zunächst beachten, dass in unseren letzten Sätzen, trotzdem wir die Beziehung des Centralgliedes zu dem Gegenglied in Betracht gezogen hatten, dem ersteren doch immer noch etwas Absolutes anhaftet.

177. — Worin dies beruhe, dürfte durch folgende Er-

wägung klar werden. Nehmen wir den Fall an, dass das System *C* eines Mitmenschen zwar einem gewissen Bestandteil seiner individuellen Umgebung exponiert bliebe, aber das System *C* sich zur Aufhebung einer momentan erheblicheren Vitaldifferenz gewendet habe, welche wiederum durch einen Teil jenes (umfassenderen) Umgebungsbestandteiles bedingt wurde, sodass eine Abhängige der vom Umgebungsbestandteil als Ganzem bedingten übrigen Aenderung des Systems *C* jedenfalls nicht zur Abhebung gelangt[1]). Es möge der Besucher eines Berges dieser Mitmensch sein: er schaut zu einem zweiten Berg hinüber, aber plötzlich 'fesselt' das reflektierte Sonnenlicht eines Gebäudes auf der Höhe jenes Berges 'seine Aufmerksamkeit'. Würde dieser Mann absolut aufgehört haben, als Centralglied in Bezug auf den zweiten Berg als Ganzes angenommen werden zu können — obwohl diese *bestimmte Aenderung des Systems C*, welche der Abhebung jenes Berges als Ganzen entsprach, nun nicht mehr angenommen werden darf?

Nein. Und zwar deshalb nicht, weil sofort der *status quo ante* wiederhergestellt sein könnte.

178. — Wir gelangen so zu einer ebenso naheliegenden als wichtigen Unterscheidung: in der Zwischenzeit war der Mitmensch wohl in Bezug auf das glänzende Fenster als aktuelles Centralglied anzunehmen; aber nicht in Bezug auf den Berg als Ganzes: in Bezug hierauf war er aber zweifellos als potentielles Centralglied anzunehmen.

II.

179. — Wir können den Fall verallgemeinern: das System *C* sei unter die Bedingungen des (traumlosen) Schlafes gestellt. Auch hier wird in Bezug nunmehr aber auf die gesamte individuelle Umgebung der Ausdruck „potentielles Centralglied" noch am meisten im Sinne unserer Erfahrung sein.

---

1) Kr. d. r. Erf. II, n. 861, n. 499 f.

III.

180. — Verfolgen wir nun das System C in seiner Entstehung und Entwickelung weiter und weiter zurück, so kommen wir nie an einen Punkt, wo es als absolut Nichts gedacht werden könnte.

Würden wir auf diesem Wege zu einem Punkt gelangen, wo die Formen des Systems C, welche wir bei diesem Zurückverfolgen seiner Entstehung und Entwickelung successive und sprunglos erreicht hätten, absolut aufgehört haben würden, als potentielle Centralglieder in Bezug auf andere Umgebungsbestandteile gedacht werden zu können?

Wir wollen, der Einfachheit willen, den ganzen Entstehungs- und Entwickelungsvorgang des Systems C in einige wenige, leicht übersehbare Momente einteilen und für jeden derselben diese Frage zu beantworten suchen.

181. — Wir knüpfen unsere Betrachtung an den Umgebungsbestandteil R an. In der Form, in welcher wir denselben annehmen, werde er als Mitmensch bezeichnet; sein System C — also C_R — sei im Zeitpunkt τ_2 unter die physiologischen Bedingungen des Wachseins gestellt, nachdem es im vorhergehenden Zeitpunkt τ_1 unter diejenigen des Schlafes gestellt gewesen. Der Zeitpunkt, von dem wir (nach rückwärts) ausgehen, sei τ_2. In diesem Zeitpunkt τ_2 aber ist der Umgebungsbestandteil (Mitmensch) R als Centralglied in Bezug auf gewisse andere Umgebungsbestandteile K, deren von uns herbeigeführten Aenderungen seine Aussage-Inhalte folgen[1]), anzunehmen. Ebenso ist sein System C anzunehmen als die gesamte unmittelbare Bedingung, wie sie ihrerseits durch die Gesamtheit der systematischen Vorbedingungen und durch die Komplementärbedingung K bestimmt ist[2]) — ich sage: ebenso ist sein System C anzunehmen als die gesamte unmittelbare Bedingung für alle jene Aussage-Inhalte, welche (nach der so-

---

[1]) Vgl. Kr. d. r. Erf. I, n. 31.

[2]) Vgl. oben Anm. 1 zu n. 112; Kr. I, n. 54 u. 95.

eben gemachten Voraussetzung) den von uns herbeigeführten Aenderungen von K folgen. Das aber heisst: es ist anzunehmen, dass das System C_R im Zeitpunkt τ_2 diejenige *bestimmte Aenderung*, und das wiederum heisst: diejenige Endbeschaffenheit — sie sei als die Endbeschaffenheit ε bezeichnet — verwirklicht habe, welche den betreffenden Aussage-Inhalten als die Unabhängige zuzuordnen ist.

Die *bestimmte Aenderung des Systems* C_R, d. h. die Endbeschaffenheit ε, ist dann zugleich die Bedingung, von welcher (im Sinne von n. 175) die gemachte Annahme des Umgebungsbestandteiles R als Centralglied in Bezug auf gewisse andere Umgebungsbestandteile (K) abhängt.

182. — Der nächste ausgewählte Moment der Vorgeschichte des Systems C_R, zu welchem wir uns zurückwenden, sei der Zeitpunkt τ_1. Der Voraussetzung nach war in diesem Zeitpunkt das System C_R unter die physiologischen Bedingungen des Schlafes gestellt (n. 179).

Die Endbeschaffenheit des Systems C_R im Zeitpunkt τ_1 sei ζ; sie ist wohl zu unterscheiden von der Endbeschaffenheit ε. Die Endbeschaffenheit ζ hat das System C_R jetzt verwirklicht; für die Endbeschaffenheit ε als solche ist es nur noch die Gesamtheit der systematischen Vorbedingungen. Die *bestimmte Aenderung* des Zeitpunktes τ_2 ist nicht mehr als wirkliche zu denken, sondern als mögliche: das System C_R ist als derselben fähig anzunehmen. Und diesem Verhältnis entspricht der Umstand, dass das jener *bestimmten Aenderung* oder der Endbeschaffenheit ε fähige System C_R die (logische) Bedingung zur Annahme des Umgebungsbestandteiles R (des schlafenden Mitmenschen) als potentielles Centralglied in Bezug auf seine individuelle Umgebung gewährt.

Und ebenhiermit zerlegt sich die allgemeine Annahme eines Centralgliedes in diejenige potentieller und aktueller Centralglieder (vgl. oben n. 178): im Zeitpunkt τ_2 hatten wir R als aktuelles Centralglied anzunehmen. Und hieran zeigt sich dann wieder, dass der populäre Gegensatz „Bewusst-Un-

bewusst" nicht genügt, einen Gegensatz zwischen Centralglied schlechthin und Nicht-Centralglied schlechthin zu statuieren.

183. — Der dritte Moment, welchen wir aus der Vorgeschichte des Systems C_R herausgreifen, gehöre dem embryonalen System C_R an: es sei der Zeitpunkt τ_0. Da die *Zahl* der Aenderungen, durch welche das embryonale System C_R oder das System C_R im Zeitpunkt τ_0 zu dem vollentwickelten System C_R im Zeitpunkt τ_1 geworden ist, und mithin auch die *Zahl* der (den einzelnen Aenderungen zuzuordnenden) Zeitpunkte für unsere abstrakte Betrachtung ohne principielle Bedeutung ist, so behandeln wir den Zeitpunkt τ_0 einfach so, als ob τ_1 sein (nach vorwärts gerechnet) nächstfolgender Zeitpunkt wäre. Die Endbeschaffenheit, welche das System C_R im Zeitpunkt τ_0 verwirklicht hat, sei η. Das System C_R aber, welches im Zeitpunkt τ_0 diese Endbeschaffenheit η verwirklicht hat, ist als für den Zeitpunkt τ_1 der Endbeschaffenheit ζ fähig anzunehmen: das embryonale System C_R bietet somit die (logische) Bedingung zur Annahme des Umgebungsbestandteiles R (des Embryo) noch als potentielles Centralglied niedrer Ordnung in Bezug auf eine künftige individuelle Umgebung[1]).

Nachträglich erscheint sodann R im Zeitpunkt τ_1 als potentielles Centralglied höherer Ordnung.

184. — Wähle ich nun zu einem vierten Moment der Vorgeschichte des Systems C_R einen Zeitpunkt τ_{-1} vor der Vereinigung der elterlichen Bestandteile „Sperma und Ei", so kann ich die einstweilen noch getrennten elterlichen Bestandteile doch fähig derjenigen Aenderungen denken, welche im Fall ihrer Vereinigung das System C des Zeitpunktes τ_0 oder die Endbeschaffenheit η verwirklichen. Es bieten somit die genannten elterlichen Bestandteile noch immer die (logische) Bedingung, diejenigen Umgebungsbestandteile, welche zusammen das embryonale System C_R zu verwirklichen befähigt sind, als potentielles Centralglied in Bezug auf eine künftige individuelle

---

[1]) Der Ausdruck „individuelle Umgebung" immer im Sinne der Kr. d. r. Erf. n. 59.

Umgebung anzunehmen; nur eben als potentielles Centralglied einer noch niedreren Ordnung.

185. — Diese Potentialität würde auch nicht den Wert Null annehmen, wenn ich zu einem fünften Moment aus der Vorgeschichte des Systems C_R den Zeitpunkt τ_{-2} wählen wollte, worunter ein Zeitpunkt verstanden werde, in welchem noch nicht die betreffenden elterlichen Bestandteile, sondern nur erst solche Umgebungsbestandteile überhaupt anzunehmen sind, welche — gleichgültig in einer wie langen und komplicierten Entwickelung — zu den Eltern selbst zu werden befähigt sind. Wie das System C_R im Zeitpunkt τ_{-1}, bezw. τ_{-2} *logisch* nicht zu Nichts werden kann; so kann dasjenige, wozu es *logisch* geworden ist, auch nicht absolut die Fähigkeit zu den Aenderungen verloren haben, vermittelst welcher es das wird, was es — anderweiten Annahmen zufolge — tatsächlich geworden ist. Das heisst: in unserer regressiven logischen Betrachtung ist zwar auch das System C_R des Zeitpunktes τ_2 zu einem *potentiellen* System C_R des Zeitpunktes τ_{-1} und zu dem in noch verschärftem Sinne potentiellen System C_R des Zeitpunktes τ_{-2} geworden; aber ebenso, wie ich nunmehr bestimmte Umgebungsbestandteile, die ich in letzter Instanz nicht einmal als Bestandteile von 'Lebewesen' bezeichnen dürfte, doch als ein potentielles System C_R zu denken logisch berechtigt bin, bin ich logisch berechtigt, jene bestimmten Umgebungsbestandteile noch immer als potentielles Centralglied — wenn auch eventuell niederster Ordnung — in Bezug auf eine künftige individuelle Umgebung zu denken; aber nie mit einer Potentialität vom Werte Null, sodass die Umgebungsbestandteile doch eben nie aus dem allgemeinsten Begriff „potentielles Centralglied" herausfallen können.

186. — Sofern also irgendwelche Umgebungsbestandteile als befähigt angenommen werden müssen, zu Systemen C werden zu können, dürfen diese Gegenglieder auch in Bezug auf eine künftige individuelle Umgebung als potentielle Centralglieder (wenn auch eventuell niederster Ordnung) angenommen werden.

So viel zur Beantwortung der zweiten Frage von n. 165.

d. Die Beziehung der anfänglich 'leblosen Umgebung' zum System *C*.

I.

187. — Indem wir — im Gegensatz zu einem vielgeübten Verfahren — nicht vom Ungekannten aus das Gekannte, sondern vom besser Gekannten aus das minder Gekannte zu erreichen suchten, sind wir vom System *C* in regressiver Betrachtung bei der, anderweiten Annahmen nach, anfänglich 'leblosen Umgebung' angelangt.

Legen wir denselben Weg, der uns vom System *C* als der unmittelbaren (logischen) Bedingung der Elemente und Charaktere zu der anfänglich 'leblosen Umgebung' führte, nun wieder in umgekehrter Richtung zurück, so gelangen wir auch wieder von 'leblosen Umgebungsbestandteilen' in kontinuierlichem Vorschreiten zum System *C* als der unmittelbaren (logischen) Bedingung der Elemente und Charaktere — als welche die Principialkoordination und somit das Centralglied zusammensetzen.

188. — Diese progressive Betrachtung ist es, welche die Mitbeantwortung der Fragen von n. 145 (vgl. n. 166) deutlicher hervortreten lässt. Fasst man (im Sinne von n. 145) den Begriff des 'leblosen Umgebungsbestandteiles' ganz allgemein, so lässt sich nämlich unsere Frage nach dem (logischen) Bedingungsverhältnis des 'leblosen Umgebungsbestandteiles' zu den Elementen und Charakteren, welche das Centralglied zusammensetzen, beantworten etwa wie folgt:

> Wenn angenommen wird, dass zu einer Zeit alles das, was unsere jetzige Umgebung ausmacht, nur aus kleinsten, gleichartigen, an sich 'leblosen Teilen' [1]) bestand, dann aus diesen zunächst unsere 'Erde' wurde, weiterhin sich aus ihnen die 'niedersten Lebewesen' bildeten, aus denen sich endlich die 'höheren Formen' der Lebewesen entwickelten, so ist eben damit gesagt, dass ein stetiger

[1]) Die darum noch nicht notwendig als 'Atome' zu denken sind.

Uebergang von der anfänglichen Kombination der 'leblosen Umgebungsbestandteile' zu der Konstitution des Systems *C* und somit der 'leblose Umgebungsbestandteil' in dieser ununterbrochenen Beziehung zu dem System *C* als eine zwar maximal entfernte, aber doch immer noch als eine durchaus unausschaltbare (logische) Bedingung derjenigen *bestimmten Aenderungen des Systems C* denkbar ist, von denen dann die *bestimmten Elemente und Charaktere*, welche die Principialkoordination und mit ihr das Centralglied zusammensetzen, unmittelbar abhängen; und es ist mit jenen Annahmen ferner gesagt, dass der stetige Uebergang der anfänglichen Kombination der 'leblosen Umgebungsbestandteile' als entfernte Bedingung in die *bestimmte Aenderung des Systems C* als unmittelbare Bedingung dieser *bestimmten Elemente und Charaktere* durch ebenjene Vorgänge verwirklicht gedacht werden kann, auf welchen nach den gemachten Annahmen der Uebergang 'lebloser Umgebungsbestandteile' in 'Lebewesen' und die Entwickelung 'höherer' aus 'niedreren Formen' derselben beruht.

II.

189. — Unsere letzte Betrachtung mag schliesslich noch als Beispiel dienen, wie der Versuch, den Begriff des Gegenstandes der Psychologie vom Boden des empiriokritischen Befundes aus etwas näher zu bestimmen, unvermeidlich in eine Fortbildung des „Weltbegriffs" zur „Weltanschauung" übergeht.

Dieser Uebergang begründet sich in dem inneren Verhältnisse selbst eines jeden Weltbegriffs als solchen zur Weltanschauung als solcher. Auch die kritisch-analytische Gewinnung des natürlichen Weltbegriffs erschöpft durchaus noch nicht den Inhalt der wissenschaftlichen Philosophie. Wie der Begriff des „Lebens" noch nicht die ganze Lebensanschauung ausmacht, so ist auch der Welt-

begriff noch nicht die volle Weltanschauung[1]). Wie aber der kritische Begriff des Lebens allein der Lebensanschauung zu Grunde liegen sollte, so hat der natürliche Weltbegriff der Kernpunkt einer haltbaren Weltanschauung zu sein.

190. — In Bezug auf letztere soll hier nur bemerkt werden: Die oben (n. 188) angeführten Denkbarkeiten zum Range wissenschaftlicher Hypothesen zu erheben, war und ist noch immer eine Hauptaufgabe der Naturwissenschaft[2]); schon

---

[1]) Den Unterschied und die Beziehung zwischen Weltbegriff und Weltanschauung verdeutlicht vielleicht am besten das Beispiel Spinoza's: mit wie wenigen Begriffen ist sein Weltbegriff bestimmt — wie viele Begriffe werden durch ihn bestimmt und bilden dann in ihrer grossen, aber einheitlich zusammenwirkenden Mannigfaltigkeit die „spinozische Weltanschauung".

[2]) Es könnte scheinen, als ob gerade von empiriokritischem Standpunkte aus die Naturwissenschaft gar nicht „berechtigt" wäre, nach Perioden unserer jetzigen Umgebung zu fragen, welche dem Dasein des Menschen zeitlich vorangehen sollten; denn hiesse das nicht: ein Gegenglied ohne Centralglied denken? Und gewiss: wenn es das hiesse, so wäre die Frage unberechtigt, weil sie widerspruchsvoll wäre. Sie wäre ebenso widerspruchsvoll, als es sinnlos ist, zu fragen: wie ein Umgebungsbestandteil 'an sich' beschaffen sei; und diese Frage war (gemäss der Erörterung des „Weltbegriffs") just darum sinnlos, weil das wirklich hiesse: ein Gegenglied ohne Centralglied denken. Wenn aber die Frage nach dem '*An sich sein*' der Umgebung jeden berechtigten Sinn dadurch verlor, dass der Fragende sich selbst gar nicht wegdenken kann, so gewinnt dagegen jene Frage nach der Welt '*vor dem Menschen*' ihre Berechtigung eben daher, dass der Fragende gar nicht vermeiden kann, sich hinzuzudenken.

Denn was der Naturwissenschaftler will (ob er sich gleich darüber nicht immer hinreichend klar sein mag), ist im Grunde nur das: Wie würde die Erde, bezw. die Welt vor dem Auftreten der Lebewesen, bezw. des Menschen zu bestimmen sein, wenn ich mich als ihren Beschauer hinzudenke — etwa in der Weise, wie es denkbar wäre, dass wir die Geschichte eines andern Gestirns oder gar eines andern Sonnensystems durch vervollkommnete Instrumente von unserer Erde aus *beobachten* könnten. Oder m. a. W.: Nachdem nun einmal analytische Bestimmungen des jetzigen Zustandes der

heute wirken sie mit, das Weltbild des Naturforschers zu bestimmen. Sie sind es denn auch, welche die Richtung der Entwickelung des natürlichen Weltbegriffs zur **wissenschaftlich-philosophischen Weltanschauung** mitbestimmen werden.

Erde, bezw. unseres Sonnensystems zu der Annahme früherer Zustände derselben, und zwar über das erste Auftreten der Lebewesen, bezw. des Menschen hinaus unvermeidlich geführt haben, so fragt sich, welcherart ich meine jetzige Umgebung zurückgeändert denken muss, um denjenigen Zustand derselben hypothetisch zu erhalten, den ich vorgefunden haben würde, wenn ich damals zu ihr in der Beziehung eines Centralgliedes zu seinen Gegengliedern (seiner Umgebung) gestanden hätte.

Und schliesslich ist das ja auch in der Tat alles, worauf es dem menschlichen Denken logischerweise ankommen kann. (Vgl. „Weltbegriff" S. 130 und „Kr. d. r. Erf." Bd. II, S. 419.)

Zürich. R. Avenarius.

Das Gesetz der Eindeutigkeit.

Inhaltsangabe.

1. Die Bemühungen, dem sogen. Causalgesetz mit seinen Beziehungsbegriffen Ursache und Wirkung einen klaren unzweideutigen Sinn abzugewinnen, bleiben immer erfolglos, weil eben in der Natur auch in der verblasstesten animistischen Bedeutung nirgends etwas »wirkt« oder »bewirkt wird«. Sowie der letzte bedeutungsvolle Schritt in einer langen Entwicklung — hauptsächlich von MACH[1]) und KIRCHHOFF vorbereitet und von MACH vollendet — geschehen und der mystische Kraftbegriff zu seinen Vätern im Schattenreiche der Fetische versammelt war, da konnte kein Beobachter der Natur, der diesen Schritt mitgethan hatte und die »Erklärung« irgendwelcher Vorgänge nur in ihrer »Beschreibung« suchte, irgendwo noch etwas »Verursachendes« entdecken. Den Naturkräften war ja schon durch die philosophische Kritik des Substanzbegriffes implicite das Urtheil gesprochen, allein die Naturforscher eigneten sich diese Errungenschaft nicht an, und die Philosophen führten ihre gewonnene allgemeine Einsicht nicht auf naturwissenschaftlichem Gebiete im Einzelnen durch. Erst eine solche bis ins Letzte hinein folgerichtige Durchführung vermag ja aber alteingewurzelten Vorstellungen den Boden ganz zu entziehen. Darum gerade muss KIRCHHOFF's Leistung so hoch gestellt werden. Obgleich er selbst sich vielleicht niemals von dem alten metaphysischen Kraftbegriff gänzlich losgemacht hat, so hat er doch gezeigt, dass die Probleme der Mechanik seiner nicht bedürfen. Als Aufgabe der Mechanik stellte er hin, „die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen zu beschreiben“, d. h. „anzugeben, welches die Erscheinungen sind, die stattfinden“, nicht aber, „ihre »Ursachen« zu ermitteln“. Er benutzt dazu auch einen Kraftbegriff: dieser Begriff, den er als das Product einer Masse in ihre Beschleunigung definirt, ist ihm aber nur ein mathematisches Zeichen, ein Mittel, „um die Ausdrucksweise zu vereinfachen, um nämlich in kurzen Worten Gleichungen auszudrücken, die ohne Hülfe dieses Namens nur schwerfällig durch Worte sich würden wiedergeben lassen“.

[1]) Die Mechanik in ihrer Entwicklung, Vorwort, S. VI.

Wenn Kirchhoff wohl[1]) geglaubt hat, mit jener Definition den Kraftbegriff nicht zu erschöpfen, so ist er mitten in einer unvermeidlichen Entwicklung stehen geblieben, die Mach zu Ende geführt hat. Wenn Vorstellungen, die eine frühere Culturstufe für die damals bekannten Erscheinungen geschaffen hat, für den erweiterten Gesichtskreis einer späteren Zeit nicht mehr passen, so müssen sie eben aufgegeben werden. Getreu diesem Grundsatze befreite sich Mach endgültig von Substanzialität und Causalität, den spanischen Stiefeln, in die das heutige Denken zum allergrössten Theile noch immer eingeschnürt ist, und sprach auf der jüngsten Naturforscherversammlung in Wien den Satz aus, der gewiss von Manchem wie eine Erlösung begrüsst wurde und noch von Vielen als solche begrüsst werden wird:

---

[1]) Die kurzen Aeusserungen Kirchhoff's lassen uns über seine Meinung im Zweifel. In der Vorrede seiner Mechanik erklärt er sich für nicht im Stande, eine vollständige Definition des Begriffes Kraft zu geben. Dazu vergleiche man die Stelle auf S. 11: „Es ist einleuchtend, dass, wenn man eine bestimmte Bewegung eines Punktes als bedingt durch mehrere Kräfte ansieht, diese nicht einzeln bestimmt sind; nur die Resultante ist bestimmt; alle Einzelkräfte bis auf eine können beliebig angenommen und diese eine kann dann immer so gewählt werden, dass die Resultante der Beschleunigung gleich wird. Aus der Bewegung allein kann die Mechanik nach unserer Auffassung die Definition der Begriffe schöpfen, mit denen sie es zu thun hat. Es folgt daraus, dass nach Einführung von Kräftesystemen an Stelle einfacher Kräfte die Mechanik ausser Stande ist, eine vollständige Definition des Begriffs der Kraft zu geben." Es fragt sich hiernach: hat Kirchhoff die vor Einführung von Kräftesystemen von ihm verwendeten einfachen Kräfte für vollständig definirt gehalten und die in den Kräftesystemen auftretenden Componenten nur wegen ihrer Unbestimmtheit für unvollständig definirt? Im Bejahungsfalle müsste man Kirchhoff hinsichtlich seines principiellen Standpunktes mit Mach in eine Linie stellen. — König (Die Entwicklung des Causalproblems in der Philosophie seit Kant. Leipzig 1890. S. 435) berücksichtigt die angeführten Stellen nicht, wenn er Kirchhoff's Ansicht dahin wiedergibt: „der Begriff der Kraft decke sich durchaus mit dem des zweiten Differentialquotienten des Weges als Function der Zeit".

„Ich hoffe, dass die künftige Naturwissenschaft die Begriffe Ursache und Wirkung, die wohl nicht für mich allein einen starken Zug von Fetischismus haben, ihrer formalen Unklarheit wegen beseitigen wird[1]).“

Was soll aber an die Stelle dieser Begriffe gesetzt werden? Wie ist die Natur ohne sie zu verstehen? Welches ist der »Sinn« der Vorgänge, die man mit jenen Begriffen nur unklar erfassen kann? — Man wird die Beantwortung solcher Fragen in der näheren Betrachtung der physikalischen Gleichungen suchen dürfen, die ja den »causalen« Zusammenhängen die schärfste Fassung gegeben zu haben scheinen. Wundt, dem es übrigens nicht sowohl um die Beseitigung der Kategorieen Ursache und Wirkung als vielmehr um eine eingehendere Analyse des „Causalbegriffs der Naturwissenschaft“ zu thun ist, hat eine Deutung und Classificirung jener Gleichungen versucht, und es wird — namentlich im Hinblick auf die den mathematisch-physikalischen Gebieten ferner stehenden philosophisch interessirten Kreise — nützlich sein, an das Hauptsächliche seiner Darlegungen anzuknüpfen[2]).

2. Wundt unterscheidet zunächst zwischen Definitions- und Causalgleichungen. So ist $c = \frac{s}{t}$ eine Definitionsgleichung, in der eine constante Geschwindigkeit als das Verhältniss der Masszahl der in t Zeiteinheiten zurückgelegten s Wegeinheiten zur Masszahl jener t Zeiteinheiten willkürlich bestimmt wird. Dagegen ist $v = gt$, worin die Masszahl der am Ende der t-ten Zeiteinheit erlangten Geschwindigkeit eines fallenden Körpers dem Producte aus der Constanten g und der Zahl jener t Zeiteinheiten gleichgesetzt wird, eine „Causalgleichung“. Wir dürfen dieser selbstverständlich erforderlichen Trennung der Definitions-

---

1) Ueber das Princip der Vergleichung in der Physik. Leipzig 1894. S. 12.

2) „Ueber psychische Causalität und das Princip des psychophysischen Parallelismus“ in den Philosophischen Studien X, 1. 1894.

gleichungen[1]) von den übrigen Gleichungen der Physik vielleicht hinzufügen, dass es der Klarheit nur dienlich sein würde, wenn man diesen Unterschied auch in der mathematischen Bezeichnung hervorheben wollte. Die Definitionsgleichungen sind im Grunde gar keine »Gleichungen«, es wird in ihnen gar nicht die Aussage gemacht, dass eine Grösse einer anderen gleich sei; sie sind vielmehr nur Identitäten, und es wäre ganz passend, ihre beiden Seiten statt durch das Gleichheitszeichen vielmehr durch das Identitätszeichen zu verbinden: $c \equiv \frac{s}{t}$[2]).

Nach Wundt „setzen nun die Causalgleichungen der Physik regelmässig verschiedene und demnach qualitativ durchaus nicht mit einander übereinstimmende Thatsachen quantitativ einander gleich: der einen dieser Thatsachen kommt die Bedeutung der Ursache, der andern die der Wirkung zu[3])“. Wirkt z. B. auf eine Masse m während der Zeit t eine Kraft k, so erhalten wir die Geschwindigkeit v als Wirkung der Ursache $\frac{k}{m} \cdot t$, entsprechend der Gleichung $v = \frac{k}{m} \cdot t$. Die Causalgleichungen werden des Weiteren in zwei Gruppen eingetheilt, in Kraftgleichungen und in Energiegleichungen. Jene, zu

---

[1]) Wundt irrt übrigens, wenn er a. a. O. S. 15 die Bedingungsgleichungen $\varphi = c$, $\psi = e$ etc. für Definitionsgleichungen hält. c, e etc. sind nur die von den Variablen befreiten Constanten der Gleichungen, deren linke Seiten im allgemeinen Funktionen der Coordinaten der bewegten Punkte und der Zeit sind. Vgl. Kirchhoff, Mechanik S. 13.

[2]) Auch für die Mathematik ist ein solcher über das Uebliche hinausgehende Gebrauch sehr wünschenswerth. Es wäre dann beispielsweise

$a \cdot b \equiv a + a + a + \cdots\cdots + a$ (b-mal) und $(a + b)(a - b) = a^2 - b^2$.

Dort handelt es sich nur um die Begriffsbestimmung der Multiplication, hier aber wird die Aussage gemacht, dass die durch die Rechnungszeichen links vom Gleichheitszeichen angedeuteten Operationen zu demselben Ziele führen wie die durch die Zeichen der rechten Seite geforderten.

[3]) a. a. O. S. 13.

denen z. B. die eben angeführte Gleichung gehört, „betrachten gegebene Geschwindigkeiten oder Geschwindigkeitsänderungen als Wirkungen bestimmter ihnen gleich gesetzter Ursachen, welche letztere gewöhnlich als Kräfte bezeichnet werden". Die Energiegleichungen dagegen wie $\frac{mv^2}{2} = p \cdot h$ — wo v die von einem Körper von der Masse m in Folge des Falles durch die Höhe h erlangte Geschwindigkeit, $\frac{mv^2}{2}$ die lebendige Kraft oder kinetische Energie und p das Gewicht des Körpers, dessen Masse m ist, bedeutet — „die Energiegleichungen setzen nur Aequivalenz im Allgemeinen voraus, wobei es gleichgültig bleibt, ob die einander äquivalenten Grössen auf gleichartige Begriffe zurückgeführt werden können oder nicht"[1]). Wundt theilt die Energiegleichungen wieder in zwei Abtheilungen ein. Die Zustandsgleichungen verbinden successive Zustände, „die zeitlich von einander entfernt sind, und von denen der zweite als Wirkung des ersten, der Zeit nach vorausgehenden anzusehen ist. Es entstehen dann Gleichungen wie die obige $\frac{mv^2}{2} = ph$, wo die durch die beiden Producte $\frac{mv^2}{2}$ und ph ausgedrückten Zustände beliebig zeitlich getrennt sein können, immer aber so betrachtet werden, dass der zweite Zustand den ersten voraussetzt und ihm äquivalent ist"[2]). In den Transformationsgleichungen dagegen wird „der unmittelbare Uebergang bestimmter Energieformen in andere" ausgedrückt. „So z. B. wenn man den Uebergang einer unendlich kleinen Wärme-

[1]) d. h. ob von den beiden äquivalenten Grössen die eine dem Gebiet der mechanischen, die andere dem der Wärmevorgänge, oder die eine dem der elektrischen, die andere dem der mechanischen Erscheinungen etc. angehört, oder ob sie beide, wie in der Gleichung $\frac{mv^2}{2} = ph$, dem Gebiete der Mechanik entnommen sind. — a. a. O. S. 14.

[2]) a. a. O. S. 16.

menge dW in Molekularbewegung dM, bleibende Lageänderung der Moleküle dG und Volumänderung dV[1]) des Körpers, dem die Wärme zugeführt wird, ausdrückt durch die Gleichung

$$dW = A(dM + dG + dV).“$$

Der Gesammtvorgang wird hier, wie bei den allgemeinen Bewegungsgleichungen der Mechanik „sowohl auf Seite der Ursachen wie auf Seite der Wirkungen in elementare Vorgänge zerlegt“, „bei deren jedem das Intervall zwischen Ursache und Wirkung unendlich klein ist, so dass die Wirkungen aus den vorausgesetzten Ursachen in einem stetigen Verlaufe hervorgehen“ [2]).

3. Diese Auffassung und Classification der physikalischen Gleichungen beruht der Hauptsache nach auf zwei Irrthümern. Der eine besteht in einer unrichtigen Deutung der Gleichung $\frac{mv^2}{2} = ph$, der andere in einer unrichtigen Deutung der Differentialquotienten, bez. der Differentiale und damit des »Unendlichkleinen« der Mathematik.

Wundt glaubt, in jener Gleichung bedeute das Product ph die Erhebung des Gewichts p in die Höhe h, während $\frac{mv^2}{2}$ dann die lebendige Kraft vorstelle, die der Körper in Folge eines nach beliebig langer Zeit eintretenden Falles durch dieselbe Höhe erlange. In der Zwischenzeit sei der Körper in der Höhe h verblieben, und der Fall sei durch einen besonderen Auslösungsvorgang hervorgerufen worden. Diese Meinung ist eine Vermengung der beiden Vorgänge, auf die unsere Gleichung angewandt werden kann. Die Bewegung kann nämlich entweder im Sinne der Kraft p oder ihr entgegengesetzt erfolgen. Im ersteren Falle besagt die Gleichung — unter der Voraussetzung, p bleibe während der Bewegung constant und die an-

---

[1]) Das soll wohl heissen: äussere Arbeit dL, die gleich dem Product aus dem äusseren Druck, der auf dem Körper lastet, und der Volumänderung des Körpers, also gleich $p \cdot dV$ ist.

[2]) a. a. O. S. 16.

fängliche Geschwindigkeit sei Null — dass der Körper nach Zurücklegen einer Strecke h[1]) die Geschwindigkeit v erlangt habe, die aus der Auflösung der Gleichung folge, bez. dass der Körper, wenn er die Geschwindigkeit v besitze, die Strecke h im Sinne der Kraft zurückgelegt habe. Im andern Falle aber gibt sie an, wie weit der Körper, der von einem bestimmten Momente an mit der Geschwindigkeit v sich der Richtung der Kraft — also z. B. der Schwerkraft — entgegen bewegt, von dem Punkte seiner Bahn noch entfernt ist, in dem seine Geschwindigkeit Null sein wird. v und h sind eben von einander abhängige Variable, die sich auf einen und denselben Moment des Bewegungsvorganges, nicht etwa auf zeitlich getrennte Momente, geschweige denn auf verschiedene Vorgänge beziehen. Da nun die Gleichung thatsächlich für die beiden genannten Fälle richtig ist, so kann ein Körper, dem man dieselbe Geschwindigkeit, die er am Ende einer im Sinne der Kraft zurückgelegten Strecke h besitzt, nur in entgegengesetzter Richtung, ertheilt — ein solcher Körper kann sich um diese gleiche Strecke h der Kraft entgegen bewegen, bevor er zur Ruhe gelangt. Daraus folgt aber nicht, dass man die eine Seite der Gleichung auf den einen Vorgang, die andere auf den entgegengesetzten beziehen darf, ohne in die mechanische Gleichung Dinge hineinzulegen, die ihre Entdecker und die Naturwissenschaft nie hineingelegt haben, und ohne den eigentlichen Sinn des Gleichungsschemas überhaupt zu verdecken[2]).

Müssen dem näheren Zusehen somit die „Zustandsgleichungen“ und alles, was Wundt auf ihre Aufstellung gründet, zum Opfer fallen, so können sich nach Aufweisen

---

[1]) Vortheilhafter wird man statt h die Bezeichnung s wählen, um die irreführende Vorstellung einer Erhebung auf eine Höhe h auszuschliessen.

[2]) Ganz klar tritt übrigens auch schon in der Bezeichnung hervor, dass die obige Gleichung sich jedesmal nur auf einen Vorgang und auf einen Moment bezieht, wenn man v durch den Differentialquotienten ersetzt: $\frac{m}{2} \cdot \left(\frac{dh}{dt}\right)^2 = p\,h$.

eines zweiten Irrthums zunächst die „Transformationsgleichungen“ nicht mehr als eine besondere Classe behaupten. Die letzteren sollen sich, wie übrigens ebenfalls die „Kraftgleichungen“, im Gegensatz zu den Zustandsgleichungen auf Vorgänge beziehen, „die continuirlich auseinander hervorgehen“ [1]). „Durch Verknüpfung der elementaren Wirkungen“ greifen hier die Phänomene so in einander, „dass Ursache und Wirkung als zeitlich getrennte Vorgänge thatsächlich nicht nachweisbar sind“ [2]). Von den Kraftgleichungen unterscheiden sich die Transformationsgleichungen aber darin, dass sie den unmittelbaren Uebergang einer Energieform in eine andere (z. B. von Wärme in Bewegung oder umgekehrt) ausdrücken. Dieses Unmittelbare des Uebergangs soll in den Gleichungen durch die Differentiale dargestellt sein, die vom ganzen Vorgang nur »unendlichkleine« Elemente wiedergeben. Was ist aber der wirkliche Sinn der Differentialgleichungen? Dass sie genau so gut wie alle anderen nur endliche, niemals »unendlichkleine« Grössen einander gleich und überhaupt in Beziehung setzen. Sie treten in zweierlei Form auf: entweder enthalten sie die vollen Differentialquotienten, die im Allgemeinen durchaus endliche Grössen sind, oder es treten — und zwar nur der Abkürzung wegen — an Stelle der ganzen Quotienten allein ihre Zähler, wie in der von Wundt angeführten Gleichung aus der mechanischen Wärmetheorie. Die letztere Gleichung steht also nur für die folgende:

$$\frac{dW}{dt} = A\left(\frac{dM}{dt} + \frac{dG}{dt} + \frac{dL}{dt}\right),$$

wenn wir t als den Parameter wählen, mit dem zugleich W, M, G und L, die wir dann als Functionen desselben denken müssen, sich ebenfalls ändern. Noch eine andere Auffassung der zweiten Form der Differentialgleichungen ist möglich, die aber ebensowenig wie die vorhergehende mit »verschwindenden« Grössen, mit »Unendlichkleinem«, mit »Elementarvorgängen«

1) a. a. O. S. 29.
2) ebenda S. 21.

zu thun hat. Man betrachtet dann die Differentiale als variable endliche Grössen und die Gleichung nur als näherungsweise richtig, und zwar Letzteres mit um so grösserer Annäherung, je kleiner die Differentiale genommen werden. Gibt man den Letzteren nach einander abnehmende Werthe, so erhält man eine Reihe von Ungleichungen, die gegen ein letztes Glied convergirt, das allein erst eine exacte Gleichung darstellen würde; in dieser wären dann freilich die Differentiale streng Null geworden[1]). Es gibt eben kein Zwischending zwischen der Null und den endlichen Grössen; die moderne Analysis hat mit der Mystik des Unendlichkleinen gründlich aufgeräumt; das Unendlichkleine ist heute nur noch ein symbolischer Ausdruck für die Möglichkeit, eine variable Grösse unter jeden noch so kleinen beliebig angegebenen endlichen Werth abnehmen zu lassen, wie man jene Grössen »unendlichgrosse« nennt, die man in einem Rechnungsausdruck mit noch grösseren als vorgegebenen beliebig grossen Werthen ansetzen darf.

Es ist also unrichtig, wenn Wundt Lagrange's Differentialgleichungen der Bewegung für Gleichungen zwischen »elementaren« Grössen hält, doppelt widerspruchsvoll, wenn er im Gegensatz zu ihnen die Gleichung $v = \frac{k}{m} \cdot t$ für eine Causalgleichung erklärt, die den Endzustand eines Bewegungsvorgangs in endlichen Grössen darstelle[2]): als ob v nicht selbst ein

---

[1]) Dieselbe Auffassung entkleidet auch die Integrationen aller der Unklarheiten, die die »unendlichkleinen« Grössen früher hereinbrachten. Es handelt sich in einem Integral niemals um die Summirung einer »unendlichgrossen« Zahl »unendlichkleiner« Werthe, sondern immer nur um die Möglichkeit, das Endglied einer Reihe zu berechnen, wenn man eine genügende Anzahl Glieder derselben und das Gesetz der Reihe kennt. Jedes Integral ist das Endglied einer Reihe von Summen, von der man beliebig viele Glieder erhält, wenn man den Differentialen nach einem bestimmten Gesetz immer kleinere und kleinere Werthe ertheilt und zugleich die Anzahl der zu summirenden Glieder entsprechend ebenfalls gesetzmässig immer grösser und grösser werden lässt.

[2]) a. a. O. S. 17.

Differentialquotient wäre, den er in gleicher Weise wie die übrigen behandeln müsste.

4. So wenig aber, wie es sich bei den „Transformationsgleichungen“ um „elementare Vorgänge“ handelt, so wenig werden durch sie „unmittelbare Uebergänge bestimmter Energieformen in andere“ dargestellt in dem Sinne, dass beide Seiten der Gleichung verschiedenen, wenn auch unmittelbar einander folgenden Momenten angehören. Die beiden Seiten einer Gleichung beziehen sich überhaupt niemals auf zeitlich getrennte Momente eines Vorganges oder gar auf verschiedene Vorgänge, sie gehen vielmehr stets nur auf ein und denselben Moment, gelten immer streng gleichzeitig. Die physikalischen Gleichungen sind eben in demselben Sinne Gleichungen, wie es alle anderen sind, also wie diejenigen, die sich auf rein geometrische Grössen beziehen oder die es mit Berechnungen aus dem wirthschaftlichen Leben zu thun haben oder die endlich rein algebraische sind. Sie enthalten an und für sich nichts als die Aussage, dass zwei aus verschiedenen Masszahlen zusammengesetzte Rechnungsausdrücke einander gleich sind. Und was sie von den anderen »Arten« unterscheidet, das ist allein die verschiedene Quelle, aus der sie ihre Masszahlen beziehen. Wundt's Ansicht, dass die „Causalgleichungen der Physik regelmässig verschiedene und demnach qualitativ durchaus nicht mit einander übereinstimmende Thatsachen quantitativ einander gleich“ setzen, ist unhaltbar. Die Gleichung $\frac{m v^2}{2} = p s$ besagt nur, dass wenn man für einen gewissen übrigens beliebigen Punkt der Bahn des Körpers, bez. für einen gewissen Moment der Bewegung das halbe Product aus der Masszahl der Masse des Körpers in das Quadrat der Masszahl seiner in dem betreffenden Augenblick vorhandenen Geschwindigkeit bildet, dass dann dieses Product gleich ist dem Producte aus der Masszahl des Gewichtes des Körpers in die Masszahl der Länge des von ihm bereits zurückgelegten Weges. Von „verschiedenen“ „Thatsachen“ ist dabei also nicht die Rede, sondern nur, wie überhaupt bei Gleichungen, von Zahlen und

Rechnungsausdrücken, und entnommen sind diese Zahlen und Formen auch nicht verschiedenen Thatsachen, sondern einem einzigen Vorgang, und sie gelten in dieser Zusammenstellung bei jedem Werth des Parameters s oder v, bez. t — wenn wir s und v als Functionen von t denken — auch nur für einen einzigen Moment.

Freilich — und hierin dürfte zu einem guten Theile die Veranlassung zu den in Rede stehenden Missverständnissen liegen — wir können mit solchen Gleichungen gewissermassen den Uebergang aus einem Zustand des betrachteten Körpers, bez. Körpersystems in einen anderen verfolgen, ja bis in Einzelheiten hinein, die während des Vorgangs niemals oder doch nie so genau wahrgenommen werden können, auf das Genaueste belauschen, weil die Form der Gleichung innerhalb gewisser Grenzen für jeden Werth des Parameters dieselbe bleibt. Die Gleichungen bilden so in vollkommener Weise die Stetigkeit der Veränderungen der Natur ab.

5. Mit der Eintheilung der physikalischen Gleichungen muss Alles fallen, was Wundt aus ihr folgert, insbesondere auch seine Unterscheidung der Zustandsgleichungen von den Kraft- und Transformationsgleichungen hinsichtlich der „Abgeschlossenheit der Naturcausalität“ [1]). Wundt sagt: „Ueberall wo ein stetiger Verlauf von Naturvorgängen eine exacte Feststellung zulässt“ — und nach seiner Ansicht findet die exacte Feststellung ihren Ausdruck stets entweder in einer Kraft- oder in einer Transformationsgleichung — „da führt diese zu der Voraussetzung, dass die Naturcausalität ein in sich abgeschlossenes Gebiet bildet. Wo eine exacte Feststellung nicht möglich ist, da handelt daher gleichwohl die Naturwissenschaft unter dieser Voraussetzung. Sie wird demnach niemals einen Naturvorgang für in ihrem Sinne causal erklärt ansehen, wenn versucht wird, ihn aus anderen als vorausgehenden Naturbedingungen abzuleiten“ [2]). Während somit die Kraft- und Transformationsgleichungen nach Wundt's Ansicht mit dem Satze,

---

[1]) a. a. O. S. 28 ff.

[2]) ebenda S. 29 f.

dass „die physische Causalität ein völlig in sich abgeschlossenes Gebiet von Processen" bilde, stehen und fallen, soll es sich mit den Zustandsgleichungen wesentlich anders verhalten. „Da bei ihnen die beiden in causale Beziehung gebrachten Zustände nicht continuirlich auseinander abgeleitet, sondern im Allgemeinen in beliebigem Abstande aus einer zusammengesetzten Causalreihe herausgegriffen werden, ohne dass über die Art, wie der eine Zustand in den andern überging, und welche Zwischenstadien dabei durchlaufen wurden, Rechenschaft gegeben würde, so ist durch die festgestellten Causalverhältnisse selbst ein Hereingreifen irgend einer andern, gar nicht zum Gebiet der Naturvorgänge gehörenden Causalität durchaus nicht ausgeschlossen, sondern die in diesen Gleichungen vorausgesetzte Causalität ist zwar mit der Forderung, dass die Naturcausalität überhaupt ein in sich abgeschlossenes Gebiet bilde, vereinbar, sie schliesst aber diese Forderung nicht ein." Nun, wir haben gesehen, dass ein principieller Unterschied zwischen den verschiedenen Arten von physikalischen Gleichungen nicht stattfindet. Genau so gut wie die Gleichungen $v = \frac{k}{m} \cdot t$ oder $dW = A\,(dM + dG + dL)$ gibt die Gleichung $\frac{mv^2}{2} = ps$ darüber Rechenschaft, wie ein Zustand in einen anderen übergeht und welche Zwischenstadien dabei durchlaufen werden. Denn es ist völlig gleichgültig, ob ich t oder s oder sonst eine Variable als den Parameter betrachte, mit dessen Aenderung die übrigen Grössen andere Werthe annehmen, um so den stetigen Verlauf des Vorgangs abzubilden. Man kann sich also ebensogut wie auf die übrigen Gleichungen auf das Gesetz der Erhaltung der Energie berufen, wenn man für die naturwissenschaftliche Anschauung vom Zusammenhang aller Erscheinungen, von ihrer gegenseitigen Abhängigkeit nach einem knappen Ausdruck sucht[1]).

---

[1]) Gleichungen wie

$$dW = A\,(dM + dG + dL) \text{ oder } Q = C\ i^2\ w \cdot t,$$

wo C ein Proportionalitätsfactor ist und Q die Wärmemenge bedeutet, die entsteht, wenn eine elektrische Strömung von der Stärke

6. Aus den angestellten Betrachtungen geht hervor, dass die physikalischen Gleichungen — von den reinen Identitäts-

i bei dem Widerstande w während der Zeit t stattfindet, sind wie $\frac{mv^2}{2} = ps$ oder allgemeiner:

$$\tfrac{1}{2}\Sigma mv^2 - \tfrac{1}{2}\Sigma mv_0^2 = \int_{t_0}^{t} \Sigma(X dx + Y dy + Z dz)$$

Ausdrücke des Princips der Erhaltung der Energie für besondere Gebiete. Solche Ausdrücke sind für alle Gebiete der Physik möglich und sind für ihren Geltungsbereich stets der Ausdruck für „stetig zusammenhängende und in sich geschlossene Causalreihen". Spricht man also statt vom Causalitätsgesetz lieber vom Gesetz der Erhaltung der Energie, bez. vom Energiegesetz, so hat man einmal den Vortheil, die Unklarheit, die in der Vorstellung der Causalität liegt, zu vermeiden, und zweitens umfasst man damit doch eben so gut alle Naturerscheinungen, die man dem „Causalitätsgesetze" unterworfen denken darf. Denn ist das Energiegesetz auch nicht auf einen geschlossenen, alle Naturvorgänge umfassenden mathematischen Ausdruck gebracht, so enthält es doch sehr klare, in jedem einzelnen Gebiet unzweideutig anwendbare Vorstellungen. Die »geistigen« Vorgänge sind dabei freilich ausgeschlossen. Diese unterliegen ja aber auch gar keiner Causalität, auch nicht einer „geistigen". Wenn ich also das, was Wundt die „Abgeschlossenheit der Naturcausalität" nennt, auf das Princip der Erhaltung der Energie »gegründet« habe, so glaube ich damit im Dienste der Klarheit gehandelt zu haben, ohne aber etwa der Ansicht zu sein, dass man für die mit diesen Begriffen gemeinten Thatsachen keine besseren Ausdrücke finden könne. Der vorliegende Aufsatz versucht vielmehr einen anderen zu begründen.

Die Bemerkungen Wundt's (a. a. O. S. 31) müssen somit fallen, und die Kritik seiner früheren Anschauungen in dieser Zeitschrift (XVIII. 1894. S. 41 ff., im Besonderen auch S. 49 f.) muss durchaus aufrecht erhalten werden. Dagegen ist hervorzuheben, dass Wundt in demselben Aufsatz, in dem sich die oben besprochene Classification der physikalischen Gleichungen findet — in Uebereinstimmung mit einigen Stellen früherer Schriften, aber im Widerspruch mit anderen Stellen dieser Schriften, z. B. mit seiner Theorie von der Entstehung der organischen Formen — nicht mehr in dem früheren Sinne (vgl. die im vorigen Bande dieser Zeitschrift S. 41 ff. herangezogenen Stellen mit den Seiten 112 ff. der Philosophischen Studien von 1894)

gleichungen abgesehen — für unseren Zweck alle gleichwerthig sind, und dass wir sie nicht anders beurtheilen dürfen als Gleichungen der Geometrie, bez. der Analysis. Die rein algebraischen Gleichungen sind Beziehungen zwischen abstracten Zahlenausdrücken; die des bürgerlichen Rechnens und der Geometrie unterscheiden sich von ihnen nur dadurch, dass die in sie eingehenden Zahlen Masszahlen, bez. Verhältnisszahlen sind, also Zahlen, die durch Messen, durch Vergleichung entweder gleichartiger, nur quantitativ unterschiedener Dinge und Vorgänge oder als Constanten durch einmalige Festlegung des Verhältnisses verschiedenartiger Massstäbe oder Vorgänge[1]) gewonnen wurden. Haben wir nun z. B. eine solche Gleichung mit zwei Veränderlichen derart, dass mit jedem besonderen Werthe der einen zugleich ein einziger bestimmter Werth der anderen gegeben ist, so sagt man: die zweite Grösse ist durch die erste bestimmt, oder sie ist eine eindeutige Function der ersten, oder sie ist von der ersten abhängig. Diese Ab-

---

schöpferische Willenshandlungen annimmt, sondern jedes Hereingreifen psychischer Factoren in den Ablauf physischer Processe ablehnt und in strenger Bedeutung das Princip des sog. psychophysischen Parallelismus zugibt. Sein früherer Standpunkt hat sich in der vorliegenden Abhandlung dahin verblasst, dass ein gewisser Nachdruck nur noch darauf gelegt wird: es finde nicht durchweg Analogie zwischen dem physischen und psychischen Geschehen statt (a. a. O. S. 45 f.).

Dass die verschiedenen Aeusserungen Wundt's auf diesem Gebiete widerspruchsvoll sind, beweisen übrigens auch die Anführungen und Ausführungen C. Hauptmann's in seinem Buche über die Metaphysik in der modernen Physiologie (vgl. z. B. S. 265, 273, 287, 296 f.), die sich auf andere Stellen als die von mir angegebenen stützen.

[1]) Mach sagt in seinen Beiträgen zur Analyse der Empfindungen S. 162: „Nichts zwingt uns, die Wärmemenge, das elektrische Potential als gleichwerthig zu betrachten dem fehlenden $\frac{mv^2}{2}$. Dass wir festsetzen, die Wärme soll soviel gelten als das entsprechende ph, ist willkürlich, wenn auch sehr bequem. Es war zunächst Mayer's Bedürfniss, was ihn trieb, seine thatsächlich noch nicht ausgefüllte, ohne die passende Wahl der Einheiten im Allgemeinen falsche Gleichung zu schreiben."

hängigkeit hat mit der Zeitfolge nichts zu thun, sie ist eine streng gleichzeitige, simultane, eine rein logische und daher nicht geeignet, den gewöhnlichen Vorstellungen, für welche die »Ursache« der »Wirkung« vorausgeht, insofern einen exacten Ausdruck zu verleihen, als etwa die eine Seite einer Gleichung die »Ursache« eines Vorganges, die andere die »Wirkung« derselben enthielte.

In demselben Sinne wie ihre Masszahlen werden wir nun die »Erscheinungen« selbst von einander abhängig annehmen. Mach hat dies schon in seiner Schrift von der Erhaltung der Arbeit ausgesprochen. Er sagt da an einer Stelle[1]), wo er über die Zurückführung von unbekannteren Thatsachen, bez. von „ungewöhnlichen Unverständlichkeiten" auf bekannte Thatsachen spricht, die aber an sich ebenfalls immer „unverständlich, d. h. nicht weiter zerlegbar", also selbst nur „gewöhnliche Unverständlichkeiten" sind: „Man gelangt schliesslich immer zu Sätzen von der Form: wenn A ist, ist B, also Sätzen, die aus der Anschauung folgen müssen, die also nicht weiter verständlich sind." Mit solchen Sätzen — und alle Gleichungen gehören zu ihnen — wird das »Causalitätsbedürfniss« thatsächlich völlig befriedigt. Mach führt zum Beweis für seine Anschauung J. R. Mayer an, der in seiner Mechanik der Wärme sich äussert: „Ist einmal eine Thatsache nach allen Seiten hin bekannt, so ist sie eben damit erklärt und die Aufgabe der Wissenschaft ist beendigt."

Mach denkt sich, um den Sinn der physikalischen Gleichungen in ihrer Beziehung auf die durch sie beschriebenen Erscheinungen völlig rein zu erfassen, die Gleichungen noch etwas geändert. Er denkt sich die Masszahl für die Zeit durch die für den Stundenwinkel der Erde ersetzt. „Dies oder jenes ist eine Function der Zeit, heisst, es hängt von der Lage des schwingenden Pendels ab, von der Raumlage der kreisenden Erde u. s. w. Alle Raumlagen sind Functionen der Zeit heisst also für das Weltall: alle Raumlagen hängen von einander

[1]) S. 31 f.

ab"[1]). Räumliche Bestimmungen aber wieder sind nichts anderes als „Bestimmungen von Erscheinungen durch andere Erscheinungen". Es gibt kein absolutes Coordinatensystem, überhaupt keinen absoluten Raum, also sind Lagenbeziehungen nur relativ, räumliche Bestimmungen von Erscheinungen nur in Beziehung auf andere Erscheinungen festzulegen[2]); jede Erscheinung ist daher nur durch andere Erscheinungen nach allen Seiten hin zu bestimmen. „Das Causalgesetz ist also hinreichend charakterisirt, wenn man sagt, es setze eine Abhängigkeit der Erscheinungen von einander voraus"[3]).

In direkter Umschreibung des allgemeinen Inhalts der physikalischen Gleichungen hat Mach den Inhalt des Causalgesetzes noch in anderer Form ausgedrückt. Statt die Begriffe Ursache und Wirkung zu verwenden, empfehle es sich vielmehr, „die begrifflichen Bestimmungselemente einer Thatsache als abhängig von einander anzusehen, einfach in dem rein logischen Sinne, wie dies der Mathematiker, etwa der Geometer", thue[4]). Erläutern wir uns das! Geometrische Bestimmungsmittel sind Punkte, Linien, Strecken, Flächen, Winkel etc. Durch zwei Seiten und den von ihnen eingeschlossenen Winkel eines Dreiecks sind die übrigen Stücke desselben, z. B. die dritte Seite, bestimmt. Aendere ich eines der ersteren Stücke, so ändert sich zugleich das letztere. Diese Beziehung findet einen Ausdruck in der Gleichung:

$$c = \sqrt{a^2 + b^2 - 2ab \cdot \cos \gamma},$$

wo γ die Grösse des von den Seiten mit den Längen a und b eingeschlossenen Winkels bedeutet. — Physikalische Bestimmungselemente sind — von Raum- und Zeitgrössen abgesehen

[1]) a. a. O. S. 56. — S. auch Mach, Mechanik S. 208 ff.

[2]) Ich bin allerdings im Zweifel, ob ich Mach's Anschauung über die Elimination der räumlichen Beziehungen damit richtig wiedergebe. Vielleicht geht er noch weiter, als hier angedeutet ist.

[3]) a. a. O. S. 35. — Vgl. dazu Mach, Mechanik S. 208 ff.

[4]) Ueber das Princip der Vergleichung in der Physik S. 13.

— Massen, Geschwindigkeiten, Beschleunigungen, Kräfte, Temperaturen, Wärmemengen, Widerstände, Potentiale etc. Durch Stromstärke, Widerstand und Dauer des Vorgangs ist die dabei auftretende Wärmemenge bestimmt. Mit jeder Aenderung einer der ersteren Grössen geht eine Aenderung der letzteren »parallel«, entsprechend der schon oben angeführten Gleichung:

$$Q = i^2 w t$$ [1]).

Die gegenseitige Abhängigkeit der betreffenden Bestimmungselemente findet hier einen jener geometrischen Gleichung völlig analogen Ausdruck. Die Abhängigkeit ist eine vollkommen gegenseitige, alle in eine geometrische oder physikalische Gleichung eingehenden Veränderlichen sind gleichsam gleichberechtigt, keine hat einen Vorzug vor einer andern, zu jeder kann ich einen oder mehrere Werthe jeder andern Variablen finden. Wir würden in Verlegenheit gerathen, wenn wir angeben sollten, was in einer physikalischen Gleichung als Ursache und was als Wirkung anzusehen sei. Diese Begriffe sind — von anderen Nachtheilen abgesehen — keine eindeutigen, sondern vieldeutig: hat eine Gleichung n Veränderliche, so könnte ich jede einzelne oder jede Combination von mehreren (bis zu n — 1) derselben ganz nach Belieben als »Ursache« oder als »Wirkung« der übrigen ansehen. Nach Mach's obigen Bemerkungen sind dabei die Raum- und Zeitgrössen den übrigen Bestimmungsmitteln gleichwerthig zu denken.

Die Einsicht in den Charakter der dargelegten „Abhängigkeit" ist für das Verständniss der vorliegenden Fragen von ausschlaggebender Bedeutung. In Sätzen von der Form: „wenn A ist, ist B" handelt es sich immer nur um die Constatirung von Thatsächlichem oder als thatsächlich Gedachtem, um eine Beschreibung von wirklichen, aufweisbaren oder als aufweisbar gedachten Vorgängen, nie um eine »Erklärung« des wirklich Beobachteten durch »tiefere Gründe«. Soweit die Physik nicht etwa auf Hypothesen fusst, sondern wirkliche Erfahrungen wiedergibt, constatirt sie immer nur das Zugleichsein ver-

[1]) wobei als Einheit der Wärmemenge die der Arbeitseinheit äquivalente Menge angenommen ist.

schiedener Erscheinungen, oder, wie wir vielleicht auch sagen können: bestimmt sie die verschiedenen Seiten eines Vorgangs, bez. verschiedene Seiten mehrerer Vorgänge durch einander. — Sehen wir von der Möglichkeit ab, die Abhängigen zu messen, so umfasst der Satz: „wenn A ist, ist B" auch die andere Art der überhaupt vorkommenden gesetzlichen Beziehungen, und er ist somit der allgemeinste Ausdruck für den Charakter der Naturzusammenhänge. Jene zweite Gattung ist die der psycho-physischen Beziehungen. Die obige allgemeine Formel für die Abhängigkeit zweier Erscheinungen erhält für diese Beziehungen den Namen eines »Gesetzes des psychophysischen Parallelismus«, hinter dem wir aber eben nichts weiter als den thatsächlichen Bestand jener Functionalbeziehung, nichts anderes als die rein logische Abhängigkeit suchen dürfen[1]). Da es sich hierbei nur um zwei Veränderliche — Gehirnzustände und »psychische« Zustände — handelt, so erklärt sich die Bezeichnung »Parallelismus« leicht. Enthielten die physikalischen Gleichungen ebenfalls immer nur zwei Variable, so hinderte uns nichts, von einem »physikalischen Parallelismus« zu sprechen. Immerhin wird man sich mit Vortheil auch unter diesem Bilde den allgemeinen Inhalt der mathematischen und physikalischen Abhängigkeit an sich und in ihrem Verhältniss zur psychologischen Abhängigkeit verdeutlichen können.

7. Es fragt sich nun, ob wir mit dieser simultanen Abhängigkeit, mit diesem Parallelismus die Bestimmtheit der Natur erschöpft haben, und ob die Natur überhaupt durchweg völlig bestimmt ist oder nicht. Mach weist auf zwei Umstände hin,

---

[1]) Avenarius betont den rein logischen Charakter dieser Functionalbeziehung scharf. Vgl. „Kritik der reinen Erfahrung" I, S. 45. Ueber die logische Abhängigkeit im Allgemeinen und über ihre Besonderheiten als mathematische, physikalische und psychologische Abhängigkeit äussert er sich in seinen „Bemerkungen zum Begriff des Gegenstandes der Psychologie" S. 17 dieses Bandes dieser Zeitschrift. — Vgl. dazu Mach, Beiträge zur Analyse der Empfindungen S. 27 f. — Vgl. auch: „Einiges zur Grundlegung der Sittenlehre", diese Zeitschrift 1894, S. 36 ff.

die ihm Unbestimmtheiten der Natur bedeuten, und die wir zunächst anführen wollen.

In dem einen Falle handelt es sich darum, dass der Gesammtzustand der Welt in einem Moment noch durchaus nicht den Gesammtzustand im nächsten Moment bestimme[1]). „Sobald eine gewisse Anzahl Erscheinungen gegeben ist, sind allerdings die übrigen mit bestimmt, wo aber das ganze Weltall, die Gesammtheit der Erscheinungen, hinaus will, wenn man so sagen darf, ist durch das Causalgesetz nicht gesagt, kann auch durch keinerlei Forschung ermittelt werden, ist keine wissenschaftliche Frage.“ „Die Welt ist wie eine Maschine, bei der die Bewegung gewisser Theile durch die Bewegung anderer bestimmt ist, allein über die Bewegung der ganzen Maschine ist nichts bestimmt.“ „Wenn wir von einem Ding in der Welt sagen, es wird nach Verlauf einer gewissen Zeit die Veränderung A erleiden, so setzen wir es als abhängig von einem andern Theil der Welt, den wir als Uhr betrachten. Wenn wir aber für das Weltall einen solchen Satz aussprechen, so haben wir uns insofern getäuscht, als wir nichts mehr übrig haben, worauf wir das Weltall wie auf eine Uhr beziehen könnten. Für das Weltall gibt es keine Zeit.“ „Man meint gewöhnlich, wenn der Gesammtzustand der Welt in einem Moment gegeben ist, so sei er im nächsten vollkommen bestimmt. Dabei unterläuft aber eine Täuschung. Dieser nächste Moment ist gegeben durch das Fortrücken der Erde. Die Lage der Erde gehört mit zu den Umständen. Wir begehen aber leicht den Fehler, dass wir denselben Umstand zwei Mal zählen. — Wenn die Erde weitergerückt ist, so ist dieses und jenes eingetreten. Allein die Frage, wann sie weitergerückt sein wird, hat gar keinen Sinn. Die Antwort lässt sich ja nur so geben: Dann ist sie weitergerückt, wenn sie weitergerückt ist.“

Wenn wir also alle Aenderungen auf einen Parameter — etwa auf den wachsenden Stundenwinkel der Erde — beziehen,

---

1) Mach, Die Geschichte und die Wurzel des Satzes von der Erhaltung der Arbeit. Prag 1872. S. 36 f.

so ist die Aenderung des letzteren nach dieser Ansicht nicht bestimmt. Die zweite Unbestimmtheit nun, die Mach an der eben angeführten Stelle angedeutet und in einer späteren Schrift[1]) noch besonders hervorgehoben hat, ist im Grunde nur eine mehrfache Wiederholung der ersteren. Sie kommt darauf hinaus, dass wir die Naturvorgänge nicht auf einen einzigen, sondern auf mehrere von einander unabhängige Parameter beziehen müssten. An der ersteren Stelle[2]) heisst es: „Das Causalgesetz ist identisch mit der Supposition, dass zwischen den Naturerscheinungen

$$\alpha \; \beta \; \gamma \; \delta \; \ldots\ldots \; \omega$$

gewisse Gleichungen bestehen. In welcher Zahl und in welcher Form diese Gleichungen vorhanden sind, darüber sagt das Causalgesetz nichts. Dies zu ermitteln, ist die Aufgabe der positiven Naturforschung. Aber Folgendes ist klar. Wäre die Zahl der Gleichungen grösser oder gleich der Zahl der $\alpha \beta \gamma \delta \ldots \omega$, so wären dadurch eben alle $\alpha \; \beta \; \gamma \; \delta \; \ldots\ldots \; \omega$ überbestimmt oder wenigstens vollkommen bestimmt. Die Thatsache der Veränderung der Natur beweist also, dass die Zahl der Gleichungen geringer ist als die Zahl der $\alpha \; \beta \; \gamma \; \delta \; \ldots\ldots \; \omega$." Und an der anderen Stelle wird das dahin ausgeführt: „Die Natur verhält sich ähnlich wie eine Maschine. Die einzelnen Theile bestimmen einander gegenseitig. Während aber bei einer Maschine durch die Lage eines Theiles die Lagen aller übrigen Theile bestimmt sind, bestehen in der Natur complicirtere Beziehungen. Diese Beziehungen lassen sich am besten unter dem Bilde einer Anzahl n von Grössen darstellen, welche einer geringeren Anzahl n' von Gleichungen genügen. Wäre $n = n'$, so wäre die Natur unveränderlich. Für $n' = n - 1$ ist mit einer Grösse über alle übrigen verfügt. Bestünde dies Verhältniss in der Natur, so könnte die Zeit rückgängig gemacht werden, sobald dies nur mit einer einzigen Bewegung gelänge. Der wahre Sachverhalt wird durch eine andere Differenz von n und n'

[1]) Die Mechanik in ihrer Entwicklung. S. 210.
[2]) a. a. O. S. 35 f.

dargestellt. Die Grössen sind durcheinander theilweise bestimmt, sie behalten aber eine grössere Unbestimmtheit oder Freiheit als in dem letztern Fall. Wir selbst fühlen uns als ein solches theilweise bestimmtes, theilweise unbestimmtes Naturelement." Bestehen für n Grössen n' Gleichungen, so haben wir n — n' von einander unabhängige Veränderliche. Jede derselben würde für ihre Gruppe von Erscheinungen einen Parameter bedeuten, mit dessen Aenderung zugleich die Aenderungen der Gruppe stattfänden. Wir hätten also statt der einen in der vorigen Bemerkung hervorgehobenen Unbestimmtheit n — n' ebensolcher Unbestimmtheiten, wobei n' kleiner als n — 1 sein würde.

Wir können diese Aufstellungen nicht zugeben. Bevor wir aber versuchen werden, darin im Einzelnen Widersprüche nachzuweisen, wollen wir einen allgemeinen Gesichtspunkt aufzeigen, von dem aus wir ihnen schon von vornherein die Zustimmung versagen müssen, und der die Frage nach der »Causalität« in den weitesten Zusammenhang stellen wird.

8. Alle anorganischen und organischen Systeme, die sich entwickeln, erhalten sich eine Zeit lang als abgeschlossene Ganze und ändern sich in der Richtung auf gewisse stationäre Zustände, die von den Individuen und Arten auch bis zu einem gewissen Grade erreicht werden[1]. Im Besonderen vermag das Centralnervensystem des Menschen eine längere Zeit als besonderer Organismus zu bestehen und sind alle in ihm stattfindenden Vorgänge — namentlich auch die, denen das »psychische« Leben »parallel« verläuft — am leichtesten durch die Beachtung jener Tendenz zur Stabilität zu begreifen. Diese Erhaltung und Entwicklung müssen wir nun im Zusammenhang mit einer gewissen allgemeinen Beschaffenheit der Naturvorgänge denken, ohne die sie nicht möglich wäre. Wir müssen gleichsam an die Natur eine gewisse allgemeine Voraussetzung herantragen, ohne deren Bestätigung wir selbst weder geistig noch körperlich leben könnten. Eine solche Voraussetzung liegt mehr oder weniger bewusst aller wissenschaftlichen Forschung

[1] „Maxima, Minima u. Oeconomie", diese Zeitschr. 1890. S. 354 ff.

zu Grunde, und wir dürfen die feste Ueberzeugung haben, dass sie sich überall bewähren wird, da wir uns selbst in unserer geistigen Eigenart nicht denken können, wenn wir sie einmal als aufgehoben vorstellen. Beides, unser individueller Bestand und jenes Postulat, wie wir die betreffende Voraussetzung auch bezeichnen dürfen, gehören untrennbar zusammen. Letztere besteht in nichts anderem als in der Annahme der durchgängigen vollkommenen Bestimmtheit oder — wie wir, um die wichtigste Seite der Sache hervorzuheben, sagen wollen — in der Annahme der Eindeutigkeit aller Vorgänge. Es muss immer möglich sein, für irgendeinen Vorgang Bestimmungsmittel zu finden, durch die er allein festgelegt wird, derart, dass man zu jedem anderen Vorgang, den man durch dieselben Mittel bestimmt denken wollte, mindestens noch einen finden könnte, der dann in gleicher Weise bestimmt wäre. Wir dürfen keinen einzigen Vorgang von dieser Forderung ausnehmen, ohne ihm gegenüber sofort in die grösste geistige Unruhe, in die grösste Gefahr wenigstens theilweisen geistigen Untergangs zu gerathen. Eine solche Behauptung mag Anfangs übertrieben erscheinen. Aber denken wir uns nur lebhaft in eine derartige Lage hinein. Und vergegenwärtigen wir uns, dass noch nie eine Weltanschauung, auch die phantastischste nicht, an ein völlig »grundloses« Geschehen geglaubt hat, wenigstens in der Praxis und in der scharf durchdachten Theorie nicht. Die animistische Naturansicht der Kindheitsstufe der Völker ist ein nicht minder starker Beweis für das unaustilgbare Verlangen des menschlichen Denkens nach durchgängiger Bestimmtheit der Natur, als es jene hoch entwickelten philosophischen Systeme sind, die alles Geschehen auf ein streng mechanisches zurückzuführen suchen. Und auch der Indeterminismus behauptet nicht, dass die Freiheit des Handelns nur durch das Fehlen auch jedes geistigen Bestimmungsmittels zu verstehen sei, dass das »Wollen« absolute Anfänge habe, sondern doch nur, dass der »Wille« nicht durch das »Physikalische« determinirt gedacht werden dürfe.

In der That, wer mit der Ansicht von der Unbestimmtheit eines Vorgangs Ernst machen wollte, der müsste an der Begreifbarkeit der Natur verzweifeln und zum Verzicht auf alles Forschen, unter Umständen zum Wahnsinn gelangen. Der Verzicht auf die Erforschung des Wirklichen würde aber ebenfalls die Rückbildung und schliesslich den Untergang von Theilsystemen des Gehirns bedeuten. Unsere höchste geistige Existenz, die höchstentwickelten Theile des Centralnervensystems sind ohne die Eindeutigkeit alles Seins und Geschehens gar nicht zu denken. Mach, der auch der Ansicht ist, dass die Annahme der Abhängigkeit der Erscheinungen von einander sich nicht auf positive Einsicht gründe, da sie ja die wichtigsten positiven Kenntnisse erst mit begründet habe[1]), gibt selbst einen sehr guten Beweis dafür, wie innig wir an die Eindeutigkeit der Natur glauben: er spricht an verschiedenen Stellen seiner Schriften von der „geistigen Erschütterung“, die es ihm verursacht hätte, als er zum ersten Mal eine von einem elektrischen Strom umflossene Magnetnadel aus der Stromebene austreten sah. Er hatte geglaubt, mit der Bestimmtheit der Natur liesse sich nur ein Abweichen der Nadel in der Stromebene selbst vereinigen. Würde in einem solchen Falle die eindeutige Bestimmung nicht gelingen und bestünde auch keine Hoffnung, dass sie je gelingen könnte, vielmehr die Ueberzeugung, dass sie unmöglich wäre, so wäre nichts vorhanden, was jene Erschütterung ausgleichen könnte. Die letztere müsste aber bei dem dann unvermeidlichen Gedanken, dass ein solcher Fall von Unbestimmtheit wohl kaum ein vereinzelter im Naturgeschehen sein würde, an Stärke wachsen und auf immer weitere Gebiete des geistigen Lebens übergreifen, um endlich allem wissenschaftlichen Denken den Untergang zu bereiten. Nach Seiten der physiologischen »Parallele« würde das — in der Avenarius'schen Terminologie — heissen: es wäre einem centralen Partialsystem eine Vitaldifferenz gesetzt, die weder von diesem selbst, noch von den secundär ergriffenen Theil-

---

[1]) Erhaltung der Arbeit, S. 34. 46.

systemen auch nur vorläufig, geschweige denn endgültig aufgehoben werden könnte, die sich darum auf immer weitere und entferntere Theilsysteme ausbreiten und bei der auch hier vorliegenden Unmöglichkeit sie durch irgendwelche möglichen Aenderungen dieser Theile zu beseitigen zur Degeneration aller ergriffenen Partieen des Centralnervensystems führen würde. Ein Bild dieser Folgen kann uns die Erinnerung an die Verwüstungen geben, die in dem öffentlichen Leben hochentwickelter Culturvölker eintreten, wenn durch die Entscheidungen eines bestechlichen oder politisch beeinflussten Richterstandes eine allgemeine Rechtsunsicherheit um sich gegriffen hat. Hier wie dort geräth alles, was für unerschütterlich fest galt und die Grundlage des ganzen Gebäudes bildete, ins Wanken, und wenn sich keine Hülfe zeigt, muss der Zusammensturz erfolgen.

Wir dürfen also keine Unbestimmtheiten in der Natur zugeben, wenn wir nicht einen bedingungslos anzuerkennenden Thatbestand, den engen Zusammenhang unserer geistigen relativen Stabilität mit der durchgängigen Eindeutigkeit alles Seins und Geschehens, verleugnen wollen.

9. Man könnte nun meinen, das Unrichtige in Mach's Schlüssen hinsichtlich der zweiten von ihm behaupteten Unbestimmtheit läge zunächst in Folgendem. Für jede beliebige Anordnung einer beliebigen endlichen Anzahl von Punkten in einem begrenzten Raum von z. B. drei Dimensionen, denen die Coordinaten x, y, z entsprechen, ist eine Gleichung zwischen den letzteren denkbar derart, dass zu je zwei vorgegebenen Coordinatenwerthen irgend eines der Punkte der Werth der dritten Coordinate berechnet werden kann. Analog kann jede beliebige begrenzte Bewegung eines Punktes oder Punktsystems, ja jeder beliebige begrenzte Vorgang als eindeutige Function eines Parameters, z. B. der Zeit t, gedacht werden derart, dass für jeden Werth von t die Lage oder der Zustand des Systems — soweit er quantitativer Bestimmung durch Messung überhaupt zugänglich gedacht werden könne — berechenbar sei. Darnach müsste jeder der obigen[1]) n — n' Parameter wieder als Function

[1]) S. 167.

eines einzigen, etwa der Erdrotation, denkbar sein, und die $n - n'$ Unbestimmtheiten müssten auf eine einzige zurückgeführt, n' also gleich $n - 1$ gesetzt werden können. Dann bestünden zwischen den n Erscheinungen $\alpha\, \beta\, \gamma\, \delta \dots \omega$ $n - 1$ Gleichungen und so wäre die Eindeutigkeit gewahrt. Indessen wäre eine solche Ueberlegung falsch. Denn man kann zwar jede abgelaufene quantitative Veränderung als Function irgend eines Parameters darstellen, damit hätte man aber noch durchaus kein »Gesetz« gefunden, das künftige Aenderungen voraus zu bestimmen erlaubte, ebensowenig wie im Allgemeinen jene Gleichung zwischen den Coordinaten der Punkte die Lage eines weiteren, den schon vorhandenen willkürlich hinzugefügten angeben könnte. Jeder abgeschlossen vorliegende Vorgang könnte auch dann als eindeutige Function eines Parameters gedacht werden, wenn jeder seiner Theilvorgänge der Ausfluss absolut bestimmungsloser Willkür wäre. Eindeutige Bestimmtheit des Naturgeschehens bedeutet aber, dass durch die betreffenden Bestimmungsmittel in der betreffenden Zusammenstellung nicht nur ein einziger individueller Vorgang, sondern auch jeder andere unter gleichen oder als gleich angenommenen Verhältnissen — bez. unter Verhältnissen, die von den ersteren nur durch die Grösse der Masszahlen der Bestimmungsmittel unterschieden sind — zu irgend einer Zeit eingetretene und auch jeder unter solchen Umständen etwa künftig noch eintretende zugleich bestimmt sei. Die Bestimmungselemente sind begrifflicher Natur, d. h.: sind Elemente des Denkens, und ein Denken kann nicht ohne Wiederkehr als gleich oder ähnlich anzunehmender Umstände gedacht werden — unbeschadet der Geltung des Mach'schen Wortes: „die Natur ist nur einmal da". Denken ist Vergleichen. Könnte von einem Vergleichen der Dinge und Vorgänge keine Rede sein, dann hätte es auch keinen Sinn, von einer eindeutigen Bestimmtheit zu sprechen, dann könnte ja überhaupt nicht »gesprochen« werden.

In dieser Hinsicht lässt sich somit nicht nachweisen, dass die Annahme mehrerer vollkommen unabhängiger Parameter für die n' Gleichungen widerspruchsvoll sei. Aber darin dürfte

Mach irren, dass er meint, wenn für die n Erscheinungen n — 1 Gleichungen bestünden, so müsste die Zeit umkehrbar sein, d. h. so müssten alle Vorgänge auch in der umgekehrten Reihenfolge verlaufen können, da es einige könnten. Mir scheint darin ein doppelter Irrthum zu liegen, der eine von allgemeinerer, der andere von mehr besonderer Art. Gibt es denn im letzten Grunde wirklich umkehrbare Vorgänge? Doch wohl nur insofern, als es wiederholbare gibt. Wir können eine Erscheinung nur durch ihre Beziehung auf andere bestimmen und einen einzelnen Vorgang nur dann als einen »umgekehrten« ansehen, wenn alle Vorgänge, die zu seiner Bestimmung dienen, auch mit umkehrten. Wenn das Pendel oder der Kolben im Cylinder einer Dampfmaschine am Ende eines Hin- oder Herganges »umkehrt«, so ist die Erde in ihrer Rotation nicht auch umgekehrt, und den Ort der Erde im Verhältniss zur Sonne und den der Sonne im Verhältniss zu anderen Sonnen denken wir als inzwischen ebenfalls im selben Sinne wie vorher geändert, so dass kein Theilchen jener Körper zweimal denselben Raum passire. Die Umkehrbarkeit eines Vorganges gilt also nur im Verhältniss zu einer engeren Umgebung unter Abstraction von den übrigen Vorgängen, ähnlich wie man von der Wiederholbarkeit eines Vorgangs nur sprechen kann, wenn man von gewissen immer vorhandenen Verschiedenheiten absieht. Dass wir aber im vorliegenden Falle von dem Verhältniss der »umkehrenden« Vorgänge zur Gesammtheit der übrigen Vorgänge nicht absehen dürfen, ergibt sich daraus, dass wir unter dem Bilde der n Gleichungen die Bestimmung aller Erscheinungen, mit der Umkehrung eines Vorganges die Umkehrung aller denken sollen. — Im Besonderen aber ist es auch nicht richtig, dass bei direct verbundenen, im engsten Zusammenhang mit einander stehenden Vorgängen die »Umkehrung« des einen eine solche der anderen mit sich führen müsse. Der hin- und hergehende Kolben einer Dampfmaschine treibt etwa ein Zahnrad und eine in dessen Zähne eingreifende Zahnstange immer nur in einem Sinne. Mach darf darum auch nicht allgemein sagen: „Die so fruchtbaren Denkmethoden von

Galilei, Huyghens, S. Carnot, Mayer u. A. lassen sich auf die eine wichtige und einfache Einsicht zurückführen, dass rein periodische Aenderungen einer Gruppe von Umständen auch nur zur Quelle von ebenfalls periodischen und nicht von fortdauernden und bleibenden Aenderungen einer anderen Gruppe von Umständen werden können" [1]). Wenn man das eben angeführte Beispiel wegen der Gleichartigkeit der Theile der Zahnstange vielleicht auch noch im Sinne des Mach'schen Satzes mit einigem Zwange deuten könnte, so würde das schon nicht mehr möglich sein, wenn man die Zahnstange zur Verrichtung der verschiedensten Leistungen verwendet dächte oder sich der Function einer Baggermaschine oder einer elektrischen Kraftübertragung erinnerte.

Wie können wir uns denn aber ein Gleichungssystem denken, in dem die Wiederkehr gewisser Werthe einer Gruppe von Veränderlichen nicht auch die Wiederkehr der entsprechenden Werthe der übrigen Veränderlichen bedeutet? Wir brauchen nur zu beachten, dass, wenn y eine eindeutige Function von x ist, noch durchaus nicht auch x eine solche eindeutige Function von y zu sein braucht, dass also, wenn eine Grösse durch eine andere bestimmt ist, keineswegs auch das Umgekehrte der Fall sein muss. Und wir müssen zwischen einer directen, unmittelbaren und einer indirecten, mittelbaren Abhängigkeit der Erscheinungen unterscheiden. Jene liegt vor, wenn mit jeder Variation eines Umstandes, bez. eines Bestimmungsmittels eines Vorgangs eine Variation eines beliebigen anderen mit dem ersten im Abhängigkeitsverhältniss stehenden Umstandes, bez. eines beliebigen anderen Bestimmungsmittels desselben Vorgangs parallel gedacht werden kann, ohne dass man sich mit den Thatsachen in Widerspruch setzt, diese, wenn ich ohne jenes Kriterium willkürlich irgend einen Vorgang mit irgend einem anderen vergleiche und den einen als Function des anderen denke. Im letzteren Falle können wir also im Allgemeinen nicht jedem Werthe der einen Variablen, bez. jedem Werth-

---

[1]) Die Mechanik in ihrer Entwicklung, S. 474 f.

system der einen Gruppe von Variablen einen bestimmten Werth der andern, bez. der andern Gruppe zuordnen. Wir können indirecte Abhängigkeiten erhalten, wenn wir in mehreren Gleichungen, die directe Abhängigkeiten beschreiben, einen gleichen Parameter durch die andern Grössen der Gleichung ausdrücken und dann die erhaltenen Functionen einander gleichsetzen. Haben wir z. B.:

$$s = \frac{g}{2} t^2 \text{ und } Q = i^2 w t,$$

so liegen in beiden Gleichungen directe Abhängigkeiten vor. In der ersten Gleichung ist die Aenderung von s abhängig von der Aenderung von t, aber auch von der von g. Ich kann z. B. sagen: wird dasselbe s von einem fallenden Körper in einer kürzeren Zeit zurückgelegt, so muss die Schwerebeschleunigung eine grössere geworden sein etc. Aehnlich in der zweiten Gleichung. Erhalte ich das eine Mal in einer gewissen Zeit die Wärmemenge Q, ein anderes Mal in derselben Zeit eine grössere Menge, so muss i oder w oder beides gewachsen sein oder beide müssen sich so geändert haben, dass $i^2 w$ gewachsen ist etc. Eliminire[1]) ich nun aber t und setze

$$\frac{Q}{i^2 w} = \sqrt{\frac{2s}{g}},$$

so ist diese Gleichung nur unter der Voraussetzung der Constanz von $i^2 w$ und g richtig. Aendere ich w oder i, so darf ich weder s noch g, sondern nur Q geändert denken, und ändere ich g, so hat es keinen naturwissenschaftlichen Sinn, wenn ich damit nicht s, sondern Q oder i oder w geändert denke. Zwischen den beiden Seiten der Gleichung besteht nur eine rein äusserliche Beziehung, die auch dadurch nicht geändert würde, dass ich die Grössen anders auf beide Seiten der Gleichung vertheilte. Die beiden Vorgänge sind eben unabhängig von einander oder höchstens, wenn man eben will, »mittelbar« abhängig. Ich kann wohl i als Bestimmungsmittel für Q oder w oder t oder Q als solches für i, w oder t etc.

[1]) Vgl. dazu Mach, Beitr. zur Anal. der Empf., S. 167 f.

denken, im Allgemeinen aber nicht Q oder i oder w als Bestimmungsmittel für s oder g[1]).

Es können also zwei Vorgänge sehr gut in Beziehung auf einen dritten, z. B. auf das Wachsen des Stundenwinkels der Erde, vollkommen bestimmt sein, ohne dass wir doch den einen durch den anderen genügend bestimmen können. Und wir dürfen damit zwischen den n Erscheinungen $\alpha\, \beta\, \gamma\, \delta \, .\, .\, \omega$ sehr wohl n — 1 Gleichungen bestehend denken, ihre Aenderungen also nur auf einen Parameter beziehen, ohne fürchten zu müssen, dass wir damit die gegenseitige Unbestimmtheit, bez. Unabhängigkeit der Vorgänge in Bestimmtheit verwandeln. Hiermit würden aber die zweiten Unbestimmtheiten Mach's auf die erste zurückgeführt sein.

Wir können auch die Berufung auf die psychologische Erfahrung nicht zugeben. Diese sagt nie aus, dass wir uns als ein „theilweise bestimmtes, theilweise unbestimmtes Naturelement fühlen“. Wenn wir sagen, wir fühlten uns frei, unser »Wille«

[1]) Vielleicht meint das Mach auch, wenn er in seinem neuesten Vortrage an der oben angeführten Stelle sagt, es empfehle sich, „die begrifflichen Bestimmungselemente einer Thatsache als abhängig von einander anzusehen“, denn er schliesst damit doch wohl den anderen denkbaren und in seinen früheren Schriften eben angenommenen Fall, die begrifflichen Bestimmungselemente verschiedener Thatsachen als abhängig von einander anzusehen, aus.

Um übrigens den Kreis von Erscheinungen, den man als einen Vorgang, als eine Thatsache auffassen darf, abzugrenzen, könnte man vielleicht so definiren: Lässt sich zwischen irgendwelchen begrifflichen Bestimmungselementen eine Gleichung aufstellen, so sind die ersteren dann Bestimmungselemente eines einzigen Vorgangs, wenn ich von je zweien der Elemente beliebig das eine oder das andere — während ich die übrigen inzwischen constant erhalte — innerhalb gewisser Grenzen beliebig variiren darf derart, dass dabei das andere Element Werthe annimmt, die sich alle physikalisch interpretiren lassen. Bestimmungselemente, die dieser Bedingung genügen, würden also nach der obigen Darlegung, als direct von einander abhängig anzusehen sein, alle möglichen anderen Combinationen von Bestimmungselementen dagegen, die sie nicht erfüllen würden, nur eine indirecte Abhängigkeit einzelner jener Elemente, bez. Unabhängigkeit derselben von einander bedeuten.

sei frei, so können wir nicht damit meinen, wir fühlten uns unbestimmt. Die Bestimmtheit aller physikalischen und psychologischen Vorgänge, die durch das Gesetz der Eindeutigkeit gefordert ist, steht durchaus nicht mit dem psychischen Thatbestand, den wir als Gefühl der Freiheit bezeichnen, im Widerspruch. Freiheit und Unbestimmtheit fordern einander so wenig wie »Causalität« und Zwang. Es ist eine unrichtige Wiedergabe des psychischen Thatbestandes, wenn man durch die »Freiheit des Wollens« seine Bestimmtheit als ausgeschlossen darstellt. Wir müssten genau wie in den obigen Fällen, in denen es sich um eine »Erkenntniss« handelte, geistig zu Grunde gehen, sowie die eindeutige Bestimmtheit unseres »Wollens« aufgehoben würde[1]).

Wie haben wir nun schliesslich den anderen Umstand zu verstehen, den Mach eine Unbestimmtheit nennt? Der Verlauf des letzten Vorgangs, auf den wir alle übrigen Vorgänge beziehen, also etwa die Aenderung des Stundenwinkels der Erde, kann nicht auf einen anderen bezogen, nicht an einem anderen gemessen werden, da er ja selbst das Mass aller übrigen, da er selbst der letzte Parameter ist. Ist aber darum dieser Verlauf „unbestimmt"? Widerstreitet er darum dem Princip der Eindeutigkeit? Dürfen wir von einer Unbestimmtheit reden, wenn wir ein Ereigniss, den Ausgang eines Experiments, den

---

[1]) Aus diesem allgemeinen Grunde müssen wir Versuche, die »Freiheit des Willens« auf Unbestimmtheiten zurückzuführen, schon von vornherein ablehnen. Solche Versuche sind von Boussinesq (vgl. Compte rendu de l'acad. des sciences mor. et polit. 1878: P. Janet's Bericht über die Abhandlung von Boussinesq: „Conciliation du véritable déterminisme mécanique avec l'existence de la vie et de la liberté morale") und neuerdings von Ostwald (Berichte der sächs. Ges. der Wiss. 1895: „Chemische Theorie der Willensfreiheit") gemacht worden.

Näher auf die oben berührte Frage einzugehen, würde hier zu weit führen. Ich darf wohl auf die ausführliche und sorgfältige Analyse des Wollens und der ihm verwandten Charaktere in Avenarius' Kritik der reinen Erfahrung II, S. 151 ff. verweisen, die deutlich erkennen lässt, dass hier nirgends eine Unbestimmtheit zu finden ist.

Eintritt einer Sonnenfinsterniss voraussagen können? Doch gewiss nicht! Es liegt hier nur eine andere Art der Bestimmtheit vor als in der »simultanen« Abhängigkeit, die ihren Ausdruck in den physikalischen Gleichungen findet, wenn man einem Parameter einen bestimmten Werth gibt. Die „Unbestimmtheit" reducirt sich hier nur darauf, dass die Frage nach der Gleichförmigkeit der Aenderung des letzten Parameters keinen Sinn hat. Thatsache ist nur die Aenderung, ein Tempo für diese zu fordern, ist völlig ungerechtfertigt. Der Hinweis MACH's hierauf ist sicherlich in hohem Grade aufklärend, seine Deutung geht aber zu weit. Was uns veranlasst, die Zukunft zu bestimmen, ist bloss die Thatsache der Aenderung an sich, wir fordern praktisch in letzter Hinsicht niemals ein Mass für sie. Wir suchen nie eine Antwort auf die unlogische Frage: wann wird der Stundenwinkel der Erde um 60° grösser geworden sein? die gleichbedeutend mit der anderen wäre: wann werden die nächsten vier Stunden verstrichen sein? Wenn wir fragen: wann wird das und jenes eintreten? so meinen wir damit nur: mit welcher anderen Constellation gleichzeitig ist sein Eintritt zu denken? Nicht *wann* in letzter Hinsicht eine Aenderung eintritt, nicht *wann* der letzte Parameter wächst, kümmert uns; sondern *dass* eine Aenderung überhaupt stattfindet, *dass* er zunimmt, ist allein das uns Interessirende.

10. Wir können also in der *Succession* der Erscheinungen eine Unbestimmtheit nicht finden. Wir müssen nur beachten, dass die Eindeutigkeit hier andere Seiten zeigt als bei der *simultanen* Abhängigkeit. Sie findet da zunächst ihren besonderen Ausdruck in der *Stetigkeit* der Aenderung. Unstetigkeit wäre sprungweise Aenderung und damit im Allgemeinen das Gegentheil der Eindeutigkeit. Insofern findet ausser der *simultanen* Abhängigkeit der Bestimmungselemente der Thatsachen auch eine *succedane* Abhängigkeit der Masszahlen dieser Bestimmungselemente statt. Ehe ein Bestimmungsmittel, das einen bestimmten Werth hat, einen anderen um eine endliche Grösse von ihm verschiedenen Werth erreicht, muss es alle dazwischen liegenden Werthe passirt haben, falls

inzwischen nicht etwa die Aenderungsreihe unterbrochen und dann unter anderen Bedingungen, in anderem Zusammenhange des betreffenden Bestimmungselementes mit anderen Bestimmungselementen von Neuem aufgenommen wurde. Ein elektrischer Strom kann — von einer Unterbrechung abgesehen — nicht, ohne alle Zwischenstufen zu passiren, etwa den dritten Theil oder das Doppelte seiner bisherigen Stärke annehmen. Gestattete die Natur solche sprungweisen Aenderungen, so könnte von Eindeutigkeit keine Rede sein, auch nicht, wenn in diesen Fällen die simultane Abhängigkeit, d. h. der Bestand der physikalischen Gleichungen, vollkommen gewahrt bliebe, wenn also auch alle übrigen Bestimmungselemente den entsprechenden, ihnen dann durch die Gleichungen vorgeschriebenen Sprung mitmachten. Denn ebensogut wie der eine wäre jeder andere Sprung bestimmt, der doppelte oder zehnfache hätte gleichsam das »gleiche Recht« auf Verwirklichung. Die thatsächliche psychische Continuität, die die Erinnerung aufweist, wäre unmöglich, das »Bewusstsein«, das uns fortwährend den stetigen Uebergang des „Wahrnehmungsfeldes“ in das „Erinnerungsfeld“ zeigt, zerfiele in Momente, die nie zu einem »Ich« vereinigt werden könnten, und damit gäbe es auch nicht die niedrigste geistige Individualität. Es fiele mit der succedanen noch nicht alle Bestimmtheit aus der Natur und dem Geistesleben heraus, aber alle jene Vorgänge, die wir unter die Begriffe Entwicklung und Tendenz zur Stabilität befassen können, wären undenkbar.

Die Eindeutigkeit der Succession der Naturerscheinungen ist aber mit der Stetigkeit der Aenderungen noch nicht erschöpft. Würden wir nur die letztere von der Natur fordern, so bestünde in jedem einzelnen Moment noch immer eine Unbestimmtheit, eine Mehrdeutigkeit. Denn die Stetigkeit würde ja nicht verletzt sein, wenn ein fallender Körper in seiner Bahn plötzlich umkehrte und stiege, wie ein steigender umkehrt und fällt, oder wenn ein Körper von höherer Temperatur als die seiner Umgebung, statt sich weiter abzukühlen, mit einem Male anfinge, sich noch mehr zu erwärmen. Wo bliebe aber bei solchen Vorgängen die Eindeutigkeit? Die

eine Aenderung wäre genau so bestimmt wie die entgegengesetzte. Mach kommt an verschiedenen Stellen auf diesen Gegenstand zu sprechen. So sagt er z. B.[1]: „Zur Vorstellung der Zeit gelangen wir durch den Zusammenhang des Inhalts unseres Erinnerungsfeldes mit dem Inhalt unseres Wahrnehmungsfeldes, wie wir kurz und allgemein verständlich sagen wollen. Wenn wir sagen, dass die Zeit in einem bestimmten Sinn abläuft, so bedeutet dies, dass die physikalischen (und folglich auch die physiologischen) Vorgänge sich nur in einem bestimmten Sinn vollziehen. Alle Temperaturdifferenzen, elektrischen Differenzen, Niveaudifferenzen überhaupt werden sich selbst überlassen nicht grösser, sondern kleiner. Betrachten wir zwei sich selbst überlassene, sich berührende Körper von ungleicher Temperatur, so können nur grössere Temperaturdifferenzen im Erinnerungsfelde mit kleineren im Wahrnehmungsfelde zusammentreffen, nicht umgekehrt. In allem diesem spricht sich durchaus nur ein eigenthümlicher tiefgehender Zusammenhang der Dinge aus. Hier aber jetzt schon vollständige Aufklärung fordern, heisst nach Art der speculativen Philosophie die Resultate aller künftigen Specialforschung, also eine vollendete Naturwissenschaft, anticipiren wollen[2].“ Sollte eine so allgemeine Thatsache wie die Einsinnigkeit aller Aenderungen wirklich erst durch die Specialforschung voll verständlich gemacht werden können? Ich meine, die Thatsache, dass die Vorgänge immer nur in einem Sinn stattfinden, bietet für den, der den thatsächlichen Bestand der »Welt« im engen Zusammenhang mit der durchgängigen Eindeutigkeit aller Erscheinungen erblickt, kein Räthsel mehr. Mach sieht wohl auch nicht so sehr hierin das Problem als vielmehr in der Frage, in welchem Sinne die Vorgänge stattfinden, bez. wie es zu deuten sei, dass alle jene Differenzen »von selbst« nur kleiner, nie grösser werden. Das hat aber mit der Eindeutigkeit nichts zu schaffen, denn dieselbe wäre auch dann noch

[1]) Die Mechanik etc. S. 210 f.
[2]) Vgl. auch Beitr. zur Anal. der Empf. S. 168.

gewahrt, wenn irgendwelche oder auch alle Classen der Vorgänge im entgegengesetzten Sinne abliefen [1]).

11. In dem bisher Dargelegten dürfte das Gebiet umschrieben sein, das man gewöhnlich als der „Causalität" unterfallend ansieht. Wir dürfen also wohl auf die Eingangs aufgeworfene Frage: was soll an die Stelle der Begriffe Ursache und Wirkung treten? antworten: die Begriffe eindeutig bestimmende und bestimmte Elemente, bez. Elementencomplexe; und auf die zweite Frage nach dem »Sinn« oder dem »Wesen« der Naturvorgänge: sie sind von der Art, dass wir sie auf die stetige und einsinnige Aenderung einer kleinen Zahl von immer wiederkehrenden Elementen — d. h. Bestimmungselementen, Bestimmungsmitteln — zurückführen können, die sich gegenseitig eindeutig bestimmen. Und um die wichtigsten Punkte noch einmal hervorzuheben, mag Folgendes zur Erläuterung hinzugefügt werden. Es ist scharf zu unterscheiden zwischen der simultanen und der succedanen Bestimmtheit der Vorgänge. Jene findet ihren genauesten Ausdruck in einer physikalischen Gleichung, wenn man dem Parameter irgend einen bestimmten Werth ertheilt, diese in der

---

[1]) Trotzdem dürfte man auch hier nicht auf die Resultate der Specialforschung zu warten brauchen, sondern diese Einzelthatsachen im Lichte einer grossen allgemeinen Thatsache verstehen können, nämlich der Thatsache der Entwicklung oder schärfer der ganz allgemeinen Tendenz zur Stabilität. Die letztere beruht im Allgemeinen auf der Eindeutigkeit des Geschehens, im Besonderen aber auch auf der Einsinnigkeit und Gleichsinnigkeit der Vorgänge, auf dem Ausgleich der Niveaudifferenzen, Temperaturdifferenzen, der Bewegungsdifferenzen von sich an einander reibenden Körpern etc. Würden diese Unterschiede sich selbst überlassen grösser statt kleiner, so wäre im Allgemeinen eine Entwicklung in der Richtung auf stationäre Zustände, auf stabile Formen, wie die Wirklichkeit sie zeigt, nicht möglich: Tendenz zur Stabilität ist eben ein Drängen nach relativer Aenderungslosigkeit, das in den einzelnen Fällen erst mit der Aufhebung solcher Differenzen wie der genannten zur Ruhe, zum Abschluss kommen kann. Vgl. „Maxima, Minima und Oeconomie", a. a. O. §§ 25 ff. und „Ueber den Begriff der Entwicklung", Naturwissenschaftliche Wochenschrift Bd. IX. 1894. Nr. 7 u. 8.

stetigen und im Allgemeinen einsinnigen Aenderung des Parameters und damit auch der übrigen in der Gleichung verknüpften Variablen. Es ist zu beachten, dass im Falle der simultanen und directen Abhängigkeit die Elemente nach der obigen Analyse der physikalischen Gleichungen sich gegenseitig bestimmen, dass also das »Bestimmende« ebensogut als das »Bestimmte« angesehen werden darf und umgekehrt; weiter, dass innerhalb gewisser, für jeden Fall besonders festzustellender Grenzen für jeden Werth des Parameters dieselbe Gleichung die Abhängigkeit der Elemente wiedergibt, und endlich, dass eine Gleichung nicht bloss für einen einzelnen Vorgang, sondern immer für eine ganze Classe von Vorgängen gilt. Das Letztere, bez. die Möglichkeit, eine kleine Anzahl immer wiederkehrender Bestimmungselemente aufzufinden, ist Voraussetzung für das Denken überhaupt. Denn das Denken ist der Hauptsache nach begriffliches Denken. Und die Bestimmtheit oder Eindeutigkeit der Vorgänge ist die unumgängliche Bedingung für die Behauptung, bez. die Entwicklung der höheren geistigen Individualitäten, ja, für alle Entwicklung, für alle — physische wie psychische — Tendenz zur Stabilität[1]) überhaupt.

12. Darum muss die eindeutige Bestimmtheit für alle Naturvorgänge und zwar im gleichen Sinne gefordert werden. Wir können nicht vor irgend einer Gruppe von Erscheinungen Halt machen und ihr hinsichtlich jenes Princips eine wesentlich verschiedene Stellung einräumen, wie das Wundt mit vielen Lebens- und besonders Gehirnvorgängen hinsichtlich der „physischen Causalität" thut. Wir können nicht zwischen Fällen unterscheiden, „wo in den für jede gegebene Wirkung in An-

---

[1]) Wie sollten wir Entwicklung denken, wenn die Naturvorgänge nur theilweise oder gar nicht bestimmt wären? Jeden Augenblick wäre ja das, was sich schon entwickelt hätte, was schon auf irgend einer Stufe der Entwicklung stünde, in Gefahr, wieder zerstört zu werden. Es könnte nie eine genügende »Anpassung« eines sich entwickelnden Systems an seine »Umgebung« stattfinden, da ja schon der Umgebung selbst die nöthige Stabilität fehlte.

satz zu bringenden nächsten Ursachen bereits unmittelbar Bedingungen mit enthalten sind, die ohne einen unendlichen Causalregressus gar nicht begriffen werden könnten", und zwischen anderen Fällen, wo der gegenwärtige Zustand aus den unmittelbar vorangegangenen Zuständen vollständig abgeleitet werden kann, bei denen „das Causalproblem nur durch den Regressus auf weitere und weitere sich anschliessende Probleme transcendent wird" [1]. Dieser Unterschied würde ja auf den von begreifbaren und unbegreifbaren, also von bestimmten und unbestimmten Ereignissen, hinauskommen. Denn ein Vorgang, der erst durch einen „unendlichen Causalregressus" verstanden werden könnte, kann eben gar nicht verstanden werden. Es wäre ein unbestimmter oder nur theilweise bestimmter, und einem solchen gegenüber stünden wir wieder vor dem geistigen Untergange. Was soll die Wissenschaft, wenn sie nicht an die Erforschbarkeit dessen glaubt, wonach sie forscht? Was könnte es Unnützeres geben, als die Beschäftigung mit Dingen, die nie verstanden werden könnten? Welche Qual wäre für den denkenden Geist eine grössere, als die in einer solchen Beschäftigung liegen müsste? Wer könnte im Ernst noch den Lebens- und Gehirnvorgängen nachgehen, der von vornherein überzeugt wäre, dass sein Forschen niemals zum »Begreifen« führen könnte? Nein, wir können gar nicht anders als annehmen, dass, wenn dem LAPLACE'schen Geist der Verlauf aller Ereignisse in einem genügend [2] abgegrenzten Theil der Welt während einer noch so kleinen, aber endlichen Zeitstrecke gegeben wäre, dass er damit den Zustand dieses Theiles für jeden noch so entfernten Zeitpunkt [3] voll-

---

1) „Ueber psychische Causalität etc.", a. a. O. S. 90.

2) Vgl. diese Zeitschr. 1894, S. 50, Anmerk. — Ich muss diese Stelle den WUNDT'schen Einwänden gegenüber (s. „Ueber psychische Causalität etc.", a. a. O. S. 92 f., Anmerk.) durchaus aufrecht erhalten.

3) Von der Wahl dieses Zeitpunktes ist natürlich jene Abgrenzung abhängig zu denken.

kommen bestimmen könnte[1]. Das Unendliche muss ausgeschlossen bleiben, denn »unendlich« und »bestimmt« sind einander ausschliessende Gegensätze. Ueber das unendliche Weltall lassen sich keine Aussagen machen, dasselbe ist auch nie Gegenstand der Wissenschaft. Das Unendliche kann aber auch nie in ein einzelnes, also in ein endliches Geschehen hineinspielen. WUNDT irrt, wenn er glaubt, dass es im Unterschied von anderen Fällen solche gäbe, wo in einem einzelnen Geschehen „sich unmittelbar Bedingungen verdichtet haben, deren gesonderte Auffassung nur möglich wäre, wenn wir eine Einsicht in den gesammten unendlichen Naturlauf besässen“[2]. Entweder trifft das für alle Fälle zu oder für keinen. Denn wo wäre die Grenze zwischen beiden Arten und wo das Kriterium, sie zu unterscheiden? Es mag denkbar sein, dass zur Bestimmung der Vorgänge in den Organismen die Bestimmungselemente der anorganischen Welt nicht ausreichen, obwohl einer solchen Auffassung die Entwicklung der Wissenschaft seit der Beseitigung der Vorstellung von einer besonderen Lebenskraft nicht eben günstig wäre. Und sollte das der Fall sein, so würde man eben nach neuen Bestimmungselementen suchen, und man würde sie finden. Diese neuen Bestimmungsmittel könnten aber niemals das Scheidemittel zwischen Vorgängen abgeben, die eindeutig bestimmt wären, und solchen, die es nicht wären. Das Unendliche könnte nur auf eine Weise hereinspielend gedacht werden, nämlich auf jene räumliche Weise, die wir ausgeschlossen haben. Die unendliche Vergangenheit aber kann nie einen gegenwärtigen Vorgang direct bestimmen. Vielmehr liegen alle Bestimmungsmittel eines Ereignisses in dem Zustande der »Welt«, der im voraufgegangenen Momente wirklich war. Und die Wissenschaft ist zufrieden, wenn sie einen Zustand aus einem vorhergehenden vollkommen abgeleitet oder

---

[1]) Diese Forderung ist gänzlich unabhängig von der »mechanistischen« Anschauung, die die gesammte Physik und Physiologie auf Mechanik zurückführen will.

[2]) Ethik, 2. Aufl. S. 466.

die Möglichkeit einer solchen Ableitung eingesehen hat. Diese Möglichkeit muss aber immer vorliegen, sonst wären wir selbst nicht vorhanden.

13. Für ein weites Gebiet der Erscheinungen können wir nun die Bestimmtheit der Natur noch weiter analysiren. Da reichen Stetigkeit und Einsinnigkeit der Aenderungen nicht aus. Und gerade auf diesem Gebiete erweist sich die Beachtung der Eindeutigkeit von ganz besonderem Vortheil. Sie vermag hier mit Leichtigkeit alte Räthsel zu lösen. Wir meinen das Gebiet der mechanischen Vorgänge. Hier macht die mehrfache Ausdehnung des Raumes eine weitere Unbestimmtheit denkbar, nämlich hinsichtlich der Bahn der Bewegung eines Körpers. Zwar würde der Sinn der Bewegung in der Bahn — soweit es sich um die Bewegung von Körpern handelt, die „sich selbst überlassen“ sind — nach dem Vorhergehenden vollkommen bestimmt sein, aber die Richtung der Bewegung, bez. die Gestalt der Bahn wäre noch unbestimmt, wenn hier nicht das Princip der Eindeutigkeit eine einzige bestimmte aus unendlich vielen möglichen auszuwählen erlaubte. Wir bestimmen z. B. die Bahn eines fallenden Körpers durch die Beschleunigung, die ihm die Masse der Erde »ertheilt«, gewöhnlich ohne an die stillschweigende Voraussetzung zu denken, die wir dabei machen und die in der Grösse von g nicht im Mindesten angedeutet ist. Diese Voraussetzung besteht darin, dass wir die Richtung der Beschleunigung — also für den Fall, dass die Anfangsgeschwindigkeit des Körpers Null war und dass wir von der Erdrotation und sonstigen Umständen absehen, auch die Richtung der Fallbewegung — mit der Verbindungslinie des Körpers und des Erdmittelpunktes zusammenfallend denken. In dieser Voraussetzung spricht sich das Princip der Eindeutigkeit aus, denn von vornherein ist jede andere Richtung der Beschleunigung ebensogut denkbar, aber nur die, die in der Wirklichkeit stattfindet, ist eindeutig bestimmt; zu jeder anderen Richtung, die wir der Bewegung zuschreiben könnten, liessen sich noch unendlich viele andere finden, die hinsichtlich des Bestimmungsmittels g mit der ersten anderen »gleichberechtigt«

wären. Die wirkliche Bahn ist einzigartig, singulär oder, wie Ostwald, der diese Frage ebenfalls behandelt hat, sich ausdrückt, der „ausgezeichnete Fall unter den möglichen Fällen“ [1]). In einem früheren Bande dieser Zeitschrift ist des Näheren auf diese Dinge eingegangen worden [2]). Es wurde dort gezeigt, dass die Variationsprincipien der Mechanik, wie das Maupertuis-Euler-sche Princip der kleinsten Action, das Gauss'sche Princip des kleinsten Zwanges und das Hamilton'sche Princip nichts Anderes sind als „analytische Ausdrücke für die Erfahrungsthatsache, dass die Naturvorgänge eindeutig bestimmte“ sind [3]), dass weiter das Reflexions- und Brechungsgesetz der Optik, die Minimalflächen dünner Flüssigkeitsplatten und überhaupt die Gleichgewichtsconformationen der Flüssigkeiten etc. in derselben Weise zu verstehen sind, und dass somit das häufige Auftreten der Minima und Maxima in der Natur nur ein Beleg für das ganz allgemein geltende Gesetz der Eindeutigkeit ist. Nicht zu vergessen ist dabei, dass ein solcher Beleg auch schon der Satz von der gegenseitigen Unabhängigkeit der Kräfte, bez. vom Kräfteparallelogramm ist, der ja die Resultate eines Kräftesystems eindeutig bestimmt.

14. So allgemein das Princip der Eindeutigkeit auch ist, so sicher vermag es doch bis hinab zu den einfachsten Vorgängen der Natur zu leiten. Am Klarsten zeigt sich das auf

---

[1]) „Ueber das Princip des ausgezeichneten Falles“ in den Ber. der math.-phys. Classe der Kgl. sächs. Ges. der Wiss. 1893. S. 600.

[2]) Diese Zeitschrift 1890: „Maxima, Minima und Oeconomie“. S. 207 ff. (Sonderabdruck, Altenburg 1891. S. 8 ff.)

[3]) a. a. O. S. 211. — Mach hat übrigens in einer mir bei Abfassung der angeführten Abhandlung noch nicht bekannt gewesenen Note über die „Resultate einer Untersuchung zur Geschichte der Physik“, Zeitschrift „Lotos“ 1873, eine Bemerkung gemacht, die die genannten Principien ebenfalls in einen weiteren Zusammenhang stellt. Er sagt: „Diese Gesetze sind nicht gerade auf Mechanik beschränkt. Sie können sehr allgemein sein. Ist die Aenderung einer Erscheinungsform B von einer Erscheinung A abhängig, so wird die Bedingung dafür, dass B in einer gewissen Form eintritt, $\delta A = 0$ sein.“

dem Gebiete der Mechanik. Hier hat C. Neumann auf eine Anregung Ostwald's hin dargelegt — zunächst für gewisse Voraussetzungen — dass man bei Zugrundelegung des von Ostwald formulirten Axioms des Energie-Umsatzes[1]), eines besonderen Ausdrucks des Princips der Eindeutigkeit, für ein materielles System die Lagrange'schen allgemeinen Differentialgleichungen der Bewegung erhält[2]). Und H. Hertz hat seine Darstellung der Principien der Mechanik auf ein einziges Gesetz gegründet, das wieder nur aus der Voraussetzung der durchgängigen Eindeutigkeit der Natur völlig zu verstehen und in seiner Bedeutung richtig abzuschätzen ist. Hertz fühlt sich von der herkömmlichen Darstellung der Mechanik, die die Begriffe des Raumes, der Zeit, der Kraft und der Masse und die Galilei'sche Vorstellung von der Trägheit, die Newton'schen Gesetze der Bewegung und etwa das d'Alembert'sche Princip an die Spitze stellt, nicht befriedigt. Auch ein zweites „Bild" der mechanischen Vorgänge, dem ausser Raum, Zeit und Masse der Begriff der Energie und „eines der Integralprincipien der gewöhnlichen Mechanik, welche sich zu ihren Aussagen des Energiebegriffs bedienen", etwa das Hamilton'sche Princip, zu Grunde liegen könnte, verwirft er, um ein drittes Bild zu entwerfen, das ausser auf den drei Begriffen Zeit, Raum und Masse nur auf jenem allgemeinen Grundgesetz fusst, einer Zusammenfassung des gewöhnlichen Trägheitsgesetzes und des Gauss'schen Princips des kleinsten Zwanges; nämlich: „jede natürliche Bewegung eines selbständigen materiellen Systems bestehe darin, dass das System mit gleichbleibender Geschwindigkeit eine seiner geradesten Bahnen verfolge". Damit sei gesagt, „dass, wenn die Zusammenhänge des Systems einen Augenblick gelöst werden könnten, dass sich dann seine Massen

---

[1]) Lehrbuch der allgemeinen Chemie. 2. Aufl. 1892. II, S. 37: „Von allen möglichen Energie-Umwandlungen wird diejenige eintreten, welche in gegebener Zeit den grösstmöglichen Umsatz ergibt." Analytisch wird die letztere Bedingung wieder als ein Variationsprincip ausgedrückt.

[2]) Ber. der sächs. Ges. der Wiss. Math.-phys. Cl. 1892. S. 184 ff.

in geradliniger und gleichförmiger Bewegung zerstreuen würden, dass aber, da solche Auflösung nicht möglich ist, sie jener angestrebten Bewegung wenigstens so nahe bleiben als möglich"[1]). HELMHOLTZ hebt den logischen Werth dieses Gesetzes nicht hervor, wenn er es „nur als eine plausible Annahme" gelten lassen will[2]). Und HERTZ selbst dürfte ihm nicht gerecht werden, wenn er sagt: „Das Grundgesetz betrachten wir als das wahrscheinliche Ergebniss allgemeinster Erfahrung. Genauer gesprochen ist das Grundgesetz eine Hypothese oder Annahme, welche viele Erfahrungen einschliesst, welche durch keine Erfahrung widerlegt wird, welche aber mehr aussagt, als durch sichere Erfahrungen zur Zeit erwiesen werden kann[3])." Hier ist von der Seite des Gesetzes, die gleichsam über alle besondere Erfahrung erhaben ist, die gewissermassen a priori gilt, weil sie mit der Behauptung unserer geistigen Existenz, mit der Erhaltung und Thätigkeit des Centralnervensystems auch schon gegeben ist, von dieser Seite ist hier gar nicht die Rede. Es wird vielmehr als ein Nachtheil angesehen, dass das Gesetz zur Zeit noch nicht ganz auf sichere Erfahrungen — und damit sind doch wohl besondere Einzelerfahrungen gemeint — gegründet werden kann.

Das HERTZ'sche Grundgesetz ist in einem allgemeineren Zusammenhang schon von R. HENKE ausgesprochen worden[4]). Der Letztere sagt: „Das mechanische Princip des kleinsten Zwanges ist nur der Ausdruck dafür, dass die Bewegungen eines unfreien Systems denjenigen, welche eintreten würden, wenn das System frei wäre, möglichst nahe liegen. — Ebenso könnten uns einige der wichtigsten Hauptsätze der Physik glauben machen, als habe die Natur in diesen Fällen Aufgaben des möglichst nahe Liegens gelöst; so würde man z. B. die Wege, die ein reflectirter oder gebrochener Lichtstrahl be-

1) Die Principien der Mechanik, S. 33.

2) Im Vorwort zu HERTZ's Princ. der Mech. S. XIX.

3) a. a. O. S. 163.

4) Ueber die Methode der kleinsten Quadrate. Dresden 1868. Zweite, durch Zusätze vermehrte Aufl. Leipzig 1894.

schreibt, unter der Voraussetzung, dass diese indirecten Wege den directen wenigstens möglichst nahe liegen, durch die Methode der kleinsten Quadrate ebenso finden, als sie sich durch Beobachtungen oder andere Theorieen unzweifelhaft ergeben haben.“ „Durch solche Betrachtungen könnte man sogar auf den Gedanken geführt werden, ob nicht den Gesetzen der Natur, die wir beobachtend und rechnend zu erforschen trachten, ein Hauptprincip zu Grunde liege, das etwa so auszusprechen wäre: Die durch äussere Einflüsse bewirkten Veränderungen geschehen stets so, dass die veränderten Zustände denjenigen, aus welchen sie hervorgegangen, immer möglichst nahe liegen — und dass man als mathematischen Ausdruck dieses Princips den Fundamentalsatz der Methode der kleinsten Quadrate zu betrachten habe[1].“ Henke fügt auch hinzu, dass dieses Princip „gewissermassen ein verallgemeinertes Trägheitsgesetz“ sei. Die Uebereinstimmung des Hertz'schen Grundgesetzes mit Henke's Princip liegt auf der Hand. Wir dürfen daher für die Beurtheilung des ersteren auf die Bemerkungen zu dem letzteren verweisen[2]. Aus denselben ergibt sich aber als der Kern des in Rede stehenden Gesetzes die Eindeutigkeit der darunter befassten Vorgänge.

15. Hertz schliesst ebenso wie Henke das Trägheitsgesetz in sein Grundprincip ein, bez. Beide berufen sich auf dasselbe. Das Trägheitsgesetz schöpft aber seine zwingende Gewalt auf das Denken nur zu einem kleineren Theil aus seiner experimentellen Begründung. — Die übliche Auffassung desselben vermischt zwei völlig zu trennende Sätze und ausserdem zwei Seiten dieser Sätze, die »apriorische« und die Erfahrungsseite, mit einander. Daraus hat sich die Polemik über die Frage der Apriorität oder Nichtapriorität des Satzes entwickelt. — Es werden zwei Fälle unterschieden. Erstens: Ein ruhender Körper bleibt im Zustande der Ruhe, wenn er nicht durch irgendwelche Kräfte veranlasst wird, sich zu bewegen. Kräfte sind

[1]) a. a. O. S. 44 f.
[2]) Max., Min. u. Oec. §. 7, a. a. O. S. 212 ff.

Bestimmungselemente des Zustandes eines Körpers. Unser Satz besagt also nur: wenn ein Körper ruht und wenn kein Bestimmungselement vorhanden ist, das uns das Verlassen des Ruhezustandes eindeutig begreiflich macht, so muss der Körper in seinem Ruhezustand verharren. Wenn wir für einen solchen Satz noch nach einer experimentellen »Begründung« suchen, so stossen wir offene Thüren ein. Gälte der Satz nicht, könnte sich also ein Körper »von selbst« in Bewegung setzen, so wäre unser Denken in der verzweifeltsten Lage. Ganz ähnlich verhält es sich in dem zweiten Falle. Ist einmal ein Körper in geradliniger, gleichförmiger Bewegung begriffen, so können wir ihn diese »von selbst« nur verlassen denken, wenn wir uns geistig selbst aufgeben. Wir müssen eben beachten, dass das Trägheitsgesetz in der hier angegebenen Form nur ein conditionales ist, genau wie das die Sätze der Geometrie sind, und dass es als solches durch die Erfahrung weder »bestätigt« noch widerlegt werden kann, genau wie ein Lehrsatz der Geometrie durch keine Messung an Körpern zu beweisen oder zu entkräften ist. Das Gesetz dürfte auch von Galilei, Newton, Huyghens, Laplace, Poisson etc. nur conditional gemeint und die Polemik gegen die Apriorität des Satzes, bez. gewisser Theile desselben, daher gegenstandslos sein[1]).

---

1) Vgl. z. B. Poske, Der empirische Ursprung und die Allgemeingiltigkeit des Beharrungsgesetzes. Diese Zeitschrift VIII. 1884. S. 385 ff.

Gegen die Vermuthung, dass das Gesetz auch von Galilei nur conditional gemeint sei, wenn auch nicht ausdrücklich, würde die beschränkte Anwendung, die es bei ihm erfährt, nicht ins Feld zu führen sein. Ein beschränkterer Geltungsbereich bedeutet noch nicht einen engeren Zusammenhang mit Einzelerfahrungen als ein weiterer. Das Conditionale liegt ja bei Galilei — von der unendlichen Ausdehnung seiner horizontalen Ebene ganz abgesehen — auch schon in der Abstraction von der Reibung und dem Luftwiderstande. Uebrigens waren die Schwierigkeiten, die man später im Trägheitsgesetz fand, für Galilei noch nicht vorhanden, und so konnte er auch keine Veranlassung haben, seinen Satz ausdrücklich als einen conditionalen hinzustellen.

Nun wird mit diesem conditionalen Satze ein zweiter verknüpft, der besser davon zu trennen wäre, der wohl auch ursprünglich gar nicht darin gelegen hat. Die Frage nach der Begründung dieses letzteren Satzes können wir in zwei zerlegen. Erstens: »Warum« denken wir sich einen Körper auf einen einmaligen Anstoss hin unter Ausschluss sonstiger »Einflüsse« in gerader Linie bewegen? Und zweitens: »Warum« denken wir seine Bewegung in diesem Falle gleichförmig?

Die Beantwortung der ersten Frage kann wieder ohne alle Beziehung auf Einzelerfahrungen gegeben werden. Eindeutig bestimmt ist eben bei Ausschluss aller weiteren Bestimmungsmittel ausser eines einmaligen Anstosses nur die geradlinige Bahn. Dem widerspricht nicht folgende Ansicht Poske's: „Es wäre ganz wohl denkbar, dass ein einmaliger Anstoss eine krummlinige Bewegung hervorbrächte, deren Krümmungsradius von der Anfangsgeschwindigkeit oder von der jeweiligen Geschwindigkeit in einem Bahnelement abhängig wäre. Die Vieldeutigkeit der Bewegung, die sich aus der Unbestimmtheit der Krümmungsebene ergäbe, würde in keinem Widerspruch mit dem Causalgesetze stehen, denn diese Unbestimmtheit würde in Wirklichkeit stets dadurch determinirt sein, dass ein bewegter Körper niemals dem Einflusse anderer Körper entzogen ist, dass daher durch deren Lage und Einwirkung eine Entscheidung über die im Fundamentalgesetz noch unbestimmt gelassene Lage der Ebene herbeigeführt werden kann[1].“ Hier sind eben in der Lage und Einwirkung „anderer Körper“ weitere Bestimmungsmittel angenommen. — Die gerade Linie selbst können wir wohl nicht besser definiren, als: sie ist die in unserem dreidimensionalen Raume durch zwei Punkte eindeutig bestimmte — in dem Sinne, dass wir zu jeder Abweichung von ihr noch unzählig viele andere denken können, die ebensogut bestimmt wären. Zu der Geraden allein lässt sich nicht noch eine »gleichberechtigte« andere denken.

---

[1]) a. a. O. S. 387 f.

Anders verhält es sich mit der Beantwortung der zweiten Frage. Obwohl wir da die Gleichförmigkeit der Bewegung als das Einfachste, als das, worüber das Denken nicht noch hinausgehen kann, bei dem es also an einem Ruhepunkt angelangt ist, auffassen müssen und sie der allgemeinen psychischen Tendenz zur Stabilität — die ja wieder nur eine Seite der aller Natur gemeinsamen Tendenz zur Stabilität ist — besonders entsprechend finden werden, können wir doch ohne die Verletzung des Princips der Eindeutigkeit die sich selbst überlassene geradlinige Bewegung auch etwa als eine longitudinal regelmässig oscillirende oder als eine im Wechsel regelmässig beschleunigte und wieder verzögerte denken, und wenn eine solche die wirkliche wäre, so würde damit wohl auch noch nicht die allgemeine Tendenz zur Stabilität unmöglich sein. Hier ist also das Denken »a priori« nicht eindeutig bestimmt, hier können wir nur eine periodische, bez. stationäre[1]) Bewegungsart innerhalb der Geraden fordern. In diesem Falle muss also die Einzelerfahrung, bez. das Experiment eintreten, um das Denken eindeutig zu bestimmen, ebenso wie bei der Entscheidung der Frage, wie und wo denn nun jenes conditionale Gesetz in der Natur »verwirklicht« sei. Ueber die Wirklichkeit lässt sich natürlich »a priori« nichts festsetzen, oder genauer: Mit der Voraussetzung des Satzes von der Eindeutigkeit ist über ein Einzelgeschehen nur theilweise und in allgemeiner Hinsicht, nicht aber vollständig und in besonderer Hinsicht verfügt[2]).

---

[1]) »Stationär« in dem Sinne, dass auch eine periodische Bewegung unter diesen Begriff fällt. S. „Max. etc." a. a. O. S. 236 ff.

[2]) »A priori« ist alles denkbar, auch dass ein ruhender Körper »von selbst« zur Bewegung übergehe. »A priori« sind wir daher zu gar keiner Anschauung genöthigt. Das Gesetz der Eindeutigkeit aber beruht schon auf Erfahrung, wenn auch auf der allgemeinsten: auf der Erfahrung unseres eigenen individuellen Bestandes. Wir können darum Mach's Worten, „dass alle Formen des Causalgesetzes subjectiven Trieben entspringen, welchen zu entsprechen eine Nothwendigkeit für die Natur nicht besteht" (Die Mechanik in ihrer Ent-

Wie für die gewöhnliche, so bleiben nun aber auch für die streng conditionale Fassung des Trägheitsgesetzes — und mit dieser haben wir es hier allein zu thun — die Einwände C. Neumann's und Mach's bestehen. Man muss erläutern, was unter Ruhe, was unter einer geradlinigen und was unter einer gleichförmigen Bewegung zu verstehen sei. Es ist unnöthig, dazu einen „Körper Alpha“[1]) oder einen „Fundamentalkörper“[2]) einzuführen. Wir haben einfach uns selbst als Bezugskörper zu denken, und zwar denken wir uns dabei „keiner fremden Einwirkung“ unterworfen und „keine Drehbewegung vollführend“[3]). Thatsächlich beziehen wir stillschweigend stets eine gedachte, streng geradlinige Bewegung auf uns selbst. Wenn wir alle anderen Körper, ausser dem betrachteten bewegten, aus dem Raume wegzudenken versuchen, so kann das doch nie hinsichtlich unseres eigenen, bez. eines noch so kleinen Theils unseres eigenen Körpers geschehen. Wir denken uns selbst in solchen Fällen immer irgendwie im räumlichen Verhältniss zu den gedachten Körpern[4]). Beachten wir das, so dürfte sich die Frage nach der absoluten Bewegung eines rotirenden Körpers leicht erledigen. Mach, der alle absoluten Bewegungen verwirft und in der Erfahrung stets nur relative Lagen und Bewegungen der Körper gegeben findet — worin wir ihm völlig zustimmen — würde nicht zu der Anschauung genöthigt sein, dass sich schon für die Relativdrehung eines Körpers im Verhältniss zu einem anderen Centrifugalkräfte ergeben, dass wir also im Falle des Newton'schen

---

wicklung, 2. Aufl., S. 486), in dieser allgemeinen Fassung nicht zustimmen. Unsere eigene Existenz ist der Beweis dafür, dass eine solche „Nothwendigkeit“ sicher soweit besteht, als die Eindeutigkeit überhaupt in Frage kommt.

[1]) C. Neumann, Ueber die Principien der Galilei-Newton'schen Theorie. Leipzig 1870.

[2]) Streintz, Die physikalischen Grundlagen der Mechanik. Leipzig 1883. S. 25.

[3]) Streintz, a. a. O. S. 24.

[4]) Avenarius, Der menschliche Weltbegriff. S. 130.

Versuches mit dem rotirenden Wassergefäss[1]) schon bei der

[1]) MACH, Mechanik S. 216. — Darin müssen wir MACH vollkommen beistimmen, dass die Rotationsbewegungen nicht im Mindesten mehr zur Annahme einer »absoluten« Bewegung berechtigen als die Translationsbewegungen, aber das Relative in beiden können wir im letzten Grunde nur in ihrer Beziehung auf uns selbst, nicht auf den Fixsternhimmel sehen. Wir selbst befinden uns immer irgendwie dem Wasserglas gegenüber, brauchen wir also den Fixsternhimmel, um die Drehung des Gefässes bestimmt zu denken? — Vgl. Mechanik, 2. Aufl. S. 482.

Um das Unerträgliche der Widersprüche zu zeigen, „welche sich einstellen, sobald man die Bewegung nicht als etwas Absolutes, sondern nur als etwas Relatives auffasst", stellt C. NEUMANN folgende Ueberlegung an, die hinsichtlich des »Wegdenkens« der Körperwelt aus dem Raume besonders insructiv sein und auch für das berührte Gebiet auf das Klarste hervortreten lassen dürfte, was AVENARIUS mit dem grössten Vortheil für die Begründung einer Weltanschauung dargelegt hat („Der menschliche Weltbegriff", a. a. O.). Wir lassen die Stelle folgen (C. NEUMANN, a. a. O. S. 27 f.):

„Nehmen wir an, dass unter den Sternen sich einer befinde, der aus flüssiger Materie besteht, und der — ebenso etwa wie unsere Erdkugel — in rotirender Bewegung begriffen ist um eine durch seinen Mittelpunkt gehende Axe. In Folge einer solchen Bewegung, in Folge der durch sie entstehenden Centrifugalkräfte wird alsdann jener Stern die Form eines abgeplatteten Ellipsoids besitzen. Welche Form wird — fragen wir nun — der Stern annehmen, falls plötzlich alle übrigen Himmelskörper vernichtet (in Nichts verwandelt) würden?

„Jene Centrifugalkräfte hängen nur ab von dem Zustande des Sternes selber; sie sind völlig unabhängig von den übrigen Himmelskörpern. Folglich werden — so lautet unsere Antwort — jene Centrifugalkräfte und die durch sie bedingte ellipsoidische Gestalt ungeändert fortbestehen, völlig gleichgültig, ob die übrigen Himmelskörper fortexistiren oder plötzlich verschwinden.

„Wir können aber, falls die Bewegung als etwas nur Relatives nur als eine relative Ortsveränderung zweier Punkte gegen einander, definirt wird, die vorgelegte Frage noch von einer anderen Seite her in Erwägung ziehen und gelangen alsdann zu einer ganz entgegengesetzten Antwort. Denken wir uns nämlich sämmtliche übrigen Weltkörper vernichtet, so sind jetzt im Universum nur noch diejenigen materiellen Punkte vorhanden, aus denen der Stern selber besteht. Diese aber besitzen keine relative Ortsveränderung, be-

Relativdrehung des Wassers gegen die Gefässwände Centrifugalkräfte, wenn auch nur unmerkliche, geweckt denken müssten[1]).

16. Für das Gebiet der Mechanik konnten wir dem Gesetz der Eindeutigkeit, wie wir sahen, noch eine besondere Seite abgewinnen. Die wirklichen Vorgänge zeigten sich hier als einzigartige, als singuläre Fälle unter unendlich vielen denkbaren. Ostwald ist nun der Ansicht, dass dieses „Princip des ausgezeichneten Falles" sich „auf Geschehnisse beliebiger, nicht nur mechanischer Natur erweitern" lasse[2]), ja dass ohne das-

---

finden sich also (auf Grund der für den Augenblick acceptirten Definition) in Ruhe. Folglich wird der Stern — so lautet gegenwärtig unsere Antwort — von dem Augenblick an, wo die übrigen Weltkörper vernichtet sind, sich im Zustande der Ruhe befinden, mithin die diesem Zustande entsprechende Kugelgestalt annehmen.

„Ein so unleidlicher Widerspruch kann nur dadurch vermieden werden, dass man jene Definition, die Bewegung sei etwas Relatives, fallen lässt, also nur dadurch, dass man die Bewegung eines materiellen Punktes als etwas Absolutes auffasst; wodurch man dann zu jenem Princip des Körpers Alpha hingeleitet wird."

Nein, ein so unleidlicher Widerspruch kann nur dadurch vermieden werden, dass man einsieht, dass es ein Absolutes überhaupt nicht gibt, dass man alles andere, nur sich selbst niemals fortdenken kann, dass – um in Avenarius' Sinne zu sprechen — jedes »Existirende« nur entweder Centralglied oder Gegenglied einer Principialcoordination und weiter sonst gar nichts ist. Denn offenbar muss ich mich für die Beurtheilung jenes Falles nach Wegdenken aller übrigen Körper dem rotirenden Stern irgendwie gegenüber vorstellen und kann damit seine Rotation relativ zu mir noch ebenso vor sich gehend denken wie bei Anwesenheit der übrigen Körper. Wir müssen beachten, dass wir einen analogen Gedankenprocess sehr häufig durchmachen: wenn wir die Planetenbewegung, im Besonderen etwa die der Erde um die Sonne, in Gedanken verfolgen, so denken wir uns gewöhnlich als Zuschauer ausserhalb des Sonnensystems, nicht als Bewohner desselben.

[1]) Die von Mach (Mechanik, S. 213 ff.) und von Streintz (a. a. O. S. 19 ff.) gegebenen Entwicklungen können wir als Versuche ansehen, zwischen den wirklichen Bewegungen und dem conditionalen Trägheitsgesetz zu vermitteln, sie also als eindeutig bestimmte nicht bloss aufzufassen, sondern auch aufzuweisen.

[2]) Ber. der sächs. Ges. d. Wiss., a. a. O. S. 601.

selbe eine Darstellung der Erscheinungen des Gebietes der Energetik gar nicht ermöglicht werden könne, und führt an, dass solche Erweiterungen, und zwar auf das elektrodynamische Gebiet, bereits durch HELMHOLTZ und BOLTZMANN ausgeführt worden sind. Schon ehe er das allgemeine Princip aussprach, hat OSTWALD eine Erweiterung eines mechanischen Satzes für das Gebiet der Energetik vorgenommen, die wie dieser Satz selbst durchaus unter jenes Princip fällt und daher wieder nur ein besonderer Ausdruck des allgemeinen Gesetzes der Eindeutigkeit ist. Es handelt sich um eine Verallgemeinerung des Princips der virtuellen Verrückungen, die OSTWALD so fasst: „Damit ein beliebige Energieformen enthaltendes Gebilde sich im Gleichgewicht befindet, ist nothwendig und zureichend, dass bei jeder mit den Bedingungen des Gebildes verträglichen Verschiebung desselben die Summe der entstehenden und verschwindenden Energiemengen gleich Null ist[1]." Dieser Satz enthalte, soweit er es bisher übersehen könne, in der That die Theorie sämmtlicher Gleichgewichtszustände und gestatte in kürzester Form die Bedingungsgleichungen zu finden, wenn die Beschaffenheit des Gebildes und die Art der in demselben vorhandenen Energieen gegeben sei. Sollte sich das als zutreffend erweisen, dann wird man auch fragen dürfen, ob die analoge Erweiterung des D'ALEMBERT'schen Principes, von dem ja das der virtuellen Verrückungen nur ein specieller Fall ist, sich ebenfalls bewähren möchte. Wie dem aber auch sei, jedenfalls zeigt sich auch hier wieder, dass die Verfolgung des so abstracten und scheinbar inhaltsarmen Satzes der eindeutigen Bestimmtheit aller Vorgänge wohl der Mühe werth ist. Und es ergibt sich, dass er hier weiter führt, als das »Causalitätsgesetz« das vermöchte.

Wenn somit das Princip des ausgezeichneten Falles für die Energetik vielleicht noch eine besondere Bedeutung ge-

---

[1]) Studien zur Energetik in der Zeitschrift für physikalische Chemie IX, S. 567 (abgedruckt aus den Ber. der sächs. Ges. d. Wiss. 1891).

winnen wird, so hat schon das Gesetz der Eindeutigkeit überhaupt eine sehr allgemeine Bedeutung für sie. Denken wir uns, das Princip der Erhaltung der Energie wäre noch nicht gefunden. Dann müsste auf Grund der Erkenntniss, welche Wichtigkeit das Princip der eindeutigen Bestimmtheit der Naturvorgänge nicht bloss ganz im Allgemeinen hat, erwartet werden, dass die verschiedenen Gebiete der Physik — die Physiologie und Chemie eingeschlossen — in irgendwelcher Weise eindeutig verknüpft seien, und es könnte dann direct nach diesem Zusammenhang gesucht werden. Hierin liegt eine bessere »apriorische« Begründung des Gesetzes als in dem Satze: causa aequat effectum, wo sie von Mayer gesucht wurde. Freilich kann eine solche Begründung nur eine theilweise sein, da der Denkbarkeit nach ebensogut irgendeine andere Grösse als gerade die Energie das verknüpfende Band sein könnte.

17. Im Princip des ausgezeichneten Falles zeigt die Natur eine Seite, die dem »Causalgesetz« nicht zugänglich war, über die uns dagegen das Gesetz der Eindeutigkeit völlig aufklärt. Als die Seiten der Natur, um die sich das Causalgesetz bemüht, haben wir die simultane und succedane Abhängigkeit der Erscheinungen kennen gelernt, wobei wir die letztere wieder in die Stetigkeit und Einsinnigkeit der Vorgänge auflösen konnten. Es gibt nun ein Gebiet, auf dem wir weder von simultaner Abhängigkeit noch von Stetigkeit und Einsinnigkeit der Vorgänge, ja in einem gewissen Sinne überhaupt nicht von Eindeutigkeit sprechen können, auf dem das »Causalgesetz« also machtlos ist, das wir aber gleichwohl der Eindeutigkeit unterworfen denken müssen. Es ist das Gebiet der »psychischen« Vorgänge[1]). Betrachten wir das geistige Geschehen an sich, d. h. ohne auf seine Beziehungen zum Centralnervensystem Rücksicht zu nehmen, so ergibt sich zunächst, dass wir

[1]) Die Vorgänge, bez. »Erscheinungen«, die hier »psychische« genannt sind, können im strengen Sinne nur als »Erfahrungen« schlechthin, als Erfahrungen im weitesten Sinne bezeichnet werden (s. Avenarius, Kritik der reinen Erfahrung II. S. 367, wonach »Erfahrung« nichts mehr besagt, „als dass ein E-Werth überhaupt zur formalen Ab-

an dem einzelnen psychischen Act nichts von einer simultanen Abhängigkeit seiner Elementartheile bez. Elementarseiten beobachten können. Mit Avenarius zerlegen wir eine jede Erfahrung in einen Elementencomplex und in eine Charakterisirung desselben. Können wir die letztere durch den ersteren eindeutig bestimmt oder umgekehrt etwa von der Stärke eines Unlustgefühls die Art der gleichzeitigen »Schmerzelemente« — eines reissenden, bohrenden, stechenden etc. Schmerzes — eindeutig abhängig denken? Gewiss besteht da ein Zusammenhang, zweifellos hängt z. B. die ästhetische Gefühlscharakterisirung eines angeschauten Kunstwerks von dem Elementencomplex desselben ab, aber eben nur nicht eindeutig. Sonst müsste bei Wiederauftreten desselben Elementencomplexes das gleiche Gefühl wenigstens als Componente des dann vorhandenen Zustandes auftreten. Das geschieht aber offenbar nicht. Es gibt kein psychisches Analogon der physikalischen simultanen Abhängigkeit. — Nicht besser steht es mit der Stetigkeit der psychischen Vorgänge. Wir brauchen dabei noch gar nicht an die in regelloser Folge auftretenden Gesichts-, Schall- und Tasteindrücke, die wir etwa bei einem Gang auf der Strasse haben, zu erinnern. Auch dann, wenn die »Seele« gleichsam ganz für sich ist, in der abgelegenen Stille des Waldes oder eines ruhigen Zimmers, welcher unstetige Wechsel der Gedanken und Gefühle! Die völlig »frei«, gänzlich unerwartet aufsteigenden Vorstellungen, wie wir sie schon im völlig wachen Zustande, in ausgezeichneter Weise aber während des Einschlafens bemerken können, sind der deutlichste Beweis dafür. Aber auch, wenn Vorstellungen erwartet sind, wenn wir uns z. B. auf einen uns entfallenen Namen besinnen, treten sie mit einem Male, ohne stetigen Uebergang auf. Kann da

hebung gelangt ist“). Ich verwende gleichwohl jenen Ausdruck, weil die Betonung des principiellen Standpunktes (vgl. Avenarius, „Bemerkungen zum Begriff des Gegenstandes der Psychologie“, diese Zeitschrift 1894. 1895. — Vgl. auch „Einiges zur Grundlegung der Sittenlehre“, a. a. O. S. 33 ff.) für die hier vorliegende Frage unnöthig ist und die übliche Ausdrucksweise für die Mehrzahl der Leser das, worauf es ankommt, schneller verständlich machen dürfte.

von der eindeutigen Bestimmtheit eines seelischen Actes durch den vorhergehenden die Rede sein? Und, was wohl zu beachten ist, das Gesetz der Eindeutigkeit würde die volle Bestimmung durch den unmittelbar vorhergehenden Moment verlangen. Wenn wir Zusammenhänge eines psychischen Zustandes mit irgendwelchen sonstigen früheren nachweisen können, so ist das nicht zu Gunsten des Nachweises eindeutiger Bestimmtheit zu verwenden; schon darum nicht, weil die zeitliche Bestimmung fehlen würde: ebensogut wie jetzt, hätte ja der betreffende Zustand schon vorher oder auch später eintreten können. Und damit, dass wir den psychischen Vorgängen das Stetige absprechen, schliessen wir nicht die Stetigkeit des Uebergangs des »Wahrnehmungsfeldes« in das »Erinnerungsfeld« [1]) aus. Die letztere ist gleichbedeutend mit der Dauer psychischer Zustände. Die Aenderungen dieser Zustände aber weisen keine Stetigkeit auf. — Wenn aber keine Stetigkeit vorhanden ist, so kann dann schliesslich von einer Einsinnigkeit des Ablaufs psychischer Erscheinungen erst recht keine Rede sein. Die einzige in dieser Hinsicht den physischen Vorgängen analoge Erscheinung ist der Ablauf eingeübter Associationsreihen. Sie kann hier aber schon darum nicht herangezogen werden, weil sie gerade eine Besonderheit ist und erst durch Uebung — im weitesten Sinne — eintritt, also für die ungeübten Vorstellungen nicht gilt. Man hat ja auch stets das Bedürfniss empfunden, gerade diese Erscheinung durch den Zusammenhang mit »ausserseelischen« Vorgängen zu »erklären«, namentlich auch da, wo man einen besonderen Nachdruck auf die „psychische Causalität" legte.

Die geistigen Vorgänge bestimmen also einander nicht. Keine einzige der Seiten, die die »physische Causalität« zeigt, finden wir im psychischen Geschehen wieder. Es ist somit durch nichts gerechtfertigt, von einer »psychischen Causalität« zu sprechen. Auch eine Berufung auf die »Gesetze« des Denkens vermag hieran nichts zu ändern. Die letzteren sind

---

[1]) s. o. S. 178.

ja nicht Gesetze des Verlaufs des psychischen Geschehens, sondern geben entweder nur die Bedingungen an, unter denen die Haltbarkeit, die Stabilität irgendwelcher Gedankenverknüpfungen steht, sind also Normen, oder sie sind der zusammenfassende Ausdruck für Regelmässigkeiten, die wir als Entwicklungsresultate auffassen müssen. Wären sie Naturgesetze, so brauchte das Denken nicht geschult zu werden. Wie oft aber führen Widersprüche eine behagliche psychische Existenz, denen doch der Satz des Widerspruchs die logische Berechtigung schon seit Urzeiten abspricht!

18. Nun muss aber das psychische Geschehen dennoch als ein eindeutig bestimmtes aufgefasst werden. Folgt das schon aus unseren allgemeinen Erwägungen, so können wir es leicht auch im Einzelnen nachweisen. Es ist unmöglich anzunehmen, dass man in einem gegebenen Momente etwa ebensogut roth wie grün empfinden könnte. Denn würde das letztere etwa von einem bestimmten Zeitpunkte an wirklich der Fall sein, so würde auf allen Gebieten, in denen diese Farben zur Verwendung kommen, z. B. im Signaldienst des Eisenbahnverkehrs, sofort die grösste Unsicherheit eintreten, und diese müsste schliesslich zur Folge haben, dass man auf die Verwendung der beiden Farben verzichtete. Genau so wenig kann zugegeben werden, dass wir statt eines in einem bestimmten Momente vorhandenen Gedankens in demselben Momente »ebensogut« einen anderen Gedanken hätten haben können. Andernfalls müsste in kürzester Frist alles Vertrauen, auf dem der Verkehr der Menschen unter einander beruht, vernichtet werden. Von einem sittlichen Charakter oder von einer Regelmässigkeit gewisser Gedankengänge bei einem oder gar bei mehreren Individuen könnte keine Rede sein. Es liesse sich kein Irrthum »berichtigen«, es gäbe überhaupt keine »Wahrheiten« und »Irrthümer«, keine Gewohnheiten, keine Sitten, kein Recht und Gesetz. Es bleibt also gar nichts anderes übrig, als einen in einem bestimmten Augenblicke gegebenen psychischen Zustand als den einzig möglichen dieses Moments anzusehen, d. h. ihn als eindeutig bestimmt zu betrachten.

Man könnte hierin den Satz der Identität erblicken und so den vielen Deutungen, die er schon erfahren musste, auch die noch hinzufügen, dass er nur ein Ausdruck des Princips der Eindeutigkeit sei. In diesem Momente, in dem ich dieses Roth wahrnehme, kann ich eben nur dieses Roth und nicht etwa ebensogut ein Grün erfahren. Und in demselben Augenblicke, in dem ich $5 + 7 = 13$ dachte, hätte ich nicht ebensogut $5 + 7 = 12$ denken können[1]). Ohne jeden Zwang ist dagegen der Satz des Widerspruchs auf das Princip der Eindeutigkeit zurückzuführen. Im Falle eines Widerspruchs werden mehrere Aussagen in völlig gleicher Beziehung ge-

[1]) Vgl. diese Zeitschrift 1894. S. 70, Anmerk. Doch ist dort eine Berichtigung bez. Ergänzung vorzunehmen. Es heisst a. a. O.: „Es ist oberste, auf keine höhere weiter zurückführbare Thatsache, dass jedem Object in einer bestimmten Zeit immer nur ein Prädicat, nur eine Eigenschaft, niemals zugleich mehrere zukommen: die grünen Blätter der Bäume sind eben nur grün, nicht zugleich auch gelb oder roth; Ton a ist nur a und nicht auch as u. s. w. Es verhält sich das nur thatsächlich, nicht etwa »denknothwendig« so; eine »Welt« der Zwei- oder Mehrdeutigkeit ist denkbar, wenn auch nicht vorstellbar.“ Doch würde — im Gegensatz zur Eindeutigkeit — die Mehrdeutigkeit noch nicht darin zu liegen brauchen, dass etwa ein Blatt uns zugleich grün und roth »erscheinen«, sondern vielmehr darin, dass es uns in einem gegebenen Augenblicke »ebensogut«, mit gleicher »Berechtigung« grün oder roth oder gelb — oder roth und gelb — etc. »erscheinen« könnte. In dem gedachten Falle, in dem einen sachlichen oder gedanklichen »Object« in derselben Beziehung und zugleich zwei oder mehr »Eigenschaften« »beigelegt« werden müssten, wäre die Eindeutigkeit erst dann verletzt, wenn keine Gesetzmässigkeit in der gleichzeitigen Verbindung der verschiedenen Eigenschaften bestünde. Es würde der Eindeutigkeit nicht widersprechen, wenn etwas Grünes zugleich auch immer ein Rothes wäre etc. Dagegen bestünde auch dann Mehrdeutigkeit, wenn wir in einem ersten beliebig kleinen Zeitabschnitt grün, in einem zweiten roth oder gelb etc., in einem dritten wieder grün oder sonst etwas »empfänden«, ohne dass diese Aenderungen von irgendwelchen anderen eindeutig bestimmten Aenderungen abhängig wären. — Im Uebrigen bleiben die a. a. O. gemachten Bemerkungen bestehen.

macht. Es ist dann ein sachliches oder gedankliches Object, bez. ein psychischer Act in ein und derselben Beziehung mehrfach bestimmt, während das Princip der Eindeutigkeit nur eine Bestimmung erlaubt[1]). In diesen logischen Sätzen kann man also schon das Gesetz der eindeutigen Bestimmtheit wie eines jeden, so besonders auch des psychischen Geschehens erkennen. Und es kann sich daher nur noch fragen, wie wir das Psychische der Eindeutigkeit unterworfen zu denken haben, bez. welches seine Bestimmungsmittel sind.

19. Da die letzteren nicht auf psychischem Gebiete gefunden werden können, dürfen sie nur auf physischem gesucht werden; an welcher Stelle, kann nicht zweifelhaft sein. Nur dadurch, dass wir das psychische Geschehen in seiner Beziehung zum Centralnervensystem betrachten, ist es zu bestimmen. Für sich allein genommen, ist es vollkommen unverständlich, erst in seiner logischen »Abhängigkeit« von »parallelen« physischen Vorgängen wird es begreiflich. Hier liegt der stärkste Grund für die Annahme des »psycho-physischen Parallelismus«. Es bleibt gar kein anderer Ausweg als eine vollkommene eindeutige Beziehung zwischen den psychischen Erscheinungen und irgendwelchen physischen anzunehmen. Und da die Erfahrung die letzteren als Gehirnvorgänge aufweist, so ergibt sich daraus weiter die gar nicht abzuweisende Forderung: wenn wir das psychische Leben voll verstehen wollen, so müssen wir es in allen seinen Phasen eindeutig Vorgängen des Centralnervensystems zuordnen. Die Bedeutung dieser Forderung ist noch bei Weitem nicht genügend anerkannt. Sonst müsste der erste und einzige völlig allgemeine Versuch, ihr gerecht zu werden, der bisher überhaupt vorliegt, eine ganz andere Beachtung finden. Man kann es ja geradezu als die Hauptaufgabe der Avenarius'schen Kritik der reinen Erfahrung bezeichnen, die eindeutige Bestimmung der psychischen Vorgänge vorzunehmen.

---

[1]) Vgl. diese Zeitschr. 1894. S. 70, Anmerk.

20. Wenn wir bestreiten, dass auf geistigem Gebiete das Gesetz der Eindeutigkeit gilt, so ist daraus nicht etwa zu folgern, dass eine zunächst rein die psychische Seite ins Auge fassende Untersuchung zu nichts führen könne. Durchaus nicht. Im Gegentheil sind wir der Meinung, dass die geforderte eindeutige Zuordnung nur durch die sorgfältigste psychologische Analyse unter vorläufigem Absehen von der physischen »Parallele« zu ermöglichen ist, wie denn Avenarius das Gesetz der Vitalreihe nur auf solche Weise gefunden hat. Es darf eben nicht vergessen werden, dass Mangel an Eindeutigkeit noch nicht gleichbedeutend mit dem Fehlen von Regelmässigkeiten ist. Die Regelmässigkeiten des psychischen Geschehens zu ermitteln, ist von der grössten Wichtigkeit, und diese Aufgabe kann nie auf physiologischem Wege, sondern nur durch Analyse des Psychischen gelöst werden. Zu »erklären«, »begreiflich«, »verständlich« zu machen sind sie dann aber nur dadurch, dass sie entsprechenden Regelmässigkeiten der Gehirnvorgänge zugeordnet werden.

Auch von »Gesetzen« auf geistigem Gebiete zu sprechen, widerstreitet unserer Auffassung nicht. Nur können solche Gesetze nie Elementargesetze sein, durch die die einzelnen Vorgänge bestimmt würden, sondern nur Gesetze höchster Ordnung, die die allgemeinsten Eigenschaften psychischer Vorgänge angeben, und diese Gesetze sind dann scharf von den Regeln und Normen zu unterscheiden.

21. Die Beachtung der Eindeutigkeit gestattete uns, die unklaren Causalitätsvorstellungen auf einen genauen Ausdruck zu bringen, liess uns verstehen, dass die Natur nach dem Princip des ausgezeichneten Falles verfährt und somit häufig Maxima und Minima zeigt, gab uns eine sichere Begründung des Princips des psycho-physischen Parallelismus und zeigte uns schliesslich auch die Sätze der Identität und des Widerspruchs in einem erweiterten Zusammenhang. Die eindeutige Bestimmung aller Vorgänge ist ein Forschungsprincip, das seine zwingende Macht daraus schöpft, dass der thatsächliche Bestand höherer geistiger Individualitäten gar nicht ohne die Ein-

deutigkeit gedacht werden kann, wie etwa die Congruenz geometrischer Gebilde nicht ohne die Constanz der Krümmung des Raumes, dem sie angehören, zu denken ist. Die eindeutige Bestimmtheit aller Vorgänge ist daher zunächst zwar nur ein Postulat, indessen ein solches von stärkster »Begründung«. Bei der Beschreibung des Wirklichen kommt es eben nicht allein darauf an, die Vorgänge in ihren wechselseitigen Beziehungen zu verfolgen, sondern auch auf die allgemeinen Bedingungen zu achten, unter denen wir unsere thatsächliche geistige Erhaltung und Entwicklung allein verstehen können, d. h. auf den grösseren Zusammenhang, in dem wir diese Selbstbehauptung der Individuen stehend annehmen müssen. Achtet man hierauf nicht, so beachtet man einfach nicht die Gesammtheit der Thatsachen. Bei näherer Verfolgung durch die Gebiete des Natur- und Geistesgeschehens erweist sich denn auch das Princip der Eindeutigkeit als ein Gesetz und zwar als das oberste Naturgesetz.

Spandau. J. Petzoldt.

Ueber die Realität des Zweckbegriffs.

Kant's Definition des Zweckbegriffs[1]) ist folgende: „Zweck ist der Gegenstand eines Begriffs, sofern dieser als die Ursache von jenem (der reale Grund seiner Möglichkeit) angesehen wird.“ Der Gegenstand ist die Wirkung der Vorstellung der Wirkung. Wenn ich nach dem Zweck eines Dinges frage, frage ich nach dem Grunde seiner Möglichkeit. Z. B. es verhängt jemand ein Fenster. Was hat das für einen Zweck? frage ich. „Damit mich die Sonne nicht blendet“: die Vorstellung der verdunkelnden Wirkung ist der Grund der Handlung. Ich kann ebenso gut fragen: aus welchem Grunde verhängst du das Fenster?

Der Grund eines Dinges ist sein Zweck. Die Vorstellung der Wirkung ist das Bewirkende. Man kann also von Zweck nur bei der Handlung oder dem Objecte der Auswirkung von solchen Wesen reden, die der Vorstellung der Wirkung, der Tragweite ihres Handelns fähig sind.

Die Reflexbewegung ist also keine Zweckthätigkeit. Sie ist durch Empfindung bewirkt, und was ihre Zweckmässigkeit genannt wird, ist nicht durch die Vorstellung der Wirkung hervorgebracht, sondern dadurch, dass vermöge der localen Verschiedenheit der Empfindung ein bestimmter Ort wiedererkannt wird.

---

1) Kr. d. Urtheilskr. § 10.

Wenn die Lebhaftigkeit des Gefühlstons der Empfindung den Eindruck zum Willensmotiv macht: so sprechen wir von Triebhandlung. Also auch hier ist keine Zweckthätigkeit.

Wir sprechen aber in beiden Fällen von Zweckmässigkeit: d. h. die Handlung erscheint uns so, als müsste sie im handelnden Object durch die Vorstellung der Wirkung der Thätigkeit hervorgerufen sein. Die Psychologie lehrt indessen, dass eine Reflexbewegung ein mechanischer und Associationsvorgang ist. Wir sind uns auch hier immer bewusst, dass wir der Handlung ein Motiv unterschieben, durch das sie eigentlich nicht bewirkt ist. Wir sagen auch nicht, die Reflexbewegung ist eine Zweckhandlung, sondern: sie ist zweckmässig, d. h. es wird durch sie, mag sie gleich sonstwie zu Stande kommen, eine Wirkung hervorgebracht, die, wenn sie im Subject von Verstand begleitet wäre, als Zweck vorgestellt würde.

Dasselbe ist bei der Triebhandlung der Fall. Hier erscheint die Handlung noch viel leichter als Zweckhandlung. Aber die Kräuter, die das weidende Thier frisst, bewirken zwar seine Ernährung, sind aber für das Thier nicht Mittel zum Zweck der Ernährung; ja selbst nicht Mittel zum Zweck der Annehmlichkeit. Denn das Motiv der Handlung ist entweder das Hungergefühl oder die gegebene Anschauung: und in beiden Fällen setzt sich die Handlung aus Associationen zusammen. Wieder ist hier die Handlung objectiv zweckmässig, aber subjectiv keine Zweckthätigkeit.

Es ist also zu scheiden zwischen Zweckmässigkeit und Zweck. Wo Zweckmässigkeit angetroffen wird, liegt damit noch kein Zweck vor. Es gibt Zweckmässigkeit ohne Zweck, sowie es Zweck ohne Zweckmässigkeit gibt.

Es bleibt, nach Abtrennung der Reflex- und Triebhandlung, für den Zweck die im engern Sinne sogenannte Willenshandlung übrig. Im weitern ist auch die Triebhandlung (einfache) Willenshandlung, sofern die „Richtung des Individuums auf einen von ihm erstrebten Erfolg“ Wille genannt wird (Wundt). Die Triebhandlung aber unterscheidet sich von der von uns specifisch sogenannten Willenshandlung dadurch, dass

bei ersterer „sich jeder energischere Affekt unwiderstehlich auch in Handlungen bethätigt“ (Wundt, Vorles. üb. d. Menschen- u. Thierseele, 2. Aufl., S. 415), während bei dieser oder der sogenannten Willkür- oder Wahlhandlung „die gesammte auf Anlage und Vergangenheit des Seelenlebens beruhende Motivrichtung der bestimmende Grund ist“ (ib. S. 249), welcher Bestimmung das Spiel verschiedener Theilaffekte, sich bekämpfender Motive vorausgeht.

Die Reflexhandlung ist bestimmt durch Empfindung, die Triebhandlung durch Gefühl. Bei beiden ist das Vorliegen der einfachen Causalität allgemein zugestanden. Nun ist aber nichts ohne zureichenden Grund; und die Willens-, Willkür- oder Wahlhandlung ist um keinen Titel geringer determinirt, als jene beiden: nur dass, um so höher die menschliche Entwicklung ist als die des Thieres, um so ausgebreiteter, zusammengesetzter, schwieriger darzulegen auch hier die Determination ist, d. h. die Gleichheit der Wirkungen findet entweder statt, ist aber oft kaum, als aus den gleichen Ursachen stammend, empirisch darzuthun, weil der eine Bestandtheil der Letztern zwar ein Aeusseres ist, was als gleich nachgewiesen werden kann, der andere aber die Gesammtdisposition des Bewusstseins, die, mehr oder weniger, immer geändert sein kann; oder sie findet nicht statt, bei scheinbar der gleichen vorliegenden Ursache: deshalb, weil zwischen der Aussenursache und der Wirkung sich die Innenursachen einschieben, die ebenso leicht zu übersehen. als schwer in Anrechnung zu bringen sind. Auch hier wirkt Alles gleichförmig: aber jede Ursache ist, weil innere Bedingungen ihr zugehören, nicht nur in den verschiedenen, sondern fast sogar in einem und demselben Menschen verschieden. In jedem ist ein anderer Vorstellungsvorrath und verschiedenartige Gefühlsbetonung möglich; und in jedem selber wechseln die Vorstellungen. Aus dem Bewusstsein, nicht bloss von aussen bestimmt zu sein, sondern seine eigentliche Bestimmung in sich selber zu finden, entsteht das Bewusstsein der Freiheit, der nicht-nothwendigen Abhängigkeit von äussern Einflüssen, schliesslich der möglichen absoluten Autonomie: das Thier,

das Kind in der ersten Lebenszeit und annähernd der Mensch überhaupt sofern er, als in den ersten Anfängen geistiger Entwicklung stehend, soweit dem Kinde zu vergleichen ist, ist das unselbstständige Werkzeug unmittelbarer Einwirkungen; wir aber sind selbstständige Werkzeuge: wir stehen auf einem mehr oder weniger veränderbaren Selbst, und den Einwirkungen steht in uns ein Selbst entgegen; indem Einwirkungen uns treffen, haben sie ein Medium zu durchdringen, in dem sie sich wie Strahlen brechen. Oder beides unterscheidet sich so, wie wenn ich eine Mahlzeit in die Dachesse werfe oder in meinen Mund stecke. Die Unterschiede aber zwischen Unorganischem, Organischem, Thier und Mensch sind nicht specifisch schlechthin, sondern Unterschiede des Grades, und es gibt daher auch keine haarscharfen Grenzen: es braucht dazu nur an die Grenzübergänge vom Organischen zum Animalischen, an die häufig, noch unlängst von Fechner, angenommene Beseelung der Pflanzen und an den Streit betreffs der Thierpsychologie erinnert zu werden. Es liegt für uns, so kann man sich ausdrücken, thatsächlich der Unterschied als specifisch vor, aber die Thatsache ist graduell zu erklären.

Den bedeutendsten Unterschied bringt unser Intellekt hervor, kraft dessen Vorstellungen von Vorgängen, die sich erst künftig ereignen werden, uns motiviren können. Wir sprechen dann von Zweck. Es ist deutlich, wie auch das scheinbar absolute Zwecksetzen am Faden der Causalität hingeht: nur dass die Wirkung zugleich, als vorgestellt, die Ursache ist; und daher, weil wir gewohnt sind, die Ursache richtig stets als das prius und die Wirkung als das post aufzufassen, der Schein der Nichtnothwendigkeit causaler Bedingtheit, der Unabhängigkeit vom Zwang der äussern Wirkungen hier noch verstärkt wird.

Zweck und Causalität sind also keine Gegensätze. Ein Reales liegt zu Grunde, das in verschiedener Art betrachtet wird: einmal von der der äusseren Veränderung vorausgehenden Bewegung, das andre Mal von der der Veränderung vorausgehenden Vorstellung der Veränderung aus. Das Wesen des Zwecks ist das, dass er zugleich Ursache und Wirkung meiner

Handlung ist. Die Handlung als Wirkung der Zweckursache nenne ich Mittel; der Grund des Mittels als Realisation der Vorstelluug der Wirkung liegt in der Zukunft: daher erscheinen mir die Mittel als gründlich was anders, denn als Wirkung oder Folge; der Grund des Mittels aber als Vorstellung der Wirkung liegt in mir und geht dem Mittel voraus: daher ist es in Wahrheit genau so causal bedingt wie jede andre Handlung. Eine Vorstellung a z. B. hat starken Gefühlston; ich weiss, dass die Realisation der Vorstellung b die Realisation von a ermöglicht, also gewinnt b starken Gefühlston. Dabei können viele Glieder und mannigfache Complicationen auftreten; die Sache bleibt dieselbe. Wie es zugeht, dass eine „äussere" Ursache, um es ganz neutral auszudrücken, eine geistige Erscheinung im Gefolge hat; wie es kommt, sowohl, dass eine Kraft eine andere „hervorruft", als, dass eine Vorstellung ein Geschehen im Gefolge hat, darüber ist man verschiedener Meinung immer gewesen und ist es noch. Vor einem aber hat man sich dabei zu hüten, nämlich der Vermischung der materiellen und der geistigen Causalität: so, als wenn ein Causalverhältniss bestände, dessen Glieder jedes einer andern der beiden Reihen angehörte. Da Ursache und Wirkung von uns besonders ausgezeichnete Momente aus der Geschichte einer beständig thätigen Kräfteentwicklung sind, so ist klar, dass nur Gleichartiges nach bestimmten Gesetzen auseinander abgeleitet werden kann. Gleichartig aber ist in sich einmal das Geistige und zweitens das Naturgeschehen, sofern wir es überall auf Bewegung zurückführen; und das Physische und Psychische selbst demnach mag auf alle mögliche Weise in Zusammenhang gebracht — aber kann nur nicht ursächlich auseinander abgeleitet werden.

Ursache und Grund sind also auseinander zu halten, aber zugleich (mit Leibniz) zusammen zu fassen unter dem Begriff des zureichenden Grundes. Wo wir mit dem Geistigen Physisches aufnehmen, da vergessen wir unsrer selber, d. h. des Satzes vom Grunde und beachten nur das äussere Geschehen als Ursache und Wirkung; den Satz vom Grunde entdecken

wir erst, wo wir das Geistige in seiner Thätigkeit für sich beachten: und hier verschwindet uns der physische Gesichtspunkt ebenso, wie uns einem Stein und einem Baume gegenüber das Geistige verschwindet. Grund und Folge sind ebenso der Spiegel von Ursache und Wirkung, wie das Denken überhaupt der Spiegel des Geschehens ist. Ursache und Wirkung sind Theile eines Ganzen, ebenso Grund und Folge. Wenn Grund und Ursache unter einem Gemeinsamen zusammengefasst werden, so muss eine Theilung beider möglich sein, in der sich ihr Gleiches und ihr Unterschiedenes zeigt. Denn befasst A zweierlei (B und C) unter sich, so muss B und C je ein unterscheidendes Element haben, denn sonst wären sie nicht zweierlei; es müssen aber auch beide ein gleiches Element haben, denn sonst wären sie nicht unter Einem befassbar. Das, wodurch sich der Satz des Grundes von der Naturcausalität unterscheidet, muss ein bloss subjectives sein; das, wodurch sich die Naturcausalität vom Satz des Grundes unterscheidet, muss ein bloss objectives sein. Das, was im Satz des Grundes der Naturcausalität gleich ist, muss dasjenige der Naturcausalität sein, worauf die Möglichkeit des Grundes beruht; das, was in der Naturcausalität dem Satz des Grundes gleich ist, muss dasjenige des Grundes sein, dessen Möglichkeit auf der Naturcausalität beruht. Das Wesen des Grundes ist also subjectiv, und er beruht auf einem Objectiven; das Wesen der Naturcausalität ist objectiv und es beruht auf ihm die Möglichkeit eines Subjectiven. Man hat also zu unterscheiden den Grund und das Reale seiner Möglichkeit; ebenso objectives Geschehen und das dadurch ermöglichte Subjective. Demnach heisst Grund: subjectiv dasjenige, worauf eine Annahme ruht (was subjectiv zu ihr führt); objectiv dasjenige, worauf die Berechtigung dieser Annahme ruht (was objectiv ihren Gegenstand ermöglicht). Z. B. in dem unsterblichen Beispiel vom sterblichen Gajus ist der subjective Grund meiner Annahme, dass ich immer gehört, vielleicht in einigen Fällen selbst erlebt habe, dass Menschen sterben, dass ich das Vergehen von organischen und unorganischen Objecten sehe und voraussehe, dass ich den

zunehmenden Verfall des alternden Körpers wahrnehme u. s. w., der objective Grund der Berechtigung der Annahme die Eigenschaften der Elemente und ihrer Verbindungen und ihre Constanz. Also stets gehört zu dem geistigen Verhältniss von Grund und Folge ein entsprechender Abschnitt aus dem Gebiete der Causalität. — Der Allgemeinbegriff ist der zureichende Grund. Er theilt sich in den Satz vom Grunde und die Naturcausalität. Der Grund zerfällt in den objectiven (das Objective des Grundes) und den subjectiven Grund (Grund schlechthin), und in der Naturcausalität ist Ursache und Wirkung vom reinen empirischen Geschehen getrennt zu halten. Im Grund ist das Besondere, der Naturcausalität gegenüberstehende, der subjective Grund; in der Naturcausalität ist das Besondere, dem Grunde gegenüberstehende, das empirische Geschehen. Im objectiven Grund [1]) dagegen führt der Grund in die Naturcausalität und in der Ursache die Naturcausalität in den Grund über: denn der objective Grund ist Realgrund oder Ursache. Zur Veranschaulichung dieses Zusammenhangs der geistigen und der physischen Seele des Satzes vom zureichenden Grund (des Logischen und Materiellen überhaupt) dient folgendes Schema.

---

[1]) Der Ausdruck „objectiver Grund" muss nothwendig Anstoss erregen, sofern man bei dem Worte Grund nur an eine logische Thatsache denkt. Um die Berechtigung des Ausdrucks, durch den der Zusammenhang des Logischen mit dem Geschehen an sich ausgedrückt wird, zu erkennen, muss man sich der umfassenden Bedeutung von „Grund", nämlich als Grundlage oder Basis, erinnern. — Das Logische für sich zu betrachten, ist für die Philosophie von der grössten Bedeutung: aber in dieser Betrachtung als solcher besteht nicht das specifisch philosophische Interesse, sondern, wo es dabei bleiben sollte, nur das wissenschaftliche. Zu beschreiben, was für logische Vorgänge in uns stattfinden, hat für die Philosophie zwar schon so viel, aber auch noch so wenig Werth, wie auf anderm Gebiete die Beschreibung der körperlichen Vorgänge ohne ihre Zurückführung auf zusammenfassende allgemeine Grundlagen und die Herstellung einer Verbindung dieser Functionen mit der Erscheinung des Lebens im allgemeinsten Sinne überhaupt. Die Erkenntniss sieht Alles sub specie unitatis.

Zureichender Grund.

Subjectiver Grund. Objectiver Grund. Ursache. Empirisches Geschehen.

Realgrund.

Von hier aus sieht sich leicht die relative Berechtigung und zugleich die Grossartigkeit einer logischen Weltanschauung, wie z. B. der HEGEL's, ein. In der That: mit dem Grund fällt die Ursache, und LEIBNIZ hatte Recht, den ersteren als das Fundament der letzteren anzusehen. Sobald es überhaupt möglich ist, dass von Welt und Kosmos die Rede sein kann, ist auch die Welt ein Getriebe von Grund und Folge, ein Gewebe von Intellekt, eine Entwicklung der Idee. Wir durchtränken alles mit Geist, und damit wird der Kosmos erschaffen. Alle Ordnung ruht auf dem Satz vom Grunde, und wenn er wegfällt, so ist keine Welt, keine Ursache und keine Wirkung, kein Theil, sondern die Einheit des Chaos. .Die HEGEL'sche Philosophie ist ein wunderbarer Ausbau desselben Satzes, den — für den Philosophen eine bemerkenswerthe Thatsache (die in die Philosophie der Geschichte der Philosophie einschlägt) — in andrer Weise z. B. sein erbitterter Gegner zum Ausgang seines Philosophirens nahm: die Welt ist meine Vorstellung. HEGEL zeigt diese Welt der Vorstellung; SCHOPENHAUER zeigt, dass sie Vorstellung ist.

Die unbefangene Auffassung führt dazu, anzunehmen, dass äusseres (Causalität mit den Gesetzen der Constanz der Kraft und der quantitativen Aequivalenz von Ursache und Wirkung) und inneres (geistiges) Geschehen dasselbe An-sich hat, dass aber eine continuirliche Gradation der Helligkeit des Bewusstseins da ist, die in uns zum Selbstbewusstsein wird; wofür alle Erfahrung der Wissenschaften spricht. Dass, mit diesem Punkte fertig zu werden, Schwierigkeit macht, liegt, wie deutlich sein muss, nicht an der Ausschliessung von Freiheit und Zweck; denn wenn ich noch so frei bin, so muss, nachdem ich, auf ebenso unbeschreibliche als unverständliche Art, eine Vorstellung zur Herrscherin eingesetzt habe, diese doch genau

so weiterwirken, wie ohne Zweck und Freiheit; die also multiplicatio praeter necessitudinem sind, und zwar eine, die keine Vernunft glauben und kein Verstand denken kann; wie denn auch der Zweck, seit Demokrit, häufig, aber noch immer zu wenig, geleugnet worden ist, dagegen das Causalprincip nur vom radikalsten Skepticismus, aber niemals von Zweckphilosophen, was unmöglich ist. Soll aber absolute Freiheit im naiven Sinne noch weiter, als bloss zur Einsetzung des Causallaufs, festgehalten werden, so widerspricht dem die Gesetzmässigkeit der Erfahrung auf Schritt und Tritt. Also nicht die Ausschliessung von Zweck (und Freiheit) schafft die Schwierigkeit, sondern die Annahme davon vermehrt sie bloss.

Zweck demnach hat nur psychologische Realität und existirt nur in uns und Wesen, die uns gleich sind.

Der Zweck ist eine Form unserer Anschauung, die wir, auf den psychologischen Schein gestützt, mittelst einer Subreption dem Geschehen als real zu Grunde legen, die aber gleichwohl praktisch als psychologische Realität von der gleichen Berechtigung und Bedeutung ist, wie die Idee der Freiheit, mit der es dieselbe Bewandtniss hat: „Ein jedes Wesen," sagt Kant, „das nicht anders als unter der Idee der Freiheit handeln kann, ist eben darum in praktischer Rücksicht wirklich frei, d. i. es gelten für dasselbe alle Gesetze, die mit der Freiheit unzertrennlich verbunden sind, ebenso als ob sein Wille auch an sich selbst und in der theoretischen Philosophie giltig für frei erklärt würde" [1]).

---

[1]) Im Uebrigen aber geht schon aus dem Bisherigen hervor, wie ungenau Kant im Unmittelbaren (Thätigkeit, Erkennen, Schein) sonderte, was man vor ihm oft viel besser gethan hat. Denken und Glauben soll beides Gewissheit involviren. Nun drängte sich zwar auch ihm der psychologische Schein auf, aber nicht als solcher, sondern nur als noch subjectiver. Daraus zog er aber gerade die verkehrte Consequenz. Die erste Philosophie ist die des Denkens, das Erkenntniss gibt; das ganze Philosophiren, das auf der nicht weiter zu discutirenden Basis des psychologischen Scheins ruht, gehört der zweiten Philosophie an. Kant, fast wie ein Theolog, jeden-

Von der Zweckmässigkeit lehrte KANT ebenfalls, sie sei ideal; oder wenigstens, er konnte, vom Standpunkte seiner Philosophie der Möglichkeit, nicht über die Formalität hinausgehen und musste das Materiale unberührt lassen. Die Urtheilskraft überbrückt die „Kluft“, die zwischen den Naturgesetzen des Verstandes und den praktischen, aus dem Freiheitsbegriff hervorgehenden, der Vernunft besteht, dadurch, dass sie, das allgemeine Postulat der Verwirklichung der aus dem Freiheitsbegriff entspringenden Zwecke aufgreifend, den Zweckbegriff der Freiheit auf den Mechanismus der Natur überträgt. Die Zweckmässigkeit ist also subjectiv, regulativ: die Bedeutung ist die, dass das Verhältniss, nämlich sich die Zusammenstimmung des Einzelnen mit dem zu ihm gehörigen Ganzen begreiflich zu machen, so *vorgestellt* werden kann. Es ist klar, dass damit zu wenig gethan ist. Es ist zwar keine Realität von Zwecken aufgestellt, aber das Reale der Zweckmässigkeit ist nicht begreiflich gemacht. Wenn der *Zweck* als *formal*

falls bei allem Geist mit einer wunderbaren Naivität, kehrte das Verhältniss um. Die Erkenntniss ist das Zweite, was nur Erscheinung gibt: der psychologische Schein aber (Freiheit, Soll, Zweck u. s. w.), weil er noch subjectiver ist, soll auf das Ding an sich weisen. Mit diesem Ding an sich weiss er ganz leidlich Bescheid: nur, weil es psychologischer Schein als Realität gesetzt ist, was zu Unmöglichkeiten führt, der Verstand kann sich nicht damit abfinden: aber darum ist es eben Ding an sich. Es ist aber in Wahrheit beim Ding an sich gerade umgekehrt: der Verstand selber setzt es mit Nothwendigkeit: es ist ein Werk der Erkenntniss; und das Dunkle stammt nicht aus der Hypostasirung einer Idee, sondern daher, dass nichts über das Wesen des wahren Kerns seines Wesens klar sein kann, und wenn es ein Gott der Götter wäre, weil es es selber ist und nie aus sich herauskann: Erkenntniss braucht ein Object, aber das Wesen selbst kann sich nicht selber Object sein. Nur über das Wie seiner Erscheinungen und Verzweigungen und deren Verbindung herrscht Klarheit. Eine Freiheit aber, ein Soll, kann gar nicht das Wesen an sich ausmachen, denn es ist überhaupt gar nichts selber, am allerwenigsten an sich, sondern nur, selbst wenn es sie gäbe (was unvorstellbar ist), nur das Sich-verhalten von etwas Wesentlichem: und dieses ist damit noch gar nicht, auch annähernd nicht, bestimmt.

erkannt ist, so bleibt nicht nur dabei die Realität, die ihm zu Grunde liegt, sein Zustandekommen in uns und seine Anwendung ausser uns, verständlich, sondern wird es erst dadurch, indem sich damit zugleich der „Widerspruch“ zwischen Causalität und Freiheit aufhebt. Die Zweckmässigkeit aber als formal gesetzt scheint das Verständniss ihres Realen unmöglich zu machen. Wenn wir das, was wir das Zweckmässige nennen, in die Welt hineinschauen, warum nennen wir dieses zweckmässig und jenes nicht — wenn uns nicht reale Zweckmässigkeit dazu zwingt? Ich weiss, nach blosser Formalität, zunächst weder, ob eigentlich die Zweckmässigkeit überhaupt nicht real ist, oder ob sie vielleicht formal und real zugleich ist. Denn, ist sie bloss formal, so wissen wir weder etwas vom An-sich der Aussenwelt, noch auch wissen wir, woher diese Function stammt: es müsste sich denn ein Gott den Spass gemacht haben, verschiedene Fenster in unsern Geist einzusetzen, durch deren eines wir die Welt als zweckmässig, durch das andere als sich in beständiger Determination entwickelnd ansehen müssten u. s. w., und wir würden ganz verwirrt und wüssten nicht, wie die Welt nun eigentlich beschaffen ist; ist sie aber zugleich formal und real, so weiss man nicht, wie sich die erfahrungslose Function mit dem realen Einzelfall zusammenfindet. Kant verfährt so: er fängt erst ziemlich richtig damit an, den psychologischen Schein als formal zu setzen; nun erklärt er ihn aber nicht psychologisch und logisch aus einem Realen, sondern er setzt ihn kurz und schnell, ohne sich nur umzublicken, als erzeugend schlechthin. Dass die nothwendigen Folgen aus einem so kühnen Sprung, wie von psychologischer Formalität zu Constitution des Realen, gerade als ob man die Zusammengehörigkeit von Mann und Weib, wie im ersten Buche Mosis geschieht, dadurch erklären wollte, dass man eins zur Ursache des andern machte, sich ihm selbst fühlbar machten, ist unvermeidlich. Bezeichnend dafür ist jene Partie in der Kritik der reinen Vernunft, wo er sich eigentlich genöthigt sieht, seine Zuflucht bei Leibnizen's prästabilirter Harmonie zu suchen, an die er aber natürlich nur erinnert und sie als nicht denkunmöglich bezeichnet.

Die Natur ist keinem Zweck unterworfen, nur in uns wird Zweck gedacht; trotzdem zeigt sich die Natur zweckmässig. Dem Anhänger der Lehre von Freiheit und Zweck als Realprincipien ist das nicht nur überhaupt falsch, sondern sogar ein Widerspruch in sich selbst; denn, ihm zu glauben, ist nach dem Causalitätsgesetz aus der Zweckmässigkeit als Wirkung eine Setzung von Zweck durch Verstand erfordert. Wenn wir aber annähmen, dass kein Zweckrealprincip existire, so dürften wir auch keine Zweckmässigkeit zugeben; denn wenn es keinen Zweck gäbe, so könne es auch nichts Zweckmässiges geben.

Dieser Widerspruch ist aber nur so lange möglich, als man nicht berücksichtigt, dass der Ausdruck „Zweckmässigkeit der Natur" eine über zwei Gestalten geworfene Hülle ist: nämlich erstens unsere natürliche Auffassung von etwas als zweckmässig, und zweitens das diese Auffassung natürlich bewirkende zwecklose Reale. Wenn ich zehn Mal weiss, dass der Zweck keine objective Realität besitzt, so bleibt doch die Welt zweckmässig: aber sie ist nur nicht an sich zweckmässig — worin eben der Widerspruch liegt —, sondern bloss für mich. Denke ich an meine nothwendige Auffassung, so sage ich, die Natur ist zweckmässig und die Aussage scheint im Widerspruch zu stehen mit der Leugnung der Realität des Zwecks; denke ich an die Idealität des Zwecks, so sage ich, es besteht keine Zweckmässigkeit der Natur und befinde mich im Widerspruch mit dem Augenschein. — Da es nun keinen objectiven Zweck gibt, so ist die Aufgabe, den Zusammenhang eines zwecklosen Realen mit formaler Zweckmässigkeit erklärlich zu machen.

Wenn der Zweckgedanke Anspruch darauf machen will, die Art dieses Realen zu begründen, so muss gezeigt werden, dass die Causalität ohne den Zweck dafür unzureichend ist. Denn wenn die Causalität nur mechanisch gestaltet, und ein „Ziel" nur thatsächlich, nicht aber absichtlich erreicht wird, so hätte die Ursache den Zweck nicht gewollt und der Zweck nicht die Ursache gesetzt, die Causalität bliebe also allein zurück, und der Zweckgedanke wäre weder ein reales Element des Geschehens, noch auch nur, in der Natur, subjectiv ideal, sondern

bloss vorhanden in Ansehung ihrer von uns aus. Folglich bleibt nur übrig, sich darauf zurückzuziehen, dass ein allgemeiner Zweckgedanke die Causalität gesetzt habe, und deshalb jede Einzelursache von ihm durchtränkt sei, nur durch ihn und in ihm bestehe. Damit hätten Causalität und Finalität dieselbe Wurzel, nämlich die Vorstellung der Realisation des Ziels und könnten nur begrifflich getrennt werden. Das ist die consequenteste und wäre die einzig statthafte Fassung der Lehre vom Zweck als Realprincip; ihrem Sinne gemäss dachten Männer wie Plato, Bacon, Descartes, Leibniz, Herbart. Es käme dann weiter darauf an, ein Gebiet aufzusuchen, wo die vorhandene Wirkung durch die Causalität ohne Verbindung mit einem Zweckgedanken nicht recht verständlich ist. Dazu bietet sich natürlich der Organismus.

Nun gibt es aber keine Realität des Zwecks, sondern nur im intelligenten Selbstbewusstsein spaltet sich der zureichende Grund in Ursache und logischen Grund; folglich kann auch die Zweckmässigkeit nicht durch ihn gestaltet sein. Diese Unmöglichkeit ist nicht nur psychologisch, sondern auch rein logisch einzusehen. Sollte nämlich der Inbegriff aller Causalreihen überhaupt einen Zweck haben, so müsste ein ursetzender Verstand = Nichts existiren, weil eine Zweckmässigkeit von A durch einen Zweck nur begründet werden kann durch Realität des Letztern in B, aber nicht in A. Wenn es also Zweckmässigkeit gibt, so muss sie sich ohne zwecksetzenden Verstand erklären.

Ein Mensch lebt zweckmässig, heisst: er lebt so, wie er „soll", d. i. dass er leben kann gemäss dem Inbegriff seiner Potentialität. Das Zweckmässige ist überall das, was so ist, wie es seinem Wesen nach sein „soll", d. h. sein kann. Der glänzende Typus der Vertreter dieser Wahrheit ist Aristoteles.

Man kann vom Seienden nur sagen: es ist. Und wie ist es? Notwendig so, wie es sein kann oder sein „muss". Oder, mit einer weitern Anschauungsform: wie es sein soll. Die Art, wie etwas nach seinem Mass und Bedürfniss sein kann, heisst zweckmässig: nämlich zweckmässig fürs Bestehen-

können nach diesem Mass und Bedürfniss; was dem nicht entspricht, heisst unzweckmässig. Worauf sich dieses Zweckmässig und Unzweckmässig bezieht, ist keine Bestimmung, kein Realzweck: sondern das Sein selbst.

Danach ist nichts verständlicher als die Existenz eines Realen der Zweckmässigkeit bei doch bestehender Idealität des Zwecks. Das Sein kann nicht anders sein, als so, dass es sein kann. Gäbe es einen weisen Schöpfer oder dgl., so müsste man zu Spitzfindigkeiten der Theologen und Theodiceisten aller Zeiten seine Zuflucht nehmen, um das Unzweckmässige zu begreifen — und um schliesslich doch Niemanden zu überzeugen, als, wer sich überzeugen lassen will. So aber ist die natürliche Nothwendigkeit eines Realen des Unzweckmässigen und die psychologische Realität der Unzweckmässigkeit klar: einmal aus der (physischen) Wechselwirkung der Dinge aufeinander, denn Sein ist nicht Ruhe, sondern Werden, und im beständigen Fluss verkümmert, verdirbt, vergeht dieses, und behauptet sich und erstarkt jenes: überall; zweitens aus der (geistigen) Beziehung der Dinge aufeinander unsrerseits. Sich über die Zweckmässigkeit des Seienden zu verwundern, ist also, obgleich menschlich natürlich, und bei der Menge, die die Idealität ihrer Vorstellungen ewig für Realität hält, als einziger Gesichtspunkt nothwendig, und ein Zeugniss einer edeln und tiefen Gesinnung; und obgleich natürlicher Ausgangspunkt des Philosophirens, wie Verwunderung immer der praktische Keim alles echten Philosophirens, d. h. das nicht Wissenschaft, sondern Philosophie ist, bleibt: dennoch, bloss vom Standpunkt der Erkenntniss aus gesehen, so oberflächlich und kurzsichtig, als wollte die Mistel in ehrfürchtiger Verwunderung ausrufen: o heilige Weisheit, die diese Eiche so zweckmässig für mich bereitet hat! Ganz ähnlich aber verfährt der Mensch. Aus der Thatsache der Zweckidee nämlich entwickelt sich der psychologische Schluss: Wir sind nicht der Naturnothwendigkeit unterworfen, denn wir können, frei, Zwecke setzen: unser Freiheitsvermögen, Zwecke zu setzen, bringt die Zweckmässigkeit des von Menschen

gewirkten hervor; nun findet sich auch Zweckmässigkeit im Leben der Thiere, in der Natur, in der Geschichte: folglich muss auch hier ein zwecksetzender Verstand existiren. Der logische Schluss aber ist der: der Zweck ist als Realität nichts Neues neben der Causalität, nur unser Verstand stellt ihn uns als Novum, Unicum vor. Also hängt sein Reales im Gegentheil gar nicht vom Verstande ab, sondern vom Verstande hängt nur die besondere Auffassung jenes allgemeinen Naturgeschehens ab. Ebenso, wie sich jene Mistel über die zweckmässige Eiche verwundert, so verwundern auch wir uns über die Zweckmässigkeit der Welt für uns. Aber die Welt ist deshalb zweckmässig (d. h. also: muss uns zweckmässig scheinen und besteht in ihr ein [zweckloses] die ideelle Zweckmässigkeit ermöglichendes Reales) für uns, weil wir aus ihr geboren sind als ihre Blüthe; wir sind so, wie wir sind, nach der Welt, nicht sie nach uns; nicht die Natur ist nach uns, sondern wir sind nach der Natur. Alles hat nothwendige Bedingungen seiner Existenz; und diese Bedingungen nennen wir in Ansehung ihres Gegenstands „zweckmässig“: sie sind nämlich ebenso zweckmässig für ihr Object, wie die Ursache zweckmässig ist für ihre Wirkung, oder als z. B. die Gravitation zweckmässig ist für den Fall der Körper. Demnach heisst zweckmässig dasjenige, was, in Ansehung eines andern, zu dessen Fortbestehen dient. Die Bedingungen dazu sind theils im Object selbst, theils ausser ihm gelegen. Daher nennen wir dasjenige ausser uns, was zu unserm Bestehen nöthig ist, und was uns wegen seines natürlichen Zusammenhangs mit ihm conform ist, zweckmässig; und sprechen, als von etwas Besonderm, ausserdem von der zweckmässigen Einrichtung unsers Körpers. Unzweckmässig heisst das Gegentheil: also entweder, als indifferent, etwas in Ansehung eines andern, zu dessen Bestehen es nicht nöthig ist; oder positiv, und so im prägnanten Sinne, etwas, das in Ansehung eines andern zu dessen Bestehen schädlich ist. Zweitens: in sich selbst in Ansehung des Seins überhaupt dasjenige, dessen zu seinem Bestehen nöthige innere Bedingungen durch äussere Einwirkung in Ansehung der dem

Masse der Potenz (oder dem Begriffe) des Gegenstandes nach möglichen Entfaltung entweder gehemmt oder positiv geschädigt werden. Von einer zweckmässigen Verfassung unsers Geistigen dagegen sprechen wir nicht, sondern dieses wird nur als das schöpferische Zwecksetzende angesehen; eines der Zeichen dafür, dass der allgemeine Dualismus seiner logischen Consequenz nach dem Spiritualismus und nicht dem Materialismus zudrängt.

Im Seienden überhaupt besteht ein Reales eines von uns als Zweckmässigkeit aufgefassten, das also nichts anderes ist als Causalgeschehen, und, im Menschen, idealer Zweck, durch den das Causalgeschehen, vermöge Beziehung der Dinge aufeinander und auf Sein überhaupt, zur Zweckmässigkeit umgeschaffen wird. Dem Seienden selbst kann kein Zweck zugesprochen werden. Folglich auch der Mensch, soviel Zwecke durch ihn ideal gesetzt sein mögen, kann selbst weder Zweck sein noch Zweck haben. Wie schwer das dem Naiven eingeht, wird besonders deutlich, wenn man gar für Zweck „Bestimmung“ setzt. Die „Natur“ soll nicht auf Zwecke angelegt sein: gut, sie ist ja unbelebt, sie hat keine unsterbliche Seele — die gute, „todte“ Natur, denn so eifersüchtig der Mensch über seinen eigenen eingebildeten und uneingebildeten Gerechtsamen wacht, so hart und grausam kann er gegen die Natur sein, über die er sich hoch erhebt, als ein durchaus, nämlich specifisch, Verschiedenes. Aber wir, der Mensch mit seinem hohen Geiste, die Krone der Schöpfung, soll nicht nur nicht Zweck sein, sondern auch keinen Zweck, keine Bestimmung haben!

Es findet im Seienden keine Realität des Zwecks statt. Aber wir setzen ihm ideal einen Zweck, indem wir die Auswirkung der Potenzen uns als Zweck vorstellig machen. So, wie die Naturwissenschaft ihre Objecte, zergliedern wir den Menschen, bringen seine Potenzen unter Begriffe und nennen ihre vollkommene Auswirkung Zweck, Bestimmung. Nie hat man anders seine Bestimmung bestimmt, die eigentlich gar nichts von Zweck in sich enthält (vgl. z. B. Begriffs-„Bestimmung“); die Merkmale, wodurch ein Ding bestimmt, d. h. zureichend

gekennzeichnet ist, ist sein Wesen resp. Begriff, seine Bestimmtheit oder Bestimmung: und diese Bestimmtheit besteht in einer gewissen Thätigkeit mit einem gewissen Endpunkt oder Ziel, weil alles Leben Thätigkeit ist, und jede Thätigkeit, weil in Einzelactionen zerfallend, für uns Anfang und Ende hat; nur dass man alsdann das Abstrahirte als das Ursprüngliche nimmt, welches allein, als universale in re, und zwar in der aristotelischen Weise[1]), sich aufstellen lässt. Dagegen sagt z. B. die Kant'sche Ethik: du sollst, also kannst du. Das ist psychologischer Schein dogmatisch als real gesetzt, was zwar in einer Darstellung der natürlichen Ethik, aber nicht in einer philosophischen, d. h. der Aufzeigung des Realen der Ethik, oder ihrer Begründung vom Standpunkt der Erkenntniss aus, statthaft und nur deshalb möglich ist, weil im Gebiete der psychologischen Causalität Ideales zum Realmotiv, also Idealität zu Realität wird. Vielmehr verhält sich das Reale der Ethik umgekehrt, deren Grundsatz heisst: Ich bin, also kann ich, also soll ich. Anders hat „Bestimmung" keinen Sinn des Realen und keinen Boden unter den Füssen (die psychologische Welt zu schildern, ist das Amt der Wissenschaft und der Dichtung, aber nicht der Philosophie, die die psychologische Welt zerstört, um sie möglich zu machen); denn, wenn man nicht den Zweck gleich der natürlichen Entwicklung setzt, so bleiben nur, es ist anders unmöglich, Ahnungen und Muthmassungen. So

---

1) Wenn Aristoteles sagt, dass alle naturgemässe Bewegung zweckmässig sei, so heisst das nicht, dass alles im Kosmos überhaupt zweckmässig ist, sondern, da der Zweck gleich dem Wesen ist, das Wesen aber als die dem Dinge gemäss seiner Kraft eigenthümliche Thätigkeit erscheint: dass alle natürliche Entwicklung, sofern sie sich ungehemmt entfaltet, vermöge der in ihr waltenden lebendigen Kraft die Potenz zur Vollendung bringt. Die Thätigkeit hat, vermöge ihrer bestimmten Potenz, ihr bestimmtes Mass; die Erreichung dieses Grades, die völlig entwickelte Form, ist der Zweck. Es kann also aristotelisch die Potentialität, als die Möglichkeit der Endentwicklung in sich enthaltend, zugleich als wirkende, und als immanente Endursache aufgefasst werden.

z. B., wenn man die Realität des Zwecks festhält, ist es dann eine richtige Consequenz, dass ihr Zweck der Welt von nichts gesetzt worden sein kann, als von ihrem Schöpfer. Was aber das für ein Zweck sei, den der Schöpfer mit seinem Schaffen gehabt habe, das auszumachen, liegt dann kein sicherer Weg vor. Es erscheinen dann solche Zwecke, wie der auch in einem bekannten Jugendgedichte SCHILLER's ausgesprochene: der Wille Gottes, Wesen zu haben, die er an seiner Seligkeit theilnehmen lassen könnte; oder, sofern es nicht für zulässig erachtet wird, Gott in einer Art Sehnsucht ein Bedürfniss oder Mangel zuzuschreiben: Selbstverherrlichung Gottes, was in der alten christlichen Dogmenphilosophie seine Rolle gespielt hat, aber auch noch z. B. bei WOLFF auftritt: im Geschaffenen ist der Mensch der letzte Zweck, und der Mensch selbst ist Mittel für Gottes Hauptabsicht, nämlich als Gott erkannt und verehrt zu werden.

SCHOPENHAUER[1]) rügt die Gegner der (materialen) Teleologie darum, dass sie der Teleologie bloss deshalb feind seien, weil sie sie mit der Theologie vermischten. Es ist aber auch gar nicht zu leugnen, dass zwischen beiden die engste Verwandtschaft besteht. Für eine speculative Theologie, die das Mirakel eines „extramundanen“ Gottes verkündet: für diese gibt es freilich Zwecke, wie deren Bedeutung beim Volke im Schwange ist, die Hülle und Fülle: dass dieser Gott, der dem Sein uranfangend Zwecke setzt, das Nichts sein müsste, da einen Anfang der Welt anzunehmen ganz unberechtigt und also auch ein die Welt hervorbringender zwecksetzender Verstand unmöglich ist — daran denkt sie nicht; und es ist auch gar nicht ihres Amtes, daran zu denken: denn ihr Reich ist das dem Menschen in seiner Wärme und Natürlichkeit vertraute und nothwendige Reich des psychologischen Scheins, in dem ihre Ideen praktische Realität besitzen. Dort, wo es sich nicht um Erkenntniss handelt, die vom Menschen ausgeht,

---

[1]) Ergänzungen zum zweiten Buch. Cap. 26. Grisebach (Reclam) II, 397.

sondern um den Menschen selbst, so wie er leibt und lebt und mit allem, was in ihm leibt und lebt, ist es durchaus von keiner Bedeutung, ob in uns Seiendes in der uns erscheinenden Gestalt etwa nur in uns selbst Realität besitze; sondern alle innern Thatsachen haben hier durchaus vor und ganz abgesehen von dieser Frage ihre selbstverständliche Bedeutung und machen, wo sie wegen ihrer Stärke als Motive wirken, es zur Pflicht, dass mit ihnen gerechnet wird. Es ist zu wünschen, dass die Zeit käme, wo jeder Gebildete, der ernstlich zu zweifeln beginnt, zu einem Standpunkt, so einfach und doch hier allein befreiend, erhoben würde, auf dem sich Erkenntniss der Idealität mit Einsicht und Achtung ihrer psychologischen Realität verbindet. Mancher wäre dadurch, wenn er einmal die Basis des psychologischen Scheins als Realität verlassen hat, davor bewahrt, entweder ein unklarer Heuchler oder ein feindseliger Leugner zu sein; und es flieht ihn, abgesehen von stumpfen Naturen, Glück und Ruhe in beiden Fällen. Nimmt man nun aber den oben genannten Gott weg, was für die logische Betrachtung, die das Psychologische zugleich als Realität und als Idealität erkennt und bei der psychologischen Geltung nicht beharrt, sondern, vom psychologischen Schein ausgehend, das unabhängig von uns Bestehende aufsucht — die allererste That ist: so bleibt nur Idealität der Zwecke; und an Stelle der Teleologie, d. h. des Fortgangs der Natur nicht nach causa efficiens, sondern, wie man wollte, nach causa finalis, als Realprincip, tritt die nothwendige Art des Werdens mit ihrer natürlichen Zweckmässigkeit. Was aber Gott betrifft: so ist es um den Gott traurig bestellt, der seine Bestätigung von der Logik erwartet.

Schopenhauer will zwar selbst nichts von Physikotheologie wissen: dennoch steht er ihr sehr nahe: denn, was dort der weise Schöpfer thut, das thut bei ihm der weise Wille: weshalb er auch grosse Schwierigkeit hat, das Unzweckmässige zu begreifen, wie das bei verneinter Realität des Zweckprincips immer der Fall ist; schon die Stoiker, nach denen von einer Vorsehung (auch Nothwendigkeit oder Gott) alles zum Besten

geordnet ist, sehen sich in Folge dessen zu einer ausführlichen Theodicee genöthigt. SCHOPENHAUER sagt richtig[1]), dass die staunende Bewunderung der Zweckmässigkeit in der Natur, im Organismus, sich von der falschen Voraussetzung herschreibe, dass, wie sie für den Intellect existirt, sie auch durch den Intellect zu Stande gekommen sei. Sie ist also nicht durch den Intellect zu Stande gekommen. Wie aber dann anders, als vermöge natürlicher Entwicklung? SCHOPENHAUER freilich hat gut reden. Er sagt ganz einfach: ja sie ist eben durch den Willen hineingekommen. Das ist theils besser, theils schlechter als die Erklärung durch Intellect. Besser, weil es einen durch absoluten Intellect für sich gesetzten Zweck nicht gibt; schlechter, weil, obgleich bei einem blossen Willen, von dem der Intellect abgezogen ist, die Idealität des Zwecks, die nur durch und für den Verstand Sinn hat, in die Augen springt, dennoch die (also unintellectuelle) Realität des Zwecks behauptet wird, ein Gedanke, der für unser Problem sehr instructiv ist; denn einmal ist das Reale des Zwecks, das kein Zweck ist, getroffen; das andre Mal aber, indem es als Zweck, wie wir ihn naiv verstehen, der Causalität entgegengesetzt wird, wird es zugleich wieder mit der intellectuellen Idealität vermischt. Ein Realprincip muss beide Seiten des Seienden, bei SCHOPENHAUER Intellect und empirischen Willen, umfassen. Daher ist es vollständig richtig, dass das Reale des Zwecks in den metaphysischen Willen gesetzt ist. Aber: der Zweck ist an den Intellect gebunden: folglich kann dieser selbe Zweck nicht im metaphysischen Willen, der sich erst in Intellect und empirischen Willen spaltet, gesetzt werden, d. h. das Reale des Zwecks kann nicht selber Zweck sein. Das ist aber bei SCHOPENHAUER der Fall; obgleich das Reale des Zwecks richtig in den umfassenden metaphysischen Willen gesetzt ist, ist dieses Reale selber trotzdem von der Art des umfassten Intellects, nämlich der Zweck selber. Im metaphysischen Willen ist kein Intellect: das ist richtig; aber dann darf auch

---

[1]) Ib. S. 384.

kein Zweck in ihn gelegt werden: folglich, das ist nur noch ein Schritt, muss die Zweckmässigkeit nach dem allgemeinen Causalgeschehen erklärt werden. Sonst aber, und so bleibt es, trotz des richtigen Anlaufs, bei SCHOPENHAUER, ist ein in Zwecken selbstthätiger bewusstloser Wille aufgestellt — was widersinnig ist. Die Zweckmässigkeit des Gewordenen durch einen zweckmässig wirkenden Willen zu erklären, ist eine interessante, ernst gemeinte, dem Richtigen zustrebende, aber nichts erklärende Erklärung. Man darf es SCHOPENHAUER nicht vergessen, dass er, nach einer Zeit der FICHTE und HEGEL, das „Secundäre“ des Intellects urgirt hat. Durch diesen also kommt allerdings die Zweckmässigkeit nicht bei ihm zu Stande: also „ohne Ueberlegung und ohne Zweckbegriff“ [1]). Nun erklärt er aber das Reale der Zweckmässigkeit nicht anders, als durch die Wirksamkeit der Kraft, oder, wie er sagt, des (metaphysischen) Willens; also, da Bethätigung der Kraft die Zweckmässigkeit zwar ermöglicht, nicht aber diese dadurch schon erklärt ist, so ist seine Erklärung entweder überhaupt unbrauchbar, oder man muss trotz alledem den deus ex machina implicite darin annehmen, den SCHOPENHAUER bemüht ist, hinwegzuräumen. Ein „Wille“ ohne Intellect und Bewusstsein, also einfach gesagt Kraft, der durch und an sich Zwecke erstrebt und erwirkt, ist einmal nichts: wenigstens nichts weiter als Mythologie.

Es ist weder Intellect noch Wille, was das Reale des Zwecks hervorbringt: der Intellect schon gar nicht, ausser in der Bedeutung der schaffenden Auffassung, und der Wille, d. h. der Lebensdrang, ist nur die Möglichkeit dazu; sondern das sind ganz andere Factoren. Der DARWIN'sche Theorienkreis, der, absehend von dem subjectiven Moment unserer Auffassung, das ihm naturgemäss fern liegt, als diese Factoren, nächst Kraft und Zeit, den Kampf ums Dasein, Variabilität und Anpassung und Vererbung hervorhebt, also den rein objectiven Begriff der Wechselwirkung der

---

[1]) Ib. II, 385.

Dinge aufeinander auszugestalten sucht, ist noch zu unausgebildet, um zu einer erschöpfenden Erkenntniss der natürlichen Zweckmässigkeit im Einzelnen zu genügen, und der Zwiespalt zwischen Causalität und organischer zweckgewirkter Zweckmässigkeit in der Entwicklungstheorie noch keineswegs beigelegt: und moderne Philosophen können sich nicht mehr damit begnügen, mit Begriffen zu operiren, sondern haben sich zum Mindesten des Materials, das die Wissenschaften herbeibringen, zu bemächtigen, um möglichst gerüstet selber in die Untersuchung eintreten zu können. Vorher aber ist es die specielle Aufgabe der Philosophie, das Allgemeine auf Grund der Psychologie und Logik (Erkenntnisstheorie) festzustellen: womit sie den exakten Wissenschaften die Gewissheit gibt, dass ihre natürliche Auffassung, die auf der Bahn zum Siege immer weiter fortschreiten wird, die richtige ist, obgleich sie selbst sie noch nicht genügend beweisen können. Es ist also der Spruch der Philosophie, der im Allgemeinen über den Streit ergeht, der, dass der Zweck unter allen Umständen nur als heuristisches Princip seine Anwendung findet, das Reale der Zweckmässigkeit aber nur ohne reales Zweckprincip zu erklären ist: dass also, gleichgültig ob wir bis jetzt der letztern Forderung thatsächlich nachkommen können oder nicht, trotz der Nichterfüllung unsrerseits die Zwecklosigkeit objectiv feststeht, weil es nur Idealität des Zwecks gibt.

Auch Schopenhauer denkt an die Möglichkeit einer natürlichen Erklärung der Zweckmässigkeit, aber er setzt den Zweck als real gleichberechtigt daneben, sodass alles zweierle Ursachen hat: eine Endursache und eine bewirkende Ursache[1]). Das ist offenbar die bloss darstellende Sphäre der Doppelbrechung des Realgrundes in objectiven Grund und Ursache, wofür seine Aufstellung vollständig richtig ist, aber nicht die der begründenden Erkenntniss, in der Einheit herrscht.

Von physikotheologischer Teleologie zu hören, kann man sich noch gefallen lassen: so falsch sie auch gegenüber der

[1]) Vgl. bes. a. a. O. II, 393 f.

Erkenntniss, die die Philosophie überall anstrebt, ist: sie folgt ehrlich dem psychologischen Schein. Die immanente Zweckmässigkeit aber, die nach Abweisung einer transcendenten Zwecksetzung allein noch möglich bleibt, ist ein unklares Mittelding. Was mit der Aufstellung des Begriffs der immanenten Zweckmässigkeit gethan ist, das ist: Auszeichnung des Problems, womit etwas gethan, aber nichts geholfen ist. Denn eben diese im Sein herrschende Zweckmässigkeit soll erst erklärt werden. Versteht man sie vom Standpunkt der Erkenntniss aus, gut: wir nennen allerdings die entwickelte Potenz Zweck; sogar, wenn man dem Atom Vorstellung zuschreibt, herrscht dann wirklich bei aller Causalität derselbe Zweck wie in uns: nur dass immer der Zweck ideal bleibt. Will aber der immanente Zweck mehr als das sein, nämlich Realprincip, so fällt diese Zweckmässigkeit principiell mit der Theologie, so wenig sie sich's träumen liess, ja mit dem allergemeinsten Götterglauben zusammen: dem Unerklärten werden besonders geartete Vermögen, die so zugeschnitten sind, dass sie dazu passen (was gewöhnlich einfach nur dadurch geschieht, dass mit dem betreffenden Begriff als Subject seine nach analytischer Methode aufgefundenen Merkmale als Prädicate verbunden werden), zugeschrieben. Das ist die Art des alten Dogmatismus, besonders dogmatischer Psychologie: es wird betrachtet und rubricirt und über jede Rubrik ein Seelenvermögen geschrieben; als ob, wenn man einen Findling tauft und ihm damit eine gewisse Zugehörigkeit bestimmt, man dadurch seine wahre Herkunft entdeckt hätte.

Gerade gegenwärtig — Du Bois-Reymond's letzte Leibnizrede [1]) ist typisch dafür — erhebt sich im Neovitalismus wieder der Zweck als Realprincip der Naturwissenschaft, insbesondere, wie der Name sagt, der Biologie, die immer, weil sich in ihr die meisten Schwierigkeiten aufthürmen, seine liebste und sicherste Heimstätte gewesen ist. Man gesteht nicht zu, erstens, dass das Zweckmässige überall causal erklärt sei: was richtig

---

1) Sitzungsber. d. Kgl. Ak. d. Wiss. Berlin 1894.

und schon oben berührt ist; zweitens, was die Philosophie zunächst angeht, dass überhaupt das Zweckmässige ohne realen Zweck erklärt werden könne. In diesem Zweckmässigen nun ist stillschweigend ein Verständiges eingeschlossen: und es ist vollkommen richtig, dass dieses ohne Realzweck nicht erklärt werden kann. Es gibt aber keinen, folglich kann auch das Zweckmässige in keiner realen Causalverknüpfung mit dem, was unter dem psychologischen Zweckbegriff begriffen wird, stehen. Der reale Zweck ist aber auch bloss als Hypothese unfruchtbar und ungenügend. Wollen wir annehmen, dass in allem Organismus ein dem unsern ähnliches psychologisches Leben dem äussern Erscheinen parallel geht: gut. Aber nun: das Eine zur Ursache des Andern zu machen, gleichgültig welches, anders als durch Wechselwirkung, ist ein verkehrtes und ganz unglaubliches Beginnen. Der Neovitalismus ist nicht besser als der Paläovitalismus, und beide sind nicht besser als die Immanenz. Es ist schwer verständlich, wie ein der lebenden Substanz innewohnendes Streben nach Zweckmässigkeit die Letztere erklären soll. Ist zehn Mal dieses Streben vorhanden: so ist doch damit in keiner Art das Reale der Zweckmässigkeit erklärt, sondern bloss die subjective psychologische Verfassung einfacher Lebewesen: deswegen, weil der Spiritualismus (Geistiges als Ursache des Leiblichen) eben so unrichtig ist, als der Materialismus (Leibliches als Ursache des Geistigen). Eine transscendente Zwecksetzung ist, obgleich unmöglich, doch plausibler. Will ich Zweck zu Begründung verwenden, so kann ich die Zweckmässigkeit von A nur durch Zweck in B erklären. Die Vorstellung, die ich von einer Maschine habe (Zweck), bestimmt mich bei ihrer Zusammensetzung: die Maschine (A) ist zweckmässig, weil in mir (B) der Zweck vorgestellt war. Aber eine Zweckmässigkeit meines eigenen Baues kann ich nicht durch Zwecke, die in mir selbst vorgestellt sind, erklären. Im Drang aber allein kann die Zweckmässigkeit auch nicht liegen: denn er ist in allem Seienden; wollen wir aber annehmen, einiger Drang sei zweckthätig und andrer nicht, so befinden wir uns offenbar auf dem Boden des Dichtens und

nicht des Denkens. Der Zweck erklärt also eine Gestaltung nur, wo Voraussicht in bewusster Absicht besteht; folglich erklärt er alles Lebendig-Organische und alles Natur-Systematische nur unter der Annahme einer transscendenten Voraussicht, in jedem andern Falle nicht. — Also ist der Zweck als Realprincip ebensowohl metaphysisch als psychologisch als logisch unhaltbar.

Die Wichtigkeit der Zweckidee wird dadurch nicht erschüttert. (Es gibt nämlich jederzeit solche, die, wenn ihnen die Idealität eines Begriffs vorgeführt wird, glauben, dass mit der Wahrheit dieser Aufzeigung die [praktische] Geltung und Bedeutsamkeit dieses Begriffs überhaupt aufgehoben sei.)

Das Zweckprincip ist nicht constituirend, sondern regulativ, d. h. es gibt keinen Zweck als urhebend, sondern nur Zweckmässigkeit als Erkenntnissprincip. Der organische Aufbau ist einer von unten nach dem Gesetze der Causalität; die Zweckidee ist der Leitfaden, von oben her zum Anfang gelangen. Der Erfolg aber unsrer Thätigkeit unter Leitung des Zweckbegriffs ist eben nur wegen seiner mit einem Realen der Causalität in natürlichem Connex stehenden Idealität möglich, d. h. weil causa efficiens und causa finalis dasselbe ist: daher nothwendig, bei welcher Stufe der Entwicklung ein Organismus angelangt ist, jederzeit ein gewisser Zweck erreicht ist: weil wir immer das letzte Glied in der Causalitätsreihe, die wir abtheilen, als Zweck der bisherigen Entwicklung auffassen können. Da im Gegentheil, wenn es Zweck gäbe, wir gar nicht immer alles verstehen könnten; denn so oft ein Zweck noch nicht erreicht wäre, wer wollte ihn uns verrathen? — Z. B. ein Zweck, der durch hundert Ursachen bewirkt werden würde, könnte ein ganz anderer sein, als uns beim Vorliegen der drei ersten Ursachen vielleicht scheinen muss.

Durch die Idealität des Zwecks wird absolute Freiheit, durch die Idealität des Zwecks und die Erkenntniss davon, dass Nothwendigkeit Denknothwendigkeit ist, der Fatalismus abgewiesen. Denn indem wir das dem Begriff des Zwecks zu Grunde liegende Verhältniss als dem Causalitätsgesetz unter-

worfen erkennen, so erkennen wir uns als unfrei, aber indem wir erkennen, dass Nothwendigkeit kein reales Element des Geschehens ist, erkennen wir uns als frei. Hieraus geht hervor, dass frei und unfrei relative Begriffe sind, die sich nicht ausschliessen können, sondern auf dasselbe Reale beziehen müssen. Es gibt nur einerlei Geschehen, nämlich Bewegung oder Veränderung durch Kraft. Ich nenne mich frei, insofern sich in mir ein durch das Selbstbewusstsein zusammengehaltener Kern bildet, der die äussern Einflüsse verdaut, oder sobald er Festigkeit erlangt hat, das Verschiedene auf gleiche Weise modificirt. Diese Beeinflussung von äusserem Verschiedenen durch mein Ich als Constantes ist das Reale der Freiheit, deren Reales also für das Denken innere Nothwendigkeit ist. Ich nenne mich unfrei, indem ich erkenne, dass ein Wesen sich nicht selber setzen kann (nämlich real, im Denken wohl), denn da müsste es ein Anderes sein, das es nicht ist (denn wenn nicht Realität des Andern existirte, so gäbe es auch nicht das Eine, sondern es wäre nur, undenkbares, Sein; durch das Denken aber setze ich mich gegen Nichtich in Folge Kraft und Einzelthat); sondern aus seinem Wesen als einem nicht von ihm gestalteten heraus handelt. Danach ist klar, dass dasselbe Wesen zugleich frei und unfrei zu heissen hat; und wie eine Antinomie hier nur dadurch entsteht, dass man das Colorit des Logischen mit der Farblosigkeit des An-sich, oder die logische Nothwendigkeit mit dem Realen vermengt. Wenn wir von Freiheit reden wollen: so sind wir in der That frei, nämlich so, wie nur irgend etwas frei sein kann; und indem wir diese Freiheit zugleich Unfreiheit nennen, wissen wir doch, dass alle Freiheit Unfreiheit ist. Der Zusammenhang der Idealität des Zwecks damit ist deutlich. Denn man kann von Zweck als Realprincip nur reden bei einer Wahlhandlung (und zwar im naiven, nicht psychologischen Sinne) eines freien Willens. Wollten wir eine eindeutig bestimmte Handlung eines vermeintlichen freien Willens setzen: so ist doch hier sofort klar, dass die Wirkung dieser Handlung als von mir gesetzten Zweck, der ihm wahre Ursache wäre, anzusehen, nur eine ver-

änderte Anschauung der Causalität meinerseits ist. Sondern, um Zweck zu denken, muss ich eine Wahlhandlung denken: d. h. ich muss denken können, ich hätte unter den gleichen Umständen anders handeln können. Und da das unmöglich ist, so besteht also zwar Idealität des Zwecks aber nicht Realität, die man nicht einmal denken, sondern bloss, gleichsam mit zugedrückten Augen, setzen kann.

Freiheit ist also nicht das Gegentheil von Nothwendigkeit. Dieser Gegensatz ist eine völlige Verwirrung, und man gibt sich, sobald man von dem für Realität gehaltenen psychologischen Schein zur Einsicht gelangt ist, vergebliche Mühe, sich ihn möglichst widerspruchslos klar zu machen, weil er nicht zu begreifen ist: daher auch naturgemäss hier der Glaube sein Zelt aufgeschlagen hat, der für die Welt des psychologischen Scheins dasselbe ist, was der Verstand für die Welt des Realen.

Der realen Gleichung der idealen Glieder Freiheit und Unfreiheit entspricht das Verhältniss der Teleologie zum Causalitätsgesetz. Zweck und Nothwendigkeit sind sowenig reale Kräfte, als man mit Freiheit und Unfreiheit als realen Verhältnissen irgend einen vernünftigen Sinn verbinden kann. Vom Inhalt des Seienden als an sich gilt nur: es existirt Thätigkeit, und vom Seienden als solchem: es ist. Alles andre lebt nur im Selbstbewusstsein denkender Wesen. Die Anwendbarkeit aber dieser nothwendigen Formen ausser uns kann deshalb stattfinden, weil alles Leben das gleiche ist, nur auf veschiedenen Entwicklungsstufen.

Es existirt kein Realprincip, sondern nur Idealität des Zwecks, nämlich im Menschen. In der „Natur“ findet sich auch diese nicht (nämlich als psychologische Realität, obzwar von uns auf sie übertragen): sondern nur das Reale des von uns Zweckmässigkeit genannten.

Das Reale des Zwecks ist objectiv (an sich) Causalität, subjectiv (psychologisch) Anticipation der Wirkung in der Vorstellung; das Reale der Zweckmässigkeit ist objectiv Causalität, subjectiv die Beziehung der Dinge aufeinander.

Wie oben bei der Eintheilung des Grundes, so heisst hier

Zweck: subjectiv dasjenige, worauf seine *Annahme* ruht (was subjectiv zu ihr führt): die Anticipation objectiv; (das Objective des Zwecks) dasjenige, was dieser Vorstellung (psychologischen Realität) *zu Grunde liegt* (als Realität an sich) (was sie objectiv ermöglicht): Causalität. Ebenso ist Zweckmässigkeit subjectiv das, was zu ihrer Annahme führt: Beziehung der Dinge aufeinander; objectiv (das Objective der Zweckmässigkeit), was ihr zu Grunde liegt: Causalität.

Auch hier führt im objectiven Zweck das Geistige in die objective Zweckmässigkeit, d. h. die Naturcausalität über:

Subj. Grund.	Obj. Grund = Ursache.
Subj. Zweck.	Obj. Zweck = Obj. Zweckmässigkeit.
Subj. Zweckmässigkeit.	

Also hat nur die *causale* Weltbetrachtung logische Berechtigung; die Teleologie nur psychologische. Die Weltauffassung, die etwas (τὶ) sein will, hat entweder auf der psychologischen Realität zu basiren und dann ist sie theologisch-teleologisch (beschreibend); oder sie ist Erkenntniss, und dann ist sie philosophisch-causal (begründend). Den Gegensatz zu der ersteren beliebt man gewöhnlich physikalisch-mechanisch zu nennen, und dieser Ausdruck hat ein ziemliches Odium: es umschweben ihn, wie hässliche Krähen ihre Hexe, Vorstellungen von Materialismus und Atheismus, fehlt nur noch Anarchismus; gleich als ob alles Geistige und Ideale, alle Sittlichkeit und Verantwortlichkeit mit allem Nicht-Theologisch-teleologischen aufgehoben wäre. Und das ist eine ebenso verbreitete als unglaubliche Thorheit. Geistiges, Ideales, Sittlichkeit, Verantwortlichkeit *besteht*; also wie kann ihre Existenz durch irgend etwas erschüttert werden? Nur ihre *Werthschätzung* leidet, und zwar allein eben durch diese *Dummheit*: als ob es für unser Leben etwas ausmachte, dass es nicht *bloss* Materielles oder *bloss* Geistiges gibt, sondern dass das Geschehen in diesen *beiden* Seiten erscheint, wovon natürlich die eine *anders* erscheinen muss, als die andere, denn sonst *wären* es eben nicht *zweierlei* Erscheinungs-

weisen. Diese Leute müssten also von Rechts wegen radicale Spiritualisten sein und das Nicht-geistige zu blosser Einbildung verflüchtigen: dann hätten sie Recht: denn was dann im Geistigen als ideal nachgewiesen würde, wäre alsdann wirklich bloss noch ein unbegreiflicher Traum.

Diese Erscheinung ist aber eine sehr natürliche nach dem elenden und thörichten, rohen und fanatischen Materialismus, den auch dieses Jahrhundert wieder einmal in ausgiebigem Masse erleben musste. Ganz erbärmlich und schwächlich ist es, wenn man sich hierbei so hilft, dass nur das eine, nämlich physikalisch-mechanische, gerechtfertigt, das andre aber Ammenmärchen seien, womöglich besonders dazu erfunden, die grossen Kinder über die triste Oede und Leerheit des Daseins zu täuschen. Die ganze psychologische Welt ist aber durchaus natürlich, folglich nothwendig und also gerechtfertigt. Was thut es uns, dass die Wärme real nichts als Bewegung ist? Sie wärmt uns deshalb doch. Und was thut es uns, dass der Zweck real nichts als Causalität ist? Wir denken ihn deshalb doch. Die Gegner der Erkenntniss wollen sogern den Menschen als ganz besonders höher und anders als die Natur wissen: nun, hier ist diese Ueberlegenheit: wir sind nicht nur Herren, sondern sogar Schöpfer.

Niemand kann Freiheit und Zweck als Realprincipien beweisen. Realprincipien nämlich umfassen beide Seiten des Geschehens, folglich kann nur *das* Realprincip sein, was sich in *allem* Geschehen findet, während das Geistige nur eine besondere Erscheinungsweise höherer Entwicklung sein kann, wofür unsere Ausdrücke alle bildlich sind (Abzweigung, Differenzirung, Spiegel). Wenn man sagt, der Zweck sei Ursache von Naturgestaltung, so ist das eine gerade so unglückliche Darstellung, als wenn man sagt, die Gehirnmoleküle erzeugten den Geist wie die Nieren den Harnstoff; genau so unhaltbar und undenkbar.

Es wird häufig behauptet, der Hund besitze Verstand. Man muss hierbei das eigentlich philosophische vom eigentlich wissenschaftlichen (psychologischen) Interesse unterscheiden. Inwie-

weit der Hund, der Elephant, der Affe schon unserm Intellect nahestehen, ist zwar für die Philosophie äusserst interessant zu wissen, aber es hängt für sie nichts davon ab. Aber: es ist ebenso unstatthaft, danach zu sagen, wie oft geschieht: das Thier hat Verstand — sieh diesen Hund! als zu sagen: der Mensch hat Erkenntniss — sieh diesen Philosophen. Eine Milbe zu erziehen wird ebenso wenig gelingen wollen, als einen Durchschnittstrottel auch nur ahnen zu lassen, was den Philosophen mit einer ähnlichen Gewalt bewegt, wie jenen eine Liebe mit Hindernissen. Wir müssen also, und darauf kommt es der Philosophie hierbei nur an: Geistiges, Bewusstsein von uns aus zurück bis zum Minimum oder blosser Anlage überall voraussetzen, und ebenso vom Anfangspunkt aufwärts überall das Mechanische. — Weil aber das Geistige nicht die Ursache des Materiellen sein kann, sondern nur eine zweite Entfaltung der Kraft oder des Lebendigen ist: so ist die einzige Realität des Zwecks die, dass allein dort, wo das Geistige zur Höhe unsrer Entwicklung gelangt ist, neben der allgemeinen Causalität hier zugleich der Zweck als psychologisches Motiv auftritt. Nimmt man nun, wie es für die Allgemeinheit doch ganz natürlich ist, den Menschen, nicht nur, wie auch die Philosophie thut, zum Ausgangspunkt, sondern zum einzigen Gesichtspunkt überhaupt: so ist es, weil das Geistige dem Materiellen coordinirt ist, naturgemäss ebenso gerechtfertigt, den Zweck als das eigentliche anzusehen, als die Naturcausalität: eben weil sie coordinirt sind. Die Erkenntnisstheorie kennt aber nicht nur diese in der Allgemeinheit zum Dualismus (mit dem Primat des Geistigen) werdende Coordination, sondern die allgemeine Causalität, die beides umfasst; das Problem der Coordination für sich aber, d. h. die, über die auf empirischer Grundlage basirende Darlegung des Zusammenhangs von Idealität und Realität hinausgehende Möglichkeit eines Begreifens des Zusammenhängenden als Einheit, weist sie der Metaphysik zu.

Leipzig. J. Goldfriedrich.

Anzeigen.

Bleuler, Dr. E., Director der Irrenanstalt zu Rheinau, Versuch einer naturwissenschaftlichen Betrachtung der psychologischen Grundbegriffe. Separatabdruck aus der Zeitschrift für Psychiatrie etc. Bd. 50. G. Reimer, Berlin. 8. 36.

Selbstverständlich steht der Verfasser als Arzt auf dem Standpunkte, dass alle Bewusstseinserscheinungen nur Leistungen des Nervensystems sind und sich aus den bescheidensten Anfängen bewusstloser Thätigkeit stufenweise zu ihrer Höhe erheben, welche in der Hirnrinde erreicht wird. Auf seine Ausführungen in dieser allgemeinen Richtung brauchen wir nicht weiter einzutreten; nur, wie er die wichtigsten Vorgänge erklärt, soll hier angeführt werden.

Die Wirklichkeit der äusseren Welt und Richtigkeit der menschlichen Logik im Allgemeinen gelten von vornherein.

Das Nervensystem arbeitet wesentlich mit seiner Fähigkeit, Eindrücke aufzunehmen, sie festzuhalten, als Spuren zu bergen, die Spuren wieder zu beleben, in mannigfachster Weise zu verbinden und schliesslich in Bewegungen nach aussen auszulösen. Die Organgefühle und das Ergebniss, dass alle Reize, welche auf ein Einzelwesen treffen, und alle Anregungen, welche von ihm ausgehen, in ihm ganz anders wirken müssen als Aussendinge und Nebenmenschen ihm erscheinen, dass es als besonderes Wesen, als Ich, Persönlichkeit sich fühlt, das bildet den Grundstock des seelischen Geschehens. Die Hauptschwankungen desselben, die Lust- und Unlustempfindung, lösen in der auf Selbsterhaltung eingerichteten Organisation entsprechende Bewegungen aus, und gerade hier waltet ohne Bewusstsein eine auf alle Um-

stände vortrefflich angepasste Vorrichtung. Wie das Bewusstsein aus dieser Vorrichtung sich erhob, kann es auch abwärts in diese seinen Einfluss geltend machen.

Die Gesammtsumme aller alten und frischen Eindrücke eines Gegenstandes ist dessen „Vorstellung und Begriff". „Raum und Zeit" sind nichts anderes als der Eindruck des Verhältnisses des Gegenstandes zu der Umgebung, zu der Aufeinanderfolge der Ereignisse. Gemäss der Kraft ihrer Einwirkung ist die Lebhaftigkeit, Dauer und Verknüpfung der Eindrücke. „Innere" Vorgänge und „äussere" Ereignisse unterscheiden sich nur durch die Unterschiede in den Beziehungen der einzelnen Glieder des Gesammteindruckes gegeneinander. Das durch innere Anregung wiedererstandene Bild der Feder kann nicht durch Betasten, Anblick von verschiedenen Seiten ergänzt werden, es hilft nichts zum Schreiben; es unterscheidet sich also wesentlich von dem Gegenstandseindrucke der wirklich vorhandenen Feder. Wenn im kranken Hirn das Erste wirkt wie das Zweite, ist die Sinnesvortäuschung vorhanden. Wenn im kranken Hirn die Empfindung der nach aussen gehenden Anregung fehlt, so nimmt der Leidende die Thätigkeit fremder Gewalten an. „Wille" heisst die Neigung des Ichverbandes in Verbindung mit dem gerade thätigen Bewusstseinsinhalt in einer bestimmten Richtung nach auswärts auszuschlagen. „Bewusst" ist, was entsteht aus den mit dem Ichverbande verknüpften Angliederungen und andauernd mit demselben verbunden bleibt, sei es ein Gedanke, eine Ueberlegung, eine Handlung.

Die Erinnerungsbilder können zerstört oder verstümmelt werden; ihre Verbindung leidet Unterbruch oder Ablenkung, indem der Vorgang zu rasch, zu langsam verläuft oder ungewöhnliche Bahnen eingeschlagen werden. Werden ganze Reihen von Erinnerungsbildern in sachgemässer Folge hervorgerufen, so geht bewusstes und willkürliches Denken vor sich. Wenn eine gewisse Vorstellung vorherrscht, so kommen auch die meisten mit ihr enge sich verbindenden Vorstellungen zu herrschender Gewalt, die „Aufmerksamkeit". Je mehr bloss eine Idee im Gehirn zur vorherrschenden gemacht wird, desto mächtiger wird das Hirn wirken; desto siegreicher im Kampfe ums Dasein.

Die regelmässige Verknüpfung von Thatsachen setzt sich in der Erinnerung fest und macht erwarten, dass diese Thatsachen auch wieder in Verknüpfung erscheinen werden. Das nennen wir „schliessen, Erkennung von Ursachen". Kommt eine neue Thatsache, eine neue Verknüpfung, so muss auch eine neue Auffassung des Grundes eines Verhältnisses entstehen.

Fehlerhaft wird das Schliessen dadurch, dass zu wenig Verknüpfungen gemacht werden, wo viel zahlreichere möglich sind; dass falsche Verknüpfungen gemacht werden, weil ein neuer Fall vorliegt.

Eine stets vereinte Gruppe von Wahrnehmungen wird auch als solche wieder in der Erinnerung erregt, ein „Begriff". Der gesammten Gruppe können einzelne Glieder gegenüber gestellt werden, das ist die „Abstraction", welche zum „Urtheil" führt. Die einzelnen Glieder haben auch wieder Verknüpfungen. Wenn von alldem nur einzelne Theilglieder immer und immer wieder erregt werden, gewinnen sie ein Uebergewicht, Selbstständigkeit, selbstständige Verknüpfungen und werden schliesslich zum „abstracten Begriff".

Wie das folgerichtige Denken, so baut sich auf den Gedankenverknüpfungen noch eine weitere eben so bedeutungsvolle Quelle der seelischen Thätigkeit auf, die „Suggestion", welche hauptsächlich die Laute der Mitmenschen mit den Eindrücken der Thatsachen verknüpft. Die Gläubigkeit an die Richtigkeit der Uebereinstimmung der Aussprüche der Umgebung mit den Thatsachen ist zum wesentlichsten Kulturmoment der Menschen geworden.

Folgen die Gedankenverknüpfungen streng der durch die Erfahrung gegebenen Bahn, so ist das „gewöhnliche richtige Denken" gegeben. Durch Krankheit oder besondere Anlage des Nervensystems entstehen neue, noch nie bisher vorhanden gewesene Verbindungen der Begriffe. Wenn diese die nachprüfende Erfahrung bestätigt, ist es die „wissenschaftliche Entdeckung, die Arbeit des Dichters, Componisten, des Genies". Wenn aber die Uebereinstimmung des neuen Begriffes und Gedankens mit der Wirklichkeit nie zu Stande kommt, ist es die Irrung oder das Irresein.

Zürich. J. Seitz.

Liesegang, R. Ed., Rhapsodie. Düsseldorf 1894. Ed. Liesegang. 8°. 63 S.

Raciborski, Dr. Alexander, Prof. a. d. Universität Lemberg, Die naturwissenschaftlichen Grundlagen unserer ästhetischen Urteile. Aus dem Polnischen m. Genehm. d. Verfs. übers. v. M. Zetterbaum. Lemberg 1893. Selbstverlag. 8°. 124 S.

Unter dem passenden Titel bietet Liesegang eine Reihe von lose zusammenhängenden Aperçus aus allen möglichen Ge-

bieten, über Verkettung der Wissenschaften, interjektionistische Sprachtheorie, physiologische Aesthetik. Das Gebotene ist nur da von (biologischem) Interesse, wo es rein historisch uns die Entstehung der aus „darwinistischen, entwicklungsmechanischen und soziologischen" Studien entstandenen „Entwicklungsmechanik der Seele" vorführt (enthalten in des Verfs. „Probleme der Gegenwart" Bd. II). In den Abschnitten über die auch hier nicht glaublicher gewordene onomatopoëtische Sprachgenesis, sowie über physiologische Aesthetik vermisse ich, trotz der Beschlagenheit des Verfs., die wissenschaftliche Bedeutung und sehe bei geistreichem Vortrag nur eine Sammlung von Gedankenreihen mehr oder minder Spencer'scher Herkunft.

Festgefügter in Bezug auf Disposition, werthvoller in Ergebnissen ist die zweite der vorliegenden Broschüren, die des Physiologen Raciborski. Derselbe unterscheidet, wie herkömmlich, zwischen subjektiven und objektiven Faktoren für die ästhetischen Urteile. Bei der Untersuchung beider wird ausgegangen von dem Satze: „Das ist angenehm oder unangenehm, das ist uns lieb oder unlieb, das gefällt uns oder missfällt, was zu einer gewissen Zeit unseren Organismus fördert oder beeinträchtigt" (S. 13). Der Satz wird für alle Sinne durchgeführt, wobei (wie anzunehmen) am längsten beim Gesichtssinne und speziell bei der Farbentheorie verweilt wird, ohne jedoch Neues zu bringen. Ein hierbei eingeschlichener Fehler liegt in der Aufstellung absoluter Bestimmungen, in völligem Vergessen der im Ausgangssatz enthaltenen Worte: „Zu einer gewissen Zeit". Man konnte glauben, dass darin eine — wenn auch nur unvollkommene — Berücksichtigung des doch stets in Betracht zu ziehenden Faktors der subjektiven Vorbereitung stecke; aber dieser Bruchteil zu Gunsten einer relativen Wertschätzung bleibt später wieder gänzlich unberücksichtigt. So heisst es z. B. bei den Farbzusammenstellungen (S. 38): Gesättigtes gelb und roth nebeneinander „ist" (also: ist immer) „sehr unangenehm", ebenso blau und grün etc. Es müsse von der einen Farbe eine sehr dunkle Nuance neben einer sehr hellen der andern stehen, damit beide angenehm würden. Dies ist zum Mindesten unhistorisch. Ebenso bei den Gehörsempfindungen (S. 42): „Die dumpfe Stille drückt unser Gemüth" (sc. immer) etc. Es gibt eben für das „Fördern" resp. „Beeinträchtigen unseres Organismus", von welchem der Ausgangssatz des Verfs. spricht, nicht eine Bedingung an sich, sondern es kommt dabei stets auf das Verhältniss der Erhaltungs-

und Vernichtungsbedingung zu der schon vorhanden gewesenen Beschaffenheit des nervösen Centralorgans (Systems *C*) an. (Für obige Farbzusammenstellungen brauche ich bloss zu erinnern an den Geschmack der Italiener vom Quattrocento und auch noch teilweise von heute, oder an den Plaid des Clans Stuart.)

Verf. tritt im zweiten Teile seinem Plane gemäss an die Darlegung der „objektiven" Bedingungen des ästhetischen Gefallens. Er tritt der Anschauung entgegen, dass die Gründe unseres Gefallens rein subjektiv wären. Hier sei die Bemerkung gestattet, dass eine künftige Aesthetik auf naturwissenschaftlicher Grundlage, überhaupt den Gegensatz von subjektiven und objektiven Bedingungen fallen lassen muss, zu Gunsten einer Unterscheidung direkter und indirekter Faktoren. Derjenige Teil der Aesthetik, welcher es mit dem „Gefallen" zu thun hat, sucht hierzu die Centralorgan-Vorbedingungen; der andere Teil muss sich an die Objekte und die Gesetze ihrer (kunstvollen oder natürlichen) Gestaltung wenden, lässt aber das „Gefallen" aus dem Spiel, weil eben die Objekte immer nur indirekte Bedingungen des Gefallens sind. — Verf. versucht nun unser Gefallen direkt zurückzuführen auf eine absolute Schönheit der Typen durch eine inhärente, in feste Regeln zu fassende Vollkommenheit. Diese sieht er für das sog. „Naturschöne" in dem zweckgemässen, durch morphologische Gesetze geregelten Bau der Gestalten. Dem kann man, auch von obiger veränderter Grundlage aus, völlig beistimmen. In der unorganischen Natur sind diese Gesetze sehr augenscheinlich, dunkler dagegen in der organischen. Wenn hier unser Autor den aufzustellenden Kanon im goldenen Schnitt sucht, so können wir ihm nicht mehr folgen. Die Teilung nach dem goldenen Schnitt gehört nicht zu den morphologischen Gesetzen; die Teilpunkte sind sehr ungenügend, ja willkürlich fixirt; die Abmessungen werden nicht an der plastischen Gestalt selbst gemacht, sondern an Vertikalprojektionen (Photographieen etc.); die Abweichungen sowohl beim männlichen als weiblichen Körper sind bedeutend und vorwiegend.

Der Versuch, für das sog. „Naturschöne" eine Norm aufzustellen, ist gewiss sehr dankenswert und wichtig. Der Kanon würde für die organische Natur das sein, was die Gesetze des Stilgerechten für das Menschlich-Geschaffene sind. Aber der Satz, welchen Verf. als Endergebniss hinstellt: Schön ist die vollkommene Darstellung der Typen (S. 120), ist nicht ganz korrekt. Die vollkommene Darstellung der Typen ist eben immer nur:

vollkommen, kanongemäss, regelrecht, morphologisch richtig, oder wie man sie nennen mag — aber noch nicht „schön". Ob sie auch für „schön" gehalten, ob sie „Gefallen" erregen wird, das hängt ja gar nicht direkt von der Darstellung ab, sondern direkt nur vom nervösen Centralorgan des beschauenden Individuum.

Wir brauchen die Aufstellung der Objektsbedingungen in morphologischer und materialer Begründung und müssen sie haben; aber nicht als Schönheitsbedingungen, sondern als die Konstanten, welche uns für alle Wertschätzungen den Massstab abgeben müssen. In diesem Sinne haben die Untersuchungen des Verfs., besonders im zweiten Teile, immerhin ihren Wert.

München. FR. CARSTANJEN.

Lipps, Professor **Theodor**, Grundzüge der Logik. 233 S. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1893.

In einem ganz engen Rahmen und demgemäss in sehr gedrängten Umrissen enthalten diese Grundzüge das gesammte Material der Logik und haben überdies den Stoff in freier und selbständiger Weise verarbeitet und in vielfacher Hinsicht bereichert und verfeinert. Gerne bestätigen wir daher dem Verf. seine Aussage: „dass jedes Wort des Buches wohl bedacht sei", und ferner hoffen wir, sein Wunsch werde in Erfüllung gehen, dass der Grundriss theils die Aufmerksamkeit der Logiker fessle, theils und vor Allem das Nachdenken der jüngern Kräfte wecke und befruchte. Bei diesen allgemeinen Versicherungen und aufrichtigen Wünschen muss es nun aber sein Bewenden haben. Der Stoff der Logik ist bekannt, und wollten wir uns über eine derartig concentrirte Neubearbeitung eines bekannten Stoffes eingehender verbreiten, was bliebe da anderes übrig, als dass wir mit einer Kritik einsetzten; und dies nicht allein hinsichtlich der Grundbegriffe der Logik, sondern ebensowohl der Erkenntnisstheorie und Metaphysik: denn so weit hat Verf. seine Grundzüge entfaltet und mit diesem Geiste hat er sie gespeist. Hierzu jedoch fühlen wir uns nicht veranlasst; wir selbst würden uns einige Verlegenheit bereiten und dem Verf. wäre auch nicht gedient, wenn wir bekennen müssten: der Logik im Sinne einer selbständigen Wissenschaft lässt sich ein für alle Mal mit nichts aufhelfen, nicht mit der gründlichsten, und mit der wissenschaftlich-scharfsinnigsten Reform erst recht nicht, auf welche es Verf. denn doch schliesslich abgesehen hat.

Bern. R. WILLY.

Selbstanzeigen.

Vorbrodt, Gustav, Psychologie des Glaubens, zugleich ein Appell an die Verächter des Christenthums unter den wissenschaftlich interessierten Gebildeten. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1895. XXX, 258 S. gr. 8°. M. 6.—.

Zwar ist die Tendenz des Buches theologisch, dennoch dürfte die Philosophie, speciell die Psychologie für dasselbe in besonderer Weise interessirt sein, nicht nur da hier versucht ist, den religiösen Glauben auf eine solidere Grundlage als die übliche der schillernden Gefühle zu stellen, sondern auch da im Verlaufe der Untersuchung mannigfache Erörterungen von allgemeinerer Bedeutung für den Philosophen eingeflochten sind. Die Gefühle z. B., die ja immerhin im Glauben eine grosse Rolle spielen, sind scharf geschieden von dem Genusse, dem in Fortsetzung der Brentano'schen Eintheilungen psychischer Phänomene eine primäre Stellung zugewiesen wird; auch sonst musste den Gefühlen im Haushalte psychischen Daseins eine andere als die traditionelle Auffassung abgewonnen werden. Das Werthurtheil ferner ist der Theologie mit der philosophischen Ethik und Aesthetik gemeinsam; die Erkenntnissprobleme sind im religiösen Glauben sowohl schwierig und complicirt als auch eigenartig und kaum beachtet. Die Psychiatrie, die gerade von der psychologischen Theologie lernen und für dieselbe arbeiten kann, ist nicht unberücksichtigt geblieben. Wenn auch in Einzelheiten mehr ein Anlauf als ein Abschluss versucht wurde, so will das Buch doch allen denen entgegenkommen, welche die empirische Psychologie für die Philosophie der Zukunft, sowie für den Stoff allgemeiner Bildung anstatt der abgelebten Logik ansehen.

Zahlfleisch, Prof. **Johann**, „Eine neue Logik" und „Prolegomena zu einer neuen Logik." Linz, Commissionsverlag des Pressvereins. 1894. 4 u. 11 S. gr. 8°.

Die Wahrheit des Urtheils wird hier dadurch bestimmt, dass der Subjectsbegriff durch das Prädicat und umgekehrt seine Deutung erhält. Daher heisst in der „neuen Logik" das Urtheil „die Eiche ist ein Baum" eigentlich soviel als „die Baumeiche ist ein Eichbaum" (EB = BE). Durch diese Identität

ist die Möglichkeit geboten, nach allgemeinen (mathematischen) Axiomen Ober- und Untersatz zu vergleichen, wie z. B.
$B_O = O_B$ (= „Bäume sind Organismen")
$E_B = B_E$ oder $E_{BO} = B_{EO}$ zus. m. d. ähnl. veränd. Obersatze:

$$\frac{B_{OE} = O_{BE}}{E_{BO} = O_{BE}}$$ = „die Eiche ist ein Org."

Nimmt man dazu die durch Subtraction entsprechend umgestalteten Aristotelischen Formeln $A < B$, $\frac{1}{A} < B$, $A < -B$, $\frac{1}{A} < -B$, wobei (homolog) $A = B - b$, $\frac{1}{A} + a = B$, $A = (-B) - b$, $\frac{1}{A} + a = -B$, sodass z. B. die Formel $\frac{1}{E} < B$, wie sie ARISTOTELES aufstellt, zu lauten hätte $(E - e)_B = B_{(E-e)}$, weil die $E - e$ als Bäume und die B als Eichen, wenn auch nicht als Eichen schlechthin, sondern nach dem vorliegenden Urtheil als „einige Eichen" $\left(\frac{1}{E}\right)$ bezeichnet werden müssen, dann könnte man, die sämtlichen Arten der particulären Urtheile + und — Art zurückführen auf Subtractionsformeln.

Daraus dürfte sich von selbst ergeben, dass die Formel eines Schlusses vermöge der Anwendung der Axiome (insbesondere des Satzes: „Gleiche Veränderungen an Gleichem vorgenommen") sich sehr einfach gestaltet, und da nur die 4 Fälle oder eigentlich (bei weniger bedeutungsvollen Beispielen) nur die 3: $S_w = W_S$

$$(S - s)_w = W_{(S-s)}$$
$$(H - h)_{(B-r)} = (R - r)_{(H-h)}$$

für die Quantität und Qualität der Urtheile in Betracht kommen, also im ganzen 6 (da auch gilt $S_w = -W_S$ u. s. w.), so wäre die ganze Logik auf 8, beziehungsweise 6 Formeln zurückgeführt.

Philosophische Zeitschriften.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. (Leipzig, Pfeffer.)

Band 104, Heft 1: E. KOENIG: Ueber die letzten Fragen der Erkenntnistheorie etc. II. — J. KOLUBOWSKY: Die Philo-

sophie in Russland. — FR. JODL: Jahresbericht über Erscheinungen der anglo-amerik. Litt. aus der Zeit von 1891—1892. — Recensionen: Schmidkunz; E. Reich; Brentano; von Lind.

Heft 2: A. DÖRING: Das Weltsystem des Parmenides. — J. KOLUBOWSKY: Die Philosophie in Russland. (Schluss.) — G. GLOGAU: Kurze Kennzeichnung meines philos. Standpunktes. — A. LASSON: Jahresbericht über Erschgn. der philos. Litt. in Frankreich aus den Jahren 1891—1893. — Recensionen: Ed. Grimm; Kiefl; Frohschammer; Pudor; Sommer; Grupp; Baumann; Koeber; Gegen den Materialismus, 4 u. 5; Böhmel; Kuhlenbeck; Von der Notwendigkeit der Unterschiede menschl. Handelns; Gallwitz; Groos; Diez; Rickert.

Band 105, Heft 1: W. ENOCH: Zur Systematik des Gefühls. — A. DÖRING: Das Weltsystem des Empedokles. — J. UEBINGER: Die philos. Schriften des Nikolaus Cusanus. II. — A. C. ARMSTRONG jun.: Die Philosophie in den Vereinigten Staaten. — Recensionen: Wundt; E. L. Fischer; Fr. Schultze; Kirchner; Ch. Féré; Queyrat; Souriau; K. Fischer; Falkenheim; Dinger.

Zeitschrift für Psychologie u. Physiologie der Sinnesorgane. (Hamburg u. Leipzig, L. Voss.)

Band 8, Heft 3 u. 4: A. HÖFLER: Psychische Arbeit. (Schluss.) — W. LEWY: Experim. Untersuchungen über das Gedächtnis. — Litteraturbericht.

Heft 5: TH. LIPPS: Zur Lehre von den Gefühlen, insbesondere den ästhet. Elementargefühlen. I. — S. LANDMANN: Der Lasèguesche Symptomenkomplex. — A. KÖNIG: Ueber die Anzahl der unterscheidbaren Spektralfarben u. Helligkeitsstufen. — Litteraturbericht.

Archiv für Geschichte der Philosophie. (Berlin, G. Reimer.)

Band 8, Heft 2: E. ZELLER: Zu Anaxagoras. — G. GLOGAU: Gedankengang von Platons Gorgias. — E. ARLETH: Die Lehre des Anaxagoras vom Geist u. der Seele. — J. UEBINGER: Der Begriff docta ignorantia in seiner geschichtl. Entwicklung. — P. BARTH: Zu Hegel's u. Marx's Geschichtsphilosophie. — Jahresbericht.

Archiv für systematische Philosophie. (Berlin, G. Reimer.)

Band 1, Heft 1: E. ZELLER: Ueber Metaphysik als Erfahrungswissenschaft. — B. ERDMANN: Zur Theorie der Beobachtung. I. — G. SIMMEL: Ueber eine Beziehung der Selectionslehre zur Erkenntnistheorie. — K. LASSWITZ: Ueber psycho-

physische Energie und ihre Factoren. — P. NATORP: Grundlinien einer Theorie der Willensbildung. I. — Jahresbericht.

Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik. (Langensalza, H. Beyer & Söhne.)

Jahrg. 2, Heft 1: O. FLÜGEL: Zur Religionsphilosophie u. Metaphysik des Monismus. (Schluss.) — O. FLÜGEL: Entgegnung. — R. HOCHEGGER: Ueber die Aufgabe des akad. Studiums etc. — A. RAUSCH: Oskar Jägers Gymnasialpädagogik. — Mitteilungen: Pädag. Strömungen in Württemberg; BUCHNER: Die Berliner Oktoberversammlung von Lehrern u. Lehrerinnen an höheren Mädchenschulen; Naturwiss. u. pädag. Ferienkurse in Jena. - Besprechungen: Lavollée; Fouillée; v. Eicken; Caird; Nerrlich; Annuaire de l'enseignement élémentaire en France.

Revue Philosophique de la France et de l'Étranger. (Paris, Alcan.)

Jahrg. 20, Heft 1: J. SOURY: La vision mentale (1[er] article, avec fig.). — L. DAURIAC: Psychologie du musicien. III. De l'intelligence musicale et de ses conditions subjectives. — SCHINK: Morale et déterminisme. — BELOT: Science et pratique sociales d'après des publications récentes (1[re] partie). — Analyses etc.: Farges; Danville; Pilo; Fano; Bidez.

Heft 2: E. DURKHEIM: L'enseignement philosophique et l'agrégation de philosophie. — G. TARDE: Criminalité et santé sociale. — J. SOURY: La vision mentale (fin). — BELOT: Science et pratique sociales d'après des publications récentes (2[e] et dernière partie). — Analyses etc.: Alimena; Mac Donald; Dewaule; Spaulding; R. Lehmann; Fromm; Pesch; Raymond. V. Henri: Enquête sur les premiers souvenirs d'enfance.

Heft 3: M. BERNÈS: Sur la méthode de la sociologie. I. — L. DAURIAC: La psychologie du musicien. IV. De l'Intelligence musicale et de ses conditions objectives. — DUGAS: Recherches expérimentales sur les différents types d'images. — Analyses etc.: Boirac; de Roberty; E. Mach; Spencer; Alaux; L. Tolstoï; Salter; Samson-Himmelstjerna; A. Binet; Ladd; Bataillon; Campbell-Fraser; Hérold.

Revue de Métaphysique et de Morale. (Paris, Hachette et Cie.)

Jahrg. 3, Heft 1: A. SABATIER: De l'orientation de la méthode en évolutionnisme. — L. WEBER: Remarques sur le problème de l'instinct. — CRITON: Troisième dialogue philos.

entre Eudoxe et Ariste. — Discussions: G. Frege: Le nombre entier. — Études critiques: Ch. Andler: De quelques livres nouveaux sur le Spinozisme: Brunschvicg; Delbos. — A. Darlu: Réflexions d'un philosophe sur une question du jour: l'impôt progressif sur les successions.

Revue Néo-Scolastique. (Louvain, Uystpruyst.)

Jahrg. 2, Heft 1: A nos lecteurs. — D. Mercier: La théorie des trois vérités primitives. — V. Brants: Fragments d'économie politique du moyen âge. — J. De Coster: Qu'est-ce que la pensée? (Suite.) — S. De Ploige: La théorie thomiste de la propriété. — Mélanges etc.: E. Crahay: La réglementation du travail en Suisse. — La protection des ouvrières dans le canton de Zürich; M. De Wulf: L'enseiguement de la philosophie en France et en Allemagne. — Bulletin de l'Institut Supérieur de philosophie. — Comptes-rendus: Ferreira; Schiltz; Du Roussaux; Ter Haar.

Mind. (London, Williams and Norgate.)

N. 5, Heft 12: Sidgwick: A dialogue on time and common sense. — A. F. Shand: An analysis of attention. — S. H. Mellone: Psychology, epistemology, ontology, compared and distinguished. — W. R. Sorley: The philosophy of Lord Herbert of Cherbury. — J. Ward: Assimilation and association (II). — Discussion: Pleasure-Pain: H. R. Marshall. — Critical notices: Fraser; Erhardt; Kidd.

Heft 13: F. H. Bradley: What do we mean by the intensity of psychical states? — R. Wallaschek: On the difference of time and rhythm in music. — F. C. S. Schiller: The metaphysics of the time-process. — W. G. Smith: The relation of attention to memory. — E. B. Titchener: Simple reactions. — W. Carlile: Reality and causation. — Discussions: The physical basis of emotion, a reply: D. Irons; The theory of justice: T. Whittaker. — Critical notices: W. Wallace; Ladd; H. Hughes; Max Heinze.

The Monist. (Chicago, The Open Court Publishing Co.)

Band 5, Heft 2: G. J. Romanes: Longevity and death. (A posthum. essay.) — Ed. Montgomery: To be alive, what is it? — Fr. E. Abbot: The advancement of ethics. — M. D. Conway: Ought the United States Senate to be reformed? — L. F. Ward: The natural storage of energy. — Christian missions: a triangular debate: J. M. Thoburn, V. R. Gandhi,

P. Carus. Discussions: Mind not a storage of energy: P. Carus. — Book reviews: Oldenberg; Sayce; Lockyer; Osborn; Willey; Fawcett. — Appendix: De rerum natura. Transl. from the German by Ch. A. Lane.

The American Journal of Psychology. (Worcester, Mass., J. H. Orpha).

Band 6, Heft 4: G. W. A. Luckey: Comparative observations on the indirect color range of children, adults, and adults trained in color. — Minor studies from the Psychol. Laboratory of Cornell University; E. B. Titchener: Taste dreams; R. Watanabe: On the quant. determination of an optical illusion; C. S. Parrish: The cutaneous estimation of open and filled space. — C. F. Hodge and H. A. Aikins: The daily life of a protozoan: a study in comparative psycho-physiology. — Minor studies from the Psychol. Laboratory of Clark University: C. Miles: A study of individual psychology; A. H. Daniels: The memory after-image and attention; A. J. Hamlin: On the least observable interval between stimuli addressed to disparate senses and to different organs of the same sense; E. C. Sanford: Notes on new apparatus. — A. F. Chamberlain: on the words for «anger» in certain languages; a study in linguistic psychology. — Ed. C. Sanford: A laboratory course in physiolog. psychology; the visual perception of space. — Proceedings of the third annual meeting of the American Psychological Association at Princeton. — Psychol. Literature.

International Journal of Ethics. (Philadelphia, Int. Journal of Eth.)

Band 5, Heft 2: C. D. Wright: The significance of recent labor troubles in America. — J. E. Mc. Taggart: The necessity of dagma. — W. D. Morrison: The juvenile offender, and the conditions which produce him. — W. Smith: The teleology of virtue. — T. Gavanescul: The altruistic impulse in man and animals. — A. Flexner: Matthew Arnold's poetry from an ethical standpoint. — Discussions: «Rational Hedonism»: J. S. Mackenzie and E. E. C. Jones; Mr. Bradley on punishment: H. Rashdall. — Book reviews: Thompson; Robertson; Bryant; Br. Wille; Sterrett; Spinoza; Ardigò; Fowler and Wilson; T. H. Huxley; Flint; L. Tolstoi; Revue de Métaphysique; Learned.

The Philosophical Review. (Boston, Ginn & Company.)

Band 4, Heft 1: S. W. Dyde: Evolution and development. — S. E. Mezes: Pleasure and pain defined. — S. H. Mellone: The method of idealist ethics. — E. B. Titchener: Affective memory. — Reviews of books: Seth; Kidd; Osborn; Creighton and Titchener (Wundt).

The Psychological Review. (New-York, Macmillan and Co.)

Band 1, Heft 2: G. St. Fullerton: The psychological standpoint. — J. Royce: The case of John Bunyan (II.) — J. Jastrow: Community and association of ideas: A statistical study. — C. S. Dolley and J. M. Cattell: Reaction-times and the velocity of the nervous impulse. — Discussions: Color-sensation theory: Ch. L. Franklin. — Herr Lasswitz on energy and epistemology: G. H. Mead. — Psychol. literature.

Heft 3: A. T. Ormond: Freedom and psycho-genesis. — J. Royce: The case of John Bunyan (III.) — H. M. Stanley: A study of fear as primitive emotion. — J. H. Hyslop: Experiments in space perception (I.) — J. M. Baldwin: Personality-suggestion. — Shorter contributions: W. O. Krohn: Sensation-areas and movement. — E. W. Scripture: Adjustment of simple psychological measurements. — Discussion: A. H. Lloyd: Judgment as "the collective becoming abstract". — Psychol. literature.

Heft 4: A. Binet: Reverse illusions of orientation. — G. T. Ladd: Direct control of the retinal field. — J. Jastrow: Psychological notes on H. Kellar. — J. M. Baldwin: Psychology past and present. — Discussions: G. Fr. Ladd: Is psychology a science? — C. L. Franklin: The bearing of the after-image. — Psychol. literature.

Heft 5: Studies from the Harvard Psychological Laboratory (II): H. Münsterberg and W. W. Campbell: The motor power of ideas; J. Bigham: Memory (II); H. Münsterberg and A. H. Pierce: The localisation of sound; M. W. Calkins: Association (I); E. Pierce: Aesthetics of simple forms. — A. C. Armstrong jr.: The imagery of American students. — L. Witmer: The pendulum us a control-instrument for the Hipp chronoscope. — Discussion: W. James: The physical basis of emotion. — Psychol. literature.

Heft 6: J. Dewey: The theory of emotion: (I.) Emotional attitudes. — C. L. Dana: The study of a case of amnesia or 'double consciousness'. — J. H. Hyslop: Experiments in space

perception (II.) — E. A. Kirkpatrick: An experimental study of memory. — Discussion: J. M. Baldwin: The origin of emotional expression. — Psychol. literature.

Band 2, Heft 1: C. Stumpf: H. v. Helmholtz and the new psychology. — J. Dewey: The theory of emotion (II.): The significance of emotions. — M. A. Starr: The muscular sense and its location in the brain cortex. — G. W. Fitz: A location reaction apparatus. — Discussions: P. Shorey: Mind and body; H. M. Stanley: Attention as intensifying sensation; H. R. Marshall: Pleasure-pain and emotion; E. B. Titchener: A comment. — Psychol. literature.

Rivista Italiana di Filosofia. (Roma, Tipogr. G. Balbi.)

Jahrg. 10, Band 1, Heft 1: L. Ferri: L'insegnamento della filosofia e l'educazione pubblica. — R. Bobba: L'ultima critica di Ausonio Franchi. — N. Fornelli: Sulla interpretazione psicologica del giuoco. — L. Ambrosi: La dottrina dell' immaginazione in S. Agostino. — N. R. D'Alfonso: La personalità di Amleto. — Bibliografia: N. Fornelli; De Broglie. — Boll. filos. e ped.: Cantoni; Marchesini; J. S. Blakie; Valdarnini; Traglia; Tarozzi; Raschi; S. Rubinstein; Fullerton; Herbart; Berkeley; Aréat; Conta; Novicow. — Boll. lett.: Antognoni; Cocchia.

Heft 2: S. Ferrari: R. Seydel e la sua opera postuma sulla Filosofia della Religione. — F. C. Suriani: La dottrina dell' induzione secondo un'opera recente del Prof. Benzoni. — M. Novaro: Il concetto di infinito e il problema cosmologico. — La filosofia nel Liceo Cantonale in Lugano. — Bibliografia: G. Sergi; F. Maltese; C. Durkheim. — Boll. filos. e ped.: Dejob; Martinazzoli e Credaro; Thomas; Tarozzi; E. L. Fischer; D'Alfonso; J. Izoulet; De Greef; Icard; Dugas; Crépieux-Jamin; Dumas; Salvadori; Lilla; Zuccante; F. Ferri; Dandolo; Felici; De Nardi; Strazzeri. — Boll. lett.: Costa; Pennisi-Mauro; Rossi.

Bibliographische Mittheilungen.

Addison, Selected Essays, Ethical and Religions. Contributed to the *Spectator*. With some Account of his Life and the Testimony of Distinguished Writers. 16mo, pp. 230. Bagster. Sh. 1.

Ambrosi, L., La dottrina del sentimento nella storia della filosofia. Roma. 8.° p. 70. L. 1.50.

Amelineau, E., Le Nouveau traité gnostique de Turin. In-12. Fr. 1.—.

Arréat, Lucien, Mémoire et imagination. (Peintres, musiciens, poètes et orateurs.) In-12. Fr. 2.50.

Ausblicke und Hoffnungen, ethische. Eine Sammlg. der Vorträge u. Erörtergn., welche im Aug. 1893 zu Eisenach stattgefunden unter Beteiligg. v. Dr. Couplan, Proff. A. Döring, Wilh. Foerster u. A. Hrsg. v. Gust. Maier. 2. (Titel-)Ausg. (v.: Zusammenkunft, die Eisenacher, zur Förderg. u. Ausbreitg. der eth. Bewegg.). gr. 8°. (IV, 327 S.) Berlin, Deutsche Gesellschaft f. eth. Kultur. M. 3.—.

Aveling, Dr. Edward, Die Darwin'sche Theorie. 2. Aufl. 8°. (VI, 272 S. m. Bildnis u. 14 Fig.) Stuttgart, J. H. W. Dietz. M. 1.50.

Backhaus, Wilh. Eman., Sittliche od. ästhetische Weltordnung? Eine Abhandlg. gr. 8°. (III, 92 S.) Braunschweig, A. Limbach. M. 1.80.

Balawelder, Ant., Abstammung des Allseins. gr. 8°. (35 S. m. 2 Taf.) Wien, R. v. Waldheim. M. 1.50.

Barlet et Lejay, Synthèse de l'esthétique. La Peinture. In-8. Fr. 1.25.

Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Texte u. Untersuchungen. Hrsg. v. Prof. Dr. Clem. Baeumker. 1. Bd. 4. Hft. gr. 8°. Münster, Ascheudorff.

4. Avencebrolis (Ibn Gebirol) fons vitae ex arabico in latinum translatus ab Johanne Hispano et Dominico Gundissalino. Ex codicibus Parisinis, Amploniano, Columbino primum ed. Clem. Baeumker. Fasc. III. (XIX u. S. 211–551. M. 10.75.

Benzoni, R., L'induzione: critica, psicologia e logica. Parte II e III (Psicologia e logica). Genova. 8.° p. 218. L. 5.—.

Berkeley, Œuvres choisies de Berkeley, traduites de l'anglais par G. Beaulavon et D. Parodi. Tome I. Essai d'une nouvelle théorie de la vision. Dialogues entre Hylas et Philonous. In-8. Fr. 5.—.

Bezold, Wilh. v., Hermann v. Helmholtz. Gedächtnissrede. Mit 1 Portr. nach e. Oelgemälde von Frz. v. Lenbach. gr. 8°. (31 S.) Leipzig, J. A. Barth. M. 1.50.

Bibliographie der psycho-physiologischen Litteratur des J. 1893. [Aus: „Zeitschr. f. Psychologie u. Physiologie der Sinnesorgane".] gr. 8°. (S. 433—510.) Hamburg, L. Voss. M. 1.50.

Bibliothek, Cotta'sche, der Weltlitteratur. 247. Bd. 8°. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. M. 1.—.

247. Arth. Schopenhauer's sämtliche Werke in 12 Bdn. Mit Einleitg. v. Dr. Rud. Steiner. 4. Bd. (346 S.)

Bie, Osc., Zwischen den Künsten. Beiträge z. modern. Aesthetik. [Aus: „Neue deutsche Rundschau".] Lex.-8°. (108 S.) Berlin, S. Fischer, Verl. M. 2.—.

Böhmer, Gust., Ethische Essays. II. u. III. gr. 8°. München, F. Bassermann. à M. —.60.

II. Liebe und Ehrgefühl. (XI, 17 S.) — III. Die glücklichsten Menschen. (XI, 24 S.)

Bourneville, Recherches cliniques et thérapeutiques sur l'épilepsie, l'hystérie, l'idiotie et l'hydrocéphale. Compte

rendu du service des enfants idiots, épileptiques et arriérés de Bicêtre pendant l'année 1893. Avec la collaboration de MM. Boncourt, Cornet, Lenoir, Jules Noir et P. Sollier. Tome XIV. In-8 avec 89 fig. Fr. 7.—.
Publications du Progrès médical.

Broglie, l'abbé de, **La Réaction contre le positivisme.** In-12. Fr. 3.50.

Brugmann, Karl, Die Ausdrücke f. den Begriff der Totalität in den indogermanischen Sprachen. Eine semasiologisch-etymolog. Untersuchg. Progr. gr. 4°. (III, 80 S.) Leipzig, A. Edelmann. M. 2.—.

Busse, Dr. **Kurt, Herbert Spencers Philosophie der Geschichte.** Ein Beitrag zur Lösg. sociolog. Probleme. gr. 8°. (IV, 114 S.) Leipzig, G. Fock. M. 1.20.

Calderwood, H., Vocabulary of Philosophy and Students' Book of Reference. On the Basis of Fleming's Vocabulary. Cr. 8vo, pp. 356. C. Griffin and Co. Sh. 10/6.

Caspari, Prof. Dr. **O., Hermann Lotze in seiner Stellung zu der durch Kant begründeten neuesten Geschichte der Philosophie u. die philosophische Aufgabe der Gegenwart.** Eine kritisch-histor. Studie 2. Aufl. gr. 8°. (VII, 160 S.) Breslau, E. Trewendt. M. 4.—.

Conta, Basile, Théorie de l'ondulation universelle. Essais sur l'évolution. Traduction et notice biographique par D. Rosetti Tescanu. In-8. Fr. 3.75.

Dallemagne, le Dr. **J., Dégénérés et déséquilibrés.** Gr. in-8. (Bruxelles.) Fr. 12.—.

De Negri, F., Discorso filosofico sopra la storia della letteratura italiana. Pisa. 8.° p. 102. L. 1.25.

Dietzgen, J., Das Acquisit der Philosophie und Briefe über Logik, speziell demokratisch proletar. Logik. 8°. (VI, 232 S. m. Bildnis.) Stuttgart, J. H. W. Dietz. M. 1.50.

Diogenis Laertii de vitis philosophorum libri X cum indice rerum. Ad optimorum librorum fidem accurate editi. Editio ster. C. Tauchnitii. Nova impressio. 2 tomi. 16°. (296 u. 282 S.) Leipzig, O. Holtze's Nachf. à M. 1.50.

Drude, P., Die Theorie in der Physik. Antrittsvorlesung. gr. 8°. (15 S.) Leipzig, S. Hirzel. M. —.80.

Dubois, Milit.-Arzt **Eug., Pithecanthropus erectus.** Eine menschenähnl. Uebergangsform aus Java. gr. 4°. (III, 39 S. m. 3 Fig., 2 farb. Taf. u. 2. Bl. Erklärgn.) Batavia. (Haag, M. Nijhoff.) M. 6.50.

Dühring, Dr. **E., Der Werth des Lebens.** Eine Denkerbetrachtg. im Sinne heroischer Lebensauffassg. 5. Aufl. gr. 8°. (XII, 409 S.) Leipzig, O. R. Reisland. M. 6.—.

Dumas, G., Les États intellectuels dans la mélancolie. In-12. Fr. 2.50.

Durkheim, Emile, Les Règles de la méthode sociologique. In-12. Fr. 2.50.

Ehrhardt, Doc. Lic. **Eug., Der Grundcharakter der Ethik Jesu im Verhältniss zu den messianischen Hoffnungen seines Volkes und zu seinem eigenen Messiasbewusstsein.** gr. 8°. (VI, 119 S.) Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. M. 2.—.

Eisler, Dr. Rud., Die Weiterbildung der Kant'schen Aprioritätslehre bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zur Geschichte der Erkenntnistheorie. gr. 8°. (VIII, 88 S.) Leipzig, W. Friedrich. M. 1.80.

Ferri, Deput. Prof. **Enrico, Socialismus u. moderne Wissenschaft (Darwin-Spencer-Marx).** Uebers. u. ergänzt v. Dr. Hans Kurella. 8°. (XIV, 169 S.) Leipzig, G. H. Wigand. M. 1.50.

Filkuka, Dr. **Lambert, Die metaphysischen Grundlagen der Ethik bei Aristoteles.** gr. 8°. (IV, 138 S.) Wien, C. Konegen. M. 3.—.

Fischer, Kuno, Geschichte der neueren Philosophie. Neue Gesammtausg. 6. Bd. 2. Hälfte. gr. 8°. Heidelberg, C. Winter. 6. II. Friedrich Wilhelm Joseph Schelling. (1. Buch: Schelling's Leben u. Schriften. 2. Buch: Schelling's Lehre.) 2. Aufl. 2. Hälfte. (XXXII u. S. 401—832.) M. 12.—.

Forel, Prof. **Aug., Gehirn u. Seele.** Ein Vortrag. 3. Aufl. gr. 8°. (32 S.) Bonn, E. Strauss' Verl. M. 1.—.

Foerster, Dr. **Frdr. Wilh., Ethische Aufgaben in der sozialen Bewegung.** gr. 8°. (24 S.) Berlin, F. Dümmler's Verl. M. —.50.

Friedländer, Dr. **Jul., Spinoza e. Meister der Ethik.** Nach e. Vortrage. gr. 8°. (31 S.) Berlin, C. R. Dreher. M. —.50.

Fuchs, Assist. Dr. **Sigm., Ueb. den zeitlichen Verlauf des Erregungsvorganges im marklosen Nerven.** [Aus: „Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wiss."] Lex.-8°. (84 S. m. 2 Fig. u. 3 Taf.) Wien, F. Tempsky. M. 1.80.

Gericke, Zum Gedächtnis Herders. Ein Vortrag, geh. in der Loge „Friedrich zur ernsten Arbeit" in Jena. gr. 8°. (32 S.) Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt. M. —.50.

Glossner, Dr. **M., Der spekulative Gottesbegriff in d. neueren und neuesten Philosophie.** gr. 8°. (80 S.) Paderborn, F. Schöningh. M. 1.80.

Grashey, Hirt, Proff., Frhr. v. **Schrenck-Notzing,** Prof. **Preyer,** DD., **Der Prozess Czynski.** Thatbestand desselben und Gutachten üb. Willensbeschränkg. durch hypnotisch-suggestiven Einfluss, abgegeben vor dem oberbayer. Schwurgericht zu München. gr. 8°. (III, 102 S.) Stuttgart, F. Enke. M. 1.50.

Gunkel, Prof. **Herm., Schöpfung u. Chaos in Urzeit u. Endzeit.** Eine religionsgeschichtl. Untersuchg. üb. Gen. 1 u. Ap. Joh. 12. Mit Beiträgen v. Prof. Heinr. Zimmern. gr. 8°. (XIV, 431 S.) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. M. 10.—.

Haeckel, Ernest, Monism as Connecting Religion and Science: The Confession of Faith of a Man of Science. Trans. from the German by J. Gilchrist. 8vo, pp. viii—117. A. and. C. Black. Sh. 1/6.

— —, **Systematische Phylogenie.** Entwurf. e. natürl. Systems der Organismen auf Grund ihrer Stammesgeschichte. 1. Thl. A. u. d. T.: Systematische Phylogenie der Protisten u. Pflanzen. 1. Thl. des Entwurfs e. systemat. Stammesgeschichte. gr. 8°. (XV, 400 S.) Berlin, G. Reimer. M. 10. .

Hasse, Geh. Med.-R. Dir. Prof. Dr. **C., Hand-Atlas der sensiblen u. motorischen Gebiete der Hirn- u. Rückenmarksnerven.** gr. 8°. (36 farb. Taf. m. 6 Bl. Text.) Wiesbaden, J. F. Bergmann. M. 12.60.

Hélion, Sociologie absolue. Les Principes, les lois, les faits, la politique et l'autorité. In-8. Fr. 3.—.

Herbart, Prof. **Joh. Frdr.**, **Allgemeine Pädagogik, aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet.** Neue bill. Ausg. gr. 8°. (136 S.) Leipzig, Siegismund & Volkening. M. 1.20.

Hermann, Geh. Med.-R. **L.**, u. **P. Volkmann**, Proff. DD., **Hermann v. Helmholtz. Reden.** [Aus: „Schriften d. physikal.-ökonom. Gesellsch. zu Königsberg".] gr. 4°. (24 S.) Königsberg, W. Koch. M. —.80.

Hiller, H. C., Rhythmic Heredity: Matter a Property of Energy. Cr. 8vo. Williams and Norgate. Sh. 7/6.

Hirsch, Dr. **Max**, **Der Hypnotismus und seine Heilwirkung.** Ein Wort zur Aufklärg. gr. 8°. (48 S.) Berlin, H. Brieger. M. 1.—.

Höfler, Prof. Dr. **A.**, **Psychische Arbeit.** [Aus: „Zeitschr. f. Psychologie u. Physiologie der Sinnesorgane".] gr. 8°. (III, 129 S.) Hamburg, L. Voss. M. 3.50.

Hontheim, Jos., S. J., Der logische Algorithmus in seinem Wesen, in seiner Anwendung u. in seiner philosophischen Bedeutung. gr. 8°. (V, 54 S.) Berlin, F. L. Dames. M. 2.—.

Ihering, Rud. v., Der Kampf um's Recht. 11. Aufl. gr. 8°. (XIX, 98 S.) Wien, Manz. M. 1.50.

Keppler, Prof. Dr. **Paul**, **Das Problem des Leidens in der Moral.** Eine akadem. Antrittsrede. gr. 8°. (58 S.) Freiburg i. B., Herder. M. 1.—.

Kirn, Prof. Dr. **Otto**, **Schleiermacher u. die Romantik.** gr. 8°. (40 S.) Basel, R. Reich. M. —.80.

Kleffler, H., Philosophie du sens commun. Science et conscience, ou Théorie de la force progressive. Tome II. L'Esprit de la loi. In-8. Fr. 4.—.

Kralik, Rich., Weltweisheit. Versuch e. Systems der Philosophie in 3 Büchern. II. 12°. Wien, C. Konegen.

II. Weltgerechtigkeit. Versuch einer allgemeinen Ethik. (VII, 198 S.) M. 4.–.

Kretzer, Lic. Dr. **Eug.**, **Friedrich Nietzsche.** Nach persönl. Erinnerungen u. aus seinen Schriften. gr. 8°. (38 S. m. Bildnis in Fksm.) Frankfurt a. M., Kesselring. M. 1.20.

Kries, Dir. Dr. **J. v.**, **Ueber den Einfluss der Adaptation auf Licht- u. Farbenempfindung u. üb. die Funktion der Stäbchen.** [Aus: „Berichte d. naturforsch. Gesellsch. zu Freiburg i. B."] gr. 8°. (14 S.) Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. M. —.50.

Kurtz, Herm., Adam und die menschliche Urheimath. Eine anthropolog. Skizze. gr. 8°. (45 S.) Hannover, F. Rehtmeyer. M. 1.—.

Ladd, G. G., Primer of Psychology. Cr. 8vo, pp. 218. Longmans. Sh. 5/6.

Lauterburg, Ed., Glaubens- und Sittenlehre zum inwendig lernen. 8°. (V, 56 S.) Zürich, Verlags-Magazin. M. —.60.

Lewins, R., Life and Mind; or, The Basis of Modern Medicine (Materialism). Edit. by W. S. Ross. Cr. 8vo. Stewart. Sh. 1.

Lombroso, Cesare, Die Anarchisten. Eine kriminalpsycholog. u. sociolog. Studie. Nach der 2. Aufl. des Originals deutsch hrsg. v.

Dr. Hans Kurella. gr. 8°. (VIII, 139 S. m. 5 Abbildgn. u. 1 farb. Taf.) Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei. M. 5.—.

Lotze, Herm., Grundzüge der Religionsphilosophie. Diktate aus den Vorlesgn. 3. Aufl. gr. 8°. (98 S.) Leipzig, S. Hirzel. M. 1.70.

Lubbock, Sir John, The Use of Life. Cr. 8vo, pp. 303. Macmillan. Sh 3/6.

Maack, Dr. Ferd., Geeinte Gegensätze. V. gr. 8°. Leipzig, Bacmeister.

V. Die mechanischen Gegensätze. (44 S. m. Fig.) M. —.60.

Macdonald, W. A., Science and Ethics: Being a Series of Six Lectures Delivered under the Auspices of the Natural Law Research League. Cr. 8vo, pp. vi—182. Swan Sonnenschein. Sh. 2/6.

Majorana, A., Teoria sociologica della Costituzione politica. 2.a ediz. Torino. 8.° p. 260. L. 5.—

Malfatti, E., Ipnotismo. Storia critica. Firenze. 16.° p. 106. L. 1.—.

Mandel, Pfr. Thdr. Heinr., Geist und Stoff. Sachliche u. krit. Bemerkungen zu des Herrn Dr. du Prel „Entdeckung der Seele". gr. 8°. (XI, 100 S.) Leipzig, O. Mutze. M. 2.—.

Marshall, C. F., Lectures on the Darwinian Theory. With 37 Illusts. mostly from Original Drawings and Photographs. 8vo, pp. 240. Nutt. Sh. 7/6.

Marx, Karl, Das Kapital. Kritik der politischen Oekonomie. 3. Bd., 2 Thle. Buch III. Der Gesammtprocess der kapitalistischen Produktion. Hrsg. v. Frdr. Engels. gr. 8°. (XXVIII, 448 u. IV, 422 S.) Hamburg, O. Meissner's Verl. M. 10.—.

Meinong, Alexius, Psychologisch-ethische Untersuchungen zur Werth-Theorie. gr. 8°. (X, 232 S.) Graz, Leuschner & Lubensky. M. 4.—.

Melzer, Dr. Ernst, Der Beweis für das Dasein Gottes u. seine Persönlichkeit m. Rücksicht auf die herkömmlichen Gottesbeweise. [Erweit. Sonderabdr. aus: „27. Bericht d. wissenschaftl. Gesellsch. Philomathie zu Neisse".] gr. 8°. (VII, 101 S.) Neisse, J. Graveur. M. 1.—.

Mielke, Diak. Gfr., Das System Albrecht Ritschl's, dargestellt, nicht kritisirt. gr. 8°. (60 S.) Bonn, A. Marcus. M. 1.20.

Mitteilungen d. Gesellschaft f. eth. Kultur. 2. Jahrg. 5. Hft. Berlin, Verl. d. Gesellsch. M. —.30.

Morgan, C. Lloyd, An Introduction to Comparative Psychology, with Diagrams. (Contemporary Science Series.) Cr. 8vo, pp. xiv—382. W. Scott. Sh. 6.

— —, **Psychology for Teachers.** With Preface by J. G. Fitch. Cr. 8vo, pp. 262. E. Arnold. Sh. 3/6.

Müller, Bischof ehem. Prof. Dr. Ernst, Theologia moralis. Ed. VII. Recognovit Geistl.-R. Sem.-Prof. Adph. Schmuckenschlaeger. Liber I et II. gr. 8°. (XXIV, 520 u. X, 600 S.) Wien, Mayer & Co. à M. 6.—.

Neujahrsblatt, hrsg. v. der naturforschenden Gesellschaft auf d. J. 1895. XCVII. 4°. Zürich, Faesi & Beer. M. 2.20.

Hermann v. Helmholtz. 31. Aug. 1821 bis 8. Septbr. 1894. Ein Nachruf v. Prof. Dr. J. Pernet. (36 S. m. 1 Bildnis.)

Nietzsche's, Frdr., Werke. 1. Abth. 2., 3., 7. u. 8. Bd. gr. 8°. Leipzig, C. G. Naumann.

2. 3. Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch f. freie Geister. 2. Bde. 4. Aufl. (418, XXIX u. 375, XXV S. m. 1 Fksm.) à M. 7.50. — 7. Jenseits v. Gut u. Böse. 5. Aufl. Zur Genealogie der Moral. 4. Aufl. (484 u. XV S.) M. 8.50. — 8. Der Fall Wagner. 3. Aufl. Götzen-Dämmerung. 3. Aufl. Nietzsche contra Wagner. Der Antichrist. — Gedichte. (VI, 378 u. XI S. m. 1 Fksm.) M. 8.50.

Ökonomie, die, des Geistes. gr. 8°. (36 S.) Wien, Manz. M. 1.—.

Osborn, H. F., From the Greeks to Darwin: An Outline of the Development of the Evolution Idea. Vol. I. (Columbia Univ. Biol. Series.) 8vo. Macmillan. Sh. 9.

Paulsen, Prof. **Frdr., Einleitung in die Philosophie.** 3. Aufl. gr. 8°. (XVI, 444 S.) Berlin, Besser. M. 4.50.

Pinloche, A., Herbart. Principales œuvres pédagogiques. (Pédagogie générale. Esquisse de leçons pédagogiques. Aphorismes et extraits divers.) Traduites et fondues en un seul volume. Gr. in-8. Fr. 7.50.

Travaux et Mémoires des facultés de Lille. Tome IV. Mémoire n° 15.

Pioger, le Dr. **J., La Vie Sociale. La Morale et le progrès. Essai de conception expérimentale.** In-8. Fr. 5.—.

Plato's Gorgias. With English Notes, Introduction and Appendix, by W. H. Thompson. Cr. 8vo, pp. 316. Bell and Sons. Sh. 6.

Post, Richter Dr. **Alb. Herm., Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz.** 2. Bd. Spezieller Tl. gr. 8°. (XV, 744 S.) Oldenburg, Schulze. M. 10.—.

Preyer, Prof. Dr. **W., Ein merkwürdiger Fall v. Fascination.** gr. 8°. (VII, 55 S.) Stuttgart, F. Enke. M. 1.20.

Proal, Louis, La Criminalité politique. In-8. Fr. 5.—.

Pudor, Heinr., Hohe Schule des Sinnenlebens. Beiträge zu derselben. I. Der Gefühls-, Geruchs-, Geschmackssinn. 12°. (54 S.) München, H. Pudor. M. 1.20.

Queyrat, Fr., L'Abstraction et son rôle dans l'éducation. Etude de psychologie appliquée. In-12. Fr. 2.50.

Rafner, Otto, Die sogenannte Sokratische Methode, dargestellt nach Xenophons Memorabilien u. auf deren Anwendung im Gymnasial-Unterrichte geprüft. Progr. gr. 8°. (27 S.) Stuttgart, Paul. (Klagenfurt, F. v. Kleinmayr.) M. 1.—.

Ramabai, Pundita. Eine Vorkämpferin der ind. Frauenbewegg. Aus dem Engl. frei bearb. von Marie v. Kraut. 8°. (84 S.) Halle, J. Fricke's Verl. M. —.75.

Ratto, L., Sociologia e filosofia del diritto. Torino. 8.° p. 180. L. 3.50.

Regnard, A., Etudes d'esthétique scientifique. La Renaissance du drame lyrique, 1600—1876. Essai de dramaturgie musicale. In-12. Fr. 2.—.

Reissig, Dr. **C., Liebe eine hypnotische Suggestion?** Mit besond. Berücksicht. des Prozesses Czynski-Zedlitz. 2. Aufl. gr. 8°. (71 S.) Leipzig, H. Barsdorf. M. 1.—.

Riehl, A., The Principles of the Critical Philosophy. Introduction to the Theory of Science and Metaphysics. Trans. by Arthur Fairbanks. 8vo, pp. 360. Paul, Trübner and Co. Sh. 9.

Ritschl, Otto, Ueber Werthurtheile. gr. 8°. (VII, 35 S.) Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. M. —.80.

Rohde, Dr. Frdr., Ueber den gegenwärtigen Stand der Frage nach der Entstehung und Vererbung individueller Eigenschaften und Krankheiten. Mit e. Vorwort des Hrn. Prof. Dr. Binswanger. gr. 8°. (X, 149 S.) Jena, G. Fischer. M. 3.—.

Rothe, Dr. A. v., Johann Wasilewitsch IV., genannt der Grausame. Eine psychiatr. Studie. [Aus: „Jahrbb. f. Psychiatrie".] gr. 8°. (64 S.) Wien, F. Deuticke. M. 1.50.

Sankaracharya, Tattwa Bodha (Daseinserkenntnis). Aus dem Sanskrit übers. v. F. Hartmann, M. D. 8°. (VI, 55 S.) Leipzig, W. Friedrich. M. 1.—.

Schoultz v. Ascheraden, Handelsk.-Sekr. Dr. **Max** Frhr., gen. de Terra, **Das Sittengesetz, ein Naturgesetz.** Vortrag. gr. 8°. (23 S.) Düsseldorf, A. Bagel. M. —.50.

Schultze, Prof. Dr. **Osk., Ueber die Bedeutung der Schwerkraft f. die organische Gestaltung, sowie üb. die m. Hülfe der Schwerkraft mögl. künstl. Erzeugung v. Doppelmissbildgn.** [Aus: „Verhandlgn. d. phys.-med. Gesellsch. zu Würzburg".] gr. 8°. (22 S.) Würzburg, Stahel. M. —.60.

Schüssler, Stadtr. **Hugo, Das Wesen der Welt.** gr. 8°. (47 S.) Cöpenick. Berlin, J. M. Spaeth. M. 1.20.

Séailles, Gabriel, Ernest Renan. Essai de biographie psychologique. In-12. Fr. 3 50.

Sédir, Paul, Les Tempéraments et la culture psychique, d'après Jacob Boehme. In-8. Fr. 1.—.
La Mystique Judéo-Chrétienne. II.

Spencer, Herbert, Le Rôle moral de la bienfaisance. Traduction de M. E. Castelot et E. Martin Saint-Léon. In-8. Fr. 9.—.
Fait partie de la Collection d'auteurs étrangers contemporains.

— — **System der synthetischen Philosophie.** X. Bd. II. Abtlg. gr. 8°. Stuttgart, E. Schweizerbart.
X. Die Principien der Ethik. Autoris. deutsche Ausgabe. Aus dem Engl. v. B. Vetter, fortgesetzt v. J. Vict. Carus. II. Abth. II. Thl.: Die Inductionen der Ethik. III.. Thl: Die Ethik des individuellen Lebens. (XIV u. S. 315—598.) M. 6.—.

— — **The Data of Ethics.** Cheap ed. 8vo, pp. 288. Williams and Norgate. Sh. 2/6.

— — **Weismannism Once More.** Reprinted from the Contemporary Review. With a Postscript. 8vo, pp. 24. Williams and Norgate. Sh. 1.

Stapfer, Paul, Montaigne. In-12. Fr. 2.—.
Fait partie de la collection Les Grands écrivains français.

Staub, Max, V. D. M., Das Verhältnis der menschl. Willensfreiheit zur Gotteslehre bei Martin Luther und Huldreich Zwingli. Diss. gr. 8°. (II, 131 S.) Zürich, E. Leemann. M. 3.—.

Stern, L. William, Die Wahrnehmung von Bewegungen vermittelst des Auges. [Aus: „Zeitschr. f. Psychologie u. Physiologie der Sinnesorgane".] gr. 8°. (68 S. m. 1 Fig.) Hamburg, L. Voss. M. 1.50.

Stieglitz, Thdr., Ueber den Ursprung des Sittlichen und die Formen seiner Erscheinung. gr. 8°. (X, 130 S.) Wien, F. Beck. M. 3.—.

Stoff, der ewige, allgegenwärtige und allvollkommene, der einzige mögliche Urgrund alles Seyns und Daseyns. Von e. freien Wandersmann durch die Gebiete menschl. Wissens, Denkens u. Forschens. 1. Bd. gr. 8°. (XII, 580 S.) Leipzig, Veit & Co. M. 7.50.

Strahan, S. A. K., Suicide and Insanity: A Psychological and Sociological Study. 2nd ed. Cr. 8vo, pp. 230. Swan Sonnenschein. Sh. 2/6.

Strazzeri, L., Saggio di filosofia sintetica. Parte I, vol. II (Filosofia teoretica). Terranova. 16.° p. 302. L. 3.—.

Tarde, G., La Logique sociale. In-8. Fr. 7.50.

Thirion, E., L'Individu. Essai de sociologie. In-12. Fr. 3.50.

Traglia, D'Antonio, Saggio di filosofia. I: Psicologia. Roma. 8.° pagine 212. L. 3.—.

Traité théorique et pratique du haschich et autres substances psychiques. Cannabis. Plantes narcotiques anesthésiques, opium, morphine, éther, cocaïne, etc. In-12. Fr. 3.—.

Verworn, Priv.-Doc. Dr. **Max, Allgemeine Physiologie.** Ein Grundriss der Lehre vom Leben. gr. 8°. (XI, 584 S. m. 270 Abbildgn.) Jena, G. Fischer. M. 15.—.

Volkelt, Prof. **Johs., Aesthetische Zeitfragen.** Vorträge. gr. 8°. (VIII, 258 S.) München, C. H. Beck. M. 4.50.

Volkmann Ritter v. Volkmar, weil. Prof. Dr. **Wilh., Lehrbuch der Psychologie vom Standpunkte des Realismus u. nach genetischer Methode.** Des Grundrisses der Psychologie 4. Aufl. Hrsg. v. Prof. Dr. C. S. Cornelius. 2. (Schluss-)Bd. gr. 8°. (V, 568 S.) Cöthen, O. Schulze, Verl. M. 10.—.

Vorträge, philosophische, hrsg. v. d. philosophischen Gesellschaft zu Berlin. III. Folge. 3. Hft. gr. 8°. Berlin, R. Gaertner.

3. Verdienst u. Gnade oder Ueber die Motive des Handelns. Von Dr. Geo. Ulrich. (III, 94 S.) M. 1.60.

Wilding, Dr. Graf **A., Lebensphilosophie.** Fremde u. eigene Betrachtgn. aus dem Leben eines modernen Stoikers. 16°. (109 S.) Frankfurt a. O., H. Andres & Co. M. 2.—.

Wort, das. Gott u. Mensch in freier Forschung. 3. Hft. gr. 8°. Leipzig, Bacmeister. à M. —.30.

3. Die praktische Nutzanwendung philosophischer Erkenntnis auf das tägliche Leben. Vortrag v. Cornelius Jacobs. (21 S.)

Wundt, W., Lectures in Human and Animal Psychology. Trans. from the 2nd German ed. by J. E. Creighton and E. B. Titchener. 8vo, pp. 446. Sonnenschein. Sh. 15.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Hrsg. von E. Frhr. v. Ungern-Sternberg u. Pfr. H. Dietz. 143. Hft. (XIX. Bd. 7. Hft.) gr. 8°. Stuttgart, Ch. Belser.

143. Arthur Schopenhauer nach seinem Charakter und seiner Stellung zum Christenthum. Von Schlosspred. Dr. Thdr. Simon. (47 S.) M. —.80.

Zeit- u. Streitfragen, pädagogische. Flugschriften zur Kenntnis der pädagog. Bestrebgn. der Gegenwart. Hrsg. v. Johs. Meyer. 39. Hft. (VII. Bd. 4. Hft.) gr. 8°. Wiesbaden, E. Behrend. M. —.60.

39. Zur Klarstellung des Begriffes der Apperzeption. Von 1. Sem.-Oberlehr. Dr. P. Bergemann. (20 S.)

Zenker, vorm. Navigateur **Wilh., Streiflichter auf eine neue Weltanschauung in Bezug auf d. Beleuchtung, Erwärmung und Bewohnbarkeit der Himmelskörper,** e. astro-metaphys. Hypothese über das innere Walten der Natur und die sich daraus ergeb. Consequenzen auf die Ethik u. Religion, nebst e. Plauderei üb. die Möglichkeit eines „Weltuntergangs". 7. (1000) Aufl. m. e. Reihe offiziell wissenschaftl. Zustimmgn. gr. 8°. (88 S.) Holzminden. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. M. 1.—.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Ueber die Hertz'sche Mechanik.

Heinrich Hertz, dem früh verstorbenen grossen Entdecker, verdanken wir ein aus seinem Nachlasse veröffentlichtes Werk, welches verdient, auch über die Kreise der theoretischen Mechanik hinaus bekannt zu werden. Es zeigt, wie alle theoretischen Arbeiten seines Verfassers, dass er ein nicht minder tiefer Denker als geschickter Experimentator war. Nichts Geringeres ist das Ziel des Buches, als auf völlig neuem Grunde ein wissenschaftliches Lehrgebäude der Mechanik aufzuführen, das die erfahrungsmässig gegebenen Bewegungserscheinungen ebenso vollkommen umfasst, wie das bisher einzig durchgeführte System der Galilei-Newton'schen Mechanik, sich aber von gewissen wohlbekannten Unklarheiten freihält, die diesem in einem seiner Fundamente, dem Kraftbegriffe, anhaften.

Raum, Zeit, Masse und Kraft sind die Grundlagen der Galilei-Newton'schen Mechanik. Hertz unternimmt es, den Kraftbegriff zu eliminiren.

Den Weg dazu weist die Galilei-Newton'sche Mechanik selbst: Kräfte, die sie ja überall dort annehmen muss, wo sich die Geschwindigkeit eines Punktes nach Grösse oder Richtung verändert, fasst sie formell nicht immer als eigenartige, aus Raum, Zeit und Masse nicht weiter ableitbare Dinge, man könnte sagen, nicht immer als eigentliche Kräfte auf. Neben den eigentlichen Kräften, die wie die Schwerkraft, die allgemeine

Gravitation, für jeden Ort ganz unabhängig von den geometrischen Bedingungen einer dort stattfindenden Bewegung gegeben sind, spielen die Bedingungskräfte, welche die Bedingungen, denen eine Bewegung unterworfen ist, zum Ausdruck bringen, eine eigenartige Rolle. Dass der pendelnde Punkt auf einem Kreise zu bleiben gezwungen ist, dass zwei Punkte eines starren Körpers ihren Abstand von einander nicht ändern können, lässt sich durch Kräfte darstellen, die jeder Störung einer solchen Beschränkung der Bewegungsfreiheit entgegentreten. Solche Bedingungskräfte sind nicht wie jene eigentlichen Kräfte der Grösse nach von vornherein bekannt, sondern nur der Richtung nach, ihrer Richtung nach aber völlig bestimmt durch die geometrischen Bedingungen.

Freilich ist der Unterschied nur ein formeller; die Bedingungskräfte sind den eigentlichen Kräften wesensgleich, wie diese geschwindigkeitsändernde Ursachen. In der analytischen Darstellung der Mechanik tritt daher der Unterschied weit schärfer hervor, als in der elementaren. In den Gleichungen der analytischen Mechanik zeigen die Bedingungskräfte einen ganz anderen Charakter als die eigentlichen Kräfte; jene treten auf als nur durch die geometrischen Bedingungen der Bewegung bestimmte Glieder, soweit sie überhaupt von vornherein bestimmt sind, diese sind durch andere von den bewegten Punkten unabhängige Angaben bestimmt.

Die elementare Mechanik verwischt thunlichst den Unterschied, indem sie die Bedingungskräfte wie eigentliche Kräfte einführt, deren Grösse nur zunächst unbekannt ist; sie führt also die Berücksichtigung der Bewegungsbeschränkungen auf eigentliche Kräfte zurück.

Wie nun, wenn man umgekehrt alle eigentlichen Kräfte auf Bewegungsbeschränkungen zurückführen könnte? Lässt sich nicht überall, wo eine Geschwindigkeitsänderung beobachtet wird, die nicht durch den geometrischen Zusammenhang gefordert ist, statt einer sie verursachenden Kraft ein geometrischer Zusammenhang ersinnen, dessen Folge sie ist? Das ist der Standpunkt der HERTZ'schen Mechanik. Statt alle Bedingungs-

kräfte durch fingirte eigentliche Kräfte zu ersetzen, wie es die elementare Mechanik thut, will die Hertz'sche Mechanik alle eigentlichen Kräfte durch Bedingungskräfte ersetzen. Die Schwerkraft an einem Erdorte kann z. B. im Sinne von Hertz dadurch ersetzt werden, dass man alle dort befindlichen Körper einem nach unten gerichteten Strome erdichteter, „verborgener" Massen ausgesetzt denkt, oder auch dadurch, dass man dem betrachteten Erdort mitsammt allen dort befindlichen Körpern eine verborgene Bewegung andichtet, nämlich eine Drehung um eine sehr weit in Richtung des Zeniths entfernte, horizontale Achse, so dass die Schwere als jene nur durch den geometrischen Zusammenhang bedingte Wirkung erscheint, die man gewöhnlich Centrifugalkraft nennt. Man sieht, da leben die Wirbel des Descartes auf; eine Auffassung, die naiver als die der Newton'schen Kräfte ist, rührt sich wieder: wo wir eine Wirkung spüren, sollen wir nicht das Anfassen denken, sondern das Anfassende.

Diese Denkweise ist als physikalische Methode so alt, als es Hypothesen über Bewegungsursachen giebt; aber das Principielle des Verfahrens tritt wohl in der Hertz'schen Mechanik zuerst in volles Licht. Die Kraft ist eliminirt; nichts existirt als Bewegungen von Massen, wenn nöthig auch nur fingirte Bewegungen nur fingirter Massen, die sich alle gegenseitig in ihrer Bewegungsfreiheit beschränken. Den Einfluss ihrer geometrischen Zusammenhänge auf die Bewegungen aber kann man nach einem Minimumprincip mathematisch beurtheilen, das formell auf das Gauss'sche Princip des kleinsten Zwanges hinauskommt und sich dem Galilei'schen Trägheitsprincip in seiner ungemein glücklichen, einleuchtenden Fassung anschmiegt. Dieses Grundgesetz von Hertz, das einzige mechanische Axiom, dessen sein System bedarf, lautet: Jedes freie System beharrt in seinem Zustande der Ruhe oder der gleichförmigen Bewegung in einer geradesten Bahn. Die durch bewundernswerthe Strenge und Klarheit sich auszeichnende, auch äusserlich an Euklid erinnernde mathematische Durcharbeitung dieses Grundgedankens entzieht sich einer näheren Erörterung an diesem Orte.

Uebei die Stellung seiner Mechanik gegen die GALILEI-NEWTON'sche spricht sich HERTZ selbst in einem Vorwort sehr ausführlich aus, und wohl noch nie sind die Mängel der GALILEI-NEWTON'schen Mechanik so gründlich und allseitig beleuchtet worden, wie hier von einem ihrer besten Kenner. So weist er z. B. auf Fälle hin, in denen sie eine an sich höchst einfache Erfahrung auf ausserordentlich verwickelte Weise beschreiben muss, also ein Verstoss gegen das zuerst von KIRCHHOFF, später von MACH und AVENARIUS betonte Oekonomieprincip vorliegt. Aber dieser Vorwurf wird dem HERTZ'schen System mit nicht geringerem Rechte gemacht werden müssen, auch bei ihm kann die grossartige Einfachheit der allgemeinen Anlage nicht über die Verwickelungen hinwegtäuschen, zu denen es in den Anwendungen auf die Einzelprobleme führt. Oder ist es eine einfache Beschreibung zu nennen, wenn, wie in dem oben gegebenen Beispiel, unsere Erfahrung über Fernkräfte durch Erdichtung unwahrnehmbarer Massen wiedergegeben werden muss, die unter sich und mit den beobachteten Massen in einem erdichteten Zusammenhange stehen? Ja, wenn es sich um den Entwurf einer eigentlichen physikalischen Hypothese handelte, könnte die Einfachheit dadurch gewonnen werden, dass die verschiedensten Erfahrungsgruppen in ein und demselben Schema ihre ausreichende Beschreibung fänden. Aber darum handelt es sich wenigstens dem Princip nach nicht. Es ist in der HERTZ'schen Mechanik genügend, für jede einzelne der eigentlichen Kräfte einen hinreichenden geometrischen Zusammenhang zu ersinnen, gewiss keine Aussicht auf einfache Beschreibung der mechanischen Vorgänge. Gewährt ein solches, wenn auch methodisch wundervoll klares und in sich widerspruchsloses System, das jeden Einzelfall in so verwickelter Weise auffassen muss, und doch bei alledem nichts sein kann und sein will, als ein Bild, ein Zeichen für die Wirklichkeit — gewährt ein solches System noch einen eigentlichen, über die Befriedigung eines theoretischen Bedürfnisses hinausgehenden, sachlichen Vorteil?

So läuft in Verwickelungen, ja Künsteleien auch dieses

Werk aus, dieses neueste gross entworfene, tief durchdachte Document des wissenschaftlichen Strebens, alles Geschehen als Bewegung aufzufassen. Nach des Berichterstatters Ueberzeugung bringt hier wirkliche grundsätzliche Hülfe nur die moderne Energetik, die von vornherein alle die verschiedenen Formen der Energie als gleichberechtigte Bestandtheile unserer Erfahrung betrachtet und nicht anerkennt, dass die Bewegung ihrer Natur nach verständlicher sei als die Wärme oder der elektrische Strom. Nichts lässt besser als das Studium des Hertz'schen Buches, das wie ein letztes Wort in dieser Sache das ganze theoretisch mechanische Wissen der Zeit umspannt, die tiefe Kluft erkennen, die zwischen dieser Mechanik und der modernen Energetik besteht. Dort wird mit Kräften oder verborgenen Massen und Bewegungen eine Idealwelt konstruirt, um alle physikalischen Erfahrungen als Bewegungsvorgänge beschreiben zu können — hier werden die Naturerscheinungen als Umformungen der Energie nach einem einheitlichen durch das Energiegesetz begründeten Schema wiedergegeben.

Nicht die Anwendung des Energiebegriffs, die Hertz in seinem Vorwort als das zweite Bild der Welt neben dem von der Galilei-Newton'schen Mechanik entworfenen beurtheilt, bildet den eben gekennzeichneten Gegensatz zur mechanischen Behandlung der Naturerscheinungen. Denn wenn jenes zweite Bild auch den Kraftbegriff durch den der Energie ersetzt und dadurch die Unzuträglichkeiten des älteren Systems vermeidet, so hält es doch den Standpunkt fest, alles Geschehen als Bewegung aufzufassen.

Aber neben dieser mechanischen Richtung hat die neuere Entwickelung der Energiebegriffe zu einer aus der Thermodynamik hervorgewachsenen Behandlungsweise der physikalisch-chemischen Erfahrungen geführt[1]), die sich dem erfahrungsmässig Gegebenen in einer bisher nicht erreichten unmittelbaren Weise anschmiegen lässt. Die theoretische Erkenntniss der

---

[1]) Vgl. Helm, Ueberblick über den derzeitigen Zustand der Energetik. — Wied. Ann., Bd. 55, Beilage zum Juniheft 1895.

Vorgänge in der Dampfmaschine ist z. B. auf solchem Wege erlangt worden. Das Gleichartige, das die Wärme und die Bewegung zeigen, sich substanziell zu denken, die Wärme selbst als Bewegung aufzufassen — das hat, soviel Geist an diesen Gedanken gewendet worden ist, keine Früchte für die Praxis, für die Beherrschung der Natur gezeitigt. Wohl, es mag ein Zug unseres Geistes sein, uns eine Idealwelt zu bilden, welche der Wirklichkeit entsprechend abläuft und alles Geschehen als Veränderung eines substanziell Gleichartigen vorstellt, — aber über der Dichtung schönen Schein erheben sich diese Bilder der Wirklichkeit nicht. Lohnt es, ihnen zu Liebe Verwickelungen in die Erfahrungen hineinzutragen, wenn man die Erfahrungen auch ohne Erdichtung solchen Zusammenhangs quantitativ zu beschreiben vermag? Und wenn wir nun im Energieprincipe eine Betrachtungsweise gefunden haben, die, der Erfahrung jedes Einzelgebietes Rechnung tragend, doch alle Einzelgebiete derselben Methode unterordnet, dadurch unser Denken über die Natur vereinfachend, nähern wir uns dann nicht dem Ziele aller Forschung, die Erfahrung zum reinen Ausdrucke zu bringen?

Dresden. G. Helm.

Ueber subjectlose Sätze und das Verhältniss der Grammatik zu Logik und Psychologie.

(Siebenter Artikel. Schluss.)

B. Von der inneren Form der kategorischen Aussagen.

Der eigenthümliche und adäquate Ausdruck der Doppelurtheile, über deren Natur wir im vorigen Abschnitt in's Klare gekommen sind, ist die sog. kategorische Aussageformel. Aus dieser und nur aus dieser Function sind ihre Besonderheiten zu verstehen. Das Doppelurtheil enthält, wie wir sahen, zwei Bestandtheile, welche eine ganz ungleiche Stellung im Gedanken einnehmen: die einfache Anerkennung und das darauf gebaute Zu- oder Aberkennen. Entsprechend sind denn auch im kategorischen Satz zwei Elemente mit eigenthümlich verschiedener Syntaxe gegeben, derart, dass ihre Position nicht ohne Aenderung des Sinnes vertauscht werden kann: nämlich ein Subject oder, wie man sich auch ausdrückt, etwas von dem ausgesagt und ein Prädicat, d. h. etwas, was ausgesagt wird. Das Subject führt ganz passend diesen Namen. Ist doch jenes Anerkennen, dessen Ausdruck es bildet, gleichsam die Basis oder das Fundament für den accessorischen Theil des eigenthümlich zusammengesetzten Gedankens. Und auch die sprachliche Aeusserung des letzteren Elements, des Zu- oder Aberkennens, trägt den Namen Prädication oder Prädicat, d. i. lautes Verkünden oder laut Verkündetes, mit gutem Grund.

Denn sie gibt diejenige Bestimmung kund, auf welche es bei der augenblicklichen Enunciation am Meisten ankommt[1]) — sei es, dass sie es ist, welche etwas völlig Neues noch Unbekanntes enthält, während das Subject von etwas bereits Bekanntem und schon früher Anerkanntem redet, sei es, dass sie wenigstens das Bedeutsamere ist, welches vornehmlich die Aufmerksamkeit des Hörers auf sich ziehen soll. Ganz treffend auch hat der Grieche die Bezeichnung für das Ganze der Kundgabe eines Doppelurtheils und dann für das Doppelurtheil selbst der Gerichtssprache entnommen, nämlich von der Anklage, *κατηγορία*. Der Angeklagte ist das *ὑποκείμενον*, das Bekannte, von dessen Dasein man sich bereits überzeugt hat. Ist er schuldig oder nicht? Dies ist das Neue, noch Unbekannte, worauf nun die Aufmerksamkeit gerichtet wird und das darum den Hochton im Satze beansprucht.

In der recipirten Logik hat man bisher die Bedeutung der kategorischen Formel anders und zum Theil in einer Weise bestimmt, die auf den ersten Blick vielleicht Manchem weit tiefer in das eigenthümliche Wesen derselben einzudringen scheint. Es ist in neuerer Zeit, nach dem Vorgange Kant's, beliebt geworden, das Eigenthümliche der Syntaxe von Subject und Prädicat darin zu suchen, dass sie das Verhältniss von Subsistenz und Inhärenz zwischen zwei Inhalten (substantia und accidens) ausdrücke.

Allein dies kann aus doppeltem Grunde nicht als zutreffend gelten. Einmal giebt es auch Aussagen, die ein Inhärenzverhältniss von Bestimmungen zum Ausdruck bringen und nicht wahrhaft kategorisch sind. Der Satz: es gibt gelbe Blumen anerkennt ohne Zweifel ein solches Verhältniss zwischen gelb und Blumen. Aber kategorisch ist er nicht. Sodann aber kennen wir umgekehrt wahrhaft kategorische Sätze, zu deren Sinn und Bedeutung sicher nicht die eigenthümliche

---

[1]) Dieser Gedanke schwebte gewiss auch Trendelenburg vor, indem er nicht ganz glücklich sagte, wir dächten in Prädicaten und ursprünglich habe das Prädicat allein das Urtheil gebildet.

Relation von Substanz und Accidens gehört, wie z. B. diese Farbe ist Röthe. „Röthe“ verhält sich zu „diese Farbe“ durchaus nicht wie ein Accidens zur Substanz, eine Eigenschaft zum Ding, und ähnlich in anderen Fällen. Dass ein Inhärenzverhältniss jedenfalls nicht immer die Bedeutung der kategorischen Aussage bilde, ist denn von Logikern der neuesten Zeit mehrfach bemerkt worden. Lotze, der meint, die Dunkelheit, welche über dem wahren Sinn dieser Formel schwebe, werde auf lange hinaus den weitertreibenden Grund zu den nächsten Umformungen der logischen Arbeit bilden, sagt u. A.: „Wir Neuern sind gewöhnt, uns hierüber an die Lehre Kant's zu halten, welcher das Verhältniss eines Dinges zu seiner Eigenschaft oder der Substanz zu ihrem Accidens als das Muster bezeichnete, nach welchem das Denken in dem kategorischen Urtheil S und P verknüpfe[1]). Welchen triftigen Sinn nun immer diese Behauptung in dem Gedankenzusammenhange Kant's haben möge, so scheint sie mir doch für unsere logische Frage unverwendbar. Ohne die Bedenken darüber zu berühren, ob denn dieses Verhältniss selbst zwischen Substanz und Eigenschaft ein so klarer und unmissverständlicher Gedanke sei, dass durch ihn alle Dunkelheit des kategorischen Urtheils verschwände, begnüge ich mich zu erinnern, dass logische Urtheile nicht bloss von Wirklichem, von Dingen sprechen; viele haben zu ihrem Subjecte einen nur denkbaren Inhalt, ein Unwirkliches, selbst Unmögliches. Auf das Verhältniss dieser Subjecte zu ihren Prädicaten kann die Beziehung, welche zwischen dem wirklichen Dinge als solchem und seinen Eigenschaften stattfindet, offenbar nicht in ihrer vollen Bedeutung, sondern nur gleichnissweise, sagen wir symbolisch, übertragen werden . . . Die Berufung auf die Relation zwischen Ding und Eigenschaft nützt daher der Logik nichts; es wiederholt sich die Frage: wieviel bleibt von dieser metaphysischen Relation als eine im kategorischen Urtheil aussprech-

---

[1]) So in der That selbst Überweg noch ganz unbedenklich. System der Logik[3] S. 156.

bare logische Beziehung zwischen S und P übrig, wenn anstatt des Dinges etwas gesetzt wird, was nicht Ding und anstatt der Eigenschaft etwas, was nicht Eigenschaft ist?“ Kurz: LOTZE hält diesen Versuch, von der Eigenheit des kategorischen Urtheils Rechenschaft zu geben, für untriftig. Aber auch Andere haben wenigstens betont, dass die KANT'sche Angabe über den Sinn der Verbindung von Subject und Prädicat nicht als die durchschlagende und überall giltige Charakteristik gelten könne. So bemerkt LAAS, die Copula im kategorischen Satz habe einen äquivoken Charakter. „Ebenso häufig,“ meint er, „als sie wirkliche oder gleichnissweise, sagen wir symbolisch gedachte Inhärenz bedeutet, drückt sie Subsumtion, Einordnung in eine Classe aus“ [1]). Aehnlich findet SIGWART, die Ineinssetzung von Vorstellungen, welche durch die Syntaxe von Subject und Prädicat ausgedrückt werde, habe einen mehrfachen Sinn, einen anderen bei den von ihm sog. „Benennungsurtheilen“, wo eine gegenwärtige Anschauung als Ganzes mit einer innerlich reproducirten Vorstellung in Eins gesetzt werde, einen anderen bei den Urtheilen, die ein Ding mit seiner Thätigkeit oder Eigenschaft einssetzen und wieder einen anderen da, wo die Einheit einer Eigenschaft oder Thätigkeit mit ihrer Modification ausgedrückt sei [2]). Diesen Forschern zufolge hätte also KANT wenigstens den Fehler begangen, eine Formel und ihre Syntaxe für eindeutig zu halten, die in Wahrheit äquivoken Charakter und nur in einem Theile der Fälle den von ihm angegebenen Sinn hätte.

Ich meine aber, wir müssten noch weiter gehen und sagen, der Sinn der Syntaxe von Subject und Prädicat und der Copula im kategorischen Satz sei nie eigentlich der von KANT angegebene, und er sei nicht bald dieser, bald jener, sondern in allen Fällen derselbe. „Dieses A ist B“ ist kein Aequivokum. Subject- und Prädicatsein ist keine blosse Analogie, sondern jedes ein einheitlicher Begriff, und die Copula im kategorischen

---

1) KANT's Analogien der Erfahrung 1876. S. 25.
2) Logik I² S. 63—98. Vgl. 124, 161.

Satze ist ebenso zweifellos eindeutig wie das ihr innig verwandte Urtheilszeichen im Existentialsatz. „Ist“ und „ist nicht“ bedeutet im letzteren Falle, wie wir wissen, stets ein simples Anerkennen oder Verwerfen, mag das Anerkannte oder Verworfene, das der im Satze enthaltene Name nennt, wie immer beschaffen, etwas Sachhaltiges oder ein blosser Mangel, eine blosse Möglichkeit, ein bloss Vorgestelltes, kurz real oder nicht real, und weiter einfach oder zusammengesetzt, eine absolute Bestimmung oder eine Relation sein [1]). Das „Sein“ erfährt durch den Namen, mit dem es verknüpft wird, nicht eine Modification, sondern nur eine Ergänzung; wenn auch freilich eine Ergänzung, die recht wichtig ist. Das Analoge gilt von der Copula und Syntaxe des kategorischen Satzes. Sie gibt, wie früher bemerkt, in allen Fällen gleichförmig ein Zuerkennen oder Aberkennen kund; aber was zuerkannt wird und wem, das ist in verschiedenen Fällen ein Verschiedenes. Einmal wird der logische Theil [2]) dem Individuum (diese Farbe ist Röthe), ein ander Mal der kategoriale Theil [3]) dem entsprechenden Ganzen (dieser Körper ist roth), dann die collectiven Theile dem collectiven Ganzen (die Ver-

---

[1]) Vgl. darüber den II. und V. dieser Artikel.

[2]) Ich verstehe unter „logischen Theilen“ die Theile des λόγος, worunter Aristoteles bekanntlich eine Definition verstand, die von einem Artbegriff die höchste Gattung und die Differenzen bis zur niedersten angiebt — Gattung und Differenz in jenem strengen Sinne genommen, wonach jede wahre Differenz alle ihr übergeordneten Differenzen und die höchste Gattung einschliesst und nicht davon abgelöst denkbar ist („Röthe“ schliesst Farbe ein, ist also eine wahrhafte Species dieser Gattung, „hier“ schliesst örtliche Bestimmtheit ein, ist also wirklich eine Species des Genus „Ort“). Auf die Eigenart und Wichtigkeit dieses Theilverhältnisses hat in neuerer Zeit insbesondere Fr. Brentano wieder aufmerksam gemacht.

[3]) Unter kategorialen Theilen verstehe ich die verschiedenen Seiten oder wesenhaft verschiedenen Momente einer Realität. An einem physischen Phänomen, dem voranstehenden schwarzen Punkt z. B., wären, falls er Realität hätte, Qualität und Ort seine Kategorien oder kategorialen Theile, und gerade dieses in anschaulicher Erfahrung gegebene Verhältniss der sinnlichen Qualitäten und der

sammlung ist zweihundert Mann stark) oder die Theile eines Continuums diesem letzteren (der Körper ist vierschuhig) zugesprochen.

Man wird vielleicht einwenden: da nach unserem eigenen Zugeständniss die von uns logisch genannte Einheit doch eine ganz andere sei, als die kategoriale, und diese wieder etwas wesentlich Verschiedenes gegenüber continuirlichem Zusammenhang und gegenüber der Zugehörigkeit zu einem beliebigen Collectiv, verschiedene kategorische Aussagen aber eben doch bald die eine, bald die andere dieser Einigungsweisen als zwischen Subject und Prädicat bestehend kundgäben, so könne es nicht anders sein, als dass der Sinn der Prädication ein mehrfacher und die kategorische Syntaxe äquivok sei. Demgegenüber müssen wir gleichwohl dabei bleiben, dass die Copula und eigenthümliche Fügung des kategorischen Satzes in allen Fällen nur eine und dieselbe Weise der Einigung zwischen Bestimmungen bedeute, nämlich die prädicative. Und was dies sei, davon lässt sich schlechterdings in keiner anderen Weise Rechenschaft geben, als durch Hinweis auf ein zu- oder aberkennendes Urtheil. Hinzufügen lässt sich dann aber, dass zu jenem nicht weiter analysirbaren Acte des Zuerkennens ver-

---

von ihnen erfüllten Orte hat den Typus abgegeben für jene Weise der Einigung, die man (ohne eine eigentliche Anschauung davon zu haben) dem sog. Ding und seinen Eigenschaften oder der Substanz und ihren Accidentien zuschreibt. Aristoteles meinte zwar das Inhäriren der Accidentien in der Substanz, z. B. des Klanges, des Glanzes, der Härte u. s. w. am Golde, direkt wahrzunehmen. Allein was er so für sich durchdringende Elemente einer einheitlichen Anschauung hielt, ist in Wahrheit nur ein regelmässig wiederkehrender Complex mehrerer Anschauungen; ein Complex, der ihm durch seine constante Verknüpfung Anlass gab, sich seine Inhalte in Wirklichkeit so geeint zu denken, wie etwa in der einheitlichen Anschauung des schwarzen Punktes die Qualität und ihr ausgedehnter Ort als Eines und sich gegenseitig durchdringend erscheinen. Kurz: der aristotelische Begriff der Substanz und ihrer Accidentien ist ein Gebilde, das wohl nach Analogie zu einem unmittelbar anschaulichen Verhältniss construirt, aber selbst nicht anschaulich ist.

schiedene anschaulich erfahrene oder aus regelmässig wiederkehrenden Complexen von Anschauungen erschlossene Verhältnisse[1]) den Anlass geben und sofern diese Verschiedenheit aus den besonderen Subjects- und Prädicatsnamen erkennbar ist, geben allerdings die kategorischen Aussagen auch das Bestehen verschiedener Verhältnisse, bald der Inhärenz, bald des continuirlichen Zusammenhangs, bald der Subsumtion oder der collectiven Zusammengehörigkeit zwischen objectiven Bestimmungen kund. „A ist B“ lässt nichts darüber erkennen, obschon die Formel voll und ganz den Sinn der kategorischen Syntaxe, die Einheit der Prädication zwischen A und B repräsentirt. Ein Satz wie: Röthe ist eine Farbe lässt dagegen, ohne sie besonders auszudrücken, auch die eigenartige (diesmal auch anschaubare) Einigung erkennen, die zur Prädication Anlass gibt und zwischen den prädicativ verbundenen Inhalten in Wirklichkeit besteht.

So erfährt, wir wiederholen es, die Bedeutung der kategorischen Aussageformel als solcher durch die besondere Bedeutung der Subjects- und Prädicatsnamen wohl eine Ergänzung, aber keine Modification. So wenig „ist“ in: ein vorgestelltes Schloss ist und ein Schloss ist, verschiedene „Existenzweisen“ bedeutet, indem vielmehr sein Sinn beide Mal die Anerkennung von etwas, aber dieses Anerkannte allerdings im einen Falle ein Reales, im anderen Falle eine Fiction ist, so handelt es sich bei: diese Farbe ist Röthe und dieser Körper ist roth, nicht um verschiedene Prädicationsweisen, wohl aber um verschiedene Subjecte und Prädicate, die in Wirklichkeit in anderer und anderer Weise geeinigt sind und

[1]) Zu den letzteren rechne ich — wie man schon weiss — das Verhältniss der „Inhärenz der Eigenschaften im Ding“, z. B. der Weisse, Weichheit u. s. w. am Wachs, der Härte, des Glanzes, der Schwere am Gold u. s. w. Diese Inhärenz ist nicht Sache eigentlicher Anschauung, sondern hypothetischer Construction, zu der nur eine Anschauung — nämlich die anschauliche Einheit, welche eine Sinnesqualität mit dem von ihr erfüllten Raume bildet — das Prototyp hergibt.

darum von dem, der ihre Anschauung hat, nothwendig auch in anderer und anderer Verbindung angeschaut werden.

Wenn aber dem so ist, wie doch — wird man fragen — kamen Kant und Andere dazu, unter den Theilverhältnissen, die Anlass zum stückweisen Erfassen der Gegenstände und zur prädicativen Synthese geben, gerade das kategoriale oder Inhärenzverhältniss herauszugreifen und als Sinn der Relation zwischen Subject und Prädicat hinzustellen?

Die Antwort ist unschwer zu geben. Es begegnete ihnen, dass sie Vorstellungen, welche in vielen Fällen nur als innere Form die grammatischen Kategorien von Subject und Prädicat in unseren Sprachen begleiten, zur Bedeutung derselben rechneten, ja als den Kern derselben betrachteten. Denn als eine solche sprachliche Begleitvorstellung, als eine Metapher des Sprachbewusstseins — das muss man zugeben — kann allerdings die Idee von Ding und inhärirender Eigenschaft in allen Fällen lebendig werden, wo wir eine kategorische Aussage bilden oder auffassen. Ich sage: die Idee von Ding und inhärirender Eigenschaft. Genauer würde man sagen: die Vorstellung des kategorialen Verhältnisses (der sog. Substanz zu ihren absoluten Accidentien und Relationen) in unklarer Vermengung mit dem vom gemeinen Bewusstsein als verwandt empfundenen und so häufig in der Erfahrung gegebenen Verhältniss von Ganzem und Theil auf dem Gebiete der räumlichen oder körperlichen Continua. Gemeinhin wird ja gelbschnäblig ebenso unbedenklich als „Eigenschaft" der Amsel bezeichnet, wie Sechsseitigkeit als Eigenschaft des Würfels oder Denken als Accidens der Seele, obschon jene Bestimmung nicht ein kategorialer Theil ist, sondern als Theil eines continuirlichen Ganzen erscheint[1]). Als „innere Form" also haftet die Dingvorstellung und die Vorstellung einer ihr anhaftenden Eigenschaft und noch specieller eines ihr inhärirenden Thuns

[1]) Das gewöhnliche Bewusstsein fasst, wie man weiss, das Amsel genannte „Ding" nicht, wie die Wissenschaft es fordern würde, als ein Collectiv von Körpern auf.

oder Leidens (in der gemeinüblichen weiteren Bedeutung aller dieser Worte) unseren kategorischen Sätzen an, während sie das kategorische Urtheil als solches gar nicht nothwendig angeht. Die Entstehung dieser sprachlichen Begleitvorstellungen aber ist nach allem Gesagten leicht zu begreifen.

Wie wir schon sagten, ist das Subject, d. h. dasjenige, was im Doppelurtheil zunächst anerkannt und zur Basis der ferneren Zu- oder Aberkennung gemacht wird, in der Regel etwas, was dem Sprechenden und dem Hörer schon bekannt ist; Gegenstand der Zuerkennung, Inhalt des Prädicats, dagegen ist eine neue noch unbekannte Bestimmung. Oder falls zunächst weder das Eine noch das Andere bekannt ist, wird Dasjenige zum Subject gemacht, von dessen Existenz der Hörer sich zweckmässiger Weise zuerst überzeugt oder worauf er naturgemäss zuerst die Aufmerksamkeit richtet, um sich des im ganzen Urtheil behaupteten Thatbestandes zu vergewissern[1]). Dieser metallische Körper ist sehr hart, dieses sehr Harte ist ein metallischer Körper sind äquivalente Urtheile, die denselben Thatbestand ausdrücken, und je nach Umständen ist die eine oder andere Auffassung der Thatsache die naturgemässere und dementsprechend die eine oder andere Prädication die natürliche. Aber häufiger wird es im Ganzen doch die erstere sein, und so ergibt sich überhaupt im Anschluss an jene Grundregel für den Aufbau des Doppelurtheils und der kategorischen Aussage die secundäre, dass meistens derjenige Begriff in's Subject aufgenommen wird, der ein Ganzes schlechtweg oder seinem vornehmsten Theile nach auffasst, weil eben die ent-

---

[1]) Vgl. Brentano, Vom Urspr. sittl. Erk., Beilage S. 118.
Mit Obigem ist natürlich gesagt, dass die Rücksicht auf die Mittheilung uns unter Umständen bestimme, ein Urtheil anders zu gestalten, als es ohnedies geschehen wäre. Doch ist dies nichts, was Verwunderung erregen könnte. Insbesondere die Wahl zwischen verschiedenen äquivalenten Auffassungen desselben Sachverhalts wird oft durch die Rücksicht auf die Hörer bestimmt, denen derselbe mitgetheilt werden soll. Ich nehme für die Mittheilung die Scheidung des Mitzutheilenden in Subject und Prädicat so vor, wie es dem Wissen und der Lage des Angeredeten entsprechend erscheint.

sprechende Bestimmung in der Regel das bereits Bekannte oder dasjenige ist, worauf man zweckmässiger Weise zuerst zu achten hat, um sich über den Sachverhalt rasch und leicht ein Urtheil zu verschaffen. Und dies gilt in Rücksicht auf jede Weise der Zusammensetzung, die sich in den Gegenständen findet und Anlass zu stückweisem Erfassen derselben und zur Synthese des so Erfassten in prädicativen Urtheilen gibt. Nun überwog aber unter diesen Theilverhältnissen dasjenige von Ding und Eigenschaft (in dem oben bezeichneten weiteren und etwas verschwommenen Sinn) alle anderen in der Häufigkeit, womit man ihm begegnete und daran Anlass zu Doppelurtheilen fand. So kam denn auch das „Ding“ oder die Substanz am häufigsten dazu als Subject, das Accidens als Prädicat zu fungiren, m. a. W. die kategorische Aussage gab — zwar nicht vermöge ihrer Syntaxe, aber vermöge der besonderen Bedeutung der Subjects- und Prädicatsnamen — das Verhältniss der „Inhärenz einer Eigenschaft in einem Dinge“ häufiger als irgend ein anderes kund. Die Folge davon war, dass dem sprachbildenden Bewusstsein die Vorstellung der Substanz zum Typus des Subjects und dass der Subjectsname zu etwas wie unser „Substantiv“ werden konnte, einer Form, die, auch wo sie nicht wirklich ein Ding bezeichnet, doch das Bezeichnete unter das sprachliche Bild einer Substanz rückt.

In analoger Weise aber wurde zum Typus des Prädicats das Accidens, und ohne Schwierigkeit erkennt man, durch welche Umstände dabei noch weiterhin unter den Accidentien oder Eigenschaften im weiteren Sinne gerade die dem zeitlichen Wechsel am meisten unterworfenen, und specieller noch die Relationen des Thuns und Leidens, sich in den Vordergrund des Bewusstseins der Sprachbildner drängen konnten. Am frühesten und häufigsten war Anlass, den bekannten Gegenständen ihre wechselnden Bestimmungen bald zu- bald abzusprechen, und unter diesen konnten Thun und Leiden leicht eine besonders hervorstechende Stellung gewinnen, theils weil man — vitalistisch denkend — sie nicht bloss bei sich und den übrigen psychischen Wesen, sondern auch bei vielem in Wahr-

heit Unbeseelten wahrzunehmen meinte, theils indem man unter dem Antrieb der poetischen Lust am Schönen und Sinnigen Ausdrücke für ein specielles Handeln oder Leiden in mannigfaltiger Weise auf andere Seinsbestimmungen des Leblosen und Unbewussten übertrug[1]).

Wenn aber so die Mehrzahl der Prädicate sich in zwei Gruppen ordnete, von denen die Einen die Vorstellung irgend eines speciellen Thuns, die Andern die eines Leidens, sei es als wirkliche Bedeutung, sei es als poetisches Bild erweckten, so ist nicht zu verwundern, dass dieser Unterschied sich in den grammatischen Kategorien des Activum und Passivum stehende Formen zu schaffen vermochte, Formen, die nun nach den allgemeinen, in der Sprache üblichen Methoden und Gewohnheiten auch auf alle übrigen Fälle der Prädication übertragen wurden, wo man weder im Ernste, noch vermöge einer poetischen Stimmung an ein Thun oder Leiden denken wollte. Es konnte so unser indogermanisches Verbum finitum entstehen und wenn nicht zum alleinigen Vertreter, doch zu einem nothwendigen Element jedes Prädicats werden[2]).

Kurz: der Begriff eines Dings und eines ihm inhärirenden Thuns oder Leidens gehörte in häufigen Fällen wirklich zu den Vorstellungen, die das Subjects- und Prädicatswort erwecken sollte, und diese Absicht führte dazu, den betreffenden Worten einen darauf bezüglichen stehenden Charakter aufzuprägen. Dann aber wurden die jenem Zwecke adäquat ge-

[1]) Da die Vorstellung von Psychischem unter sonst gleichen Umständen reizvoller ist als die von Physischem, mochte ja eine in der Sprache waltende poetische Tendenz auch Zustände und Vorgänge am Unbewussten mit Vorliebe unter dem Bilde der dem Beseelten eigenthümlichen Züge des Handelns und Leidens anschauen.

[2]) Auch unsere Hilfsverben wie „sein" sind ja, was die innere und äussere Sprachform anlangt, auf eine Linie mit den übrigen Verben zu stellen, und so vermag selbst „ist" vermöge seiner mit „schlägt, geht" u. s. w. analogen formellen Behandlung irgendwie die Vorstellung eines Thuns zu erwecken, obschon es der factischen Bedeutung nach zum einfachen Dienste der Prädicatscopula oder aber zum blossen Zeichen der Anerkennung (resp. Verwerfung) herabgesunken ist.

stalteten grammatischen Kategorien auch auf Prädicationen übertragen, wo es sich weder um Anerkennung eines Dings, noch um Zu- oder Aberkennung eines Thuns oder Leidens handelte. Was in anderen Fällen sinnvoller Absicht diente, wurde hier zwecklos, rudimentäres Glied, und die Vorstellungen, die dort zur Bedeutung gehörten, sanken hier zur blossen inneren Sprachform herab. Indem aber Philosophen und Grammatiker diese sprachlichen Begleitvorstellungen in die stehende Bedeutung des Subjects und Prädicats aufnahmen, sind sie dazu gekommen, in ihnen stets das Verhältniss von Subsistenz und Inhärenz oder etwas noch Specielleres ausgedrückt zu sehen. Es gehört dahin, wenn schon PLATO die „Rede“ definirte als eine Aeusserung, wo man mittelst eines Benennungs- und Aussagewortes ein Ding mit einer Handlung verknüpfe (Sophistes 46 p. 262E[1]); wenn BECKER findet, im kategorischen Satz sei das Verhältniss von Sein und Thätigkeit nachgebildet; wenn TRENDELENBURG erklärt (Log. Untersuch. II, S. 141): in jedem vollständigen Urtheil stelle das Subject die Substanz, das Prädicat die Thätigkeit oder die Eigenschaft dar, die den Grundbegriff der Thätigkeit in sich trage, und wenn endlich STEINTHAL (Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues S. 100) findet: der Satz (ist jeder Satz eine Aussage und zwar eine kategorische?) sei die Apperception eines Seeleninhalts in der Form einer draussen geübten That eines handelnden energischen Wesens.

Natürlich hängt nicht minder damit zusammen, wenn FR. KERN (Die deutsche Satzlehre. 1888. Kap. II) meint, in jedem Verbum finitum und so auch in den Hülfsverben wie „sein“ u. dgl. sei ein Dreifaches enthalten: der Ausdruck eines Zustandes, einer Subsistenz, woran er hafte und eine beide verbindende Kraft, und darum könne

---

[1]) *Λέξω τοίνυν σοι λόγον, συνθεὶς πρᾶγμα πράξει δι' ὀνόματος καὶ ῥήματος.* Vgl. auch SCHLEIERMACHER, Dialektik S. 138 ff.: Das Urtheil sei dasjenige Gebilde der intellectuellen Function, welchem das System der gegenseitigen Einwirkungen der Dinge, ihrer Actionen und Passionen entspreche.

es schlechterdings keine subjectlosen Sätze geben, sondern bloss Sätze ohne besonderes Subjectswort, d. h. solche, bei denen die ausnahmslos durch das Verbum finitum angedeutete Subsistenz nicht noch durch ein besonderes Wort näher bestimmt sei.

Die achtsame Scheidung dessen, was beim Verbum finitum unserer indogermanischen Sprachen nothwendig zur Bedeutung gehört von dem, was in vielen Fällen bloss „innere Form" ist, würde auch die Controverse darüber, ob gewisse andere Sprachstämme ein „ächtes Verbum" besitzen oder nicht, zur Entscheidung bringen helfen. Versteht man darunter ein Gebilde speciell wie das indogermanische Verbum, d. h. ein Ausdrucksmittel der Prädication, welches stets, wenigstens nebenher und als innere Form, die Vorstellung des Thuns oder Leidens mit sich führt[1]? Diesen Charakter fordert u. A. Fr. Misteli mit aller Bestimmtheit vom „ächten" Verbum. Es wohne ihm, meint er, nothwendig Subjectivität und Energie inne, und ein „richtiges" Verb könne darum nur in Folge eines gesteigerten Selbstbewusstseins und dadurch entstehen, dass man den eigenen Drang nach Thätigkeit durch die Sprache objectivire[2]. Die meisten Sprachstämme ausser dem indogermanischen entbehrten dieser sprachlichen Kategorie.

---

[1]) Mit Rücksicht auf die „innere Form" unseres Verbs mag Misteli (Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues 1893, S. 350) wohl sagen, der Indogermane erfülle sogar das Verbum der Ruhe, des Schlafens mit seiner Energie und verwandle diese Zustände in Thätigkeiten.

Manche Logiker wollen eine Scheidung der Urtheile in Eigenschafts- und Thätigkeitsurtheile vornehmen, je nachdem das Prädicat der betreffenden Aussage ein Adjectiv oder Verb sei. Auch das muss in den indogermanischen Sprachen nothwendig dazu führen, in manchen Fällen etwas für einen Unterschied der Bedeutung zu nehmen, was nur ein Unterschied der inneren Sprachform ist. Auf alle Sprachen der verschiedensten Typen angewendet, kann das Kriterium noch weniger einen Halt bieten, da dann die Verlegenheit noch grösser ist, eine sachliche und einheitliche Grenze zwischen dem, was da und dort als Adjectiv und Verb gilt, zu ziehen.

[2]) Charakteristik etc. S. 63, 73, 319: „Ein innerer Factor wirkt also mit, der eben da, wo man Eigenschaften und Thätigkeiten gleicherweise beilegt, fehlt: dass der Sprechende sein eigen Selbst im Zustand und Thun verspüre, sich selbst als thätig oder zuständlich empfinde, eine Form des Selbstbewusstseins, die ich mit ago

Man kann dahingestellt sein lassen, in welchem Sinne das indogermanische Verbum diesen Charakter der Energie, den Misteli ihm zuschreibt, einem gesteigerten „Selbstbewusstsein“ verdanke. Zuzugeben aber ist gewiss, dass durchaus nicht alle Sprachstämme am Prädicatswort jene innere Form ausgebildet haben, die wir oben schilderten und die offenbar Misteli, bei dem was er von Subjectivität und Energie spricht, vorschwebt. Allein der gelehrte Sprachforscher scheint mir zu irren, wenn er jenen Sprachstämmen um dieses Mangels willen wenn nicht jede, so doch jede kräftigere und lebendige Synthese von Subject und Prädicat abspricht[1]). Es kann nicht seine Meinung sein, dass denjenigen, welche jene Sprachen gebildet haben und als ihr eigenthümliches Idiom gebrauchen, der Gedanke der Synthesis von Subject und Prädicat abgehe. Diese Synthesis, das Zu- und Aberkennen von Bestimmungen an etwas bereits Anerkanntes, ist ein so fundamentaler Zug des menschlichen Denkens, dass sie nirgends fehlen kann, wo ein solches gegeben ist, und wo sie überhaupt vollzogen wird, da wird sie auch kräftig vollzogen. Es kann nicht von der äusseren oder inneren Form des Ausdrucksmittels dafür abhängen, ob ihr mehr oder weniger Kraft und Lebendigkeit zukomme, schon darum, weil die ganze Natur des Vorgangs verschiedene Grade der Stärke ausschliesst. Auch bei uns geht denn diese Synthese in völlig gleicher Weise vor sich, ob wir nun beim Aussprechen und Auffassen einer kategorischen Aussage die innere Form des Verbum finitum uns vergegenwärtigen oder ob — was ja oft auch geschieht — die Bedeutung direkt an den Laut associirt wird. Soweit aber nach den Gesetzen der Sprachbildung eine innere Form im Spiele sein muss, kann es auch eine andere sein als die des indogermanischen Verbs. Das Verhältniss des Dings zu seinem Thun oder Leiden ist ja nicht der einzige, sondern nur einer unter mehreren speciellen Anlässen für die Prädication, und es könnte an und für sich auch ein anderer als innere Form der kategorischen Aussage und als concrete Veranschaulichung des abstrakten Ge-

---

(afficior) ergo sum bezeichnen möchte, nur eine gröbere Form des bekannten cogito, ergo sum . . . Nur solchem gesteigerten Selbstbewusstsein erscheint alles Geschehen und jede Veränderung als Zustand und Thätigkeit, der und die in einem Subjecte aufgeht; die Welt wird ihm sein Spiegelbild, weil er seine Art in die Welt projicirt.“

[1]) „Prädicative Synthesis, also die Energie des Satzes, ist wesentlich an Thätigkeitsbegriffe gebunden.“ S. 241. Vgl. auch 378, 45, 46, 50.

dankens der Prädication — soweit man überhaupt von einer solchen reden kann — dienen. Ja! Die Prädikation braucht auch gar kein besonderes und ihr ausschliesslich eigenthümliches Ausdrucksmittel — keine grammatische Kategorie, die ohne Mitwirkung von Zusammenhang, Betonung und Stellung verständlich ist — zu besitzen und kann doch im einzelnen Falle unzweideutig kundgegeben sein. Kurz: Die Gewöhnung an die besonderen grammatischen Kategorien und sprachlichen Begleitvorstellungen des indogermanischen Sprachtypus sollte hier wie in anderen Punkten nicht verblenden gegen eine analoge Wirksamkeit ganz anders gearteter Mittel in anderen Sprachen. Und Vorurtheile, die nur auf Rechnung der Gewohnheit zu setzen sind, sollten nicht, nachdem sie aus der sog. logischen, allgemeinen Grammatik ausgewiesen sind, nun in den Werken zur vergleichenden Grammatik unter „psychologischer“ Flagge fröhlich weiter segeln dürfen.

C. Vom Ausdruck einfacher Urtheile.

(Insbesondere pseudokategorische Aussagen und ihre innere Form.)

Wir haben als eigentlichen Sinn der prädicativen Aussage die Zu- oder Aberkennung einer Bestimmung an etwas bereits Anerkanntes kennen gelernt. Dagegen gehört die Vorstellung eines Dings und eines ihm anhaftenden Accidens nie zum Sinne der kategorischen Syntaxe als solcher, sondern entweder nur zur Bedeutung des speciellen Subjects- und Prädicatswortes oder sie wird auch von diesen nur als Bild und innere Sprachform erweckt.

Allein wie bei der kategorischen Aussage oft vom Inhäriren eines Accidens in einer Substanz bloss symbolisch oder bildlich die Rede ist, so ist auch das Prädicirt-, das scheinbare Ausgesagtwerden einer Bestimmung von einer anderen oft nur Bild und nicht die Bedeutung gewisser Sätze. Ein wahrhaftes Subject und Prädicat ist, wie wir gesehen haben, nur beim Doppelurtheil gegeben. Allein es ist bekannt und zeigte sich zum Theil schon in den oben angeführten Definitionen, die wir von Plato, Schleiermacher, Trendelenburg u. A. über

die Aussage aufstellen hörten, dass viele Logiker schlechtweg in jedem Urtheil und jeder Aussage Subject und Prädicat im eigentlichen Sinne gegeben glauben[1]). Der Anlass dazu ist, dass es eine Fülle pseudokategorischer Aussagen gibt, indem auch für einfache Urtheile der übliche Ausdruck oft die innere und äussere Form kategorischer Sätze aufweist.

Eine solche Aussage von wesentlich gleichem Aussehen wie der Ausdruck der Doppelurtheile, die aber doch zweifellos ein einfaches Urtheil kundgibt, ist der mathematische Satz: Alle Dreiecke haben zur Winkelsumme zwei Rechte. Er will lediglich ein Gesetz, d. h. eine nothwendige Wahrheit ausdrücken, und die Existenz von Dreiecken ist darum in keiner Weise in ihm behauptet. Nicht von den zufällig existirenden Dreiecken wird gesagt, dass keines unter ihnen die angegebene Winkelsumme vermissen lasse, sondern schlechtweg von Allem, was möglicher Weise dem Begriffe entsprechen kann, gleichviel ob ihm thatsächlich etwas entspricht oder nicht. Das Urtheil ist einfach und — wie schon Brentano betont hat — rein negativ. Die Materie: ein Dreieck, welches zur Winkelsumme nicht zwei Rechte hat, wird verworfen. Der Satz ist identisch mit: Es gibt nicht ein Dreieck, welches nicht zwei Rechte zur Winkelsumme hätte. Diese doppelte Negation, wovon die eine der Materie des Urtheils angehört und einen Theilbegriff derselben zu einem negativen macht, die andere zur Copula gehörig ist und die Qualität des Satzes bestimmt, liegt in dem „alle“, und eine andere Auslegung des Wörtchens ist nicht möglich. Wer meint: „alle Dreiecke“, „alle Menschen“ (falls der Ausdruck distributiv zu verstehen ist[2]) sei Ein Begriff, dem möchten wir die Frage

---

[1]) Manche Forscher sind sogar soweit gegangen, überhaupt bei jedem Satze, also auch in den Frage- und Befehlsätzen, Bittformeln u. s. w. von Subject und Prädicat ebenso wie bei der kategorischen Aussage zu sprechen. Von diesem offenkundigen Missbrauch soll hier nicht weiter die Rede sein.

[2]) Anders freilich, wenn „alle“ collectiv verstanden wird, wie in dem Satze: Alle Apostel sind zwölf. „Alle Apostel“ heisst dann

vorlegen, welches denn nach seiner Ansicht in dem Syllogismus: Alle Menschen sind sterblich; Cajus ist ein Mensch; also ist er sterblich — der einheitliche Mittelbegriff sei? — Was von „alle“ gilt, gilt auch von „jeder“. Auch der Satz: Jeder Winkel im Halbkreis ist ein rechter, sofern er bloss Ausdruck eines Gesetzes sein will, ist rein negativ.

Man hat diese Sätze freilich als affirmativ zu fassen gesucht, dadurch, dass man sagte, es sei in ihnen zwar nicht die Existenz von Dreiecken u. s. w. behauptet, aber es sei ein Verhältniss zwischen den Begriffen Dreieck und zwei-Rechte-zur-Winkelsumme-habend u. dgl. anerkannt, und dies allein sei der Sinn der fraglichen Sätze. Es liege hier überhaupt nicht ein Urtheil im Sinne der Behauptung einer Existenz oder Wirklichkeit, ein Urtheil über ein Dasein vor, sondern nur ein solches im Sinne der Auffassung eines Verhältnisses zwischen zwei oder mehreren Begriffen, ein Urtheil über eine Beziehung von Vorstellungen.

Allein vor Allem: was soll es doch heissen, dass, wo nur eine Beziehung von Vorstellungen behauptet wird, kein Urtheil über ein Dasein vorliege? Dass wer ein Verhältniss von Begriffsinhalten bejaht, damit nicht nothwendig etwas Reales anerkennt, sei ohne Weiteres zugegeben. Aber darum handelt es sich nicht, sondern darum: ob nicht, auch wer eine beliebige, nichtreale Relation, z. B. eine Gleichheit, Verschiedenheit, Identität zwischen irgendwelchen Inhalten anerkennt, damit die Existenz von etwas, nämlich eben die Existenz dieser Relation behaupte. Und dies ist ganz offenkundig. Alles, was mit Recht anerkannt wird, besteht oder existirt, auch wenn es

---

soviel wie: die Gesammtheit der Apostel, das Collectiv derselben. Dies ist Ein Begriff; aber freilich ein solcher, der nur durch Reflexion auf ein Urtheil mit doppelter Negation gebildet werden konnte. Das Collectiv der Apostel ist die Gesammtheit aller, von denen distributiv genommen das Prädicat Apostel gilt, und dies wird man sich ohne Rekurs auf die doppelte Negation umsonst verständlich zu machen suchen.

keine Realität ist. Sein heisst nicht Realsein, und wer im Ernste unter Urtheilen über eine Wirklichkeit oder ein Dasein nur Urtheile über Realitäten verstände, der hätte — indem er ihnen Urtheile über ein Verhältniss entgegenstellte — eine Eintheilung gegeben, die gegen alle Regeln richtiger Classification verstösst. Denn weder schliessen sich die Glieder aus (auch ein Verhältniss kann real sein), noch erschöpfen sie den Umfang der Urtheilsgegenstände. Die nichtrealen Verhältnisse sind durchaus nicht das einzige Nichtreale. Das Nichtreale ist sehr vielfältig. Man vergleiche hierüber unsere früheren Bemerkungen gegen Erdmann, der alles Sein in Real- und Vorgestelltsein scheiden wollte. Hier sei nur abermals betont, was anderwärts schon gezeigt wurde, dass Wirklichkeit oder Sein im Sinne von Realität und im Sinne von Existenz total verschiedene Begriffe sind, dass nur der letztere etwas mit dem „ist“ und „ist nicht“ unserer Aussagen zu thun hat und dieses Urtheilszeichen ganz denselben Sinn hat, ob nun das, was ist oder existirt, eine Realität sei oder nicht. Wer also sagt, ein Verhältniss sei, erkennt damit die Existenz des Verhältnisses an. Allein man kann nicht die Existenz eines Verhältnisses zwischen beliebigen Inhalten, A und B, anerkennen, ohne zugleich auch diese Inhalte A und B selbst anzuerkennen. Und wenn W. Enoch (a. a. O. S. 445) bemerkt, der gesunde Menschenverstand zweifle keinen Augenblick, dass Bejahung und Verneinung sich nur auf eine Relation, nicht auf die Elemente derselben beziehe, so muthet er ihm zu eine Absurdität für etwas Selbstverständliches zu nehmen. Nicht die Elemente oder Termini einer Relation zu bejahen ist unmöglich, wie Enoch glaubt, sondern sie nicht zu bejahen, indem man die Relation anerkennt. Wer z. B. die Gleichheit oder Verschiedenheit von A und B bejaht, bejaht damit nothwendig und eo ipso auch A und B. Gibt man also zu, dass der mathematische Satz von der Winkelsumme im Dreieck, um nothwendig und analytisch sein zu können, bloss hypothetisch gilt (Wenn es Dreiecke gibt u. s. w.), dass er nichts darüber sagt, ob es thatsächlich

Dreiecke gebe, so muss man — da, wie oben bemerkt, nicht eine Relation anerkannt sein kann ohne die Existenz dessen, zwischen dem sie besteht — auch zugeben, dass jener Satz überhaupt nichts anerkennt oder behauptet. Er ist negativ und leugnet bloss etwas. Es wird, wie schon gesagt, die Materie: Dreieck, welches zur Winkelsumme nicht zwei Rechte hätte, verworfen; es ist geleugnet, dass es eine solche Verbindung gebe. Dies kann ich thun, ohne über die Theile der Verbindung zu urtheilen. Anerkennen dagegen kann ich eine Verbindung nicht, ohne die Theile mit zu beurtheilen. Ich muss sie mit anerkennen. Um diese Schwierigkeit wird die bisher übliche Auffassung der fraglichen Sätze nie herum kommen, und alle Unterscheidungen zwischen Urtheilen über eine Existenz und eine blosse Begriffsrelation (Riehl[1]) oder zwischen erzählenden und bloss erklärenden Urtheilen (Sigwart) wird nie zur Klarheit führen, bis man auch einsieht, dass die letzteren nicht bejahend, sondern verneinend sind[2]).

---

1) „Beiträge zur Logik.“ Diese Zeitschr. XVI, S. 1 ff. und S. 133 ff. Es ist nach all dem Gesagten nicht nöthig, besonders bei der Untriftigkeit dieser von Riehl versuchten Unterscheidung zu verweilen.

2) Nur so auch ist, wie schon im II. dieser Artikel betont wurde, Manches, was von Mill, Sigwart u. A. fälschlich für die „Zweideutigkeit der Copula“ vorgebracht wurde, entscheidend zu entkräften. Fr. Kern ist der Einsicht nahe gekommen, dass „ist“ auch als Copula verwendet, die Existenz des „Subjects behaupte“ oder involvire. Aber indem er den negativen Charakter von Sätzen wie „ein viereckiger Kreis ist ein Widerspruch“ (aber freilich auch den Unterschied von einfachen und Doppelurtheilen und die Unterscheidung von determinirenden und modificirenden Bestimmungen — vgl. über diese Unterscheidung den II. dieser Artikel —) verkennt, gelingt es ihm nicht, seine These wahrhaft plausibel zu machen. Ja, beim Versuch dazu stürzt ihn die Verlegenheit in arge Inconsequenzen und Paradoxien (vgl. die deutsche Satzlehre S. 90, 91, 92, 93), welche, wenn man sie mit der Eindeutigkeit der Copula in Kauf nehmen müsste, der Lehre sicher mehr Gegner als Freunde verschaffen würden.

Dann wird man auch vollends begreifen, warum die Sätze der letzteren Art allgemein und nothwendig sein und unzeitlich gelten können. Einem Urtheil, worin die Existenz von Dreiecken anerkannt ist, kann weder das Eine, noch das Andere zukommen. Denn die Existenz von Dreiecken ist zufällig und nur durch Erfahrung erkennbar, und niemals können alle möglichen Dreiecke existiren. Eine solche Bejahung ist darum stets particulär und von zufälligem und zeitlichem Charakter. Ein rein negativer Satz dagegen über eine indeterminirte Materie ist stets allgemein und nur er kann auch nothwendig sein. Jedes mit Recht sog. Gesetz (d. h. jede Nothwendigkeit) ist ein negativer Satz [1]).

Auf gleicher Linie mit den ebenerwähnten Aussagen (nur ohne nothwendig eine doppelte Negation zu enthalten) stehen weiter Sätze wie: Kein Pferd ist geflügelt; kein Radius desselben Kreises ist grösser als ein anderer u. dgl., falls damit ein Gesetz der Zoologie, der Mathematik ausgesprochen sein soll. Es ist dann nicht von den zufällig existirenden Pferden

---

[1]) Wir leugnen also keineswegs, dass zwischen den mathematischen Wahrheiten, die A. Riehl (a. a. O.) zu seinen sog. begrifflichen Sätzen vornehmlich rechnet, und den von ihm sog. Urtheilen über ein Dasein irgend ein Unterschied bestehe. Letztere sind, wie seine Beispiele zeigen, in Wahrheit theils rein bejahend theils wenigstens partiell affirmativ (so der Satz: alle Planeten bewegen sich nach den Kepler'schen Gesetzen, falls damit die Existenz von Planeten anerkannt ist — mit dieser Behauptung verbindet sich dann eben noch die Leugnung, dass es einen Planeten gebe, dem nicht jene Weise der Bewegung zukomme). Die sog. begrifflichen Sätze dagegen sind, wie aus Riehl's Beispielen hervorgeht, rein negativ. Ein Unterschied besteht somit zweifellos; nur ist er ganz anderer Art als Riehl glaubt, der die „begrifflichen Sätze" so beschreibt, als würden sie ein Verhältniss von Begriffen bejahen. Der mathematische Satz $x = y$ behauptet nicht, wie Riehl meint, die Gleichheit von x und y — sonst wäre darin x und y implicite mit behauptet und der Satz könnte nicht ein nothwendiger sein — sondern er leugnet bloss, dass es ein x gebe, welches nicht y gleich wäre.

gesagt, dass sie nicht geflügelt seien, sondern es ist schlechtweg geleugnet, dass es geflügelte Pferde gebe. Wir haben ein einfach verwerfendes Urtheil vor uns über die Materie: geflügeltes Pferd. Wenn der Satz: „kein Pferd ist geflügelt" ein einfaches Urtheil, ein Gesetz der Zoologie ausdrückt, dann involvirt er also ohne allen Zweifel die prädicative Vorstellungsverbindung „geflügeltes Pferd". Nicht anschaulich zwar brauche ich dabei nothwendig ein geflügeltes Pferd vorzustellen, wohl aber muss prädicativ diese Begriffsverknüpfung vollzogen werden, ebensowohl wenn ich sage: Kein Pferd ist geflügelt, wie wenn es heisst: Es gibt kein geflügeltes Pferd. Denn der Sinn des einen und anderen Satzes ist, wie schon bemerkt, ganz derselbe; er ist kein anderer als die Verwerfung der Materie: geflügeltes Pferd.

Anders wenn ich den ersteren Satz als Ausdruck eines Doppelurtheils deute, also im Sinne von: Keines der (existirenden) Pferde ist geflügelt; dann vollziehe ich allerdings nicht die Begriffsverbindung: geflügeltes Pferd, sondern eine Prädication, speciell ein Aburtheilen, wodurch etwas bereits Anerkanntem eine weitere Bestimmung aberkannt wird — also einen jener fundamentalen Vorgänge, auf Grund deren erst Vorstellungsverknüpfungen wie: geflügeltes Pferd, nichtgeflügeltes Pferd u. dgl. möglich wurden.

Es wurde auch schon zugegeben, dass die Formeln mit „kein" und dasselbe gilt von denen mit „alle", „jeder" gewiss zunächst im Dienste von Doppelurtheilen, wie: Alle Apostel sind Juden, Keiner der Anwesenden ist anderer Ansicht, entstanden sind. Zur Leugnung, dass irgendwo oder in irgendeiner Beziehung eine Ausnahme bestehe, war (wie auch Sigwart erkannt hat) am frühesten und natürlichsten Anlass gegeben, wenn man von einem begrenzten Collectiv existirender Dinge constatirte, dass sie ausnahmslos eine gewisse Eigenschaft aufwiesen, resp. nicht aufwiesen. „Alle sind da", sagte man, wenn durch Abzählen constatirt war, dass „keiner fehlt". „Kein" und „alle" ging ursprünglich auf ein bestimmtes

Collectiv[1]). Es lag aber nahe, die Wendungen auf einfache Urtheile der obigen Art zu übertragen, und dies ist denn auch in der ausgiebigsten Weise geschehen.

Wir sprachen im Vorigen von einfach verneinenden Urtheilen mit scheinbar kategorischer Form. Analog gibt es — wenn auch vielleicht weniger häufig — einfache Anerkennungen dieser Art; wie es denn vorkommen kann, dass einer mit einem Satze wie: Irgend ein Mensch ist nichtweiss oder irgend ein Mensch ist kupferroth nicht ein Doppelurtheil, sondern schlechterdings nichts Anderes ausdrücken will als: Es gibt nichtweisse Menschen; es gibt kupferrothe Menschen[2]). Und analog ist es mit Sätzen wie: Einige Urtheile sind apodiktisch; Einige Waldbäume sind Coniferen. Sie können der Ausdruck einfacher Anerkennungen sein[3]).

---

[1]) Logik I² S. 210.

[2]) Damit will ich nicht behaupten, dass jeder affirmative Satz mit „irgend ein“ diesen Sinn habe. Er kann auch ein Doppelurtheil ausdrücken und zwar sowohl, wenn bei „irgend ein“ die Mehrheit ausgeschlossen, als wenn sie nicht ausgeschlossen ist. Wenn ich beim Anblick eines pompösen Leichenzuges äussere: Offenbar wird irgend ein Vornehmer begraben; beim Anblick einer Beule: Irgend ein Insekt hat mich gestochen, so ist mit „irgend ein“ nur Ein Exemplar gemeint. Sage ich dagegen: Irgend ein Rosenstock deines Gartens ist gewiss noch in Blüthe, so ist die Mehrheit nicht ausgeschlossen. Alle diese Sätze aber sind der Ausdruck von Doppelurtheilen.

[3]) Es ist indessen zuzugeben, dass sie wohl häufiger Doppelurtheile ausdrücken. Auch sofern ist die Formel äquivok, als manchmal der Gegensatz zu „alle“ darin liegen soll (: nur einige), in anderen Fällen wieder nicht.

Gegen unsere Behauptung, dass ein Satz wie: einige Menschen sind nicht freiwillig schlecht, wenigstens manchmal den Sinn haben könne: Es gibt unfreiwillig schlechte Menschen hat Enoch (a. a. O. S. 438) eingewendet: Durch Verallgemeinerung entwickle sich aus dem ersteren, gewöhnlich sog. particulär-negativen, der universell negative Satz: Kein Mensch ist freiwillig schlecht. Nun aber sei es unmöglich durch Verallgemeinerung eines affirmativen Satzes zu einem allgemein-verneinenden zu kommen, und daraus gehe klar

Man hat eingewendet [1]), Sätze wie: einige Waldbäume sind Coniferen, einige gleichschenklige Dreiecke sind rechtwinklig liessen sich nicht deuten als: Es gibt gleichschenklige Dreiecke, welche rechtwinklig sind. Denn hier sei die Existenz gleichschenkliger Dreiecke anerkannt, dort nicht. Darauf ist zu erwidern, dass Sätze wie die angegebenen abermals äquivok sind und in der That eine Deutung zulassen, wonach das Dasein einzelner wirklicher Dreiecke nicht anerkannt ist. Wir reflectiren hier jedoch auf diejenige Interpretation, welche den Satz als Ausdruck eines einfachen, affirmativen Urtheils fasst. Sie ist sehr wohl möglich, und sie involvirt durchaus die implicite Anerkennung von wirklichen Dreiecken. Daneben ist, wie gesagt, eine andere Auslegung zulässig, die in dem Satze ein partiell negatives Doppelurtheil und den Ausdruck eines Gesetzes erblickt. Das fundamentale Urtheil dieser Zusammensetzung ist allerdings naturgemäss auch eine Anerkennung und zwar eine explicite; aber nicht, dass es einzelne wirkliche Dreiecke gebe, ist darin bejaht, sondern dass sich im Begriff „gleichschenkliges Dreieck“ Classen unterscheiden lassen. Und darauf ist ein anderes Urtheil gebaut, nämlich: dass, was unter eine gewisse von diesen Classen fällt, die Eigenschaft der Recht-

---

hervor, dass der ursprüngliche eben in Wahrheit particulär-negativ und nicht affirmativ (mit negativem Prädicat) sei, wie er es wäre, wenn jene Umformung als erlaubt und richtig gelten könnte.

Ich antworte: Nicht das ist unmöglich, aus einem bejahenden Satze durch Verallgemeinerung einen verneinenden zu gewinnen sondern das wäre unausführbar, eine Verallgemeinerung zu vollziehen, die nicht auf einen negativen Satz führte. Denn es gibt schlechterdings kein allgemeines Urtheil, das affirmativ wäre. Aber ebenso gibt es kein negatives, das nicht universell wäre, und um das Gegentheil zu zeigen, müsste Enoch nachweisen, dass es einen Sinn habe, eine unbestimmte Materie, wie etwa: gelbe Blume, zu verwerfen, obschon ihr in Wirklichkeit Gegenstände entsprechen. Er kann dies aber nimmermehr. Offenbar ist eine solche Materie nur dann zu leugnen, wenn ihr gar kein Gegenstand entspricht, und dies heisst eben: Die Leugnung sei nothwendig universell gemeint.

[1]) A. Meinong in den Gött. gel. Anz. 1892. Nr. 11. S. 451.

winkligkeit besitze. Diese Attribution ist aber nicht ein Anerkennen der Relation des Rechtwinkligseins gleichschenkliger Dreiecke. Denn wäre diese gegeben, so müsste schlechterdings — da es unmöglich ist, eine Relation ohne ihre Termini anzuerkennen — auch das Dasein einzelner gleichschenkliger Dreiecke anerkannt sein, was ex supposito nicht der Fall sein soll. Das attributive Urtheil ist somit trotz der scheinbar affirmativen sprachlichen Form in Wahrheit negativ. Es ist damit bloss gesagt, dass es Nichts gebe, was in jene gewisse Classe gleichschenkliger Dreiecke falle und nicht rechtwinklig wäre. Und dieses Urtheil ist natürlich auch — wie jedes negative über eine nichtindividuelle Materie — universell.

Soviel von derjenigen Auffassung des fraglichen Satzes, wonach er Ausdruck eines Gesetzes und partiell negativ ist. Daneben ist aber, wie schon bemerkt, auch eine affirmative Deutung möglich. Dann ist die Existenz einzelner wirklicher Dreiecke darin anerkannt, entweder explicite — im Falle wir ein Doppelurtheil vor uns haben — oder wenigstens implicite, falls der Satz als einfache Anerkennung gefasst wird. Auf die letztere kam es uns hier an. Sie ist ein Gegenstück zu den als einfache Verwerfungen zu fassenden mathematischen Sätzen: Kein Summand ist grösser als die Summe; jeder Winkel im Halbkreis ist ein rechter u. dgl.

Obwohl wir aber im einen und anderen Falle einfache Urtheile vor uns haben, ist doch ihr Ausdruck einem kategorischen Satze täuschend ähnlich, und zwar nicht bloss der äusseren, sondern auch der sog. inneren Form nach. Wir haben beim Aussprechen symbolisch oder bildlich die Vorstellung des Prädicirtwerdens einer Bestimmung von einer anderen bereits anerkannten im Bewusstsein oder können sie wenigstens haben. Weil viel häufiger ein Zuerkennen oder ein Absprechen zur Aeusserung kam als ein einfaches Anerkennen oder Verwerfen, griff die eigenthümliche Ausdrucksform für die Urtheile der ersten Art auch auf die letzteren über. Es war fast die Regel, dass die Aussage zwei Glieder oder Hälften darbot, wovon die eine auf etwas schon Bekanntes ging (Subject), die zweite

das Neue und darum Wichtigere enthielt (Prädicat). Diese syntaktische Gliederung und die sie begleitende Vorstellung von etwas, dem als einem schon Bekannten eine neue Bestimmung zu- oder abgesprochen wird, übertrug sich darum auch auf die seltener vorkommende Aeusserung einfacher Anerkennungen und Verwerfungen. Das ist die Wahrheit. Und wer meint, in solchen Sätzen wie: alle Winkel im Halbkreis sind rechte; kein Ton ist eine Farbe u. dgl. werde ernstlich von den Winkeln oder Tönen oder gar von einem Subjectsbegriff „alle Winkel", „kein Ton" etwas ausgesagt, der ist ebenso sehr durch rein sprachliche Begleitvorstellungen, die nicht zur Bedeutung gehören, getäuscht, wie derjenige, der jedes sog. Verbum ernstlich als Bezeichnung eines Thuns oder Leidens auffasste oder das Hülfszeitwort „haben" für den Ausdruck des Besitzens und die Partikeln „eben", „gerade" für Namen geometrischer Verhältnisse hielte. Dort wie hier hat ein Functionswechsel stattgefunden, und die innere Form, welche der verändert gebrauchten Formel noch anhaftet, sollte nicht immer und immer wieder mit der Bedeutung verwechselt und als Argument gegen die richtige Interpretation jener Sätze ins Feld geführt werden.

In den bisher erwähnten Fällen ist zugleich noch besonders leicht begreiflich, wie es zu dieser Uebertragung der kategorischen Formel kommen konnte. Vor Allem ist sicher, dass Doppelurtheile zeitlich allen diesen einfachen Urtheilen vorausgingen. Was zunächst empirische einfache Affirmationen wie: einige Menschen sind kupferroth, d. h. es gibt kupferrothe Menschen betrifft, so konnte man gar nicht zu diesem Satze gelangen, ehe man sich von der Existenz von Menschen überzeugt und unter ihnen solche gefunden hatte, denen die Bestimmung kupferroth zuzuerkennen war. Diese Induction aber führte, wie sie in Doppelurtheilen vor sich ging, so auch naturgemäss zunächst auf das Doppelurtheil: einige der Menschen sind kupferroth. Dann erst trat als Resultat dieser selben Induction auch das verwandte und sprachlich heute oft gleichlautende einfache Urtheil auf, des Sinnes: es gibt kupferrothe Menschen. Ana-

loges gilt von Urtheilen wie: alle Körper sind schwer; keine Blume ist schwarz. Sie ruhen auf Induction, und Doppelurtheile von verwandtem Sinne sind ihnen ursprünglich direct vorausgegangen.

Von den analytischen Urtheilen wie: Kein Dreieck ist vierseitig; alle Körper sind ausgedehnt; keine Farbe ist ein Ton; Weiss ist nicht Schwarz u. s. w. gilt allerdings nicht, dass sie durch Induction gewonnen seien. Aber dass auch ihnen wenigstens irgendwelche Doppelurtheile vorausgegangen sein müssen, geht schon daraus hervor, dass ein prädicativ zusammengesetzter Begriff wie vierseitiges Dreieck, farbeseiender Ton u. dgl. ihre Materie bildet, Begriffsgebilde, welche — wie schon früher bemerkt wurde — nur entweder in directer Reflexion auf ein Doppelurtheil oder nach Analogie zu irgend einer anderen durch solche Reflexion gewonnenen Vorstellungsverknüpfung entstehen konnten[1]). Dasselbe ist natürlich bei kupferrother Mensch, schwarze Blume u. s. w. der Fall, und der eben angegebene Grund für die Priorität von Doppelurtheilen gilt darum auch gegenüber jenen empirischen einfachen Urtheilen wie: schwarze Blumen gibt es nicht; es gibt kupferrothe Menschen u. s. w.

Aber nicht bloss die Möglichkeit liegt auf der Hand, dass die Formel für Doppelurtheile auf alle diese einfachen übertragen wurde, die ja — schon weil sie prädicativ zusammengesetzte Materie haben — erst nach dem Auftreten von jenen gebildet werden konnten. Auch das thatsächliche Uebergreifen der kategorischen Formel auf den Ausdruck dieser Urtheile wird eben durch die Natur ihrer Materie besonders

[1]) Im Uebrigen wurden solche analytische Urtheile gewiss sehr frühe gefällt, und Locke hat Recht gehabt zu betonen, dass man Gedanken wie: Süss ist nicht bitter, eine Ruthe ist nicht eine Kirsche früher fasse und einsehe, als man die abstrakte Formel A ist nicht nichtA zu verstehen im Stande ist. Aber — und das ist hier wichtiger — zur Aeusserung jener Selbstverständlichkeiten war so bald kein Anlass gegeben, und Beobachtungen von einzelnen Thatsachen und daraus gewonnene Erwartungen und Verallgemeinerungen drängten viel früher zur Kundgebung.

wohl begreiflich. Ist sie doch, wie sie ihren Ursprung in der Reflexion auf ein Doppelurtheil hat, auch in ihrem Wesen dem letzteren so nahe verwandt, als es nur immer möglich ist unter Vorgängen, von denen der eine ein Urtheil, der andere ein blosses Vorstellen ist. Naturgemäss kann es sich unter Phänomenen, die solcher Gestalt toto genere verschieden sind, nur um eine Aehnlichkeit im Sinne der Analogie handeln. Aber diese ist deutlich vorhanden. In einer Zusammensetzung wie nichtrothes Blut, gelbe Blume u. dgl. ist das eine Glied gleichsam die Basis des Begriffsgebildes, das andere der accessorische Theil, und es ist kein bloss genetischer Unterschied im Zustandekommen des Ganzen, ob ich gelb auf Blume baue oder ob ich umgekehrt verfahre, vielmehr sind auch die zu Stande gekommenen Vorstellungen selbst im einen und anderen Falle etwas verschieden.

Die Begriffe gelbe Blume und Blume-seiendes Gelbes sind, meine ich, unter sich bloss äquivalent[1]), ebenso wie anderseits die

---

[1]) Dies scheint sich mir mit Nothwendigkeit aus der Natur des prädicativen Vorstellens im Gegensatz zum anschaulichen zu ergeben, und ich muss in dieser Beziehung Fr. Hillebrand, der die obigen Begriffe für identisch hält, widersprechen. (Vgl. seine Schrift „Die neuen Theorien der kategorischen Schlüsse. 1891. S. 61 ff.") Die anschauliche Vorstellung von Gelbem-Rundem z. B. und die von Rundem-Gelbem ist allerdings sicher Eines und Dasselbe. Aber die eigentliche Materie der beiden Urtheile: Es gibt Gelbes-Rundes und es gibt Rundes-Gelbes, ist weder eine Anschauung noch ein durch einfache Abstraktion aus einer solchen gewonnener Begriff. Die beiden Elemente, die er enthält, sind prädicativ geeinigt; eine prädicative Synthese ist die eigentliche Bedeutung zusammengesetzter Namen wie die vorhin angeführten, und wie wenig dies mit anschaulicher Einheit zusammenfällt, beweist, wie schon wiederholt betont wurde, am bündigsten der Umstand, dass wir in dieser prädicativen Weise selbst Widersprechendes und Widerstreitendes zur Synthese bringen können, was nie und nimmer in einer Anschauung geeinigt vorgestellt werden kann. Obschon nun, im Unterschied von solchem eminent Unanschaulichen, Verknüpfungen wie Gelbes-Rundes von der Art sind, dass ihre Elemente auch in Einer Anschauung verbunden auftreten können, so bezeichnet doch der Name Gelbes-Rundes

Doppelurtheile: Diese Blume ist gelb, und dieses Gelbe ist eine Blume. Es ist darum nicht unpassend, auch hier in gewissem Sinne von Subject und Prädicat zu sprechen. Nur hat man eben wohl zu beachten, dass es in wesentlich anderem und nur analogem Sinne geschieht wie beim Doppelurtheil. Man mag das beim letzteren gegebene eigentliche Subject und Prädicat logisches und im Unterschiede davon jenes Subject und Prädicat der Vorstellungsbildung, das in jeder prädicativen Begriffsverknüpfung vorliegt, psychologisches nennen[1]). Wir wählen bekanntlich auch unter äquivalenten Begriffsverknüpfungen wie Gelbes-Rundes und Rundes-Gelbes

---

nicht eigentlich diese anschauliche Einheit, sondern die bloss prädicative Verknüpfung, welche in Reflexion auf ein prädicatives Urtheil gewonnen wird und welche auch bei Rundem-Viereckigem, Rundem-nicht-Rundem u. dgl. möglich ist. Weil aber diese Vorstellungsverbindung auf der im Doppelurtheil gegebenen Synthese ruht, so scheint mir mit Nothwendigkeit zu folgen, dass, wie die Umkehrung eines Doppelurtheils (z. B. dieses Runde ist gelb) nur äquivalent ist dem ursprünglichen (dieses Gelbe ist rund), das Analoge auch von der auf das eine und andere urtheilende Verhalten gegründeten Begriffssynthese gelten muss. Gelbes-Rundes und Rundes-Gelbes sind nur äquivalente Begriffe. (Aber das natürlich ist richtig, dass ein allgemeiner Begriff der prädicativen Verbindung hier und dort abstrahirbar und beiden Begriffsgebilden völlig gemein ist.)

Ist das Gesagte richtig, dann folgt selbstverständlich auch, dass Sätze wie: Keine Kraft ist gesetzlos und es gibt keine gesetzlose Kraft einerseits und kein Gesetzloses ist eine Kraft und es gibt kein kraftseiendes Gesetzloses bloss äquivalent, nicht identisch sind. M. a. W. die sog. Conversio simplex ist wirklich eine Folgerung, nicht — wie Hillebrand (a. a. O.) aus Brentano's Urtheilslehre schliessen zu müssen glaubt — bloss eine Uebersetzung.

[1]) „Logisch“ möchte ich Subject und Prädicat im Doppelurtheil darum nennen, weil es sich hier um einen Unterschied im urtheilenden Verhalten als solchen handelt und das Urtheil doch den eigentlichsten Gegenstand der Logik bildet.

Das psychologische Subject und Prädicat ist ein Unterschied, der nur das Vorstellen angeht und er kann auch bei Fragen, Bitten u. s. w. gegeben sein. In: gibt es schwarze Blumen? ist ebenso „Blumen“ psychologisches Subject, „schwarz“ Prädicat wie in: schwarze Blumen gibt es nicht.

bald die eine, bald die andere, und auch dazu führen analoge Gründe wie zur Wahl des einen oder anderen entsprechenden Doppelurtheils. Der Begriff des Dinges oder der Substanz (der sog. wesentliche Begriff) wird häufiger zum psychologischen Subject gemacht als der eines Accidens; die individuelle und specielle Bestimmung häufiger als die generelle u. s. w. Kurz: man pflegt dasjenige Element zum Subject zu machen, auf welches man zuerst aufmerksam zu sein pflegt oder worauf der Angeredete zweckmässiger Weise zuerst hinblicken soll, um zu urtheilen, ob der vereinigten Materie etwas in Wirklichkeit entspreche oder nicht, und dies wird in der Regel derjenige Begriff sein, der ein Ganzes als solches oder seinem vornehmsten Theile nach auffasst. So ist es z. B. das Gewöhnlichere und Naturgemässere, dass man, auf einen Berg aufmerksam geworden, seine Waldbekleidung bemerke, unter den Blumen sich umsehend, gelbe gewahr werde, als dass der Gang der Aufmerksamkeit den umgekehrten Weg einschlage. Die Sprache insinuirt dem Hörer die entsprechende Zusammensetzung der Vorstellung schon, indem sie von gelben Blumen, bewaldeten Bergen spricht. Noch eindringlicher aber dient zum selben Zwecke die Uebertragung der kategorischen Syntaxe auf diese einfachen Anerkennungen oder Verwerfungen mit zusammengesetzter Materie. Einige Blumen sind gelb fordert auf, die Verknüpfung dieser Bestimmungen so zu vollziehen, dass Blumen zur Basis, gelb zum accessorischen Theil der Synthese gemacht werde, und so ist hier, wie wir zu Anfang sagten, die Herübernahme der eigenthümlichen Syntaxe der kategorischen Aussage vom Ausdruck des Doppelurtheils auf den des einfachen besonders begreiflich. Dient sie doch in diesen Fällen, wie wir eben sahen, einem Zwecke, der dem ursprünglichen verwandt ist. Ebenso begreiflich aber wird die Täuschung, dass, was sich so passend in die äussere und innere Form des (logischen) Subjects und Prädicats fügt, auch wirklich ein solches aufweise, m. a. W., dass hier wirklich etwas bereits Anerkanntem eine weitere Bestimmung zu- oder abgesprochen werde.

Doch nicht überall ist die Verwendung der kategorischen Formel für einfache Urtheile in der angegebenen Weise motivirt. Der Functionswechsel erscheint anderwärts noch weit grösser und die Aussageform weit mehr ihrer ursprünglichen Bedeutung entfremdet. Auch an Sätzen wie: Gott ist; es gibt gelbe Blumen; es regnet; es hungert mich, tonat, pudet me haben wir ja — wie schon früher bemerkt wurde — in gewissem Maasse den Schein kategorischer Formeln vor uns. Aber während in den pseudokategorischen Sätzen, die wir zuvor betrachtet haben, die Bedeutung wenigstens darin derjenigen des wahrhaft kategorischen Satzes ähnlich war, dass ein prädicativ zusammengesetzter Begriff die Materie des betreffenden Urtheils bildete und die Theile des ihm entsprechenden zusammengesetzten Namens die Stelle des logischen Subjects und Prädicats einnahmen, sind in den zuletzt erwähnten Fällen Bedeutung und syntaktischer Ausdruck einander noch mehr incongruent geworden. Denn entweder liegt dem betreffenden Urtheil überhaupt keine prädicative und durch einen entsprechend gegliederten Namen ausgedrückte Vorstellungsverbindung zu Grunde (Gott ist; es regnet) oder es ist zwar eine solche Vorstellung und ein solcher Name gegeben, aber der letztere wird nicht in der angegebenen Weise verwendet (es gibt gelbe Blumen). Der Schein der Kategorie entsteht vielmehr lediglich, indem ein vollsinniges Verbum finitum in der dritten Person des Singular die Täuschung erweckt, als ob es (mit oder ohne das Flickwörtchen „es") sowohl ein pronominales Subject als ein verbales Prädicat involvire, während es in Wahrheit nur den Namen eines Vorganges nebst dem Zeichen der Anerkennung oder Verwerfung involvirt (so bei: „es regnet", „es donnert", pluit, tonat u. dgl.), oder aber ein nur scheinbar bedeutungsvolles Verbum, das in Wahrheit zu einem (synkategorematischen) Zeichen der Anerkennung resp. Verwerfung herabgesunken ist, ruft den Anschein hervor, als ob es als Prädicatsname oder Theil eines solchen zu einem Subject resp. auch noch zu anderen Theilen eines Prädicats (z. B. einem Accusativ) hinzukomme. So ist es bei: Gott ist; es ist ein Gott; ein Markt findet statt; es finden sich schwarze

Schwäne; es gibt gelbe Blumen. (Im letzten Beispiele ist die ganze Materie des Urtheils durch den scheinbaren Objects-accusativ ausgedrückt.)

Gegen die obige Auffassung des Existentialsatzes hat Sigwart bemerkt, dass viele von den Verben, welche danach nur die „Anerkennung" ausdrücken sollen, von Hause aus einen weit reicheren Inhalt hatten und unzweifelhaft zu der Classe der eigentlichen Prädicate gehörten. „Existiren selbst — betont er (Imperson. S. 64) — bestehen, statt-finden, sich finden" u. s. w. enthalten ja etymologisch viel concretere Vorstellungen als das blosse Sein — wo ist die Grenze zu ziehen zwischen der blossen „Anerkennung", dem Urtheil, das nur Einen „Begriff" betrifft, und dem zweigliedrigen Urtheil? Und wie sind die Sätze: A ist hier, B ist dort, zu deuten? Sind diese Sätze, da sie doch gewiss auch Existenz aussagen, eingliedrig und blosse „Anerkennungen"? Wenn sie aber zweigliedrig sind, ist dann nicht doch Sein Prädicat, wenn auch mit einer räumlichen Nebenbestimmung? Und wo ist wiederum die Grenze?"

Darauf ist zu erwidern, dass in Sätzen wie: A ist hier, B ist dort, diese sog. Adverbien durchaus als wahre Prädicate zu fassen sind. Und wenn Sigwart etwa darauf einwendete, der Umstand, dass man sagen könne: hier-sein, dort-sein beweise, dass vielmehr Sein hier den Prädicatsbegriff bilde, der durch „hier" und „dort" nur näher bestimmt werde, so würde er vergessen, dass man ganz ebenso argumentiren könnte, weil wir von „weiss-sein" und „roth-sein" sprechen können, so müsse in Sätzen wie „A ist weiss", „B ist roth" das „Sein" als Prädicat und weiss und roth als nähere Determinationen gefasst werden. Zu Letzterem aber wird Sigwart sich selbst nicht entschliessen. Er wird nicht zugeben, dass die Copula einen Begriff enthalte, wozu die Wörtchen weiss, roth, gut, schlecht u. s. w. bloss die nähere Bestimmung bildeten. Wenn aber dies nicht, dann ist es einzig consequent, auch die Behauptung fallen zu lassen, dass in: A ist dort, B ist hier, das „ist" einen Begriff involvire. Denn das wird man nicht ernstlich als entscheidenden Unterschied geltend machen wollen, dass die Sprache und Grammatik roth und weiss als Adjectiva, dagegen hier und dort als Umstandswörter fasst. Dies hat gewiss seine psychologischen und praktischen Gründe, vielleicht in der Universalität der örtlichen Bestimmungen oder dgl., aber für einen logischen Unterschied zwischen roth-sein und hier-sein ist es nicht beweisend; so wenig als, dass manche Sprachen die Zweizahl nur durch eine Flexion am Nomen oder Verbum ausdrücken, etwas für eine logische Differenz in dieser Zahlbestimmung gegen-

über allen anderen beweist. Und so wenig, als man aus dem Umstand, dass der Unterschied des Geschlechtes zwischen Personen sprachlich oft bloss wie eine Modification eines Namens behandelt wird, der des Alters dagegen und so viele andere durch besondere Wörter Ausdruck finden, eine logische Besonderheit der einen oder anderen dieser Differenzen ableiten kann. Hier überall gilt es für den Logiker, sich von den „sprachlichen Anschauungen“, die vielfach ihre besonderen, für die Logik irrelevanten Gründe haben, zu emancipiren.

So viel auf Sigwart's Frage bezüglich des Hierseins und Dortseins. Die andere Frage aber, wo denn die Grenze sei zwischen dem blossen Anerkennen und dem prädicativen Urtheil in Hinsicht auf Sätze mit bestehen, stattfinden, sich finden u. s. w. ist einfach dahin zu beantworten, dass, wo diese Wörter noch ihren ursprünglichen Sinn haben, sie natürlich einen Begriff enthalten und wahre Prädicate bilden. Die Sätze sind dann analog aufzufassen wie das Hiersein, Dortsein; nur dass hier die Copula durch „ist“, dort durch die Flexion des den (örtlichen oder anderweitigen) Prädicatsbegriff enthaltenden Verbums ausgedrückt ist.

Die Grenze dieses Falles aber ist gegeben, sobald jene Vorstellungen, die ursprünglich den Sinn von bestehen, sich finden, ital. stare, span. estar u. s w. bildeten, zur blossen inneren Form herabgesunken und diese Wörtchen blosse Synonyma von „sein“ geworden sind[1]). Man mag ein Mal im Zweifel sein, ob ein solcher Ausdruck wörtlich oder im übertragenen und abgeblassten Sinne zu nehmen sei. Aber principiell sind doch die Fälle sehr wohl unterscheidbar, und die Grenze eine scharfe. Ich bleibe sonach auch diesem Einwande gegenüber unbedenklich dabei, dass im Existentialsatz wie in den sog. Impersonalien kein Subject und Prädicat, sondern lediglich die innere und äussere Form der kategorischen Aussage gegeben sei.

Auch diese pseudokategorischen Formeln sind durch Functionswechsel aus wahrhaft kategorischen hervorgegangen, und bei den Existentialsätzen mit bestehen, gefunden werden, sich finden, *πέλω, ἔφυν, τυγχάνω, τελέθω*, u. s. w. ist dieser Wandel noch am durchsichtigsten. Diese Wörter involvirten ja — wie eben gegen Sigwart schon zugegeben wurde — ur-

[1]) Aus der Thatsache dieser Synonymie folgt dann eben, dass sie keinen Begriff mehr ausdrücken und in diesem Sinne „inhaltslos“ sind, nicht umgekehrt, dass „sein“ einen Inhalt habe, wie Fr. Kern u. A. wollen.

sprünglich ein wirkliches Prädicat, den Begriff eines Zustands, ja eines Handelns oder Leidens, dann verblassten sie zur Bedeutung des blossen „Seins" im Sinne des Anerkanntwerdenkönnens. Und aus einem wirklichen Prädicatsbegriff wie Stehen, Sitzen, Gehen, Wachsen, Wohnen, Athmen sind ohne Zweifel auch unser deutsches „bin", „ist", „gewesen" und dessen Analoga in anderen Sprachen hervorgegangen (sum, fui, est, εἰμι etc.). Es liegt hier ebenso gewiss ein übertragener Gebrauch vor, wie wenn „haben" zum Zeichen der Vergangenheit oder im Chines. sehen (z. B. tödten sehen = getödtet werden) zum Zeichen des Passiv herabgesunken ist.

Hat bei „Gott ist" der Functionswechsel einen ursprünglichen Prädicatsnamen ergriffen, so bei „es regnet, pluit" einen ursprünglichen Subjectsnamen und in manchen anderen Fällen beides. So bei Formeln wie: es gibt oder es hat gelbe Blumen. Hier involviren weder das scheinbare Subject noch das scheinbare Prädicatsverbum einen Begriff; sie bilden bloss zusammen das Zeichen der Anerkennung, und die Materie des Urtheils (das Anzuerkennende) ist durch den (scheinbaren) Objectsaccusativ ausgedrückt. Gewiss aber ging die Wendung aus Fällen hervor, wo das Geben und Haben noch eigentlich als ein Liefern oder Schenken und als ein Besitzen oder Einschliessen und Enthalten gemeint war und natürlich auch an etwas gedacht wurde, was gibt oder hat und worauf das „es" als wahres Pronomen sich bezog[1]). Dann wurde die Vorstellung des Habens und Gebens blosses Bild und schwand schliesslich ganz aus dem Sprachbewusstsein.

Ein wahres Pronomen aber war unser „es" ursprünglich gewiss auch in Formeln wie: es brennt, es klopft, es geht um,

---

[1]) Bei der ursprünglichen Bedeutung von „es gibt" und „es hat" wäre es selbstverständlich auch pleonastisch gewesen zu sagen: es gibt hier oder es gibt dort, il y a. Das „hier" und y wurde nöthig, indem „es" und il verblasste und aufhörte deiktisch zu sein. Aber auch y verblasste wieder, und analog unser „da" in: da gibt es Leute u. dgl.

es rauscht u. dgl., mochte es sich nun um ein genau bekanntes und vertrautes oder um ein geheimnissvoll unbekanntes oder gespenstiges „Es“ handeln. Aber dieses „es“ (= das dem Hörenden und Sprechenden Bewusste) verblasste in der Folge zu einem blossen Flickwörtchen, das nicht mehr deiktisch ist [1]) und überhaupt keinen Begriff mehr involvirt. Analog sind die entsprechenden lateinischen Formeln anzusehen, wo die Endung der dritten Person des Singular ursprünglich die Kraft eines Pronomens hatte, sie jedoch später verlor. War nun aber in einzelnen Fällen diese Endung, mit oder ohne das „es“, inhaltlos geworden, dann konnten nach Analogie zu diesen subjectlos gewordenen Sätzen zahlreiche andere entstehen, ohne selbst direct aus subjectischen hervorgegangen zu sein. Es ist z. B. von vornherein nicht nöthig anzunehmen, dass das „es“ in: es regnet oder die Endung in tonat jemals selbst deiktisch gewesen sei. Es genügte als Ansatz für seine Entstehung, wenn in anderen Fällen „es“ ursprünglich pronominale Bedeutung hatte und dann verblasste. Hier, wie sonst so mannigfach konnte sich die neu entstandene Wendung durch Analogiebildung weiter und weiter ausdehnen, und schon Benfey hat bemerkt, der Gebrauch könne sich aus geringen Anfängen zu einer umfassenden Kategorie entwickelt haben.

So scheint mir denn über die Art der Entstehung der erwähnten pseudokategorischen Sätze kein Zweifel mehr mög-ich. Sie sind entstanden aus kategorischen; eine Abstammung, ie ihre Zeichen noch deutlich in rudimentären Gliedern zurückgelassen hat.

Nach dem Gesagten ist es nun aber nicht schwer, auch die Frage nach ihrer *Ursprünglichkeit*, die speciell mit Rücksicht auf die Impersonalien vielfach Gegenstand der Discussion gewesen ist, zu entscheiden. In ihrer *heutigen Form* sind diese subjectlosen Sätze und insbesondere auch

---

[1]) „Es“ ist ebenso ein Flickwörtchen wie etwa τοι, wie „halt“ (ursprünglich: halt' ich dafür, analog dem englischen I guess, I say) wie chose u. s. w.

die Impersonalien nicht ursprünglich. Sie konnten jedenfalls erst entstehen, nachdem unsere kategorische Formel sich entwickelt hatte, die selbst ein spätes Product ist. Anders wenn man bei einem subjectlosen Satze an den beliebigen Ausdruck einfacher Urtheile denkt. Einfache Anerkennungen und Verwerfungen wurden natürlich gefällt, ehe Doppelurtheile möglich waren. Nur unsere heutigen subjectlosen Sätze, nicht aber die subjectlosen Urtheile, sind verkümmert aus subjectischen. Sie waren vielmehr die frühesten Urtheile, die der Mensch überhaupt fällte. Und auch nachdem das Denken die Entwicklung genommen hatte, wo eine Grosszahl der Urtheile, die wir fällen, und jedenfalls die Mehrzahl derjenigen, die wir einander kundgeben, Doppelurtheile sind, blieb doch der Anlass für einfache zurück. Und nicht bloss gab es von Anfang an einfache Urtheile; einzelne von ihnen wurden gewiss auch in irgend einer Form geäussert, obschon eine häufigere Gelegenheit dazu sich allerdings erst später ergab, beim Auftauchen von Zweifeln und Fragen. Aber ob viele oder wenige, jene Aeusserungen einfacher Anerkennungen und Verwerfungen waren wahrhaft subjectlose Aussagen, wie primitiv auch und wie immer unseren heutigen Impersonalien, Existentialsätzen u. s. w. unähnlich sie sein mochten.

In diesem Sinne gehören subjectlose Sätze zum ursprünglichen Bestand jeder menschlichen Sprache, und alle Einreden dagegen sind nichtig und setzen voraus, was zu beweisen wäre. So, wenn Steinthal einwendet, der ursprüngliche Mensch sei unfähig gewesen, ein subjectloses Prädicat zu erfassen; er habe unmittelbar zu jeder Thätigkeit ein thuendes Subject hinzugedichtet. Hierauf ist natürlich zu antworten, dass heute noch ebensogut wie ursprünglich ein Prädicat ohne Subject undenkbar ist. Sind sie doch Correlativa: Begriffe, die sich gegenseitig einschliessen. Wäre dies ein triftiger Grund gegen die Ursprünglichkeit von subjectlosen Sätzen, so bewiese er zugleich ihre schlechthinige Unmöglichkeit für alle Zeiten. Aber wir lehren keine Sätze, die ein Prädicat haben und kein Subject,

sondern solche, denen in Wahrheit weder das eine noch das andere zukommt. Steinthal hätte also zu beweisen, dass es keine solche einfache Anerkennungen und Verwerfungen, sei es von Dingen, sei es von Vorgängen und Thätigkeiten, geben könne. Aber gar Vieles scheint er hier zu übersehen. Er bemerkt weder, dass nicht jeder Gegenstand eines Urtheils eine Thätigkeit, noch, dass auch nicht jede Thätigkeit nothwendig Gegenstand einer Prädication ist. Und doch ist es in Wahrheit weder nothwendig, dass wir jeden Vorgang als Thätigkeit auffassen, noch ist es, wenn wir dies thun, unerlässlich, dass wir die Thätigkeit als Prädicat einem Subject zusprechen (indem wir den Träger der Thätigkeit auch bloss implicite mit anerkennen können). Und selbst wo wir etwas nicht bloss als Thätigkeit oder Wirkung auffassen, sondern von einer Thätigkeit oder Ursache als Subject prädiciren, da ist doch eben dieses Subject Gegenstand einfacher Anerkennung und wird nicht selbst wieder von etwas Anderem prädicirt. Ohne einfache Anerkennungen und somit ohne subjectlose Urtheile und Sätze — wir sagten es schon — hätte es auch nicht zu subjectischen kommen können.

V.

Zur Classification und Abgrenzung der subjectlosen Sätze oder thetischen Aussagen.

1. Wir sind bei unserer Betrachtung über subjectlose Sätze ausgegangen von den sogenannten Impersonalien und Existentialsätzen. Aber der Fortgang der Untersuchung, welcher ergab, dass nur bei Doppelurtheilen im eigentlichen Sinne Subject und Prädicat gegeben sei, führte darauf, dass das Gebiet der subjectlosen Sätze[1]) eigentlich soweit reiche, als das der

[1]) D. h. der subject- und prädicatlosen; denn dies ist der wahre und allein berechtigte Sinn, welchen wir dem obigen von Heyse aufgebrachten Terminus zugestehen.

einfachen Urtheile, und so gesellten sich uns zu den existentialen und impersonalen auch noch viele der gewöhnlich kategorisch genannten Sätze, die in Wahrheit pseudokategorisch sind und nur scheinbar Subject und Prädicat haben. Auch ihre eigentliche Bedeutung ist eine einfache Anerkennung oder Verwerfung und nur in der Materie (die prädicativ zusammengesetzt ist) und im sprachlichen Ausdruck zeigt sich eine eigenthümliche Complication und Besonderheit. Doch dazu ist nun hinzuzufügen, dass die Zusammensetzung in der Materie eines einfachen Urtheils noch eine andere als die prädicative sein kann, und dass überhaupt zu ihr Vorstellungen gehören können, die noch in anderer Weise als die prädicative Begriffsverknüpfung auf ein Urtheil reflex sind. So ist ja auch der Begriff: Existenz eines A, Nichtexistenz eines B oder: dass A sei, dass B nicht sei eine Vorstellung, welche ganz wohl Materie eines einfachen Urtheils sein kann, und sie ist nicht wie A-seiendes B oder B-seiendes A in Reflexion auf ein prädicatives oder Doppelurtheil, sondern auf eine einfache Anerkennung resp. Verwerfung gebildet. Mit den Zusammensetzungen aber, die ausser der prädicativen in der Materie eines einfachen Urtheils gegeben sein können, meinen wir: die copulative resp. remotive (A mit (ohne) B) und die disjunctive (Eines von A und B).

Man kann sich wundern, dass über eine solche complicirte Materie nicht bloss eine Mehrheit von Urtheilen, sondern ein einfaches und einheitliches gestattet sein solle. In der That ist dies nicht in jeder Weise, vielmehr über die disjunctive Materie nur in anerkennendem Sinne, über die copulative resp. remotive nur in verneinendem möglich. Die erstere Möglichkeit hängt damit zusammen, dass — wie wir früher sagten — die Anerkennung, wo es sich nicht um eine individuelle, sondern um eine indeterminirte Materie handelt, nie auf den ganzen Begriffsumfang, sondern nur auf einen unbestimmten Theil gerichtet ist. Ein solcher unbestimmter Theil aber ist eben beurtheilt, wenn ich sage: Eines von A und B ist. Der Gesammtumfang ist gebildet durch Zusammenfassung der Glieder A und B. Ein unbestimmtes Glied dieses Umfangs ist Materie meines Urtheils,

und letzteres ist darum, wenn es in dieser Weise unbestimmt und einheitlich sein soll, nothwendig affirmativ. Verwerfe ich dagegen die Materie, indem ich sage: Eines von A und B ist nicht oder Es ist nicht eines von A und B, so heisst dies nichts Anderes als: Keines von A und B ist. Ich urtheile in Wahrheit nicht über ein unbestimmtes Glied des Umfangs der Disjunction, sondern über beide Glieder. Ich spreche eine Mehrheit von Verneinungen aus, nicht anders, als wenn es hiesse: Weder A noch B ist.

Ueber die copulative (resp. remotive) Materie ist — so sagten wir — in negativer Richtung ein einheitliches Urtheil möglich: A mit B (resp. ohne B) ist nicht. Dies hat seinen Grund darin, dass bei der Verneinung eines Ganzen von Inhalten nicht jeder Theil mit verneint ist. Bei der Bejahung dagegen ist jeder Theil anerkannt[1]), und sage ich darum: A mit B (resp. ohne B) ist, so ist von dem aus A und B (resp. A und der Nichtexistenz von B) gebildeten Ganzen jedes Glied anerkannt. Ich habe es mit einer Mehrheit von Anerkennungen zu thun: A ist und B ist, resp.: A ist und die Nichtexistenz von B ist. Es ist ebenso, wie wenn ich sagte: Sowohl A als B ist, resp.: Sowohl A als die Nichtexistenz von B ist.

2. Doch es ist nicht unsere Absicht, auf eine erschöpfende Classification des Inhalts der einfachen Urtheile und der ihnen entsprechenden Aussagen einzutreten. Praktischer und unseren bisherigen Ausführungen entsprechender ist es, wenn wir hier die Sätze, welche Ausdruck einfacher Urtheile sind, nach ihrer eigenthümlichen sprachlichen Form classificiren. Indem wir dies thun, führen wir eigentlich nur ein schon begonnenes Geschäft zu Ende. Auch wird bei dieser die Aussagen betreffenden Classification der Inhalt der entsprechenden Urtheile — wie man sich leicht überzeugt — nicht ganz ausser Acht gelassen, vielmehr in Bezug auf wesentliche Unterschiede mitberücksichtigt erscheinen.

---

1) Vgl. Brentano, Psychologie vom empir. Standp. I. S. 276 u. 277.

Als Classen von Aussagen, die einfache Urtheile in verschiedener sprachlicher Form ausdrücken, sind uns bereits begegnet: die Impersonalien, die Existentialsätze und Aussagen von der Art wie: Alle Dreiecke haben zur Winkelsumme zwei Rechte; Kein Nichtfarbiges ist roth; Keine Farbe ist ein Ton u. dgl. Man mag die Letzteren pseudokategorisch im engeren Sinne oder auch kategoroid nennen, da sie in besonders täuschender Weise die einfache Anerkennung resp. Verwerfung dadurch zum Ausdruck bringen, dass sie den Schein einer Prädication erwecken. Doch in gewissem Maasse thun dies auch die erstgenannten zwei Gruppen, und wir wollen darum alle drei unter den Namen und die Classe der pseudokategorischen Sätze im weiteren Sinne zusammenfassen.

Dieser Classe müssen wir nun aber als eine zweite und differente gewisse disjunctive und hypothetische Sätze gegenüberstellen. Ich sage: gewisse. Denn andere, wie: Diese Frucht ist entweder ein Apfel oder eine Birne, und: Wenn dieser Baum nicht blüht, wird er auch nicht Früchte tragen, drücken kein einfaches, sondern ein Doppelurtheil aus. Ebenso: Entweder mein Argument oder das Deine ist falsch und: Wenn dieser Satz nicht einleuchtend ist, so ist es sein Gegentheil. Hier wie dort liegt ein wahrhaftes Subject und Prädicat vor, nur hat die Prädicirung einen disjunctiven resp. conditionalen Charakter[1].

Anders bei dem Satze: Entweder gibt es einsichtige Urtheile oder es gibt keine Wissenschaft, und: Wenn es keine Evidenz gibt, so gibt es keine Wissenschaft. Hier stehen wir vor einer einfachen Anerkennung resp. Verwerfung, und nur in der Materie liegt eine eigenthümliche Complication gegenüber anderen einfachen Urtheilen wie: es gibt evidente Urtheile; es gibt keine schwarze Blumen u. s. w. Diese disjunctiven und

---

[1]) Natürlich liegt auch in: Entweder ist es der Neffe oder der Onkel ein wahrhaftes Subject. Das „es" ist hier so gut deiktisch, wie in der Frage: ist es der Czar? und der Antwort: Nein! es ist sein Adjutant.

hypothetischen Sätze haben weder logisches Subject noch Prädicat und sind also in diesem Sinne, ebensogut wie die Impersonalien, Existential- und kategoroiden-Sätze, subjectlos. Wem es aber gezwungen erscheint, auch ihnen diesen Namen zu geben, der mag als universelle Bezeichnung für alle Aussagen, welche Ausdruck einfacher Urtheile sind, den Terminus thetische Aussagen wählen[1]). Die existentiale, impersonale und kategoroide Formel mögen dann zusammenfassend: thetische Aussagen mit pseudokategorischer Form heissen. Für die disjunctive und hypothetische dagegen, soweit sie einfache Urtheile ausdrücken, erscheint mir der Name: thetische Aussagen mit conjunctionaler Form nicht unpassend. In ihnen ist ja der anerkennende oder verwerfende Charakter des kundgegebenen Urtheils nicht durch den Schein des Zu- oder Aberkennens, sondern durch eine eigenthümliche Conjunction der Satzglieder ausgedrückt[2]).

Dass dies der Fall sei, könnte freilich Widerspruch finden. Man wird vielleicht einwenden, es sei mindestens bezüglich des disjunctiven Satzes nicht richtig, dass seine Qualität nur durch die eigenthümliche Syntaxe erkenntlich sei. Vielmehr werde, wenn ich sage: Entweder A oder B ist, der affirmative Charakter durch „ist“, und wenn ich sage: Entweder A oder B ist nicht, der negative durch „ist nicht“ ausgedrückt, und dabei zeige sich zugleich, dass nicht — wie wir oben behaupteten — über eine disjunctive Materie bloss ein affirmatives, sondern auch ein negatives, einheitliches Urtheil möglich sei. Denn die beiden angeführten Sätze ständen sich als Gegensätze

---

[1]) Thetisch, weil sie die blosse Position resp. Leugnung ausdrücken, im Unterschied von den kategorischen Aussagen, die ein Zu- resp. Aberkennen kundgeben.

[2]) Gewöhnlich ist diese von besonderen Partikeln begleitet und unterstützt. Doch kann wenigstens der hypothetische Satz ihrer auch entrathen, wie wenn wir im Deutschen sagen: Ist der Hornung frisch und klar, gibt's bestimmt ein gutes Jahr. Aehnliches ist auch in anderen Sprachen möglich: Unum cognoris, omnes noris. Vgl. auch Schleicher, Lith. Gramm. S. 336.

gegenüber, und wenn — wie wir zugeben — der erste affirmativ sei, müsse der zweite negativ sein.

Ich antworte: Wenn der Satz „Entweder A oder B ist nicht", das Gegentheil von „Entweder A oder B ist", bilden soll, dann muss der Ton auf die Copula „ist" fallen und das „nicht" zu ihr gehören (Entweder A oder B ist nicht). Allein so verstanden ist die Enunciation identisch mit: Keines von A und B ist, und dies ist, wie wir schon sagten, kein einheitliches Urtheil über eine disjunctiv-unbestimmte Materie, sondern eine Mehrheit von Verneinungen, welche bloss sprachlich zusammengezogen sind. Es ist geleugnet sowohl, dass A, als dass B sei. Soll also der fragliche Satz wirklich ein einheitliches Urtheil aussprechen, so muss das „nicht" den Ton haben und zur Materie geschlagen werden. Der Sinn ist dann: die Nichtexistenz von A oder von B ist, und dies ist zweifellos ein affirmativer Satz. Sein Gegentheil ist: die Nichtexistenz von A oder von B ist nicht oder was dem äquivalent ist: Sowohl A als B sind. Es bleibt also auch dem beanstandeten Beispiel gegenüber dabei, dass, als disjunctiver Satz verstanden, es affirmativ ist, und nur um so deutlicher tritt dann hervor, dass — wie wir sagten — die Qualität nur durch die Syntaxe und die zugehörigen Partikeln ausgedrückt ist. Und das Analoge gilt in allen anderen Fällen. Die „ist" und „ist nicht", welche in einem disjunctiven Satze vorkommen, gehören überall zum Ausdruck der Materie, zu den einzelnen Satzgliedern, und ob ich sage:

Entweder ist A, oder es ist B,
Entweder ist A nicht, oder es ist B,

---

[1]) Doch trägt hier die Syntaxe auch noch in etwas zum Ausdruck der Materie bei. Aehnlich wie das Wörtchen „alle", so enthält auch die Fügung „Wenn — so" eine doppelte Negation, wovon die eine die Qualität des Urtheils kundgibt, die andere zur Materie, speciell zum Nachsatze gehört. Dem Sinne nach identisch mit „Wenn A ist, ist B", ist: dass A sei und B nicht sei, ist nicht oder: die Existenz von A ohne die Existenz von B ist nicht.

Entweder ist A, oder B ist nicht,
Entweder ist A nicht, oder es ist B nicht,

überall ist die Qualität die affirmative, unbeschadet der vorkommenden „nicht“.

Auch vom hypothetischen Satze gilt, dass er stets dieselbe Qualität hat — nur ist es die negative — und dass sie durch die eigenthümliche Syntaxe der Satzglieder ausgedrückt ist[1]. Auch da gehören die in den einzelnen Gliedern vorkommenden „ist“ und „ist nicht“ zum Ausdruck der Materie und ist der Name „conjunctional“ gerechtfertigt. — Soviel zur Classification des ganzen Gebietes thetischer Aussagen.

3. Dass nicht jede dieser thetischen Formeln zum Ausdruck jedes einfachen Urtheils geeignet ist, vielmehr ihre Verschiedenheit theils mit Besonderheiten der Materie, theils auch mit dem Unterschied der Qualität parallel geht, wurde schon angedeutet.

Den conjunctionalen thetischen Aussagen ist gemeinsam, dass ihre Materie durch Vorstellungen gebildet wird, welche in Reflexion auf einfache Anerkennungen oder Verwerfungen gewonnen sind, wie: dass A sei (oder die Existenz von A), dass B nicht sei (oder die Nichtexistenz von B). Daher sehen die Glieder der Formeln wie Aussagen aus, ohne es zu sein. Sie involviren wenigstens die Vorstellung eines (einfachen) Urtheils. Im Uebrigen kann, wie wir gesehen haben, die disjunctive Formel nur anerkennende Urtheile ausdrücken, die hypothetische nur verwerfende. Denn im letzteren Falle wird über ein Ganzes von Inhaltsgliedern geurtheilt und doch nicht über die Theile, — was nur bei negativer Qualität möglich ist — im ersteren bildet ein unbestimmtes Glied des Umfangs der Disjunction den Gegenstand der Beurtheilung, und diese ist darum, wie jede particuläre, affirmativ.

Was die Anwendbarkeit der übrigen thetischen Aussageformeln — der pseudokategorischen — betrifft, so haben wir bezüglich der kategoroiden schon im vorausgehenden Artikel bemerkt, dass sie nur da möglich ist, wo ein prädicativ

zusammengesetzter Begriff die Urtheilsmaterie bildet und diese Zusammensetzung auch im Namen zum Ausdruck kommt[1]).

Unbeschränkt dagegen ist, schlechthin gesprochen, das Gebiet des Existentialsatzes. Er ist die allgemeinste thetische Aussageformel, und soweit nicht die Rücksicht auf Schönheit und Bequemlichkeit Einhalt gebietet, kann — wie schon Brentano betont hat — für jedes einfache Urtheil ein Ausdruck in existentialer Form gebildet werden. Nicht bloss für den Inhalt jedes kategoroiden und impersonalen Satzes, sondern auch für jedes einfache Urtheil, das in einer disjunctiven oder hypothetischen Aussage ausgesprochen liegt. Nur wird ein solcher existentialer Ausdruck oft unschön und unbeholfen klingen[2]).

Das engste Anwendungsgebiet hat die impersonale Formel. Ihre Eigenthümlichkeit besteht, wie wir schon wissen, darin, dass hier die Materie des Urtheils durch ein sinnvolles Verbum finitum ausgedrückt oder wenigstens mit ausgedrückt erscheint, wobei die Flexion desselben zugleich Zeichen der Urtheilsfunction als solcher ist: es regnet, es friert mich, es

---

[1]) Wie früher schon betont wurde, ist ja auch eine prädicativ zusammengesetzte Vorstellung oft durch einen einfachen Namen bezeichnet; so wenn ich den Begriff gleichseitiges Rechteck (oder gleichseitiges rechtwinkliges Viereck) durch „Quadrat" ausdrücke. Statt: es gibt gleichseitige Rechtecke, sage ich kategoroid: Manche Rechtecke sind gleichseitig. Dagegen lässt der Satz: Es gibt Quadrate, keine kategoroide Fassung zu, solange ich an Stelle dieses einfachen nicht einen gegliederten Namen setze.

[2]) Der Existentialsatz mit „ist" oder „es gibt" bildet unter den aufgezählten thetischen Aussageformen den einfachsten Ausdruck eines Urtheils. Doch ist er — auch in unseren Sprachen — nicht der einfachste schlechthin. Wie früher bemerkt, ist auch das Demonstrativ- und Personalpronomen eigentlich eine thetische Aussage und ebenso Verbindungen wie: dieses Roth, mein Hut, worin ein Demonstrativ- oder Possessivpronomen vorkommt. In manchen Sprachen wird ein Pronomen durchweg an Stelle unseres „ist" verwendet. Andere drücken die Urtheilsfunction durch blosse Betonung und Stellung aus.

fehlt an Geld[1]). Es liegt in der Natur der Sache, dass dementsprechend mit Vorliebe die einfache Anerkennung von Vorgängen in diese Form gefasst wird.

Dass im Uebrigen auch unter den Sprachen Eines Stammes nicht alle eine gleiche Vorliebe für impersonale Wendungen zeigen, ist bekannt. Das Französische z. B. ist weniger reich daran als das Slavische und Deutsche. Am mannigfaltigsten scheint das Letztere den impersonalen Ausdruck zu verwenden. Doch kennt auch das Slavische seinerseits Beispiele, die im Deutschen nicht möglich wären, z. B.: es erschlug ihn mit dem Blitze; es brach den Baum mit dem Winde[2]). Wir Deutschen fassen hier den Thatbestand lieber durch ein Doppelurtheil auf und verwenden demgemäss einen subjectischen Satz zum Ausdruck. Im Einzelnen zu untersuchen, welche Sprachen in besonderen Fällen oder Classen von Fällen den impersonalen, welche den existentialen Ausdruck oder aber eine subjectische Auffassung des Thatbestands bevorzugen, ist natürlich mehr Sache des Grammatikers als des Logikers. Und so halte ich es auch mehr für Aufgabe des Ersteren, speciell die Classen von Urtheilsmaterien und Thatbeständen aufzuzählen, die gerade

---

[1]) Es gibt keinen Gott, es gibt keine schwarze Blumen, rechne ich demgemäss nicht zu den Impersonalien, ebenso wie: es werden schwarze Schwäne gefunden, nicht zu den kategoroiden Sätzen; da das scheinbare Verbum hier und dort zum blossen Synonym von „sein" verblasst ist.

[2]) In gewissen anderen Sprachfamilien scheint die Möglichkeit impersonalen Ausdrucks noch weiter zu gehen. Im Mexikanischen z. B. kann nach Misteli (a. a. O. S. 119) auch etwas gesagt werden wie: es wird Matten-gemacht; es wird Blumen-gesucht. Auch im Kafir ist nach demselben Autor (a. a. O. S. 319) der unpersönliche Gebrauch der Verben sehr häufig. Das Malayische dagegen vermeidet ihn. Da sagt man statt: es wird hell — der Tag wird hell; statt: es hungert mich — mein Bauch hungert sein(em) Gefühl (nach). Und im Dajackischen heisst es statt: es ist dunkel — Dinge sind dunkel (a. a. O. S. 264). Aber auch der Semite sagt statt: es regnet — Regen fällt; statt: es wird getanzt — Tänze sind; statt: es drängt mich — das Herz treibt mich u. s. w. (Vgl. Steinthal, Zeitschrift für Völkerpsychologie. XVIII.)

im Deutschen durch impersonale Wendungen ausgedrückt zu werden pflegen.

4. Es erübrigt, dass wir von der Abgrenzung der verschiedenen Formen thetischer Aussagen, nicht unter sich, sondern nach aussen — gegen die kategorischen und die zusammengesetzten Aussagen — ein Wort sprechen, und wir werden dabei speciell auf diejenige der Impersonalien einen aufmerksameren Blick werfen.

Unter zusammengesetzten Aussagen verstehe ich den Ausdruck einer Mehrheit mehr oder weniger lose verbundener Urtheile, wie die partitiven und divisiven, die copulativen und remotiven, adversativen, consecutiven, causalen, finalen u. s. w. Mit ihnen, insbesondere mit manchen von ihnen, haben die disjunctiven und wiederum die hypothetischen eine äussere Aehnlichkeit, und es gilt, sich durch dieselbe nicht über das verschiedene Wesen und die differente logische Struktur des ausgedrückten Gedankens täuschen zu lassen. Sage ich: der Mai ist da, aber die Blüthen bleiben aus — so sind damit drei verschiedene Urtheile ausgedrückt: der Mai ist da; die Blüthen sind nicht da; zwischen beiden Thatsachen besteht ein befremdliches Verhältniss. Analog bei: Weil A ist, ist B. Es ist damit gesagt, dass A sei, dass B und dass die eine Thatsache der Grund der anderen sei[1]). Anders beim hypothetischen Satze: Wenn A ist, ist B. Durch ihn ist nur ein Urtheil geäussert, welches sich weder auf A noch auf B für sich allein genommen, sondern nur auf die Verbindung beider — genauer auf die Verbindung der Glieder: Existenz von A und Nichtexistenz von B — bezieht. Analoges gilt, wie wir schon wissen, vom disjunctiven Satze. „Entweder ist A oder B“ urtheilt nur über Ein unbestimmtes Glied des Umfanges der Materie.

---

[1]) Im einen und andern Falle ist das dritte Urtheil durch die Conjunction und die zugehörige Syntaxe der Satzglieder ausgedrückt. Eben darin, dass Conjunctionen und Syntaxe eine Rolle spielen, liegt eine oberflächliche Aehnlichkeit dieser zusammengesetzten mit jenen einheitlichen Aussagen.

Droht hier bei den conditionalen und disjunctiven Sätzen eine Verwechslung mit den zusammengesetzten Aussagen, so bei den kategoroiden eine solche mit den wahrhaft kategorischen. Doch wurde früher schon das Genügende über die täuschende Aehnlichkeit beider Formeln gesagt.

Auch bei den Impersonalien liegt zuweilen ihre Confundirung mit kategorischen Sätzen nahe, und was diesen Fall betrifft, so hat man sich von mannigfacher Seite — auch ohne über die wahre Natur der einen und anderen Erscheinung im Klaren zu sein — um eine richtige Abgrenzung und Scheidung des bloss äusserlich Aehnlichen bemüht. Man hat in dem Sinne manchen Satz als ein unechtes von anderen als echten Impersonalien gesondert, und in der That ist ja eine deiktische Aussage wie: es ist ein Nebelstreif; es ist der Mond u. dgl. kein Impersonale, sondern Ausdruck eines Doppelurtheils; sofern er aber doch Manchem den Schein eines Impersonale erweckt, mag man ihn ein unechtes nennen. Bei welchen speciellen Sätzen und speciellen Classen von Sätzen haben wir es also mit einem wahren, bei welchen mit einem scheinbaren Impersonale zu thun? so fragte man sich. Wir wollen aber von den Versuchen zu solcher Scheidung nur zwei aus neuester Zeit berücksichtigen, nämlich den von Erdmann und von Puls [1]).

Gerade ihre Deutung vom Sinne der Impersonalien ist freilich eine solche, dass — wäre sie richtig — diese Classe von Sätzen sich, soviel ich sehe, durch keinerlei logische Besonderheit von den personalen Sätzen unterschiede. Nach ihnen soll ja das echte Im-

[1]) Ich habe früher (im 5. Art.) die Ansicht von Puls über die Impersonalien vor derjenigen von Erdmann genannt und besprochen, weil die bezügliche Abhandlung des ersteren Autors vor der Logik des letzteren erschienen ist und ich — bloss auf dieses chronologische Datum gestützt — die Uebereinstimmungen zwischen beiden für ein Resultat der Beeinflussung der zweiten durch die erste ansehen musste, falls ich sie nicht für zufällig halten sollte. Inzwischen war Herr Prof. Erdmann so freundlich, mir mitzutheilen, dass die Abhandlung von Puls auf der Erweiterung einer Arbeit beruht, die in Kiel auf seine (Erdmann's) Anregung und unter seinem Einflusse entstanden ist.

personale: es regnet, es blitzt ein unbestimmtes Causalurtheil sein und soviel heissen wie: etwas regnet, etwas blitzt. Was besteht aber danach noch für ein Grund, der zur Ausscheidung solcher Sätze aus der Reihe der personalen berechtigte?

Puls ist diese Aporie nicht zum Bewusstsein gekommen, da er sich vortäuscht, in „es regnet" sei trotz des oben angegebenen Sinnes doch kein wirkliches Subject sondern nur die „Form" eines solchen gegeben. Er geht ja darum auch so weit, „es regnet" mit aller Entschiedenheit einen „subjectlosen Satz" zu nennen. Von diesem Widerstreit in seiner Darstellung der Sache war früher die Rede.

Erdmann dagegen spricht es klar aus, dass der Satz „es regnet" subjectisch sei, und so muss er wohl oder übel im Subjectsinhalt dieses wirklichen Impersonale einen Unterschied aufzuzeigen suchen gegenüber anderen Sätzen, die bei ähnlicher sprachlicher Form nicht wahrhafte Erscheinungen der Classe sein sollen. Er bemerkt allerdings, der übliche Name sei wenig bezeichnend auch für die echten sogen. Impersonalien; doch weist er die Unterscheidung nicht gänzlich von der Hand, und aus dem Folgenden ist zu entnehmen, welche Rechtfertigung er für sie zu haben glaubt. Nachdem er die Grosszahl der Gruppen von Sätzen durchgegangen[1]), die gemeiniglich zu den Impersonalien gezogen werden, und gefunden hat, dass es mit Unrecht geschehe, bemerkt er zum Schlusse (Logik I S. 307): „Es bleiben somit als reine Repräsentanten der sogen. Impersonalien die meteorologischen Aussagen z. B.: „es regnet, hagelt, schauert, blitzt, donnert". Ihnen reihen sich als nächstverwandte, durch keine scharfe Grenze trennbare Gruppe Urtheile an wie: es klopft, raschelt, braust, saust; es regt, bewegt sich, kraucht, klingt (etwas)[2]). In ihnen wird das Subject ebenso unbestimmt vorgestellt, wie es bezeichnet ist: als irgend ein Gegenstand, irgend etwas, das die Ursache des Vorgangs oder der Thätigkeit ist, die im Prädicat entsprechend der

---

[1]) Er folgt dabei der von Sigwart versuchten Gliederung des Gebietes.

[2]) Wenn ich recht verstehe, bilden danach die meteorologischen Sätze von der Art der oben angegebenen die einzige Gruppe, in welcher bloss impersonale und keine personale Sätze vorkommen. Während die Gruppe: es klopft, raschelt; es regt, bewegt sich (etwas) Aussagen der einen und anderen Art in sich schliessen würden. Nach Puls sind ausschliesslich die meteorologischen Sätze echte Impersonalien, und es besteht also hier ein gewisser Unterschied in der Ansicht der beiden Forscher, der bei meinem ersten Wort über Erdmann's Lehre von den Impersonalien (V. Artikel, diese Zeitschr. XVII. S. 430) nicht hervortritt.

Sinneswahrnehmung genannt wird . . . Es sind also unbestimmte Causalurtheile, die hier vorliegen. In ihnen allen wird jedoch eine Ursache, sei es noch so unbestimmt, mitvorgestellt, nicht lediglich die Wirksamkeit des Vorgangs behauptet."

Danach ist es wohl die Unbestimmtheit des Subjects, welche nach Erdmann die Eigenthümlichkeit der wahrhaften Impersonalien ausmacht. Allein consequent vermag er dieses Kriterium für die Scheidung zwischen impersonalen und personalen Sätzen keineswegs aufrecht zu halten. Wie könnte er sonst S. 305 Sätze wie: es sticht, brennt, schüttelt mich ausdrücklich zu den personalen Sätzen rechnen? Er bemerkt freilich, hier werde die wirkende Ursache, die das Subject des Urtheils bilde, „zwar unbestimmt ausgedrückt, aber doch soweit bestimmt vorgestellt, dass irgend eine äussere Ursache, ein brennendes, schüttelndes Ding im Bewusstsein des Urtheilenden und Verstehenden" sein solle[1]). Allein ist dies wirklich eine bestimmtere Vorstellung, als ich sie nach dem Autor auch bei „es klopft" und bei „es regnet" haben muss? Wenn dies „unbestimmte Causalurtheile" sind, wenn also „es regnet", „es klopft" heisst: etwas regnet, etwas klopft, was soll ich denn mit diesem Subject meinen, als ebenfalls irgendeine äussere Ursache, irgendein klopfendes, regnendes Ding? Das vermeintliche Subject ist also hier und bei: es sticht mich in gleichem Maasse unbestimmt, und kann man in dieser Weise einen Unterschied zwischen Impersonalien und personalen Sätzen sicher nicht aufrecht halten[2]).

---

[1]) Ich betone, dass Erdmann ausdrücklich lehrt, in „es sticht mich" sei das Subject der Vorstellung „irgend ein stechendes Ding". Vielleicht schwebt ihm — gegen den Wortlaut seiner Angaben — vor, „es sticht mich" rede von einer bestimmten Ursache des Vorgangs, auf welche die Aufmerksamkeit des Sprechenden und Hörenden bereits gerichtet ist? Wenn dies, dann wäre „es" in Wahrheit nicht ein „unbestimmter" Ausdruck, vielmehr deiktisch und die durch ihn bezeichnete Vorstellung individuell. Allein auch „es klopft" lässt diese doppelte Deutung zu, und es entfiele abermals der Grund, das letztere Sätzchen als dem impersonalen „es regnet" verwandt von „es sticht mich" als personalem zu scheiden.

[2]) Natürlich liegt auch die Bemerkung nahe, dass, wenn die Unbestimmtheit des Subjects ein Grund wäre, gewisse Sätze als impersonal von den personalen zu scheiden, man vor Allem auch Sätze wie: irgendetwas geht vor, irgendetwas muss geschehen sein u. dgl. für impersonal erklären müsste. Es ist ja grundlos, wie Erdmann anzunehmen scheint, dass von vornherein nur Causalurtheile zu den Impersonalien gehören könnten.

Anders, wenn wir thatsächlich bei „es regnet" nicht an ein regnendes Etwas denken, und die Anerkennung dieser Thatsache kämpft denn bei Erdmann — wie wir schon früher gesehen haben — an manchen Stellen in unverkennbarer Weise mit der Theorie von der prädicativen Natur jedes Urtheils, die ihn zur entgegengesetzten Behauptung drängt. Diese Theorie und die ihr entgegenkommende äussere und innere Sprachform der Impersonalien verleitet ihn, in dem „es" derselben die Ursache des durch das Verbum bezeichneten Vorgangs angedeutet zu sehen. Aber den allgemein gefühlten und wesentlichen Unterschied zwischen Sätzen wie: „es regnet" und einem zweifellosen Causalurtheil wie: irgendetwas sticht mich, kann doch auch er nicht ganz verkennen, und so räumt er denn auch wieder ein, dass die unbefangene Beobachtung von der Vorstellung eines regnenden Dinges schlechterdings nichts weiss. Bei „es regnet", „es blitzt" sei eine Ursache des Vorgangs nicht wirklich im Bewusstsein; die betreffende Vorstellung sei nicht etwas Psychologisches, sondern bloss ein Logisches, d. h. etwas, was gedacht und ausgedrückt werden sollte, aber nicht wirklich gedacht und ausgedrückt wird und nicht zur wirklichen Bedeutung des betreffenden Sätzchens gehört[1]). Macht man damit Ernst, dann

[1]) Es scheint nicht Erdmann's Meinung, dass das „Psychologische", d. h. der Gedanke, der thatsächlich bei „es regnet" in unserem Bewusstsein ist, eine Missdeutung des Sätzchens sei. Denn sonst müsste er, weil nach seinem Zugeständniss in Jedermanns Bewusstsein dieses „Psychologische" und nur dieses ist, lehren, dass Niemand den Satz wirklich verstehe, und das scheint denn doch nicht in seiner Intention zu liegen. Wenn aber dies, dann ist für das Logische und Psychologische, das er auseinander gehalten wissen will, die obige Auffassung die einzig mögliche. Man versuche sonst folgende Stellen seines öfter citirten Werkes ohne Widerspruch zu verstehen! S. 309 ist mit Bezug auf Sigwart's Ansicht von den Impersonalien gesagt:

„Der eingehendsten Begründung erfreut sich die Annahme, dass ein Satz wie „es regnet" als Wahrnehmungsurtheil nichts Anderes ausdrücken will als diese Erscheinung der fallenden Tropfen... Aber mir scheint, auch wenn das Verbum „regnen" nicht activisch gefasst wird, wie es in Formen wie ὁ ϑεὸς ὕει in der That gefasst werden muss, wenn es vielmehr nur den Vorgang bedeutet, ist in dem Satze logisch genommen ein Hinweis auf die Ursache enthalten."

„Logisch genommen" kann sich hier vernünftigerweise nur auf ein Urtheil beziehen, das zwar nach der Meinung des Autors ge-

freilich ist die Scheidung von impersonalen und personalen Sätzen wohl berechtigt. Aber dann sei man auch geständig, dass „es regnet“ ein subjectloser Satz ist. Denn ein Subject, das bloss gedacht werden sollte, ist so wenig ein wirkliches Subject als ein Urtheil, das man fällen sollte, aber nicht wirklich fällt, ein Urtheil,

---

fällt und ausgedrückt werden sollte, aber nicht wirklich gegeben ist. Von demjenigen, das als Bedeutung von „es regnet“ thatsächlich von Jedermann dabei gedacht wird, ist ja zugestanden, dass es nur den Vorgang anerkenne, nicht eine Ursache desselben. Würde man also das, was „logisch genommen“ gelten soll, auch von der wirklichen Bedeutung des Sätzchens „es regnet“ verstehen, dann ständen wir vor einer offenkundig widersprechenden Angabe. Sie hiesse ja: es regnet bedeute nur den Vorgang und doch: nicht nur den Vorgang, sondern auch eine Ursache desselben als Subject.

Auf derselben Seite heisst es weiter: „Allerdings wird man Sigwart, dem die angeführten Argumente entnommen sind, im Wesentlichen zustimmen, wenn er bekennt: „Für unsere heutige Anschauung vermag ich nicht zu glauben, dass, wer sagt: „dort regnet es“, dabei auch nur einen Schatten mehr denke als bei den Worten: dort fällt Regen . . . Aber diese Zustimmung kann doch nur unter der Voraussetzung erfolgen, dass die Frage psychologisch gestellt ist, auf das geht, was thatsächlich bewusst zu sein pflegt. Wird sie logisch genommen, richtet sie sich auf das, was nach den Beziehungen des Gedachten vorgestellt werden soll, so wird mit Sicherheit behauptet werden können, dass auch da, wo es sich um Verben handelt, die nicht als Activa zu deuten sind, ein wirkendes Subject vorzustellen ist.“ — Würden hier „zu deuten“ und „vorzustellen“ sich auf dasselbe, nämlich auf die wirkliche Bedeutung von „es regnet“ beziehen, so hätten wir wiederum unvermeidlich einen Widerspruch vor uns. Die Angabe besagte ja dann, das Verb sei nicht activ zu deuten, und doch sei das Subject activ zu verstehen, was — da ein activ gedachtes Subject und ein ebensolches Prädicat Correlativa sind — einfach widersinnig ist. Der Widersinn wird nur vermieden, wenn man sich denkt, das Zugeständniss, dass das Verbum nicht activ zu deuten sei, beziehe sich auf die wirkliche Bedeutung von „es regnet“ und auf das allein thatsächlich dabei gefällte Urtheil; die entgegengesetzte Forderung dagegen: dass ein actives Subject vorzustellen sei, wolle bloss sagen, nach einer gewissen Regel sollte ein anderes Urtheil gefällt und ausgedrückt werden, welches ein causales wäre.

und eine Bezahlung, die man leisten sollte, aber nicht leistet, eine wirkliche Bezahlung ist. Doch dabei ist hier nicht weiter zu verweilen.

Was im Uebrigen Erdmann zur Stütze seiner These vorbringt, dass nur die meteorologischen und wenige andere Sätze echte Impersonalien und die übrigen Wendungen, die gewöhnlich auch hierher gerechnet werden[1]), personal seien, so beruht es in einer ganzen Reihe von Fällen darauf, dass er an Stelle der strittigen Aussagen andere von bloss verwandtem Inhalte substituirt. Bei „es sticht, brennt mich" u. s. w. soll, wie wir schon wissen, irgend ein stechendes, brennendes Etwas Subject sein. „Es sticht mich" soll also identisch sein mit: „es sticht mich irgend ein Ding". In Wahrheit sind aber diese Sätze zwar oft miteinander wahr und falsch, aber identisch sind sie nie.

Ferner: bei es wimmelt, es schallt von allen Zweigen, es wird getanzt u. dgl. soll ein aus dem Sinn des Verbums wohl erkennbares und bestimmtes Collectiv logisches Subject sein[2]) und bei mich hungert, oder es hungert mich, mich friert oder es friert mich[3]) soll das logische Subject in mich liegen.

---

[1]) Er hat dabei die von Sigwart aufgezählten Gruppen im Auge und scheint vorauszusetzen, dass jene Aufzählung als erschöpfend gelten könne.

[2]) Bei solchen Wendungen, meint Erdmann, komme (ähnlich wie in dem sofort zu erwähnenden „mich hungert") das Subject nicht selten in anderen Satztheilen sprachlich zum Ausdruck: es wimmelt von Menschen, Ameisen; es wird von den Jungen getanzt. Oder: es erscheine nachgestellt; es rennt das Volk; es schallt Gesang (306). — Was nun Sätze der letzteren Art betrifft, so ist klar, dass das „es" darin blosses Flickwort und „Volk", „Gesang" wahrhaftes, grammatisches wie logisches Subject ist. Allein dies ist nicht ebenso klar bei „von Menschen" in dem früher angeführten Beispiele, und es ist unberechtigt, wenn Erdmann die Wendungen der einen und anderen Gattung ohne Weiteres auf dieselbe Linie stellt. Auf die unberechtigte Voraussetzung, die er dabei stillschweigend zur Basis nimmt, kommen wir sofort zu sprechen.

[3]) Dass „mich hungert" und „es hungert mich" nur sprachlich verschieden sind, sei Erdmann ohne Weiteres zugestanden. Doch

So dass auch hier kein Impersonale anzunehmen sei (a. a. O. S. 305. 306). — Wir werden auf die eigenthümliche Lehre von einem „logischen“ Subjecte im Unterschied vom grammatischen, auf die der Autor sich hier stützt, bei anderer Gelegenheit etwas eingehen. Hier ist es nicht nöthig und genügt die Bemerkung, die wir schon einmal machten, dass ERDMANN fälschlich voraussetzt, das „Subject“ des Vorgangs, welches natürlich nie fehlen kann, müsse nothwendig auch Subject (wenigstens logisches Subject) des Urtheils sein, worin der Vorgang anerkannt wird. Eben dieses Vorurtheil aber lässt ihn nicht bemerken, dass er auch die ebenerwähnten Impersonalien nur durch eine Umwandlung in personale Sätze aus der Welt schafft, ein Verfahren, dessen Berechtigung er nicht bewiesen hat und nicht beweisen kann.

5. Denselben Fehler der Substitution eines verwandten Satzes an Stelle der unbefangenen Interpretation des gegebenen begeht aber neben anderen auch PULS bei seinem ausführlichen Versuche, darzuthun, dass die meteorologischen Sätze geradezu die einzigen echten Impersonalien seien. Er meint drei Kriterien aufstellen zu können, aus deren Anwendung sich dieses Resultat ergebe:

1. Kein Impersonale ist echt, wenn es nicht ursprünglich ist;
2. wenn es nicht ein constantes Impersonale ist;
3. wenn es nicht ein Wahrnehmungs-, sondern ein Reflexionsurtheil ausdrückt.

Was das erste dieser Kriterien betrifft, so kommt PULS zu dessen Aufstellung offenbar nur durch einen Doppelsinn und eine ungehörige, aber bei ihm allerdings sehr beliebte Vermengung descriptiver und genetischer Fragen. Die bei MIKLOSICH angeführten Beispiele von „subjectlosen Sätzen“ sind ungleichwerthig, erklärt er. Aber bald heisst ihm dies, sie

kann ihn dies, soviel ich sehe, nicht im Geringsten fördern in seinem Versuche, die Sätzchen subjectisch zu deuten.

[1]) Man vgl. a. a. O. S. 7 u. 8.

seien nicht alle wahrhaft subjectlos (hätten also nicht alle dieselbe logische Struktur) bald: sie seien nicht alle gleich frühe entstanden, und er thut ohne Weiteres, als ob „Echtheit" resp. „Unechtheit" im einen und im andern Sinne zusammenfiele [1]).

Aber auch die Aufstellung des zweiten Kriteriums beruht auf einer Unklarheit, und hier spielt offenbar schon der vorhin erwähnte Fehler der Verwechslung identischer und bloss verwandter Aussagen herein. „Es brennt", „es raucht" sollen nicht echte subjectlose Sätze sein, weil sie bloss temporär subjectlos seien, d. h. „weil die vollständigere Beobachtung nachträglich ein Subject für sie zu bieten vermöge", z. B. ein Meiler raucht, eine Scheune brennt [2]).

Nun mag man gewiss, wenn erst gesagt wird: es brennt, dann: eine Scheune brennt, dies der Kürze und Bequemlichkeit halber so ausdrücken: ein subjectloser Satz sei hier nachträglich subjectisch gemacht worden. Aber die Bezeichnung ist dann von derselben Art, wie wenn man auch zu sagen pflegt: ein Haus sei abgebrannt und wieder aufgebaut worden. PULS irrt sehr, wenn er meint, wir hätten bei: es brennt und eine Scheune brennt, Ein und Dasselbe Urtheil vor uns, dessen Subjectsinhalt nur bald angegeben, bald nicht angegeben

---

1) Ob es PULS gelungen sei, zu zeigen, dass die meteorologischen Sätze und **nur** sie wirklich „ursprüngliche" (d. h. die frühesten — oder was soll es sonst heissen?) Impersonalien seien, können wir ganz dahingestellt sein lassen.

2) Doch nur wenn ich, auf eigener oder fremder Beobachtung fussend, ein Subject ergänzen kann, soll nach PULS der betreffende Satz ein bloss temporär subjectloser und darum unechter sein, nicht aber, wenn ich auf Grund von „Reflexion" ein Subject erschliesse oder ersinne. Zu dieser — in Wahrheit freilich ganz willkürlichen und überdies im Einzelnen die wirklichen Grenzen von Wahrnehmung und „Reflexion" ganz verkennenden — Einschränkung ist PULS genöthigt, da sonst gar kein Impersonale sich als constanter und damit als „echter" subjectloser Satz zu bewähren droht. Denn ich kann doch statt: es regnet, es blitzt auch sagen: die Wolke regnet, der Himmel oder Indra blitzt, und PULS selbst führt Belege dafür an, dass man früher wirklich so gesagt habe.

würde. In Wahrheit sind dies ja zwei verschiedene Urtheile, und durch den zweiten Satz „bestimme ich" nicht etwa „den Subjectsinhalt" des ersten, sondern bilde einen neuen, der ein anderes Urtheil ausdrückt.

Ganz deutlich bildet endlich diese Methode, verwandte Urtheile über denselben Thatbestand für Ein und Dasselbe Urtheil zu nehmen, auch die Grundlage des dritten PULS'schen Kriteriums für die Echtheit „subjectloser Sätze" [1]. Kein „Reflexionsurtheil" soll jemals die Bedeutung eines solchen Satzes bilden können! Warum? Weil wir ein „Reflexionsurtheil" bildend „mit Ueberlegung und ohne äussere Nöthigung" unserem Urtheil diese oder jene Gestalt gäben, weil wir uns auch subjectisch hätten ausdrücken können und somit der verschwiegene Subjectsinhalt doch in unserem Bewusstsein gegeben gewesen sei.

Auch demgegenüber ist zu sagen, dass es eine ganz irrige Darstellung der Sache ist, wenn PULS meint, wo immer die Lage des Urtheilenden es ihm erlaube, an Stelle eines subjectlosen Satzes einen subjectischen zu setzen, habe eigentlich auch der erste ein Subject, nur ein unausgesprochenes. Was im ersten Falle unausgesprochen bleibt, ist vielmehr das ganze subjectische Urtheil, obschon der Sprechende in der Lage war, es zu bilden und statt des subjectlosen auszusprechen. Derselbe Thatbestand kann Anlass zu einer Mehrheit inhaltlich verwandter Urtheile (und darunter auch bald subjectischer, bald subjectloser) geben, und auch wenn mit dem Gegebensein des einen ein anderes so nahe liegt, dass es ein „selbstverständliches" ist, so ist damit gar nicht gesagt, dass sie identisch seien [2]) und auch nicht, dass beide gefällt werden

---

[1]) Die Prüfung der übrigen Voraussetzungen dieses dritten Arguments, die Frage also, ob die meteorologischen Sätze (namentlich wie PULS sie fasst: etwas blitzt oder etwas ist Ursache des Blitzes) wirklich im strengen Sinne „Wahrnehmungsurtheile" und ob sie die einzigen seien, können wir wieder füglich bei Seite lassen.

[2]) Vielmehr nur, dass das Eine unmittelbar aus dem Anderen gefolgert werden könne.

müssten. Urtheilen wir doch durchaus nicht immer alles, was als selbstverständlich mit unseren mancherlei Wahrnehmungen und Folgerungen zusammenhängt! Wenn ich roth sehe, so ist selbstverständlich, dass ich ein Nichtschwarz, ein Nichtgrün, etwas, was nicht Ton ist u. s. f. u. s. f. vor mir habe. Allein dass ich, roth anerkennend, alle diese unzähligen Urtheile zugleich fällen müsse, oder dass sie mit jener Anerkennung identisch seien, wird Niemand behaupten.

Aber in dieser Meinung: Urtheile über denselben Sachverhalt, die verwandt sind oder wovon das eine mit dem anderen selbstverständlich gegeben ist, seien identisch, ist Puls derart zuversichtlich, dass er auf Grund dessen anderen Forschern (so z. B. Sigwart S. 48) Widersprüche und Inconsequenz vorwirft, und auf dieser verkehrten Voraussetzung beruht auch seine Einsprache gegen das Kriterium, welches Miklosich für die subjectlosen Sätze aufgestellt. Im Anschluss an Heyse hatte der berühmte Slavist gesagt, ein Satz sei als subjectlos anzusehen, wenn er ohne Hinzudenkung eines Subjectes oder Subjectsatzes einen vollständigen Sinn gebe. Was heisst hier, fragt Puls, „ohne Hinzudenkung“? heisst es „ohne dass hinzugedacht werden soll“ oder „ohne dass hinzugedacht werden kann“? Im ersteren Falle könne er der Definition von Miklosich nicht beistimmen. „Denn, fährt er fort, die Forderung, dass kein Subject hinzugedacht werden soll, scheint mir die Möglichkeit nicht auszuschliessen — ja scheint mir im Gegentheil vorauszusetzen — dass eines hinzugedacht werden kann. Diese Möglichkeit darf aber meines Erachtens gar nicht statt haben. Wenn wir z. B. Urtheile aussprechen wie: „es läutet“, „es schlägt zwölf“, so haben wir (der Form nach)[1]) subjectlose Sätze, die ohne Hinzudenkung eines Subjectes für jeden einen vollständigen Sinn geben; auf Verlangen können wir jedoch einen ganz bestimmten Subjectsinhalt einsetzen. Warum lassen wir denn in diesen und ähnlichen Sätzen gemeiniglich das Subject unbestimmt? Weil wir kein Interesse daran haben, den Subjects-

---

[1]) Dies soll wohl heissen: scheinbar?

inhalt anzugeben, da uns der Inhalt des Prädicatsbegriffes allein von Wichtigkeit ist" u. s. w. Puls scheint also auch hier zu glauben, dass, wenn ich das eine Mal sage: es läutet, das andere Mal: etwas läutet oder noch bestimmter: die Glocke läutet, es sich alle Mal um dasselbe Urtheil handle, dessen Subject nur sprachlich einmal bestimmter, einmal unbestimmter angegeben oder ganz verschwiegen werde. In Wahrheit liegen verschiedene Gedanken vor. Derselbe Thatbestand wird durch verschiedene Urtheile, bald subjectisch, bald subjectlos aufgefasst, und dies hängt von der verschiedenen Richtung des Interesses ab, worauf ja Puls selbst mit Recht hinweist. Wer sich aber über die Verschiedenheit jener Auffassungen klar ist, dem erscheint Puls' Streit um das Kann oder Soll müssig. Wer kann in „es läutet" ein Subject einsetzen? Nach meiner Meinung nur der, welcher sich nichts darum kümmert, an Stelle des in „es läutet" ausgesprochenen Urtheils ein anderes ihm bloss verwandtes, wenn auch vielleicht als selbstverständlich mit ihm gegebenes, zu schieben. Dann thut er aber etwas, was er nicht soll. Wer solche Missdeutung vermeiden will, der kann auch kein Subject hinzudenken, da wo eben der richtige Sinn der Aussage ein subjectloses Urtheil, die einfache Anerkennung des Vorgangs ist.

6. Doch genug von diesen Versuchen, das Gebiet der Impersonalien ganz oder nahezu ganz auf die meteorologischen Sätze einzuschränken. Er warnt uns eindringlich: Urtheile, die denselben Sachverhalt ausdrücken, nicht ohne Weiteres für identisch zu halten. Wer dies ausser Acht lässt, der hat leicht, mit den übrigen gemeiniglich für impersonal gehaltenen Sätzen schliesslich auch noch die meteorologischen aus der Welt zu schaffen. Denn es dürfte überhaupt keine impersonale Aussage geben, wo nicht der ausgedrückte Thatbestand auch irgendwie, wohl oder übel die Auffassung in einem kategorischen Urtheil und Satz gestattete[1]). So kann, wem solche Verwandt-

[1]) Dass jedes Impersonale durch einen Existentialsatz ausgedrückt werden kann, der mit ihm dem Sinne nach nicht bloss ver-

schaft genügt, statt „es friert mich“ immer sagen „ich friere“ [1]), statt „es brennt“ stets „etwas brennt“ (denn das Zweite ist selbstverständlich immer wahr, wenn das Erste Thatsache ist), statt „es regnet“ „Regen fällt“ u. s. w. Wer aber zwischen Urtheilen, die identisch und solchen, die bloss äquivalent oder sonst verwandt sind, unterscheidet, der wird neben den kategorischen die impersonalen Sätze als eine besondere dem Inhalte nach verschiedene Classe aufrecht halten und wird auch fortan nicht bloss die meteorologischen, sondern ausserdem eine Reihe anderer Gruppen von Aussagen dahin rechnen. An der Behauptung von der alleinigen echt impersonalen Natur der Sätze wie „es blitzt“, „es regnet“ aber ist gewiss nur so viel richtig, dass sie sich am übereinstimmendsten in verschiedenen Sprachen finden — eine Thatsache, für die der Grund unschwer darin zu erkennen ist, dass es hier am wenigsten nahe lag, den Thatbestand subjectisch aufzufassen, oder wo es doch geschehen war, besonders dringliche Motive gegeben waren, die Auffassung wieder fallen zu lassen. Diese erklärliche, besonders weite Verbreitung der meteorologischen Impersonalien in den verschiedensten Idiomen sei also zuge-

---

wandt, sondern völlig identisch und nur sprachlich von ihm verschieden ist, wissen wir aus unseren früheren Erörterungen. Nur hilft dies freilich denen von vornherein nichts, welche den Impersonalien ein Subject zu vindiciren suchen und darum auf Transformationen aus sind. Ebenso nicht die Transformation des Impersonale in einen kategoroiden Satz, auch wenn sie ohne Sinnesänderung möglich ist; denn ein wahres Subject hat auch dieser nicht.

[1]) Dass hier blosse Verwandtschaft, nicht Identität vorliege, hat schon Miklosich betont, indem er bemerkt, in „es friert mich“ liege ausgedrückt, dass ich unfreiwillig dem Frost ausgesetzt bin, was mit „ich friere“ nicht gesagt sei. In der That ist dieser Unterschied der Bedeutung, wenn nicht immer, doch manchmal, namentlich bei exacterem Gebrauch der Formeln, lebendig. Und diese Nebenbedeutung des Ungewollten in der impersonalen Formel hat wohl auch ein neuerer Dichter empfunden, bei dem ich die Wendung fand: mich denkt es einen alten Traumes. Ohne Zweifel wollte er dadurch die Unwillkürlichkeit des Vorgangs wirksam andeuten.

standen. Aber erschöpft waren und sind mit ihnen die Anlässe zu impersonalem Ausdruck keineswegs. Auch in anderen Fällen konnte und kann es sich ergeben, dass die subjectische Auffassung eines Thatbestandes, obwohl nicht schlechthin unmöglich, doch als nutzlose oder unzweckmässige Complication empfunden wird für die Mittheilung dessen, worauf es gerade ankommt. Oft ist ein Vorgang oder Zustand das im Augenblick allein Wichtige und Interessante, und wer demgemäss durch einen impersonalen Ausdruck auf ihn die Aufmerksamkeit des Hörers concentrirt, befolgt nur eine der Grundregeln guter Diction: Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Styls. Vielleicht ist auch der Begriff, welcher als Subject für die Zuerkennung zur Hand wäre, sehr unbestimmt. So, wenn die specielle Ursache oder das concrete Substrat eines Vorgangs oder Zustands unbekannt ist. Das gibt ein neues Motiv, die einfache thetische und speciell impersonale Aussageform zu wählen, statt ein vages „Etwas" zum Subjecte zu machen und damit dem Hörer nur Selbstverständliches zu sagen.

In dieser Weise fehlt es meines Erachtens auch ausserhalb des Gebietes der meteorologischen Vorgänge nicht an mannigfachen Anlässen zur Aeusserung wahrer Impersonalien, und ich sehe denn z. B. auch in Formeln wie: es klopft, es klirrt, es raschelt, es klingt u. s. w. echte Beispiele der Kategorie. Ebenso in: es sticht mich, es schüttelt mich, es brennt mich, es riss mich hinunter. Bei manchen dieser Sätzchen ist nur zu beachten, dass sie äquivok sind, indem das „es" derselben zwar häufig in impersonaler Weise und als blosses Flickwort fungirt, in anderen Fällen aber deiktisch ist und soviel heisst wie „das" (sc. das Bekannte, schon zum Gegenstand der Aufmerksamkeit Gewordene)[1]. Im letzteren Falle ist natürlich der Satz ein subjectischer.

[1]) Dagegen heisst es niemals „etwas", und ein Satz mit diesem Subjecte kann nur häufig als ebenso wahr an die Stelle gesetzt werden. Beim Anblick eines Brandes sage ich statt „es brennt" ebenso wahr: etwas brennt oder — was identisch ist — es brennt

Zweifellos impersonal sind ferner die Formeln: es dämmert, dunkelt und verwandte; weiterhin: es wimmelt, es wird getanzt, gespielt, geläutet und ähnliche; es hungert mich, friert mich, es graut mir, es ist mir wohl u. dgl.[1]); es geht gut, leidlich; es fehlt, es gebricht an Geld, an Arbeitskräften. Dagegen sind sicher nicht impersonal Wendungen wie: es übt sich, wer ein Meister werden will; es folgt, dass die Voraussetzung unrichtig ist; es braust ein Ruf wie Donnerhall; es thut Noth, die Logik von der Grammatik zu emancipiren. Ganz erstaunlich ist, dass man Sätze wie: Es lebt ein Gott; es kreiste so fröhlich der Becher; es ritten drei Reiter u. s. w.; es zogen drei Bursche u. s. w.; es schallt Gesang; es ergreift mich Furcht; es stand in alten Zeiten ein Schloss u. s. w.; es war einmal ein König und ähnliche mit wahrhaften Impersonalien auf Eine Linie stellte[2]). Alle diese Sätze sind subjectisch oder wenigstens kategoroid.

---

etwas. Aber daraus folgt, wie früher schon betont wurde, nicht, dass ich nur das letztere Urtheil bilden könne, und dass dieses Urtheil auch die Bedeutung von „es brennt" sei. Das Analoge gilt von „etwas klopft" oder, was dasselbe ist, „es klopft etwas", von „etwas raschelt" oder „es raschelt etwas" gegenüber „es klopft" und „es raschelt".

[1]) Bei diesen und ähnlichen Sätzen, die den obliquen Casus eines Personalpronomens enthalten, könnte Einer sagen, sie enthielten in gewisser Weise zwei Urtheile. Es sei z. B. darin anerkannt, dass ich bin und auf diese Anerkennung die Prädication gebaut, dass ich friere, einen Stich fühle, Grauen empfinde u. dgl. Allein wie auch immer diese Bemerkung einen richtigen Kern enthalten mag, ist sie doch in dieser Form nicht richtig, und es ist — scheint mir — zu leugnen, dass die Sätze: es friert mich, es sticht mich, es graut mir u. dgl. wahrhaft kategorische Sätze seien. Wer diese sprachliche Form wählt, der ignorirt — obschon er es natürlich nicht müsste — jenes im Personalpronomen enthaltene Urtheil (ich bin). Er verwendet es nicht als Subject einer Prädication, sondern gibt, aus irgendwelchen Gründen, nur den Vorgang allein als Gegenstand directer Anerkennung kund, und diese Anerkennung bildet die Bedeutung der Formel.

[2]) Nebenbei bemerkt ist aus Grimm's Grammatik zu ersehen, dass sich das Flickwörtchen „es" in Wendungen wie die ebenge-

Man hat die Frage aufgeworfen, ob das „es“ in Räthseln impersonal aufzufassen sei oder nicht, und es ist dies von verschiedenen Seiten verneint worden. Meines Erachtens mit Recht. Nur mit der Begründung, die man wohl dafür geboten, dass es hier einen Begriff bezeichne und mit der Beschreibung, die man von seinem Inhalte gegeben hat, kann ich mich nicht ganz einverstanden erklären.

Puls hält dieses „es“ in Räthselaufgaben für subjectisch, weil es für den, der die Lösung kennt, einen ganz bestimmten Inhalt habe. Ich bin der Ansicht, dass sich eine Bedeutung dafür angeben lässt, welche sowohl derjenige, der die Lösung nicht kennt, als derjenige, dem sie bekannt ist, denken kann, und nur darum kann man überhaupt sagen, der Satz sei eine verständliche subjectische Aussage. Dieser Inhalt ist der Begriff: das Gemeinte, das zu Errathende. „Es“ ist also hier demonstrativ [1]). Seine Bedeutung ist ein individueller und in diesem Sinne bestimmter Begriff. Individuell! aber nicht concret. Nicht alle abstracten und unanschaulichen Vorstellungen sind ja universell und in diesem Sinne unbestimmt, und nicht alle individuellen concret und anschaulich (im engsten

---

nannten oft spät einbürgerte. „Kommt ein Vogerl geflogen“ hiess es erst, dann: „Es kommt“ u. s. w. Vgl. dazu auch J. Jolly, „Zur Geschichte der Wortstellung in den indogermanischen Sprachen“. XXIX. Philol. Versammlung in Insbruck 1874. Verhandl. der indogermanischen Section. Misteli (a. a. O. S. 320) erwähnt, dass auch in der Kafirsprache ein diesem „es“ analoges Wörtchen (ku), welches zum Ausdruck der Impersonalien dient, in anderen Fällen als blosses Flickwort das Subject einleite, wie in: es kommen Leute; es wurde ihm ein Sohn geboren.

Dass in Wendungen wie: es ist Noth, es ist Zeit, es ist genug es nimmt mich Wunder, unser „es“ ursprünglich „dess“ (Gen.) hiess, ist bekannt.

[1]) Auch Sigwart (Imperson. S. 23) meint, bloss derjenige, der das Räthsel aufgibt, denke bei „es“ ein bestimmtes Subject; der Hörer, der noch nicht weiss, was es ist, denke den Begriff „etwas“. In Wahrheit ist der Sinn des Wörtchens für beide derselbe, aber allerdings nicht identisch mit der Vorstellung, welche die Lösung bildet.

Sinne dieses Wortes). „Das Hierseiende“ ist ein individueller Begriff aber keine concrete oder (im engsten Sinne) anschauliche Vorstellung. Aehnlich ist es auch mit dem Begriffe, den das „es“ der Räthselaufgaben involvirt. Er ist individuell, aber nicht eine concrete Vorstellung und ist auch, wie schon bemerkt, von derjenigen Vorstellung, welche die Lösung des Räthsels bildet, wohl zu unterscheiden. Alles, was die Aufgabe an Vorstellungen enthält, ist ein Surrogat für das in ihr Angedeutete; ein Complex von Vorstellungen und Urtheilen, der — ähnlich wie eine umschreibende Definition — auf die Lösung hinführen soll. Wer diese kennt, hat ausser jenem Surrogat auch die eigentliche Vorstellung dessen, was gemeint ist. Wer sie nicht kennt, aber die Räthselaufgabe versteht, besitzt bloss jene uneigentliche; doch ist ihm darin eben der eine oder andere Zug gegeben, der durch eine besondere Relation, in welcher er zu dem zu errathenden Vorstellungsinhalt steht, geeignet ist, unter Umständen auf eine eigentlichere Vergegenwärtigung desselben hinzuführen. Unter Umständen! Denn falls z. B. diese eigentlichere Vorstellung gar nicht zum Schatze meiner Anschauungen und Begriffe gehört, wie der Begriff Roth für einen Rothblinden, werde ich nie auf sie kommen und somit die Lösung des Räthsels nie eigentlich verstehen können. Die blosse Aufgabe jedoch kann auch dem Rothblinden verständlich sein, wenn nur die übrigen darin fungirenden Begriffe seinem Denkvermögen zugänglich sind.

7. Schliesslich sei noch ein Blick geworfen auf die besondere Verwendung impersonaler und scheinbar impersonaler Wendungen im poetischen Sprachgebrauche.

Man hat öfters die Bemerkung gemacht, dass die Im-

Natürlich ist es auch verkehrt, wenn Puls das „es“ in Räthselaufgaben in Parallele stellt mit demjenigen in den Sätzchen: Im Garten grünt es und blüht es u. dgl. Von solchen Formeln kann man höchstens sagen, dass sie äquivok seien, indem sie bald subjectlos, bald auch subjectisch (deiktisch) gefasst werden können. Die Räthselaufgabe dagegen ist stets in der letzteren Weise zu deuten.

personalien in der Poesie von besonderer Wirkung seien[1]), und Miklosich erklärt dies eben daraus, dass sie ein blosses Geschehen ohne einen Träger desselben zum Ausdruck bringen. Er ist auch geneigt, sehr viele Formeln mit „es“ bei den Dichtern für subjectlos zu halten und führt z. B. aus Schiller's Taucher ein ganzes Dutzend Sätze an, die er als Beispiele von Impersonalien betrachtet[2]).

Ich meinerseits zweifle nun ebenfalls nicht, dass ein solches in manchen Fällen besondere poetische, d. h. hier anschauliche Kraft habe. Indem der Dichter impersonell bloss von einem Vorgang oder Zustand spricht, ohne ihn ausdrücklich einem Subject zuzuerkennen, und es der Phantasie des Hörers überlässt, den Träger oder die Ursache zu ergänzen, schafft er eine Metonymie, und der Vorgang ist ähnlich, wie wenn ich statt „Schiff“ „Kiel“ sage[3]). Hierher gehört sicher die Wendung: es geht bei gedämpfter Trommel Klang, oder (in der Erzählung von einem nächtlichen Wagniss einzelner aus einer grossen Menge): Zurück! schrie es von allen Seiten, und ähnliche.

Dagegen könnte ich nicht in allen Fällen, wo z. B. Miklosich ein dichterisches Impersonale sieht, meinerseits ein solches anerkennen. Eine Reihe der von ihm aus Dichtern angeführten neutralen Wendungen scheinen mir mehr poetische Kraft zu besitzen, wenn man sie subjectisch deutet, und diese Fassung halte ich darum für die in der Intention des Dichters liegende. Sie entspricht auch mehr dem allgemeinen Verfahren des Poeten, die ursprüngliche Bedeutung sprachlicher Bilder und

[1]) Die weitergehende Fähigkeit einer Sprache zu impersonalen Wendungen sah man darum vom ästhetischen Standpunkte als einen Vorzug an.

[2]) Die Uebersetzung derselben ins Französische, Czechische, Polnische zeigt nach Miklosich's Meinung, dass diese Idiome und namentlich das zuerst genannte, sich weniger zu impersonalen Bildungen eignen.

[3]) Vgl. über die Weise, wie die Metonymie wirksam zu denken ist, mein Buch, „Die Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinnes“ Anhang II S. 144.

Wendungen wieder ins Leben zu rufen. Die ursprüngliche Bedeutung aller neutralen Wendungen aber war ohne Zweifel subjectisch. „Es" war deiktisch = Das (etwa: das schon Bekannte oder Genannte u. dgl.).

Der Standpunkt des Dichters ist ein anderer als desjenigen, der eine theoretische oder practische Wahrheit mittheilen will. Beim Letzteren werden wir — um die Bedeutung seiner Worte festzustellen — nur darauf achten, was er wirklich behaupten und uns an Ueberzeugungen vermitteln will. Der Dichter dagegen beabsichtigt in erster Linie nicht Erkenntnisse, sondern schöne Vorstellungen zu erwecken. Zu diesem Zwecke erlaubt er sich Fictionen mannigfacher Art; wer seinen Intentionen folgt, geht auf dieselben ein, und nur d i e s e r versteht den Poeten wahrhaft. So kann man denn beim Sprachgebrauch des Letzteren wohl etwas zur Bedeutung eines Satzes rechnen, was im prosaischen Gebrauche nicht dazu gehört[1]). Eine poetische Fiction liegt nun meines Erachtens auch vor bei vielen neutralen Wendungen, die Miklosich aus Dichtern, z. B. aus Schiller, als vermeintliche Impersonalien anführt. Namentlich deutlich scheint mir dies bei:

Und sieh! aus dem finster fluthenden Schooss
Da hebet sich's schwanenweiss u. s. w.

Dies ist, scheint mir, kein Impersonale, sondern ein subjectischer Satz, und zwar involvirt das „es" einen individuellen Begriff[2]). Der Dichter erlaubt sich die Vorraussetzung, als habe er schon gesagt, dass man etwas sehe, und von diesem „es" (sc. dem schon Bekannten oder Genannten) wird nun

---

[1]) In *Ζεὺς ὕει* möchte ich beim Dichter das Subject zur Bedeutung rechnen, auch wenn der Sprechende und Hörende nicht an Zeus glauben. Beim Prosaiker dagegen würde ich es in diesem Falle bloss als innere Form der sprachlichen Wendung ansehen und nur die Thatsache, dass Regen fällt, in die Bedeutung aufnehmen.

[2]) Meine Auffassung ist hier derjenigen von Sigwart verwandt (vgl. Imperson. S. 42 u. 23). Auch Puls sieht in „da hebt sichs schwanenweiss" einen subjectischen Satz. Doch meint er, das Subject sei „etwas", was gar nicht poetisch wäre. Er führt für diese

weiter erzählt, und es wird entsprechend der beim fingirten Zuschauer allmälig deutlicher und deutlicher sich gestaltenden Wahrnehmung detailirter geschildert. Das Verhältniss ist ähnlich, wie wenn es z. B. in einer Ballade heisst: Was trägt er an seiner Linken? — Was führt er an seiner Seite? — Wer reitet so spät? Eigentlich setzt diese Frage voraus, dass schon gesagt worden sei: Er trägt etwas — Es reitet Jemand u. s. w. Aber der Dichter meidet diese pedantisch regelrechte Art der Erzählung. Dem poetisch lebendigen Vortrag entsprechen Ellisionen dessen, was der Hörer von selbst ergänzt. Dadurch wird die Erzählung spannender, und insbesondere wird auch der Zweck erreicht, etwas als räthselhaft, geheimnissvoll, ungeheuerlich, gespenstisch[1]) hinzustellen oder die Allmäligkeit der Wahrnehmung beim Erzähler oder überhaupt bei den Augenzeugen des Vorgangs anschaulich hervortreten zu lassen. Alle diese Absichten rechtfertigen ein deiktisches „es" beim Dichter, kaum ein inhaltloses wie das der Impersonalien. Doch diese Bemerkungen mögen genügen als Beitrag zur Lösung der Aufgabe, im Einzelnen echte und unechte Impersonalien zu scheiden.

VI.

Schlusswort über das Verhältniss von Grammatik, Logik und Psychologie.

1. Von Alters her haben diejenigen, welche den praktischen Charakter der Logik anerkannten — und ihnen verdankt diese Disciplin die werthvollsten Beiträge — auch die

Auffassung an, dass im Französischen die Uebersetzung (von Ad. Regnier) laute: „s'élève un objet blanc comme un cygne". Allein wie oft muss man bei der Uebersetzung poetischer Werke darauf verzichten, alle poetischen Schönheiten des Originals wörtlich in der Uebertragung wiedergegeben zu finden!

[1]) Dass, wo Geister- und Gespensterglaube lebendig ist, Sätze wie: es geht um, es klopft, unter Umständen auch in Prosa gebraucht, ein bestimmtes (individuelles) Subject meinen können, hebt Sigwart mit Recht hervor.

Sprache in ihrer Eigenschaft als Zeichen der Gedanken und ihre bezüglichen Vorgänge und Mängel zum Gegenstand eingehenden Studiums gemacht. Die cartesianische Logik und MILL, JEVONS, SIGWART nicht anders als ARISTOTELES und die Scholastiker. Mit gutem Grunde. Denn wenn die Logik ihrem Begriffe einer Kunstlehre, speciell einer Anleitung zum richtigen Denken (Urtheilen), genügen will, muss sie allem Aufmerksamkeit schenken, was hinderlichen oder förderlichen Einfluss auf den Gegenstand ihrer Sorge ausüben kann, so weit sich nur immer allgemeine Verhaltungsmaassregeln darüber geben lassen, wie dem Schaden vorzubeugen und der Nutzen ergiebiger zu machen ist. Zu diesen Mächten aber, von denen dem richtigen Denken je nach Umständen Gefahr drohen oder Hilfen erwachsen können, gehört die Sprache ohne allen Zweifel. Obschon die Verknüpfung zwischen Gedanke und Wort nichts Anderes und Geheimnissvolleres ist als eine besonders lebendige Association, begründet durch eine im Dienste der Mittheilung frühe entstandene und dauernd gefestigte Gewöhnung, so bringt sie es doch fertig, auch das einsame Denken in mannigfacher Gestalt zu beeinflussen. Es ist hier nicht der Ort zu einer detailirten Aufzählung und Erörterung dieser verschiedenen Weisen theils günstiger, theils ungünstiger Einwirkung des Wortes auf die Gedanken des Einzelnen und der Wege, die uns offen stehen, um die eine zu steigern, die andere einzuschränken. Nur Ein bezügliches Moment, das in den Betrachtungen der vorausgehenden Capitel seine schlagende Illustration gefunden, sei hier nochmal besonders herausgehoben.

Es gibt — so sagten wir zu Beginn dieser Abhandlung — Logiker, welche die Beschreibung des Gedankens (ein Geschäft, welches bekanntlich auch diese practische Disciplin bis zu einem gewissen Maasse sich angelegen sein lassen und ihren Unterweisungen zu Grunde legen muss) [1]) ganz auf die Betrachtung

[1]) Dass dadurch die analytische Psychologie nicht überflüssig erklärt ist, versteht sich von selbst. So wenig als die Physik dadurch, dass etwa die Maschinenbaukunde gewisse Theile derselben pro-

des sprachlichen Ausdrucks bauen wollen. Aber schon aus allgemeinen Betrachtungen über die Weise der Entstehung der Sprache und ihrer Verknüpfung mit den Seeleninhalten ergab sich uns, dass jenes Vorhaben nicht bloss gewagt und in seinen Ergebnissen unsicher, sondern ganz unzulässig ist (vgl. den I. Artikel). Wir überzeugten uns, dass vielmehr eine Betrachtung des Gedankens unabhängig von seinem Ausdrucke Noth thue, und dieses Resultat unserer principiellen Erwägungen wurde durch die speciellen Erörterungen über subjectlose Sätze vollauf bestätigt. Diejenigen, die hier das ausgedrückte Urtheil nicht von seiner äusseren und inneren sprachlichen Form zu trennen vermochten, sind in der Beschreibung desselben, ja überhaupt in der Charakterisirung der wesentlichen Bestandstücke unserer einfachen Urtheile, sammt und sonders irre gegangen. In diesem Sinne gehört es mit zu den Ergebnissen unserer Untersuchung, dass eine systematische Emancipation der Logik von der Grammatik geboten ist. Aber natürlich heisst Emancipation hier nicht einfach Ignoriren des Sprachlichen und Grammatischen. Vielmehr können wir auch dreist sagen, unsere Untersuchung über die subjectlosen Sätze habe zu dem Resultate geführt, dass eine Rücksichtnahme der Logik auf die Grammatik gefordert sei; denn nur eine besondere Weise der Rücksicht liegt in jenem von uns geheischten Emancipationsbestreben, und zwar eine solche, die gar nicht einfach und kurzer Hand abzuthun ist. Die Verflechtung, und zwar eine durch besondere Stärke und Dauer der Gewohnheit sehr innig gewordene, Verflechtung unserer Urtheile und Begriffe mit sprachlichen Vorstellungen ist Thatsache. Und bei dem Bemühen, sich von seinen Gedanken Rechenschaft zu geben, emancipirt nicht der sich von dem störenden Einfluss, den die sprachlichen Zeichen darauf üben können, wahrhaft, der ihn kurzweg ignorirt, sondern weit besser derjenige, welcher

---

pädeutisch in sich aufnimmt. Die theoretischen Disciplinen sind das Arsenal der practischen, die da- und dorther, was ihren Zwecken dient, zusammentragen.

sich seine Natur und Tragweite im Allgemeinen und im Einzelnen klar macht. Nicht der ist geeignet, den Einschlag aus einem Gewebe zu lösen, der darüber wegsieht, dass ein solches Verwobensein verschiedener und verschiedenartiger Bestandtheile vorliegt, sondern derjenige, welcher sich mit der Natur der Zuthaten aus der einen und anderen Quelle wohl vertraut macht. Es gilt also für den Logiker principell, das wahre Verhältniss zwischen den Gedanken und den sie bezeichnenden Worten klarzulegen, die bezüglichen Vorurtheile aufzuhellen und insbesondere den Irrthum zu zerstören, dass eine Identität zwischen beiden oder doch eine Abbildlichkeit in der Art bestehe, dass — wie PRANTL, WUNDT u. A. es ausgesprochen haben — die leicht zugängliche Betrachtung der Sprache die schwierige Beobachtung der (vermeintlich) in ihr gespiegelten Gedanken völlig ersetzen könnte. Im Einzelnen aber thut es namentlich Noth, dasjenige, was die Bedeutung unserer sprachlichen Ausdrücke bildet und jene nicht zu ihr gehörigen Begleitvorstellungen, die man die innere Sprachform genannt hat, auseinanderzuhalten, da — wie wir uns überzeugt haben — in der Verwechslung und Vermengung beider eine Hauptgefahr für eine richtige Beschreibung unserer Seeleninhalte liegt. Doch mit dem Gesagten ist, was wir betonen wollten, wohl genügend klar geworden, dass nämlich die von uns geforderte Emancipation der Logik von der Sprache und Grammatik in Wahrheit nur eine besondere Weise der Rücksichtnahme sei. Dass wir im Uebrigen ausser dieser noch mannigfache andere anerkennen und nur hier nicht angemessen finden, auf eine Aufzählung und Erörterung derselben einzugehen, wurde schon früher gesagt.

Was aber die Umkehrung der Frage betrifft, ob nämlich nicht auch die Grammatik ihrerseits Rücksicht auf die Logik zu nehmen habe, so ist dieselbe gewiss in dem Sinne zu bejahen, dass den Grammatiker nicht bloss die äussere und innere Form, sondern auch die Bedeutung der sprachlichen Ausdrücke in gewissem Maasse angeht, also das sogen. „Logische“

in der Sprache, so genannt, weil unter dem, was unsere Worte bedeuten, die Begriffe und Urtheile (der Gegenstand der Logik) die wichtigste und fundamentalste Rolle spielen. Wenn freilich in ganz anderem Sinne eine „logische" Sprachbetrachtung gefordert und geübt worden ist, so müssen wir sie als eine Verpfuschung der Logik wie der Grammatik zurückweisen. Doch schon an anderer Stelle[1]) wurde von uns sowohl die negative als die positive Seite dieser Frage beleuchtet, und wir begnügen uns, hier darauf zu verweisen.

Und nun noch ein naheliegendes Wort über das Verhältniss der Grammatik zur Psychologie. Solche, die in neuerer Zeit jedes nähere Verhältniss der Sprachwissenschaft zur Logik in Abrede gestellt haben, pflegten statt dessen um so lauter den Ruf nach Psychologie zu erheben als derjenigen Disciplin, von welcher allein die philosophische Vertiefung der sprachlichen und grammatischen Forschung zu erhoffen sei. Demgegenüber scheint mir unsere Haltung klar vorgezeichnet. Wir sind die letzten, welche verkennen, dass gewisse Fragen der allgemeinen Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie wesentlich psychologischer Natur und nur auf Grund eingehender Kenntniss der Gesetze des psychischen Lebens zu lösen sind. So nicht bloss die Frage nach dem ersten Ursprung der menschlichen Sprache, sondern vor Allem auch die nach ihrem Verhältniss zum einsamen Denken, nach den Weisen ihres nützlichen und schädlichen Einflusses auf dasselbe und nach den Mitteln und Wegen, um jenen Schaden einzudämmen und den Nutzen zu mehren. Es bedarf ferner der Psychologie und des psychologisch geschulten Blickes, um das eigenthümliche Wesen und die Gesetze der inneren Sprachform, sowie die Gesetze der Bedeutungsentwicklung, soweit solche erfassbar sind, zu erkennen[2]). Und wenn wir vorhin der Grammatik

[1]) „Ueber das Verhältniss von Grammatik und Logik" in Symbolae Pragenses, Festgabe der deutschen Gesellschaft für Alterthumskunde zur 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien 1893.

[2]) Dass wie die Gesetze des Bedeutungs-, so auch die des Lautwandels von psychologischen Betrachtungen nicht abzulösen sind,

Berücksichtigung der Logik empfahlen, meinten wir auch damit eigentlich die Rücksicht auf ein Stück Psychologie, nämlich auf gewisse descriptive und classifikatorische Betrachtungen über das Denken und seine Inhalte, genauer: Die Aufzählung und Charakteristik der allgemeinsten und wichtigsten Unterschiede und Besonderheiten in unseren Urtheilen und den ihnen zu Grunde liegenden Begriffen, welche die Logik propädeutisch in sich aufnehmen muss, um ihrer eigentlichen Aufgabe, eine Anleitung zum richtigen Urtheilen zu sein, gerecht werden zu können.

Bei authentischer Interpretation der Worte ist also nicht bloss kein Gegensatz zwischen der Forderung, dass die Grammatik auf die Logik Rücksicht nehme, und dass sie sich auf die Psychologie zu stützen habe, sondern das letztere Verlangen ist nur ein weiterer Rahmen, in den das erstere als Theilforderung hineinfällt. Und bei Uebereinstimmung in der Sache sei denn auch unserseits aufs Wort wenig Gewicht gelegt und jedem freigestellt, dasjenige, was wir Rücksicht der Grammatik auf die Logik nennen, als eine solche auf gewisse Theile der Psychologie des Begriffs und Urtheils zu bezeichnen. Dagegen müssten wir energisch Protest erheben, wenn man eine Rücksicht der Grammatik auf Psychologie in dem Sinne postuliren und die auf die Logik ablehnen wollte, als ob den Grammatiker die Bedeutung unserer Sprachmittel nichts und nur deren äussere und innere Sprachform etwas anginge. Eine solche Einschränkung der Aufgabe des Grammatikers und eine solche „psychologische“ Sprachbetrachtung wurde in der That in neuerer Zeit energisch verlangt, im Zusammenhang mit der absonderlichen Lehre, dass die Bedeutung unserer sprachlichen Ausdrücke (das „Logische“) etwas sei, was beim Sprechen und Verstehen gar nicht selbst ins Bewusstsein trete, vielmehr dort

dürften heute ebenfalls wenige bestreiten. Gewiss lassen sich solche Gesetze erkennen — wenn auch, wie auf psychologischem und physiologischem Gebiete überhaupt, einstweilen und wohl noch auf lange Zeit hinaus nur empirische und in diesem Sinne nicht ausnahmslose — aber sie sind nicht rein physiologischer Natur.

völlig von den Vorstellungen und „Auffassungen“ der inneren Sprachform, die man das „psychologische Denken“ nannte, repräsentirt werde. Allein diese Theorie von einer durchgängigen Stellvertretung unserer Gedanken durch die Vorstellungen der inneren Sprachform ist in dem Maasse aller Erfahrung widersprechend und fictiv, dass es auch ihren Urhebern nicht möglich ist, sie consequent festzuhalten. Sie enden darum schliesslich dabei, jenen vermeintlichen Doppelgänger selbst, statt dessen, was er vertreten soll, zur Bedeutung zu machen. Und die Folgen dieser Confusion und Ueberschätzung des sogen. „psychologischen Denkens“ (d. i. der inneren Sprachform) ist eine Vergewaltigung der beschreibenden Psychologie, die gewissen Fehlern der sogen. logischen Grammatik principiell zum Verwundern nahesteht und ihnen an Tragweite nicht nur Nichts nachgibt, sondern sie übertrifft.

Den Vertretern der sogen. logischen Grammatik gebrach es an dem nothwendigen Ueberblick über die mannigfaltigen und wesentlich verschiedenen Formen menschlicher Rede, und einseitig in dem Studium der indogermanischen Sprachen und ihrer eigenthümlichen Kategorien befangen, stellten sie Vieles als eine unabweisliche Forderung des menschlichen Denkens an seinen Ausdruck und als einen nothwendigen Zug aller menschlichen Sprache hin, was eben nur eine Besonderheit jenes ihnen ausschliesslich bekannten Sprachstammes ist. Gegen solche Einseitigkeit erhob die moderne sich „psychologisch“ nennende Sprachbetrachtung mit Recht Einsprache, und billigerweise betonte sie demgegenüber die grosse Mannigfaltigkeit der äusseren und inneren Form bei den verschiedenen Typen menschlichen Gedankenausdrucks. Allein indem manche ihrer Vertreter den Fehler begingen, die Vorstellungen der inneren Sprachform, die in Wahrheit bloss die Function haben, das Verständniss der durch unsere Worte ausgedrückten Gedanken associativ zu vermitteln, selbst als eine Welt von Gedanken, als ein „Selbstbewusstsein“, eine Form oder Stufe unseres Denkens („psychologisches Denken“), als ein ernstliches Auf-

fassen (Appercipiren) und „Erkennen“ der Dinge hinzustellen, kurz alles darauf zu übertragen, was in Wahrheit nur vom „Logischen“ (d. h. den Gedanken, welche wirklich die Bedeutung unserer Worte bilden) gilt[1]), kamen sie naturgemäss dazu, in der bunten Vielheit der Sprachen und Sprachformen die fundamentale Einheit und Uebereinstimmung alles menschlichen Denkens zu verkennen und zu lehren, wo eine verschiedene „innere Form“ vorliege, sei stets auch ein verschiedenes Denken ausgedrückt und eine Synonymie zwischen derart differenten Wörtern und grammatischen Kategorien sei nicht möglich. Nicht minder als die alte sogen. logische Grammatik war also auch diese sogen. psychologische dabei angelangt, die Möglichkeit und Thatsächlichkeit eines formell weit abweichenden und doch dem Sinne nach völlig gleichwerthigen Ausdrucks in den Sprachen zu verkennen. Und wenn die Letztere so viele menschliche Denkweisen statuirt als es Sprachen und Sprachtypen von abweichenden inneren Formen gibt, die Erstere aber die Eigenthümlichkeiten des ihr

[1]) Um gefährliche Aequivocationen zu vermeiden, hätte man die innere Sprachform niemals eine „Erkenntniss“ oder Apperception nennen sollen. Ja, auch sie ein „Denken“ zu nennen, war eine bedenkliche Zweideutigkeit. Denn unter „Denken“ versteht man gewöhnlich das, was die Sprache vornehmlich zu äussern berufen ist, unsere Urtheile und Ueberzeugungen und die ihnen zu Grunde liegenden Begriffe. Die Erscheinungen der inneren Sprachform aber sind ebensogut blosse, zur Erweckung jener Gedanken berufene, Hilfsvorstellungen wie die Vorstellungen der Laut- oder Schriftzeichen. Es wäre nicht zum Verwundern, wenn auch schon diese Abweichung vom üblichen Sprachgebrauch, vermöge deren die gewohnte Bezeichnung für das Ausgedrückte unvorsichtig aufs blosse Ausdrucksmittel übertragen wurde, zu jener falschen Verselbständigung und Aufbauschung der inneren Sprachform beigetragen hätte. Ist doch schon öfter in dieser Weise eine allzukühne Aequivocation für ihren eigenen Urheber verhängnissvoll geworden. Unvermerkt fällt der Neuerer in die altgewohnten Associationen des üblichen Gebrauchs zurück, so dass aus dem, was erst nur eine unvorsichtige Erweiterung des Sprachgebrauchs war, schliesslich eine falsche Subsumtion der Begriffe und Gegenstände wird.

zufällig am meisten vertrauten indogermanischen Sprachtypus fälschlich zu allgemeinen Zügen des menschlichen Denkens macht, so ist das Eine und Andere nicht principiell verschieden, sondern fliesst aus derselben nächsten Quelle — aus der Vermengung dessen, was nur Sache des Ausdrucks ist mit den Unterschieden des Ausgedrückten. Gegenüber beiden thut also der Ruf Noth nach Emancipation des Gedankens von der Sprache, speciell nach Trennung der Bedeutung der Ausdrucksmittel von ihrer inneren Form. Und etwas zu dieser im Interesse der Logik und Sprachphilosophie gleich dringend gebotenen Befreiung beizutragen, war mit eine Absicht der vorausgehenden Artikel.

Prag. A. Marty.

Anzeigen.

Sigwart, Dr. **Christoph**, Logik. Zweiter Band: Die Methodenlehre. Zweite, durchgesehene und erweiterte Auflage. Freiburg i. B. und Leipzig 1893. J. C. B. Mohr. 778 S. Preis M. 16.—.

Die zweite Auflage und der zweite, die Methodenlehre enthaltende Band der Logik von Sigwart liegt hier vor. Das Werk ist beträchtlich vermehrt; seine maassgebenden Gesichtspunkte jedoch und sein innerster Kern, wie sich nicht anders erwarten liess, sind unverändert und durchaus dieselben geblieben. Gleichwie in erster Auflage, hat sich diese Logik auch in ihrer neuen Gestalt nicht bloss die nächstliegende Aufgabe gestellt: den Weg, welcher zu den Ergebnissen der positiven Wissenschaften führt, analysirend zu beschreiben und zu einem Ganzen zu verarbeiten; sondern daneben bietet das Werk schon von Anfang an und durchgehends ganz andersartige Betrachtungen und weist überall Bestandtheile auf, die über die Logik in das Gebiet der allgemeinen Philosophie hinübergreifen. Und zwar sehen wir bei dieser principiell-philosophisch durchgeführten Logik keineswegs bloss in einen metaphysischen Hintergrund hinein, sondern neben der Logik sind Erkenntnisstheorie und Metaphysik überall am Aufbau des grossen Werkes betheiligt, sodass wir ein Ganzes vor uns haben, welches uns die Logik des Verfassers im Zusammenhange mit seinen allgemeinen philosophischen Ansichten zeigt. Da im übrigen die Logik des berühmten Verfassers als bekannt vorausgesetzt werden kann, so beschränken wir uns darauf, den methodologischen Gesichtspunkt nochmals kurz in Erinnerung zu rufen und im weiteren die

erkenntnisstheoretischen und metaphysischen Bestandtheile ein wenig ins Auge zu fassen.

Dem Philosophen schwebt ein Ideal der positiven Wissenschaften vor, wie wir es bei Männern der strengern Forschung nicht selten finden: die Idee einer allumfassenden geschlossenen Topik und eines vollständigen Einblicks bis in alle Einzelheiten aller Vorgänge, aller Eigenschaften, Zusammenhänge und Elementar-Bestandtheile. „Weg und Steg", wie Verf. sich ausdrückt, sollten wir überall im Universum kennen. Wie der Astronom jeden leuchtenden Punkt am Himmel benennt und aufzufinden weiss, so sollten wir es dahin bringen, gleichsam einen 'Weltkatalog' zu componiren. In raumzeitlicher Uebersicht würde sich auf diese Weise der Grundriss der Welt in grossen Massen abschatten, und die Reihe der Vorgänge würde in festgefügter, nirgends unterbrochener Kette zum Urbild jener Nothwendigkeit, welche das Geheimniss des logischen Baues unserer Gedankenwelt erschliesst. Obwohl uns persönlich die eben angedeutete Idee weder wie selbstverständlich einleuchtet, noch im besonderen wie ein Ideal anmuthet, so dürfen wir sie uns hier doch sehr wohl gefallen lassen. Eine grosse Strecke ist sie ja jedenfalls berechtigt, ein schönes Stück weit ist sie sogar verwirklicht, und im Sinne einer logischen Methodik ist es daher allerdings zulässig, das deductive Moment, wie ich es kurz bezeichnen möchte, zum leitenden Gesichtspunkt zu machen und ihm auch die Induction vollständig unterzuordnen. Und dies hat Verf. gethan. Von der Voraussetzung ausgehend, dass unsere wissenschaftlichen Aussagen auf Gewinnung nothwendiger (gewisser) und allgemeingültiger Urtheile gerichtet sind, nimmt er sich die mathematisch bearbeiteten Theile der Wissenschaft zum Muster, und sucht in diesem Sinne zunächst vollkommen bestimmte Begriffs-Elemente auf. Als solche kommen in Betracht: die einfachen Acte des Zählens, Einheit, Gleichheit und Verschiedenheit und daran anschliessend das Continuum der Zeit. Ein Continuum ist ferner der Raum, als dessen für die wissenschaftliche Bearbeitung bedeutsame Momente, neben dem natürlichen Coordinaten-System, wie es durch die Beziehung unseres eigenen Körpers zur Umgebung seinen Ausdruck findet, die Grenze, die Gerade und der rechte Winkel hervorgehoben werden. Die mathematische Bestimmtheit wird weiter verfolgt und entwickelt in den Maassen des Raums und der Zeit, in der Orts- und Zeitbestimmung, endlich in der Uebertragung der Bewegung auf die intensiv-qualitative Veränderung, worin die im engeren Sinne physi-

kalische Forschungsweise besteht. Als Uebergang zu den zusammengesetzten Begriffen dürfen wir die Collectiva ansehen, und begnügen uns im übrigen bei diesen höheren Begriffen mit der Bemerkung, dass Causalität und Zweck in ihrer Vereinigung und Einheit im Reiche des Organischen und des Menschen zur Wegleitung dienen.

Dieser Aufsuchung der Begriffs-Elemente entsprechend, nimmt Verf. bei Beschreibung der Methoden das ableitende Verfahren: die directe und indirecte Deduction, welche, nach Festsetzung gewisser Vordersätze, zwingende Folgerungen daraus zieht, zum Ausgangspunkt. Neben der Umkehrung der Urtheile werden Induction und Analogie, die Bestandtheile des im weiteren Sinne inductiven Verfahrens als „Reduction" bezeichnet und der Deduction derart untergeordnet, dass die Induction als hypothetisches, mit Hülfe vorläufiger Voraussetzungen ein Beweisverfahren einleitendes Vorgehen geschildert wird, welches die endgiltige Folgerichtigkeit der Schlusssätze der verificirenden Erfahrung überlässt. Ohne Schwierigkeit fügen sich dieser Betrachtungsweise auch die Wahrscheinlichkeitsansätze; sie können ja ganz natürlich angesehen werden als eine in einer Disjunctionsreihe verlaufende, ein jeweilig in Betracht kommendes Gebiet der Möglichkeiten erschöpfende deductive Feststellung. Der Wahrscheinlichkeitstheorie überhaupt hat Verf. ziemliche Ausführlichkeit gewidmet und im besondern auch zu einigen neuesten Streitfragen in der Sache Stellung genommen.

Da wir in unserer Darstellung die kleine Schilderung der rein logischen Gesichtspunkte von den übrigen Bestandtheilen ausgesondert, so sehen wir uns zu einigen kritischen Bemerkungen veranlasst, wenn wir uns zur Philosophie des Verfassers im Allgemeinen, die, wie wir gehört haben, von seinem logischen Werke unzertrennlich ist, wenden. Ein scheinbar ganz natürlicher Uebergang aus dem Gebiete der Erfahrung, worin sich im Anschluss an die positiven Wissenschaften die Methodik bewegt, in eine ganz andere Sphäre ergibt sich dem Verf. aus dem Umstand, dass die logisch-mathematischen Schemata, denen er sein Interesse zuwendet, aus der „Natur unseres Denkens geboren", auf allen „sinnlichen" Inhalt verzichten. Halten wir zunächst in einem rein thatsächlichen Sinne fest; und ohne uns mit Kritik in störender Weise in unseren Bericht einzumischen, dass mit jenem „nicht-sinnlichen" Inhalt eine Welt angenommen wird, welche principiell von der Erfahrung abweicht. Die „wirkenden Dinge" werden als wirkende Substanzen „hinter

die Erscheinung“ verlegt. Das schöpferische und freithätige Subject-Ich ferner ist etwas Anderes als das concrete menschliche Individuum. „Die Formen des ordnenden Denkens“, welche das „Chaos der äusseren Eindrücke“ zu festen Gestalten machen, bezeichnen ein Apriori, das nicht bloss in keiner Wahrnehmung und in keiner Anschauung, sondern auch in keinem natürlichen Denken erlebt wird; welch letzteres wir vielmehr im selben Sinne, wie die wahrgenommenen Dinge, Eigenschaften und Ereignisse in uns vorfinden. Um die materielle Berechtigung oder Nicht-Berechtigung dieser Philosophie, welche auf dem Weg verschiedener, historisch bedeutsamer speculativer Strömungen bei unserem Autor einen empfänglichen Boden gefunden hat, kann es uns hier gar nicht zu thun sein, und wir haben insofern einfach Bericht erstattet. Was wir aber nicht übergehen dürfen, ist die Art, wie eine metaphysische Welt mit der Methodik in Verbindung gebracht wird. Dies ist ein Punkt, woran die Logik selbst betheiligt ist; denn Sigwart bekennt sich zur Ansicht, dass das wissenschaftliche Postulat der nothwendigen und allgemeingültigen Erkenntniss ohne Metaphysik undenkbar wäre. Wie begründet er diese Ansicht?

Wie es die Metaphysiker aller Zeiten gemacht haben, so macht es auch Sigwart. Die Erfahrung ist ihm das für sich allein von vorneherein Unzulängliche, ein „Sandhaufen loser und vereinzelter Thatsachen“, eine „vergebliche Summirung“ gleichartiger Wahrnehmungen. Nun aber, sagt sich der Philosoph, gibt es doch ein Wissen; es gibt nothwendige und allgemeingültige Sätze: und dies ist das allein wahre Wissen, welches diesen Namen verdient. Sein bestes Theil also ist nicht von dieser Welt armseliger Erfahrung; wohl aber ist es ein Reich, welches dem lockeren Wirbelsturm dieser Welt Bestand und Halt verleiht.

Weil der einfache Forscher und der speculative Philosoph, wenn sie von Erfahrung reden, an etwas ganz Verschiedenes dabei denken, so müssen wir hier eine Unterscheidung machen, die wenigstens geeignet ist, die hierin bestehende Differenz der mancherlei Ansichten und Richtungen deutlich zu machen. Es ist etwas ganz anderes und hat einen sehr verschiedenen Sinn: ob ich die Erfahrung und das Erfahrungsmässige überhaupt dem ‘Denken’, dem ‘Wissen’ und der ‘Wissenschaft’ rein methodologisch entgegensetze, oder ob ich bei dieser Gegenüberstellung jene principielle Unterscheidung mache, wie sie bei denjenigen Philosophen üblich ist, welche „hinter der Erscheinung“, der ‘Wahrnehmung’ und ‘Vorstellung’; und d. h. kurz ge-

sagt, neben der Erfahrung noch eine zweite, nur durch das 'Denken' zu erfassende und nur unzureichend erkennbare Welt annehmen. Jene erstere, rein methodologische Unterscheidung, so wichtig sie im einzelnen Falle sein mag, hat doch, verglichen mit der letztern Annahme, gar keine principielle Bedeutung. Wir sprechen im Sinne der einfach methodologischen Unterscheidung entweder von verschiedenen Stufen oder von verschiedenen Inhalten des principiell stets erfahrungsmässigen Wissens oder erfahrungsmässigen theoretischen oder praktischen Verhaltens überhaupt. Und dies ist nun der entscheidende Punkt. So wie der schlichte Forscher oder rein natürliche Denker gar keinen Grund hat, der Erfahrung im principiellen Sinne zuerst ein 'nichtsinnliches' Denken und dann das 'Uebersinnliche' überhaupt entgegenzustellen; weil er beispielsweise auch das abstracteste und in diesem Sinne unsinnliche mathematische Denken zwar nicht methodologisch, aber principiell dennoch zur Erfahrung rechnet: so liebt es umgekehrt der Metaphysiker einer gewissen Schattirung, sich über die angedeutete Unterscheidung hinwegzusetzen und die bevorzugten Prädicate der Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit als etwas hinzustellen, wovon die Erfahrung nichts biete, und dessen sie, obwohl es etwas principiell Anderes als Erfahrung, doch so sehr bedürfe.

Freilich, wenn man, wie Sigwart, in der Erfahrung nur einen „Sandhaufen vereinzelter Thatsachen" erblickt, dann ist es begreiflich, dass eine solche Erfahrung nicht genügt. Aber ist dies die natürliche, uns allen gemeinsame Erfahrung und nicht vielleicht ein Product des Metaphysikers, welches er von seinem individuellen Standpunkt aus erst zur Erfahrung gemacht hat und dann 'unbewusst' schliesslich die so umgearbeitete Erfahrung von der natürlichen Erfahrung nicht mehr unterscheidet und mit ihr zusammenfliessen lässt?

Niemand als Richard Avenarius in seinem „menschlichen Weltbegriff" hat mit mehr Schärfe und mit so durchdringendem und zugleich umfassendem Blick die individuell-philosophischen Erfahrungsbegriffe von dem uns allen gemeinsamen, rein natürlichen und erfahrungsmässigen Weltbegriff unterschieden. Wir erlauben uns daher, an dieser Stelle und in diesem Zusammenhang die genannte Schrift anzurufen. Daselbst (S. 47 f.) werden philosophische Erfahrungsbegriffe geschildert, welche ihren Ursprung in metaphysisch-dualistischen Abänderungen des natürlichen Weltbegriffs nehmen und zuletzt eine Form annehmen, wovon ein typisches Beispiel Kant's Er-

fahrungsbegriff bildet. KANT unterscheidet bekanntlich zwischen Form und Stoff der Erfahrung und vertritt mit dieser Unterscheidung jenen Typus metaphysischer Erfahrungsbegriffe, welche im Allgemeinen nach Analogie eines durch einen 'Geist', eine 'Seele' oder einen 'Intellect' aus elementaren Bestandstücken zu errichtenden Bauwerkes gebildet sind. Denkt man sich diese Bausteine als einfache 'Empfindungen' und nimmt ein gestaltendes und ordnendes 'Denken' dazu, so dürfte dies eine Vorstellungsweise sein, wozu sich wohl SIGWART bekennen möchte, insofern er wenigstens von „Formen des ordnenden Denkens" redet, welche das „Chaos der äussern Eindrücke" zu festen Gestalten machen. Wer aber eine solche principielle Entgegensetzung von ordnenden Denkformen und chaotischen Eindrücken nicht macht, sondern die Erfahrung nur als ein Ganzes kennt und zulässt, woran sinnliche und begriffliche Bestandtheile einander coordinirt und dem 'Denken' in diesem allgemeinen Sinne gar keine eigenthümliche und bevorzugte Stellung einräumt, wer diese rein natürliche Ansicht theilt, anerkennt hiermit eben principiell nichts Anderes als Erfahrung, und weiss von einem Denken, das zu einer metaphysisch bestimmten Erfahrung erst noch hinzukommen müsste, überhaupt nichts. Und ebenso verhält es sich mit den chaotischen Erfahrungseindrücken: auch hiervon, sofern sie eben speciell-philosophisch, als in keiner Anschauung vorfindbare Elementartheile gedacht werden, weiss die natürliche Ansicht nichts. Und wieder nur eine Folge derselben Differenz in den grundlegenden Erfahrungsbegriffen ist es, wenn SIGWART es als „unbestrittene und unbestreitbare Thatsache" bezeichnet, dass zu den einzelnen Empfindungen jene Vorstellungsthätigkeit hinzukommen müsse, wodurch allererst die Anschauung räumlich von uns getrennter Objecte entstehe. Denn die principiell-empiristische Ansicht müsste, wollte sie die von SIGWART als „unbestrittene und unbestreitbare Thatsachen" geschilderten Vorgänge beim rechten Namen nennen, eine ganz andere Bezeichnungsweise wählen. Abermals spricht der Metaphysiker und nicht der Logiker zu uns, wenn SIGWART die „principielle Hülflosigkeit" der Erfahrung damit begründet, dass der Mathematiker von einer Geraden redet, die ja doch in keiner „Erfahrung" vorkomme; dass der Physiker die gleichförmig beschleunigte Bewegung, die wir ja gleichfalls nirgends wahrnehmen, zu seinen Axiomen rechnet. Um beim Beispiel der Geraden etwas zu verweilen, so gestatten wir uns auch hier, wie schon vorher, eine Bezugnahme auf RICHARD AVENARIUS. Die Kritik der reinen Erfahrung (Bd. II, S. 314 u.

315) macht es in einfachster Weise einleuchtend, dass zu den einfachsten geometrischen Begriffen die Wahrnehmung die Anregung bot.

Die specifisch-mathematische, in strengen Definitionen ausgeprägte Begriffsform verdankt ihren Ursprung einfach dem Umstand, dass man an Stelle der wahrgenommenen Sache den vorgestellten Gedanken setzte. Der vorgestellte mathematische Gedanke (z. B. Punkt, Linie, Gerade, Kreis) jedoch bleibt inhaltlich dasselbe, was die entsprechende wahrgenommene Sache war, und fristet nur insofern eine selbstständige Existenz, als er in einem specifischen Interesse, eben dem rein mathematischen, gebildet ist und daher von allen andern, nicht mathematischen und insofern störenden Zuthaten absieht und auf diese Weise zu abstracten Raum- und Zahlgrössen aufsteigt. Dies Beispiel ist zugleich geeignet, die von uns früher aufgestellte Unterscheidung des methodologischen und des principiellen Erfahrungsbegriffs ebensowohl zu veranschaulichen als zu rechtfertigen. Inwiefern nämlich die Bearbeitung der Raum- und Zahlgrössen in Form einer specifischen Wissenschaft und mit Hülfe rein gedanklicher Methoden geschieht, so dass die selbständige und höhere Ausbildung des mathematischen Wissens sich ganz unabhängig von Wahrnehmung und Experiment vollzieht — insofern ist es freilich durchaus gerechtfertigt, die Mathematik den Erfahrungswissenschaften in diesem methodologischen Sinne gegenüberzustellen und wenn man will, entgegenzusetzen. Dass aber hieraus ein principieller Gegensatz von „Denken“ und „Erfahrung“ nicht abgeleitet werden darf, verkennt nur der Metaphysiker, weil er einen derartig principiell verschärften Gegensatz durch eine lange Schulüberlieferung in sich aufgenommen hat, ihn in diesem Sinne als ursprünglichen Besitz zur Untersuchung heranträgt und mit der einfachen principiell harmlosen methodologischen Unterscheidung verwechselt. An einer Stelle (S. 173 Anm.) hält es Verf. für ein an sich „ganz berechtigtes Interesse“, alles „Transcendente und Hypothetische“ zu eliminiren und den „zusammengehörigen Begriffen möglichst bloss empirischen Gehalt zu geben“. Das „möglichst bloss“ durfte freilich nicht fehlen, denn alsbald (S. 179 Anm.), nachdem er eben erst von einem rein empirischen Gehalt der zusammengehörigen Begriffe gesprochen, kann er, um Zusammenhang in die Ereignisse zu bringen, das „metaphysische Element“ nicht entbehren. Und er hält es für besser, dies „offen einzugestehen“ und jenem Element seine „grundlegende Bedeutung

zu wahren, statt es als blossen Hülfsbegriff so viel wie möglich bei Seite zu schieben".

Entstehen und Vergehen, diesen Grundzug unserer Erfahrung, sucht SIGWART „möglichst" zu eliminiren. Die Veränderung wird der „Erscheinung", wohinter erst die wahre Einheit liege, zugewiesen. Zwar soll es nicht ihre widersprechende Beschaffenheit sein, welche uns nöthige, die Veränderung abzuschütteln, sondern das Motiv hierzu liege in ihrer „Schlüpfrigkeit", die sich „dem festen Griff entziehe".

Nun — Schlüpfrigkeit oder Widerspruch: was einst PARMENIDES und ZENO in ihrer naiv-barocken Manier gethan haben, was noch in unserem Jahrhundert HERBART mit dem Aufwand einer ausgebildeten Theorie und in einer Reihe scharfsinniger, verfeinerter Kunstgriffe versucht hat: ganz dasselbe lebt auch in SIGWART noch fort, aber allerdings in bedeutend abgeschwächter, eingeschüchterter und verkümmerter Gestalt, so dass der krasse paradoxe Widerspruch sich hinter die verschleiernde Hülle der „Schlüpfrigkeit" verbirgt. Eine bedeutsame Modification dieser eleatisirenden und herbartisirenden, zur Elimination der ganzen empirischen Welt neigenden Speculation zeigt sich uns ferner in der Art, wie sich Verf. bemüht, seine Theorien mit der Lehre DARWIN's in Einklang zu setzen. „Die aristotelische Grundlage" — äussert sich Verf. an dieser Stelle — auf der „mehr oder weniger unsere logische Theorie stand", erscheint durch DARWIN vollständig erschüttert; und an Stelle der „Objectivität der Arten" scheint nur noch eine „Geschichte des ewigen heraklitischen Flusses individueller Verschiedenheiten" möglich zu sein. Gibt es hier eine Versöhnung, und worin besteht sie? Darin, antwortet SIGWART, dass (S. 719) die „Descendenzlehre mit der Naturphilosophie SCHELLING's und HEGEL's vollkommen zusammentrifft". SCHELLING und HEGEL aber, „ohne auf die empirische Geschichte zu achten, gaben nur der Classification der Formen die Gestalt einer durch Begriffe bestimmten teleologischen Entwicklung".

Indess, versetzen uns nicht teleologisch bestimmte Begriffsformen, welche die Geschichte nicht beachten, wie auch schon die Berufung auf SCHELLING und HEGEL mit einem Schlag in die Sphäre einer selbstherrlichen, die Erfahrung von Grund aus missachtenden Speculation? — Dass SIGWART selbst nichts ferner liegt, als die Erfahrung zu überfliegen, wissen wir sehr wohl. Was er will, ist eine Versöhnung von Erfahrung und Speculation. Diese aber kann eben deshalb nie gelingen, weil die vielen, auf etwas principiell anders als Erfahrung gerichteten

Philosophien und die Erfahrung selbst unvereinbare Gegensätze bilden.

Im Vorwort rechnet SIGWART selbst mit der Möglichkeit, dass der Standpunkt, den er in diesem Werk bei Besprechung der Psychologie einnehme, „Manchen als ein veralteter und von der neuern Entwicklung der Wissenschaft aufgegebener erscheinen wird“. Den veralteten Standpunkt möchten wir weniger gerade auf die Stellung des Autors zur Psychologie, als auf das ganze Werk beziehen, insofern in Folge seiner metaphysischen Anlage die Methodik weniger, als man dies wünschen möchte, zu einheitlicher und reiner Darstellung gelangt.

Was nun schliesslich noch die Psychologie betrifft, die hauptsächlich zur starken Vermehrung der neuen Auflage beigetragen hat, so haben wir nur hervorzuheben, dass dieser Abschnitt des Werkes, obwohl wir hier weiter nicht auf ihn eingehen können, einige allgemeine, den Unterschied von Natur- und Geisteswissenschaft betreffende kritische Betrachtungen enthält, die uns in gewissen entscheidenden Punkten ausserordentlich angesprochen haben.

Auch im übrigen soll uns unsere principielle Auseinandersetzung nicht abhalten, die grossen und längst bewährten Vorzüge SIGWART's aufs Neue anzuerkennen. Seine methodologischen Untersuchungen sind mit so viel Einsicht in die positiven Wissenschaften, in so umfassender Weise und in so meisterhafter Darstellung durchgeführt, dass sie sich des hohen Ansehens, welches sie bisher behaupteten, ohne Zweifel auch fernerhin und noch lange erfreuen werden.

Bern. R. WILLY.

Gerber, Gustav, Das Ich als Grundlage unserer Weltanschauung. 429 S. Berlin, Hermann Heyfelder. 1893.

Dieses umfangreiche Werk versetzt uns mitten in einen Urwald deutschen Fleisses, deutscher Gelehrsamkeit und tiefsinniger Speculation. Und ehrfurchtsvoll verbeugen wir uns vor der ungewöhnlichen Belesenheit, sprachlichen und philosophiegeschichtlichen Kennerschaft, dem grossen Ernst und edlen Gesinnung des Gelehrten. Wir zweifeln nicht und geben bereitwillig zu: „Die Sprache als Kunst“, ein in zweiter Auflage erschienenes ferneres Werk unseres Verfassers, worauf er sich mehrfach bezieht und beruft, sei eine werthvolle und bedeutende

Leistung: aber dennoch müssen wir es ablehnen, mit mehr als ein paar Andeutungen auf sein vorliegendes philosophisches Product einzutreten. Und der Grund, wesshalb wir uns hierzu genöthigt sehen, wird aus den folgenden Bemerkungen von selbst ersichtlich werden. Linguistisk und die „Entwicklung der Weltanschauung aus dem Ich in der Geschichte der Philosophie" (der grösste Abschnitt, Cap. III des Werkes) bilden das breite Piedestal, worauf ein Ich-Weltbild steht. Und das Ich dieses Weltbildes kennzeichnet sich uns als directer Abkömmling eines dualistischen Animismus. Die „Seele", das „Geistige in uns", das „Ich" soll sich als philosophisches soviel als möglich auf sich selbst zurückziehen, und unbekümmert um den Gang der Natur, welche dem Philosophen zu seiner Weltanschauung nichts beiträgt, seine eigentliche, zweite und höhere religiös-philosophische Heimath anbauen. Die nächsten Anknüpfungspunkte hierzu findet es in der Sprache; schon die griechischen Denker zeigen dies und beweisen durch ihr vorbildliches Vorgehen, dass wir in der Sprache nicht nur das Material des natürlichen Ausdrucks, sondern des Vorstellens und Denkens selbst und insbesondere des philosophischen Denkens besitzen. Verf. spricht daher regelmässig und ausnahmslos von „Wortbegriffen", worunter er keineswegs die sprachlichen Zeichen als besondere Begriffsgegenstände, sondern ganz allgemein die abstracten Begriffe versteht. Dass Wort und Begriff. dennoch nicht einfach dasselbe sind, entgeht ihm freilich nicht; in dieser Schwierigkeit aber liegt gerade das grosse Räthsel der Speculation.

Im besondern setzt sich der Autor zu seinen philosophischen Vorbildern: Sokrates, Descartes und Kant. Indessen hält er seine abgesteckte Linie nicht ein; im weitern Verlauf nämlich schildert er das „Ich" im „Erkennen", im „Wollen", in der Kunst oder dem „freien Bilden", betrachtet es als „Princip der Freiheit", der „Gewissheit", der „höchsten Werthe", vergisst nicht das „Ich und die Religion" und schliesst mit dem „Ich im Universum", woselbst er ihm so ziemlich göttliche Eigenschaften und Functionen zuschreibt. Und hiermit nähert sich der Philosoph einer Betrachtungsweise, welche dem Geiste der deutschen philosophischen Romantik der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entspricht. Es ist derselbe Orakelgeist, wie wir ihn bei Schelling, Fichte, Hegel und Genossen finden, nur von sehr viel geringerer Naturkraft. An ihre Stelle ist Sprach- und Literatur-Gelehrsamkeit getreten; hiermit aber haben wir es hier nicht zu thun, da ja Verf. selbst seine speciellen Fachkenntnisse in diesem seinem philosophischen

Werke nur zu Bausteinen seiner das „Ich als Grundlage unserer Weltanschauung“ aufstellenden Speculation benützt.

Bern. R. Willy.

Selbstanzeige.

Goldfriedrich, Dr. **Johann**, Kant's Aesthetik. Geschichte. Kritisch-erläuternde Darstellung. Einheit von Form und Gehalt. Philosophischer Erkenntnisswerth. Leipzig, G. Strübig's Verlag. 1895.

Die Schrift will Kant's Aesthetik verstehen und würdigen lehren. Es wird zuerst der Boden vorgeführt, in dem Kant's specifisch-ästhetische Ansichten wurzeln. In der Darstellung wird das Unrichtige der gangbaren Auffassung der Zweckmässigkeit ohne Zweck, Missverständnisse E. v. Hartmann's (z. B. betreffs der Allgemeingültigkeit) u. A. betont, fortlaufend auf Kirchmann's kommentirte Ausgabe, die Kant in falschem Lichte erscheinen lässt und deren Kritik deshalb besonders wünschenswerth war, hingewiesen; hervorgehoben ist die Norm der kritischen Aesthetik, Kant's ästhetischer Schein; starkes Gewicht gelegt auf die Kunstlehre. Der Gegensatz des Objectivismus zum kritischen Subjectivismus wird als Erweiterung, nicht als Correctur erkennen gelehrt, die Bedeutung der Kant-schen Form als Einheit von Form und Gehalt betont, Kant's subjective Ueberbrückung der Kluft zwischen Freiheit und Nothwendigkeit zur Erkenntniss des Realen, nach der die Kr. d. Urthlskr. eigentlich strebte und wovon das Aesthetische das Bild ist, fortgeführt. Durchgehends ist die philosophische und ästhetische Einheit der Aesthetik Kant's im Auge behalten. Gegen die Auffassung Kant's als „Formalästhetiker“ wird entschieden Front gemacht.

Philosophische Zeitschriften.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. (Leipzig, Pfeffer.)

Band 105, Heft 2: L. Busse: Zur Beurteilung des Utilitarismus. — R. Falckenberg: Die Entwickelung der Lotzeschen Zeitlehre. — J. Zahnfleisch: Zur Kritik der Aristotelischen Metaphysik. — Recensionen: Cimbali; Pilo; Friso; de Sarto; Nagy; Ardigò; Frangapane; Cesca; Credaro; Ragnisco; Biuso; Kroman; Schmekel; H. Schwarz; E. v. Hartmann; Brasch; Twardowski; Gerber; Drews; v. Wichert; Biese; Klähr; F. Schultze; Th. Ziegler.

Band 106, Heft 1: Van der Wyck: C. W. Opzoomer. — E. v. Hartmann: Der Wertbegriff und der Lustwert. — P. v. Lind: Im. Kant und Alex. von Humboldt. — W. Schmidt: Zur Würdigung der philosophischen Stellung Bacons von Verulam. — R. Geijer: Einige Bemerkungen zu Falckenbergs Abhandlung über die Entwickelung der Lotzeschen Zeitlehre. — P. v. Lind: Moritz Carriere. — Recensionen: Gühn; Larsen; Lyon; Pillon; Brunschvicg; Adam; Pioger; Fromm; Fester; Vaihinger; Külpe; Windelband.

Zeitschrift für Psychologie u. Physiologie der Sinnesorgane. (Hamburg u. Leipzig, L. Voss.)

Band 8, Heft 6: E. Raehlmann: Ueber die Rückwirkung der Gesichtsempfindungen auf das physische und das psychische Leben. — S. Landmann: Ueber die Beziehung der Atmung zur psychischen Thätigkeit — Litteraturbericht.

Band 9, Heft 1: F. C. Müller-Lyer: Zur Lehre von den optischen Täuschungen. Ueber Kontrast und Konfluxion. — G. Wagner: Die spontane Umwandlung der Nachbilder der Sonne in reguläre Sechsecke oder Achtecke. — Besprechungen: Külpe. — Litteraturbericht.

Archiv für Geschichte der Philosophie. (Berlin, G. Reimer.)

Band 8, Heft 3: C. Stumpf: Hermann v. Helmholtz und die neuere Psychologie. — P. Barth: Zu Hegel's und Marx' Geschichtsphilosophie. — Bergemann: Gedächtnisstheoretische Untersuchungen und mnemotechnische Spielereien im Alterthum. — P. Leuckfeld: Zur logischen Lehre von der Induction. Geschichtliche Untersuchungen. — J. Zahnfleisch: Die Polemik Alexanders von Aphrodisia gegen die verschiedenen Theorien des Sehens. — Ch. Adam: Note sur de copies de

manuscrits de Descartes. (Bibliothèque royale de Hanovre.) — P. Tannery: Une lettre inédite de Campanella. — Jahresbericht.

Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik. (Langensalza, H. Beyer & Söhne.)

Jahrg. 2, Heft 2: O. Flügel: Neuere Arbeiten über die Gefühle. — E. Meyer: Gesetz — Regel — Ausnahme. — A. Huther: Ethik im Unterricht. — Mitteilungen. — Besprechungen: Scheffler; Bastian; Beale; Wlislocki; Haweis; Kennedy; Keyserling; Erhardt; Deinhardt; Dessoir. — Pädagogisches.

Heft 3: O. Flügel: Neuere Arbeiten über die Gefühle (Fortsetzung.) — Ballauff: Zur Ursprünglichkeit des ästhetischen Urteils. — M. Fack: Zählen und Rechnen. — Mitteilungen. Besprechungen: Drews; L. A. Salome; Simon; W. Volkmann; Mainländer; S. Rubinstein. — Pädagogisches.

Revue Philosophique de la France et de l'Étranger. (Paris, Alcan.)

Jahrg. 20, Heft 4: J. Delboeuf: L'ancienne et les nouvelles géométries. IV. Les axiomes et postulats de la géométrie de l'espace homogène. — M. Bernès: Sur la méthode de la sociologie (fin). — L. Dauriac: Études sur la psychologie du musicien. V. La mémoire musicale. — Ph. Chaslin: Sur la dégénérescence et l'hérédité. — Analyses etc.: Giessler; Schilder; Ficalbi; Lombroso; Albert; Novicow; Naudier. — A. Dissard: Influence de l'attention sur la perception des sensations.

Heft 5: A. Fouillée: Les abus de l'inconnaissable en morale. — G. Milhaud: Kant comme savant. — Clémentitch de Engelmeyer: Sur l'origine sensorielle des notions mécaniques. — E. Durkheim: Crime et santé sociale. — Analyses etc.: Paulsen; Arnoux; Ellis; Schüfeldt; Forel; Vignoli; Marie de Manaceïne; Queyrat; Garbini; Tarozzi; Denti.

Heft 6: P. Janet: J.-M. Charcot et son œuvre psychologique. — M. Bernès: La philosophie au lycée et à l'agrégation. — R. de la Grasserie: Du phénomène psychologique de l'hybridité linguistique et du bilinguisme. — Analyses etc.: Wenzel; Alhaiza; Pujo; Proal; Kurella; Arréat; Dunan; Dumas; Bain; W. Stern.

Heft 7: H. Taine: Sur les éléments derniers des choses (Fragments inédits). — A. Binet: La mesure des illusions visuelles chez les enfants. — G. Tarde: Le transformisme social. - V. Egger: La durée apparente des rêves. — Le Lorrain:

Le rêve. — L . . . D . . .: A propos de l'appréciation du temps dans le rêve. — Analyses etc.: Izoulet; Elsenhans; Thomas; Lasson. — Correspondance: La Cité moderne (Lettre de M. de Roberty).

Revue de Métaphysique et de Morale. (Paris, Hachette et Cie.)

Jahrg. 3, Heft 2: A. Spir: Esquisses de philosophie critique. De la nature des choses — M. Bernès: La sociologie: ses conditions d'existence, son importance scientifique et philosophique. — G. Noël: La logique de Hegel: La science de la notion (suite). — Th. Ruyssen: La morale dans la philosophie allemande contemporaine: M. M. de Hartmann, Wundt et Paulsen. — F. Rauh: L'éducation scientifique des professeurs de philosophie.

Heft 3: E. Boutroux: La philosophie de Charles Secrétan. — C. Riquier: Des axiomes mathématiques. — Ch. Dumont: De la ressemblance et de la contiguité dans l'association des idées. — P. Lapie: L'année sociologique 1894. — F. Pécaut: L'idée de phénomène, par É. Boirac. — F. Rauh: Science, morale et religion. — F. Rauh: La licence et l'agrégation de philosophie.

Revue Néo-Scolastique. (Louvain, Uystpruyst.)

Jahrg. 2, Heft 2: H. Hallez: L'analyse métaphysique du mouvement. — C. de la Vallée Poussin: La cristallographie (suite). — S. de Ploige: La théorie thomiste de la propriété (suite). — A. Thiéry: Introduction à la Psycho-Physiologie. — M. de Wulf: Les théories esthétiques propres a saint Thomas. — 1. Le resplendissement du beau. — D. Mercier: La localisation du sens musculaire. — Bulletin de l'Institut Supérieur de Philosophie. — Comptes-rendus: Otten; Gayraud; Didiot; Mercier; De Mandato; Mivart; Westermarck; Brants.

Mind. (London, Williams and Norgate.)

N. S., Heft 14: Sidgwick: The philosophy of Common Sense. — S. N. Gupta: Nature of inference in Hindu Logic. — F. H. Bradley: On the supposed uselessness of the soul. — H. R. Marshall: Emotions *versus* pleasure-pain. — E. T. Dixon: On the relation of accommodation and convergence to our sense of depth. — W. Carlile: Reality and causation (II). — E. H. Bradley: In what sense are psychical states extended? — E. T. Dixon: On the difference of time and rhythm in music. — Critical notices: Keynes; Heymans; A. Riehl; Seth.

The Monist. (Chicago, The Open Court Publishing Co.)

Band 5, Heft 3: C. C. BONNEY: The World's Parliament of Religions. — The World's Religious Parliament extension. — C. L. MORGAN: A piece of patchwork. — E. D. FAWCETT: The well-springs of reality. — C. C. CONVERSE: Music's mother-tone and tonal onomatopy. — P. CARUS: The late Professor Romanes's thoughts on religion; The significance of music; The key to the riddle of the universe. — C. O. WHITMAN: Bonnet's theory of evolution. — Lit. correspondence: France: L. Arréat. Book reviews. — Appendix: J. W. Powell: The soul, a poem.

International Journal of Ethics. (Philadelphia, Int. Journal of Eth.)

Band 5, Heft 3: J. S. MACKENZIE: Self-assertion and self-denial. -- W. M. SALTER: Moral forces in dealing with the labor question. — W. LUTOSLAWSKI: The ethical consequences of the doctrine of immortality. — H. CH. LEA: Philosophical sin. — L. FERRI: National character and classicism in Italian ethics. — A. DÖRING: The motives to moral conduct. — Discussions: „Rational Hedonisme“: M. S. GILLILAND, J. S. MACKENZIE, F. H. BRADLEY and E. E. C. JONES. — Book reviews: Ellis; Huxley; W. Wallace; Mackintosh; Hiller; Pfleiderer; Upton; Haeckel; Jowett; Stead; Göhre.

Heft 4: D. G. RITCHIE: Free-will and responsibility. — B. BOSANQUET: The evolution of religion. — J. H. HYSLOP: Labor troubles-causes and proposed remedies. — J. G. HIBBEN: Automatism in morality. — ELIZABETH PHELPS RESSE: Some of the uses of unemotional music. — F. E. WHITE: Prof. Huxley on the relation of the ethical to the cosmic process. — J. ROYCE: Natural law, ethics, and evolution. — FR. JODL: Georg von Gizycki and the science of ethics. — Book reviews: Balfour; Seth; Haycraft; Wenley; Ritchie; Andrews; Flint; Barnett; Booth; Salt.

The Philosophical Review. (Boston, Ginn & Company.)

Band 4, Heft 2: W. FITE: The priority of inner experience. — J. A. LEIGHTON: Fichte's conception of God. — E. B. TALBOT: The doctrine of conscious elements. — Discussions: J. E. Creighton; H. Nichols; Hiram M. Stanley. — Reviews of books: W. Wallace; Robertson; Brunschvicg; Jordan.

Band 4, Heft 3: J. G. SCHURMAN: Agnosticism. — E. ALBEE: The ethical system of Richard Cumberland. — D. IRONS:

Descartes and modern theories of emotion. — Discussions: W. W. Carlile; A. Alexander. — Reviews of books: Balfour; Watson; Ritchie; Pillon.

The Psychological Review. (New-York, Macmillan and Co.)

Band 2, Heft 2: W. James: The knowing of things together. — Contributions from the Psychological Laboratory of Columbia College (III.): H. Griffing: Experiments on dermal sensations. — S. J. Franz: The after-image threshold. — C. L. Franklin: Normal defect of vision in the Fovea. — Proceedings of the Third Annual Meeting of de American Psychological Association. — Discussion: G. M. Stratton: The sensations are not the emotion. — A correction: W. J. — Psychol. literature.

Heft 3: J. Royce: Preliminary report on imitation. — Studies from the Princeton Laboratory (I—V): J. M. Baldwin and W. J. Shaw: Memory for square-size; H. C. Warren and W. J. Shaw: Further experiments on memory for square-size; M. Baldwin: The effect of size-contrast upon judgments of position in the retinal field; M. Baldwin: Types of reaction; H. C. Warren: Sensations of rotation. — H. C. Wood: The „haunted-swing“ illusion. — H. R. Marshall: Heat-sensations in the teeth. — Discussion: D. Irons: Recent developments in theory of emotion. — S. Hodgson: A reply. — H. Münsterberg: A notice. — Psychol. literature.

Rivista Italiana di Filosofia. (Roma, Tipogr. G. Balbi.)

Jahrg. 10, Band 1, Heft 3: C. Cantoni: Luigi Ferri. — L. Credaro: Le basi della teorica Herbartiana dell'istruzione. — S. Ferrari: R. Seydel e la sua opera postuma sulla Filosofia della Religione. — M. Novaro: Il concetto di infinito e il problema cosmologico. — Bibliografia: H. Schwarz; Ch. Huit. — Boll. filos. e ped: Denti; Chiappelli; Carstanjen; Backhouse e Tylor; Lilla; Morselli; Gallone; Jovacchini; Nathan; Salvadori; Boutroux; L'année psych.; La „Grande Encyclopédie des Sciences“; Mauro. — Boll. lett.: Baccelli; Gasparri.

Bibliographische Mittheilungen.

Abel, Archit. Loth., Der gute Geschmack. Aesthetische Essays. gr. 8°. (VII, 368 S. m. 129 Abbildgn.) Wien, A. Hartleben. M. 8.—; geb. M. 10.—.

Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. Hrsg. v. Benno Erdmann. 5. Hft. gr. 8°. Halle, M. Niemeyer.
5. Zur Theorie der Aufmerksamkeit v. Dr. Harry E. Kohn. (48 S.) M. 1.20.

Achelis, Dr. Ths., Ueber Mythologie und Cultus von Hawaii. [Aus: „Ausland".] gr. 8°. (VII, 82 S.) Braunschweig, F. Vieweg & Sohn. M. 2.—.

Adone, L., Le origini dell'uomo secondo i positivisti, ossia l'uomo scimia e l'uomo preistorico: conferenze. Napoli 16°. p. 222. L. 2.—.

Alemanni, V., Un filosofo delle lettere. (Melchior Cesarotti.) Parte I. Torino. 8° gr. p. 248. L. 4.—.

Alfarabi's Abhandlung der Musterstaat, aus Londoner und Oxforder Handschriften hrsg. v. Prof. Dr. Frdr. Dieterici. gr. 8°. (XVII, IV, 84 S.) Leiden, E. J. Brill. M. 4.—.

Allin, Arth., Ueber das Grundprincip der Association. Diss. gr. 8°. (81 S.) Berlin, Mayer & Müller. M. 1.60.

Apel, Dr. Max, Kants Erkenntnisstheorie und seine Stellung zur Metaphysik. Eine Einführung in das Studium von Kants Kritik der reinen Vernunft. gr. 8°. (IX, 147 S.) Berlin, Mayer & Müller. M. 3.—.

Ardigò, R., La ragione. La scienza sperimentale del pensiero. Il mio insegnamento della filosofia nel R. Liceo di Mantova. Padova. 8°. p. 488. L. 6.—.

Bartolini, F., Considerazioni sociologiche. Perugia. 8°. p. 88. L. 2.—.

Bergel, Salo, Ueber die Empfindlichkeit der Netzhautperipherie für intermittirende Reizung. Diss. gr. 8°. (36 S.) Breslau, Schletter. M. —.50.

Besser, Leop., Das der Menschheit Gemeinsame. Auch eine christlich-sociale Studie. Mit einem Anhang: „Ist die Welt Schein oder Wirklichkeit?" gr. 8°. (III, 119 S.) Bonn, E. Strauss. M. 2.—.

Beyrich, Konr., Das System der Uebergewalt oder das analytisch-synthetische Princip der Natur. Ein Beitrag zur Weltäther-, Stoff- und Kraftlehre u. zur Lösg. naturphilosophisch-kosm. Probleme in 11 Hauptthesen. gr. 8°. (XI, 164 S. m. 7 Fig.) Berlin, R. Oppenheim. M. 3.60.

Bibliothek, Cotta'sche, der Weltlitteratur. 251. Bd. 8°. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Geb. in Leinw. à M. 1.—.
251. Arth. Schopenhauer's sämmtliche Werke in 12 Bdn. Mit Einleitung v. Dr. Rud. Steiner. 5. Bd. (307 S.)

Brentano, Frz., Die vier Phasen der Philosophie und ihr augenblicklicher Stand. gr. 8°. (46 S.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. M. 1.—.

Bullinger, Ant., Das Christenthum im Lichte der deutschen Philosophie. gr. 8°. (XIX, 256 S.) München, Th. Ackermann. M. 4.—.

Cantoni, C., **Corso elementare di filosofia.** Vol. I. Psicologia percettiva. Logica. 9.a ediz. Milano. 16°. p. 294. L. 3.50.
Idem. Vol. II. Psicologia morale. Morale, Estetica. 7.a ediz. Milano. 16°. p. 296. L. 3.50.

Capesius, Dr. J., Der Apperceptionsbegriff bei Leibniz und dessen Nachfolgern. Eine terminolog. Untersuchg. Progr. gr. 4°. (25 S.) Hermannstadt, L. Michaelis. M. 1.—.

Christinger, Jak., Friedrich Herbarts Erziehungslehre und ihre Fortbildner bis auf die Gegenwart, nach den Quell- schriften dargestellt und beurtheilt. gr. 8°. (227. S. m. Bildniss.) Zürich, F. Schulthess. M. 3. —; kart. M. 3.20.

D'Alfonso, A. R., Principii di logica reale; lezioni fatte nel 2° corso del R. Liceo Umberto I di Roma. Torino. 8°. p. 70. L. 1.50.

Di Giovanni, V., Giovanni Pico della Mirandola nella storia del Rinascimento e della filosofia in Italia. Palermo. 16°. p. 210. L. 3.—.

Dugas, L., L'Amitié antique d'après les mœurs populaires et les théories des philosophes. In-8. Fr. 7.50.

Dunan, Ch., Théorie psychologique de l'espace. In-12. Fr. 2.50.

Effertz, Dr. **O., Ueber Neurasthenia sexualis.** Physiologie der sexuellen Gemeingefühle. Ein Buch für Hausärzte. gr. 8°. (IV, 230 S.) New-York. (Bonn, O. Paul.) M. 6.—.

Effertz, Dr. **Otto, Studien über Hysterie, Hypnotismus, Suggestion.** gr. 8°. (102 u. XII S.) Bonn, O. Paul. M. 2.—.

Eisler, Dr. **Rud., Kritische Untersuchung des Begriffes der Weltharmonie und seiner Anwendungen bei Leibniz.** (Mit dem Leipziger „Krug"-Preise gekrönte Abhandlg.) gr. 8°. (54 S.) Berlin, S. Calvary & Co. M. 1.20.

Ernst, Ad. Wilh., Goethes Religion. Eine Studie. 8.° (62 S.) Hamburg, C. Kloss. M. 1.—.

Fuchs, Prof. Dr. **Fr., Ueber die Bedeutung der Hypnose in forensischer Hinsicht.** Ein in dem Processe Czynski abgegebenes Gutachten. Nebst einigen anderen Schriftstücken verwandten Inhalts. gr. 8°. (36 S.) Bonn, F. Cohen. M. —.50.

Funck-Brentano, Th., L'Homme et sa destinée. In-8. Fr. 7.50.

Geyer, Oberlehr. **Otto, Friedrich Schleiermachers „Psychologie",** nach den Quellen dargestellt und beurtheilt. Progr. gr. 4°. (76 S.) Leipzig, J. C. Hinrichs' Verl. M. 1.—.

Giżycki, Prof. Dr. **Geo. v., Vorlesungen über sociale Ethik.** Aus seinem Nachlass hrsg. von Lily v. Giżycki. gr. 8°. (III, 88 S.) Berlin, F. Dümmler's Verl. M. 1.20.

Goldfriedrich, Dr. **Joh., Kants Aesthetik.** Geschichte. Kritisch-erläuternde Darstellg. Einheit v. Form u. Gehalt. Philosophischer Erkenntnisswert. gr. 8°. (VII, 227 S.) Leipzig, G. Strübig. M. 5.—.

Grass, Alfr., Ueber Kunstsinn. Vortrag. [Aus: „Balt. Monatsschrift".] gr. 8°. (22 S.) Jurjew, J. G. Krüger. M. —.60.

Grillo, N., Considerazioni sulla intelligenza degli animali. Genova. 8.° L. 1.—.

Helmholtz, H. v., Physiolog. Optik. 2. Aufl. 8—10. Lfg. Hamburg, Voss. à M. 3.—.

Helmholtz, Herm. v., Wissenschaftliche Abhandlungen. 3. Bd. gr. 8°. (XXXVIII, 654 S. m. 1 Bildnis.) Leipzig, J. A. Barth. M. 18.—.

Hirsch, Dr. **William**, **Betrachtungen über die Jungfrau von Orleans vom Standpunkte der Irrenheilkunde.** gr. 8°. (IV, 35 S.) Berlin, O. Coblentz. M. —.75.

Hirth, Georges, Les Localisations cérébrales en psychologie. Pourquoi sommes-nous distraits? Traduit de l'allemand par Lucien Arréat. In-12. Fr. 2.—.

Hume's, Dav., Traktat über die menschliche Natur (treatise on human nature). 1. Thl. Ueber den Verstand. Uebers. von E. Köttgen. Die Uebersetzung überarb. u. m. Anmerkgn. u. einem Register versehen von Prof. Thdr. Lipps. gr. 8°. (VIII, 380 S.) Hamburg, L. Voss. M. 6.—.

Iaja, D., Ricerca speculativa. Teoria del conoscere. Vol. I. Pisa. 8.° p. 162. L. 3.50.

Kahnis, Gymn.-Oberlehr. **Heinr.**, **Die natürliche Freiheit des Menschen.** Ein Beitrag zur Kritik des modernen Determinismus. Progr. 4°. (34 S.) Leipzig, J. C. Hinrichs' Sort. M. 1.—.

Kalpa, Involution et évolution d'après la philosophie des cycles. Première partie: l'Univers. Gr. in-8. (Londres.) Fr. 9.

Kühnemann, Privatdoz. Dr. **Eug.**, **Kants und Schillers Begründung der Aesthetik.** gr. 8°. (IX, 185 S.) München, C. H. Beck. M. 4.50.

Land, Prof. Dr. **J. P. N.**, **Arnold Geulincx und seine Philosophie.** 8.° (X, 219 S.) Haag, M. Nijhoff. M. 4.50.

Lathròs, H., Praktische Philosophie. 8°. (134 S.) Leipzig, Th. Thomas. M. 1.50.

Lener, P., Natur und Geist. Drei lose Schildergn. (Zur Bildg. der organ. Welt. Die Natursprache. Zur Naturgeschichte der Gefühle.) gr. 8°. (44 S.) Bamberg, Handelsdruckerei. M. 1.—.

Lewy, Wald., Experimentelle Untersuchungen über das Gedächtniss. Diss. [Aus: „Zeitschr. f. Psychologie u. Physiologie der Sinnesorgane".] gr. 8°. (62 S.) Hamburg, L. Voss. M. 1.50.

Lindenberg, Dr. **Otto**, **Die Zweckmässigkeit der psychischen Vorgänge als Wirkung der Vorstellungshemmung.** gr. 8°. (III, 64, S.) Berlin, C. Duncker. M. 1.50.

Lothar, Rud., Kritische Studien zur Psychologie der Litteratur. 8°. (VII, 348 S.) Breslau, Schles. Buchdruckerei etc. M. 5.—; geb. M. 6.—.

Marino Martinez, L., Dalla schiavitù alla libertà. Saggio di morale pratica. Roma. 8.° p. 240. L. 3.—.

Matscheg, A., Il razionalismo ed il positivismo: dissertazione. Belluno. 8°. p. 50. L. 1.—.

Mechanismus, der, des Bewusstseins. Grundzüge der mechan. Erklärung der Thatsachen des Bewusstseins gr. 8°. (III, 48 S.) Leipzig, G. Fock. M. —.80.

Meschede, Prof. Dir. Dr. **Frz.**, **Ueber den Entwickelungsgang der Psychiatrie und über die Bedeutung des psychiatrischen Unterrichts für die wissenschaftliche und praktische Ausbildung der Aerzte.** Antrittsvorlesung. [Aus: „Deutsche med. Wochenschr".] gr. 8°. (21 S.) Leipzig, G. Thieme. M. 1.—.

Mittheilungen der ethischen Gesellschaft in Wien. Nr. 1. gr. 8°. Wien, F. Deuticke.

1. Ueber das Wesen und die Aufgabe der ethischen Gesellschaft. Rede v. Prof. Dr. Frdr. Jodl. (24 S.) M. —.40.

Mucke, Prof. Dr. **Joh. Rich.**, **Horde und Familie in ihrer urgeschichtlichen Entwickelung.** Eine neue Theorie auf statist. Grundlage. gr. 8°. (XIX, 308 S.) Stuttgart, F. Enke. M. 8.—.

Natur und Wesen der Ursubstanz in ihrer Bedeutung als einzige Ausgangsquelle alles Seins und Lebens im Weltall. Freie Betrachtgn. v. Antimolek. 2. (Titel-)Ausgabe. gr. 8°. (VI, 125 S.) Regensburg (1892), W. Wunderling. M. 3.—.

Nowack, Professor Dr. **W.**, **Die Entstehung der israelitischen Religion.** gr. 8°. (31 S.) Strassburg, J. H. E. Heitz. M. —.80.

Persico, G., **Il diritto di morire.** Studio etico-giuridico con prefazione die Raffaele Garofalo. Roma. L. 2.—.

Ploss, Dr. H., **Das Weib in der Natur- und Völkerkunde.** Anthropologische Studien. 4. Aufl. v. Dr. Max Bartels. Mit 11 lith. Taf. u. ca. 260 Abbildgn. im Text. (In 16—17 Lfgn.) 1. Lfg. gr. 8°. (1. Bd. S. 1—80.) Leipzig, Th. Grieben. M. 1.50.

Preyer, W., **Zur Psychologie des Schreibens.** Mit besonderer Rücksicht auf individuelle Verschiedenheiten der Handschriften. Mit mehr als 200 Schriftproben im Text, nebst 8 Diagrammen und 9 Taf. gr. 8°. (VII, 230 S.) Hamburg, L. Voss. M. 8.—.

Rabus, Prof. Dr. **L.**, **Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie.** 2. Bd. gr. 8°. Leipzig, A. Deichert Nachf.

2. Logik und System der Wissenschaften. (XII, 360 S.) M. 6.—.

Reich, Dr. **Ed.**, **Philosophische Betrachtungen und socialhygienische Studien.** II. 12°. Amsterdam, A. Dieckmann. M. 1.50.

II. Philosophie, Seele, Dasein und Elend. (232 S.)

Reicke, Rud., **Lose Blätter aus Kants Nachlass.** Mitgetheilt v. R. 2. Hft. [Aus: „Altpreuss. Monatsschr."] gr. 8°. (375 S.) Königsberg, F. Beyer. M. 8.—.

Rülf, Dr. **J.**, **Metaphysik.** (Titel-Ausg. der Wissenschaft des Weltgedankens und der Gedankenwelt und der Wissenschaft des Einheits-Gedankens.) 3 Bände. gr. 8°. Leipzig, W. Friedrich. M. 18.—.

1. Wissenschaft des Weltgedankens. (XV, 461 S.) 1888.) — 2. Wissenschaft der Gedankenwelt. (XII, 500 S. m. 1 Taf.) (1888.) — 3. Wissenschaft der Krafteinheit. (XVI, 530 S.) (1893).

Sammlung gemeinverst. wissenschaftl. Vorträge, hrsg. v. Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach. Neue Folge. 217. Heft. gr. 8°. Hamburg, Verlagsanstalt.

217. Friedrich Nietzsche. Von Dr. Th. Achelis. (39 S.) M. —.80.

Sammlung Göschen. 42. Bd. 12.° Stuttgart, G. J. Göschen. Geb. in Leinw. à M. —.80.

42. Urgeschichte der Menschheit von Privatdocent Dr. Mor. Hoernes. (156 S. m. 48 Abbildgn.)

Schaffer, Doc. Dr. **Karl**, **Suggestion und Reflex.** Eine kritisch-experimentelle Studie über die Reflexphaenomene des Hypnotismus. gr. 8°. (VII, 113 S. m. 11 Abbildgn., 6 Lichtdr.-Taf. und 6 Bl. Erklärgn.) Jena, G. Fischer. M. 6.50.

Schellwien, Rob., **Der Geist der neueren Philosophie.** 1. Thl. gr. 8°. (VII, 163 S.) Leipzig, A. Janssen. M. 2.40.

Schmitt, Dr. **Eug. Heinr.**, **Katechismus der Religion des Geistes.** gr. 8°. (14 S.) Leipzig, A. Janssen. M. —.20.

Schrenck-Notzing, Dr. Freiherr **v.**, **Ein Beitrag zur Aetiologie**

der conträren Sexualempfindung. [Aus: „Klin. Zeit- u. Streitfragen".] gr. 8°. (36 S.) Wien, A. Hölder. M. 1.—.

Séché, Léon, La Morale janséniste. Educateurs et moralistes. Mme de Rémusat, Lanjuinais, M. et Mme Claude Brugière de Barante, etc. 2e édition. In-12. Fr. 3.50.

Seydel, Dr. Mart., Arthur Schopenhauers Metaphysik der Musik. Ein krit. Versuch. gr. 8°. (VII, 123 S.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 2.50.

Sighele, S., La folla delinquente. Studio di psicologia collettiva. 2.a edizione completamente rifatta. Torino. 8.° p. 256. L. 5.—.

Socoliu, Ilariu, Die Grundprobleme der Philosophie, kritisch dargestellt und zu lösen versucht. gr. 8°. (XVI, II, 261 S.) Bern, J. Beck-Keller. M. 2.40.

Spiegler, Dr. Jul. S., Die Unsterblichkeit der Seele nach den neuesten naturhistorischen und filosofischen Forschungen. gr. 8°. (VIII, 127 S.) Leipzig, W. Friedrich. M. 2.40.

Steinthal, Prof. Dr. H., Zu Bibel und Religionsphilosophie. Vorträge u. Abhandlgn. Neue Folge. gr. 8°. (V, 258 S.) Berlin, G. Reimer. M. 5.—.

Strümpell, Prof. Ludw., Abhandlungen aus dem Gebiete der Ethik, der Staatswissenschaft, der Aesthetik und der Theologie. 6 Hfte. gr. 8°. Leipzig, A. Deichert Nachf. M. 4.—; Einzelpr. M. 4.95.

1. H. Heine's Bericht „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" an die Franzosen i. J. 1835. Die sittliche Weltansicht des Spinoza. Die Freiheit des logischen Denkens. (III, 33 S.) M. —.75. — 2. Uebersicht u. Beurtheilung der hauptsächlichsten Begründungsweisen der Ethik. De summi boni notione, qualem proposuit Schleiermacherus, dissertatio. (49 S.) M. —.80. — 3. Die sittlichen Ideen. (59 S.) M. 1.—. — 4. Das Ideal der Tugend u. die Pflichterfüllung. Selbsterkenntniss und Charakterbildung im Hinblick auf die sittlichen Ideen. (50 S.) M. —.80. — 5. Die revolutionären Ereignisse in Deutschland im J. 1848. Die moralischen Grundlagen des öffentl. Verkehres. (47 S.) M. —.80. — 6. Die Unterschiede zwischen dem sinnlichen, dem intellectuellen und dem ästhetischen Interesse und Wohlgefallen. Was hindert die Ausbildung der Aesthetik zu einer Wissenschaft? Die falsche Verbindung zwischen Philosophie, Theologie und Kirche. (39 S.) M. —.80.

Studien, philosoph., hrsg. v. W. Wundt. 11. Bd. 1. Hft. Leipzig, Engelmann. M. 4.—.

Thyrén, Prof. Dr. J. C. W., Abhandlungen aus dem Strafrechte und der Rechtsphilosophie. I. gr. 8°. Lund, Hjalm. Möller.

I. Bemerkungen zu den kriminalistischen Kausalitätstheorien. (IV, 158 S.) M. 4.—.

Tiktin, Salom., Die Lehre von den Tugenden und Pflichten bei Philo v. Alexandrien. Diss. gr. 8°. (59 S.) Breslau. (Bern, H. Koerber.) M. 1.—.

Traeger, Ger.-Assess. Dr. Ludw., Wille, Determinismus, Strafe. Eine rechtsphilosoph. Untersuchg. gr. 8°. (IV, 272 S.) Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 4.—.

Türck, Herm., Meine Erfahrungen mit Kuno Fischer. [Aus: „Bayer. Kurier".] gr. 8°. (16 S.) Jena, O. Rassmann. M. —.30.

Vogt, J. G., Weltanschauung. 2. Aufl. 2.—19. Lfg. Leipzig Wiest Nachf. à M. —.10.

Volksbibliothek, wissenschaftliche. Nr. 29 und 30. gr. 16°. Leipzig, S. Schnurpfeil. à M. —.20.

29. 30. Psychologie im Umriss. Eine Darstellung der Grundgesetze des Seelenlebens v. Dr. Rud. Eisler. (VII, 104 S.)

Vorbrodt, Gust., Psychologie des Glaubens. Zugleich ein Appell an die Verächter des Christentums unter den wissenschaftlich interessirten Gebildeten. gr. 8°. (XXX, 257 S.) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. M. 7.—.

Werbatus, Schulinsp. Past. **M., Eine kurz gefasste und populär gehaltene psychologische Anthropologie als Unterlage der Pädagogik.** Programmschrift zur Feier des 90jährigen Bestandes der Stadt-Töchterschule zu Riga. Lex.-8°. (VIII, 55 S.) Riga, A. Stieda. M. 1.40.

Wolze, Wilh., Ueber einige Fälle von Hysterie im Kindesalter. Diss. gr. 8°. (31 S.) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. M. —.80.

Zahn, Prof. D. **Thdr., Der Stoiker Epiktet und sein Verhältnis zum Christentum.** Prorektoratsrede. 2. Aufl. 8°. (47 S.) Leipzig, A. Deichert Nachf. M. —.75.

Académie Royale des Sciences et des Lettres de Danemark.

Question de Philosophie mise au concours pour l'année 1895.

(Prix: médaille d'or de l'Académie.)

Durant ces vingt dernières années, on a discuté largement les principes générales de la morale, ainsi que les problèmes de la morale sociale. Ces points ont été traités par différents esprits, soit dans le cadre de la philosophie, soit dans ceux de l'économie politique et de la sociologie. Mais, d'autre part, on n'a pas poussé aussi loin les recherches sur l'importance avec laquelle les différences d'individualité doivent modifier la formulation et l'application des principes de la morale, ni sur le mode d'action et la portée qu'on peut en général attribuer aux règles qui servent à guider dans la vie chaque individu, indépendamment des règles qui découlent des relations de l'individu aux autres membres de la société. Comme il serait important de répondre à ces questions, tant en égard au développement scientifique de la morale, que pour les conséquences pratiques, l'Académie pose la question suivante:

Est-il possible d'établir pour l'individu isolé dans la société une ligne de conduite tirée de sa nature spécialement personnelle et, si ces règles sont possibles, quelles sont leurs relations avec les règles auxquelles on arrive en partant de l'ensemble de la société?

Les réponses peuvent être en langues danoise, suédoise, anglaise, allemande, française ou latine. Les mémoires doivent être écrits lisiblement et marqués, non point du nom de l'auteur, mais d'une épigraphe, et accompagnés d'un billet cacheté, contenant les nom, profession et adresse de l'auteur avec la reproduction de l'épigraphe à l'extérieur. Aucun membre danois de l'Académie ne peut concourir pour un des prix proposés. A défaut d'autre prix désigné, c'est la médaille d'or de l'Académie (valeur: 320 couronnes) qui sert de récompense pour la solution satisfaisante des questions posées.

Les concurrents doivent faire parvenir leurs réponses avant la fin d'octobre 1896 au secrétaire de l'Académie, M. G.-H. Zeuthen, professeur à l'Université de Copenhague. Le jugement est porté durant le mois de février suivant, après quoi les auteurs peuvent retirer leurs réponses.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Die Anwendung des Functionsbegriffes auf die Beschreibung der Erfahrung.

Die consequente Festhaltung des Principes der Abhängigkeit sog. „Psychischer Werthe" von den physiologischen Zuständen des Organismus stösst von Anfang an auf grosse Schwierigkeiten in Folge mangels eines adäquaten Ausdruckes, welcher diese Abhängigkeit zu fixiren und doch nichts Weiteres über Art und Wesen derselben auszusprechen vermöchte, — da doch beim jetzigen Stand des Wissens und im Beginne der Untersuchung eine Behauptung über die Natur der Beziehung des „Psychischen" und „Physischen" mit einem gewissen Anspruch auf Genauigkeit nicht wohl sofort wird gegeben werden können. Die bisher angewandten Ausdrücke hatten den Fehler, zu viel über die noch unerforschte Beziehung auszusagen. Und doch ist die Annahme, zu welcher wir bis jetzt ebenso durch die Wissenschaft als durch die eigene alltägliche Erfahrung berechtigt sind, nur diese: Dort, wo die „psychischen Werthe" anzunehmen sind, sind auch bestimmte physiologische Zustände vorhanden und die Unterschiede in den physiologischen Functionen der Organismen sind begleitet von den Unterschieden in den „psychischen Werthen", die in Bezug auf dieselben Individuen anzunehmen sind. Der Begriff, dessen wir hier bedürfen, muss also nur diese Abhängigkeit als solche fixiren, wie wir sie haben, d. h. das „Psychische" mit dem „Physischen" als nebeneinander bestehend bezeichnen, sie so zu sagen nur logisch verbinden.

Der Ausdruck für derartige Beziehungen braucht aber nicht erst geschaffen zu werden, da er im mathematischen Functionsbegriffe bereits vorhanden ist. Es handelt sich nur um seine Uebertragung in die Psychologie und seine richtige Anwendung auf diesem Gebiete. Die Entlehnung eines mathematischen Hülfsmittels für die psychologischen Zwecke ist auch keineswegs im Streite mit den Traditionen dieser Wissenschaft; nur handelte es sich bis jetzt meistens um Berechnungen und die dazu nothwendigen Methoden, während es hier nur auf einen Begriff ankommt, welcher bei einer streng bestimmten Bedeutung und nur logischer Abhängigkeitsbestimmung eine analytische Behandlung der untersuchten Erscheinungen erleichtert.

Die mathematische Definition des Functionsbegriffes wird wohl am besten die Berechtigung für dessen Uebertragung in die Psychologie rechtfertigen. Ihre Hauptmomente bestehen im Folgenden:

1. Man unterscheidet in der Analysis constante und variable Grössen. Constante Grössen behalten einen bestimmten Werth während der ganzen Dauer der Rechnung; variable Grössen können dagegen eine Reihe von verschiedenen Werthen erhalten.

2. Wenn die Werthe einer variablen Grösse von den Werthen einer anderen variablen Grösse gewissen Gesetzen gemäss abhängig sind, so nennt man die letztere die unabhängige Variable, die erste eine Function der unabhängigen Variablen. Die Beziehungen zwischen den beiden Variablen normiren die Art der Function.

3. Man kann von zwei Grössen, die zusammen variiren, behaupten, dass die eine von ihnen eine Function der anderen ist, wenn man nur weiss, dass jedem Werthe der einen ein bestimmter Werth der anderen entspricht, auch wenn die Relationen, die zwischen den beiden bestehen, unbekannt und selbst analytisch unausdrückbar wären.

4. Wenn man nicht nur mit zwei, sondern mit mehreren untereinander durch gewisse Gesetze, Beziehungen oder Be-

dingungen verbundenen Variablen zu operiren hat, so sind diejenigen Variablen, denen man beliebige Werthe zutheilen kann, die unabhängigen, und diejenigen, deren Werthe sich durch die den unabhängigen Variablen ertheilte Werthe aus den gegebenen Beziehungen bestimmen, Functionen der unabhängigen Variablen.

Das Verdienst, die Fruchtbarkeit der Anwendung des Functionsbegriffes auf die Bezeichnung des Verhältnisses „psychischer Werthe“ zu den physiologischen Zuständen der Organismen erkannt zu haben, gebührt Richard Avenarius, dem Verfasser der „Kritik der reinen Erfahrung“, deren Kenntniss ich hier für das Verständniss meines kleinen Aufsatzes voraussetzen muss. Meine Aufgabe wird nur in dem Nachweis bestehen, dass durch die weitere Anwendung des Functionsbegriffes auf dem psychologischen Gebiete (und zwar in dem Sinne der Feststellung der functionellen Abhängigkeit „psychischer Werthe“ von dem functionell gefassten centralen System des menschlichen Individuums) eine derartige Beschreibung ermöglicht wird, dass die geheimnissvollen „psychischen Werthe“ durch die bekannteren, strenger bestimmbaren und in Folge dessen einer exacten Forschung zugänglichen physiologischen Werthe bestimmt werden können.

Als Ausgangspunkt werde ich bei dieser Untersuchung die von Avenarius für die Bestimmung des functionell gefassten centralen Systems dienende Formel $f(R) + f(S) = \delta$ benutzen[1]). Diese Formel soll mir nun als Basis dienen für einige andere, welche die Möglichkeit der Durchführung meines Hauptgedankens beweisen sollen.

Wir wissen aus der Definition des Functionsbegriffes, dass, um von einer Function sprechen zu können, wir wenigstens zwei variable Grössen haben müssen, von denen die Veränderungen der einen den Veränderungen der anderen entsprechen. Nun sind die „psychischen Werthe“ oder wie wir sie nach Avenarius als Aussage-Inhalte bezeichnen wollen, in

[1]) Siehe „Krit. d. r. Erf.“ I. Bd. p. 85 u. 191 ff.

erster Linie von den menschlichen Organismen abhängig. Da diese letzteren durch die Ernährung und Umgebungsreize in Schwankungen versetzt werden können, so müssen wir auch die Aussage-Inhalte als einen variablen Werth und das in Schwankungen versetzte centrale System als anderen variablen Werth in der Abhängigkeit ihrer Variationen untersuchen. Der zweite von diesen variablen Werthen hat vor dem ersteren den Vorzug, dass er mit den zu Gebote stehenden Methoden der Untersuchung entweder genau bestimmbar ist oder wenigstens Nichts enthält, was der exacten Untersuchung im Wege stünde. Dieser Werth ist es also, den wir als unabhängige Variable auffassen wollen [1]) — während der erste Werth oder eigentlich die Aussage-Inhalte, die wir nun als Function des zweiten auffassen, die abhängige Variable repräsentiren soll.

Um möglichen Missverständnissen aus dem Wege zu gehen, wählen wir als den „psychischen Werth", den wir hier beispielsweise functionell bestimmen wollen, die Erfahrung im weitesten Sinne des Wortes. Dabei nehmen wir besondere Rücksicht darauf, dass es wohl von jedem zugegeben wird, dass die Erfahrung abhängig von der Umgebung der Individuen, die sie aussagen, anzunehmen sei.

Bezeichnen wir nun jedweden erfahrenen Werth durch y [2]), so wird sich zuerst unsere Formel auf Grund der von Avenarius für die unabhängigen Werthe angegebenen,

$$f(R) + f(S) = \delta,$$

folgendermassen darstellen:

$$y = F(f[R] + f[S]).$$

Würde sich die Sache so verhalten, wie sie unsere Formel darstellt, so müsste auch der bis jetzt beinahe keine andere als verbale Bedeutung besitzende Ausdruck der Abhängigkeit der Erfahrung vom Organismus des Individuums, in Bezug auf

[1]) Im Anschluss an die von Avenarius angenommene Bezeichnungsweise.

[2]) Avenarius benutzt y als Symbol für die Bezeichnung der unabhängigen Werthe, nämlich des Idiosyndems. Bd. I p. 191.

welchen sie angenommen werden darf, einen Inhalt gewinnen, dessen er früher entbehrte. Da der Zustand des Organismus hier der Zergliederung nnd Analyse unterworfen wird, bekommt auch der Werth y als Function derselben einen bestimmten Sinn und lässt sich sofort in die Gruppe der von der Ernährung oder von der Arbeit, oder aber von den Schwankungen in der absoluten Grösse der beiden Partialfactoren abhängigen Werthe einreihen. Wir gewinnen also durch diese Formel einen Leitfaden für die Untersuchung der biologischen Bedeutung eines jeden derartigen „psychischen Werthes".

Der Gewinn, der daraus folgt, geht aber tiefer, als es beim ersten Anblick scheinen könnte. Dass wir hier die y-Werthe als variable Grössen angenommen haben, wäre noch an sich keine Neuerung in der Philosophie. Wenn nicht die menschlichen Aussage-Inhalte im Allgemeinen, so sind wenigstens die „Begriffe" seither als veränderlich und umarbeitungsfähig betrachtet worden. Aber diese Veränderungen wurden immer von einem rationalistischen und speculativen Gesichtspunkte aus untersucht. Eine Art Naturgeschichte menschlicher Aussagen fehlte bis auf Avenarius vollständig. Dagegen zeigt uns die Formel $y = F(f[R] + f[S])$ die Richtung, in welcher die Veränderungen des y-Werthes vor sich gehen. In jedem speciellen Falle ist ein y-Werth nicht nur im Allgemeinen von der durch R oder S eingeleiteten Schwankung abhängig, sondern er wird noch je nach den verschiedenen Merkmalen der Schwankung sein Wesen verändern und wechseln müssen. Diese Veränderung wird aber nur eben so weit reichen, als die Schwankungsmerkmale der Veränderung unterliegen und der y-Werth wird soweit in seinem ursprünglichen Wesen beharren, als die Schwankungsmerkmale unverändert blieben. Allerlei Abstufungen und Modificationen der Charactere und Elemente einer jeden Erfahrung können also auf Grund der Veränderung der Schwankungsmerkmale untersucht werden.

Die von uns angegebene Formel drückt aber die Thatsache insoweit unvollkommen aus, als wir hier nur die Abhängigkeit der y-Werthe von den Erhaltungszuständen des

Organismus selbst sehen. In Folge dessen bleibt uns die Nothwendigkeit der Entstehung der Schwankungen in dem centralen System unersichtlich. Würden nun diesem letzteren derartige Bedingungen geschaffen, dass die Schwankungen in ihm nicht entständen oder sofort aufgehoben werden konnten, sodass $f(S)$ in Gleichheit mit $f(R)$ stände, so hätte ein y-Werth überhaupt nicht entstehen können, weil, wenn $f(R) + f(S) = 0$, dann auch $y = 0$ würde. In dieser Formel aber ist der Organismus isolirt von seiner Umgebung aufgefasst, da es uns zuerst auf die Bestimmung der unmittelbaren Abhängigkeit der y-Werthe von ihm ankam. Da aber der Organismus nicht als aus seinem Medium herausgerissen betrachtet werden darf, dieses Medium aber variirt, so müssen auch in ihm Veränderungen entstehen, soweit wir ihm die Erhaltungsfähigkeit zuschreiben wollen. Mit anderen Worten, wenn wir auf die Genesis der Variationen des y-Werthes zurückblicken, sehen wir, dass sie in ihrer mittelbaren Abhängigkeit zugleich von dem centralen System als einer gewissen biologischen Constitution und von dessen Umgebung zu suchen ist. Jede Aenderung eines Umgebungsbestandtheiles des centralen Systems, in Bezug auf welchen ein y-Werth gesetzt war, hat zur Folge die Aenderung dieses Werthes, wenn die Variation nur erheblich genug war, bezw. wenn bei genügender Erheblichkeit der letzteren die Aenderung des Organismus nicht sofort durch irgend welchen Zustand in ihm ausgeglichen wurde. So können wir denn jeden y-Werth zugleich als Function der beiden veränderlichen Grössen, des Systems C und dessen Umgebung betrachten:

$$y = F_1 (C, r),$$

r bezeichnet hier den variirenden Umgebungsbestandtheil und C das centrale System.

Wenn wir nun diese Formel ins Auge fassen, sehen wir, dass wir hier ebenso, wie bei der früheren, unabhängige variable Werthe besitzen, die den Gegenstand einer exacten Forschung bilden können, sodass wir uns hier wie dort immer auf streng wissenschaftlichem Boden befinden. Dabei ist in dieser Bestimmung des y-Werthes garnichts enthalten, was ihn

als eine Thatsache „innerer Erfahrung“ gegenüber der „äusseren Welt“ charakterisiren könnte. Im Gegentheil, der y-Werth ist darin einfach als eine Function der beiden in gleicher Weise erkennbaren Variablen: des centralen Systems und dessen Umgebung, beschrieben. Vorläufig haben wir hier also keinen Dualismus zwischen dem y-Werthe und dem System C und seiner Umgebung, der uns in einer weiteren Untersuchung sofort aufgehalten hätte. Wir würden uns also in einer besseren Lage, wie die gewöhnliche Erkenntnisstheorie, befinden, die im Punkte der Uebereinstimmung „äusserer“ und „innerer“ Erfahrung sofort stocken müsste.

Vergleichen wir nun weiter die Formeln:

$$y = F(f[R] + f[S]) = F_1(C, r).$$

Wir sehen aus dieser Gleichung, dass jede bestimmte Erfahrung die Function eines vitalen Zustandes des Organismus ist, bezw. eine Function des centralen Systems als einer Variablen und dessen Umgebung als anderer Variablen, wobei die beiden Variablen in ein Abhängigkeitsverhältniss zu einander treten. Dies nöthigt uns zu einer Classification der Erfahrungen nach den Verbindungsarten der beiden variablen Grössen des Systems C und der Umgebung[1]). Andrerseits aber zeigt sie uns zugleich die Bedeutung einer jeden y-Werth-Gruppe für die Entwicklung des menschlichen Individuums, je nach der Art der Verbindung zwischen C und r.

Untersuchen wir weiter irgend einen bestimmten y-Werth in allen seinen Variationen von der formalen Seite, so können wir ihn annehmen als zusammengesetzt aus einem constanten und einem variablen Theile, was natürlich auch als abhängig von den biologischen Zuständen eines Individuums oder einer Reihe von Individuen zu denken ist. Würden wir nun den physiologischen Werth als $f_1(a, \alpha)$ ausdrücken[2]), wobei a den constanten und α den variablen Theil bildete, so müsste der

---

1) Vgl. Avenarius, Krit. d. r. Erf., I. Bd., IV. Ab., 5. Cap.
2) Im Anschluss an Avenarius, Kr., I. Bd., S. 191.

entsprechende y-Werth durch folgende Formel dargestellt werden:

$$y = F_2 f_1 (a, \alpha) = \varphi (a, \alpha).$$

Würde nun durch Vermehrung der Uebung und durch Concurrenz mehrerer Central-Partialsysteme bei der Ausführung einer Schwankung der variable Theil des Ausdruckes einer allmählichen Ausschaltung unterliegen und am Ende ganz in Wegfall kommen[1]), so würde sich die betreffende Formel in

$$y = \varphi (a)$$

umwandeln, d. h. einen constanten Werth annehmen. Wenn wir weiter die Gleichung zusammenstellen:

$$F_1 (C, r) = \varphi (a),$$

so sehen wir, dass auch der Ausdruck $F_1 (C, r)$ einen constanten Werth bekommt. So treten denn auch C und r als abhängig von einander auf. Aus unserer principiellen Annahme folgt, dass keine von diesen beiden Variablen den Wert 0 annehmen kann. In dem Sinne dieser principiellen Annahme können wir auch den y-Werth mit Avenarius als eine Dependente bezeichnen. Da aber in dem Falle, den wir jetzt behandeln, der y-Werth eine Constante geworden ist, so muss auch das Abhängigkeitsverhältniss von C und r ein fest bestimmtes geworden sein. Somit leitet uns die zuletzt besprochene Formel aus dem Gebiete einer sich noch entwickelnden Erkenntniss in das Gebiet der fertigen Erkenntnisswerthe über, die als Ausdruck fest bestimmter organischer Zustände aufgefasst werden müssen. In der „Kritik der reinen Erfahrung“ von Richard Avenarius finden wir diesen Gedanken entwickelt in dem Begriffe der Multiponiblen und Subconstanten, die den biologischen Zustand der Erfahrung in einem Stadium darstellen, wo ihre Variationsfähigkeit sich immer mehr vermindert, bis sie zuletzt gleich 0 wird.

Man könnte die Formeln bis zur völligen Erschöpfung des Gegenstandes vermehren. Doch schon diese wenigen Beispiele genügen zum Beweise, dass es eine Möglichkeit gibt,

---

[1]) Avenarius, Kr., I. Bd., S. 198. Satz der Elimination.

mit Hülfe des Functionsbegriffes eine Beschreibung, wenn nicht unseres ganzen theoretischen Verhaltens, so wenigstens unserer „Erfahrung“ durchzuführen, wobei die „psychischen Werthe“ nach den biologischen Kategorien eingetheilt und bestimmt sein würden.

Chicago. J. Kodis.

Ableitung einer Rassenhygiene und ihrer Beziehungen zur Ethik.

Im vierten Abschnitt des ersten Theiles seiner „Kritik der reinen Erfahrung" entwickelt Richard Avenarius die Erhaltungs-Bedingungen eines Systems C höherer Ordnung, eines Congregalsystems, und kommt dabei zu folgendem Schluss (n. 351):

„Je mehr sich ein Teilsystem durch Verminderung des vitalen Erhaltungswertes anderer zum gleichen Gesamtsystem gehörender behauptet, desto ungünstiger sind die Bedingungen für die Erhaltung des Gesamtsystems; und dagegen: je mehr sich die Teilsysteme im Sinne gegenseitiger Vermehrung des vitalen Erhaltungswertes behaupten, desto günstiger sind die Bedingungen für die Erhaltung des Gesamtsystems.

Und die denkbar günstigste Bedingung für die Erhaltung des Gesamtsystems würde sein, wenn kein Teilsystem sich durch Verminderung, sondern jedes durch Vermehrung des vitalen Erhaltungswertes anderer behauptet; so dass als das vollkommene Verhältnis der Fall zu bezeichnen wäre: wenn jedes einzelne Teilsystem sich unter der denkbar grössten Vermehrung des vitalen Erhaltungswertes der denkbar grössten Anzahl anderer Teilsysteme, und somit auch das Gesamtsystem selbst sich unter denkbar grösster Vermehrung des vitalen

Erhaltungswertes jedes einzelnen Teilsystems vollständig behauptete."

Diese Bedingungen werden in einem Congregalsystem um so mehr erfüllt sein, je günstiger für die Aufhebung der Vitaldifferenzen bei den Systemen C das Verhältniss ihrer systematischen Vorbedingungen zu der Umgebung ist. Ist nämlich bei einem System C_M eine Vitaldifferenz gesetzt, wird dadurch zugleich bei dem System C_T eine Vitaldifferenz bedingt, und geschieht die Ausgleichung dieser letzteren dadurch, dass die erstere ausgeglichen wird, wird also die Ausgleichung der ersteren ein nothwendiges Glied in dem Ablauf der Vitalreihe beim System C_T, so wird die Vitaldifferenz dieses Systems C_T um so eher aufgehoben werden, je günstiger bei ihm die systematischen Vorbedingungen sind, d. h. je günstiger bei ihm die systematischen Vorbedingungen für die Aufhebung der Vitaldifferenz des anderen Systems, C_M, sind. Und ferner wird die Vitaldifferenz des Systems C_T um so mehr aufgehoben werden, je günstiger bei dem System C_M die systematischen Vorbedingungen zur Aufhebung seiner Vitaldifferenz sind; denn mit der Aufhebung der Vitaldifferenz von C_M würde ja auch die Vitaldifferenz für C_T aufhören.

Ein Congregalsystem wird sich also um so mehr dem maximalen Erhaltungswerth nähern, bei je mehr Systemen C die systematischen Vorbedingungen möglichst günstig beschaffen sind.

Etwas concreter: Wird ein Mensch M durch eine Schädlichkeit in Leid versetzt und wird dadurch bei einem Mitmenschen T das mitleidige Bestreben hervorgerufen, M von dem Leid zu befreien, so wird T's Mitleid um so eher ausgeglichen werden, erstens, je mehr Macht er hat, das für M schädliche Moment zu beseitigen, und zweitens, je mehr Macht M selbst entfaltet, um sein Leid zu heben, d. h. je kräftiger im weitesten Sinne des Wortes Beide sind.

Unter Kräftigen, Starken, Tüchtigen, Besitzern hoher Constitutionskraft möchte ich also hier solche Individiuen verstanden wissen, deren System C günstige systematische Vorbedingungen

zur Aufhebung der durch die Umgebung hervorgerufenen Vitaldifferenzen seiner selbst und der Systeme C anderer Individuen besitzt.

Eine Gesellschaft wird sich also um so besser erhalten, je mehr kräftige Individuen sie zählt.

Die schwachen Individuen einer Gesellschaft bestehen aus temporär schwachen und aus dauernd schwachen. Zu den temporär Schwachen gehören die Unerwachsenen, die in der Fortpflanzungsthätigkeit begriffenen Frauen, die Schlafenden, die heilbaren Kranken etc., zu den dauernd Schwachen die Greise, die unheilbar Kranken und die sonstigen mit dauernden Fehlern und Schwächen Behafteten.

Eine Gesellschaft wird sich um so sicherer erhalten, je mehr die temporär Schwachen durch gute Erziehung, durch Individual-Hygiene, durch die Heilkunst und andere Arten des Schutzes in ihrer Zahl und in der Dauer ihrer Schwächen beschränkt sind. Jedoch dürfen diese Schwachen selbst nicht beseitigt werden; denn sie sind nach Vermehrung ihres Erhaltungswerthes wieder die Starken, und jeder Starke ist temporär ein Schwacher.

Dagegen wird sich in Bezug auf die dauernd Schwachen, d. h. die Greise, die Unheilbaren und sonst Defecten, eine Gesellschaft um so sicherer erhalten, je mehr dieselben beseitigt werden. Denn ihre Erhaltung erfordert Opfer von Seiten der Starken und vermindert dadurch den vitalen Erhaltungswerth der Gesammtheit.

Da keine Möglichkeit abzusehen ist, den Altersprocess von Individuen aufzuheben, so wird eine Beseitigung von Greisen nur darin bestehen können, die Individuen zu vernichten, sobald sie auf einen bestimmten Grad seniler Schwäche gesunken sind, oder sie aus der Gesellschaft auszustossen.

Die Beseitigung von unheilbaren Krankheiten wird um so sicherer vor sich gehen, je mehr einerseits die Wirksamkeit der Individual-Hygiene zunimmt, und je mehr sich andrerseits die Neuerzeugung von Dispositionen zu solchen Krankheiten vermindert. Die Eliminirung der schon unheilbar Erkrankten

selbst kann nur durch Vernichtung oder Ausstossung geschehen.

Die Beseitigung von sonstigen Defecten wird um so eher erfolgen, je mehr die im Lauf des Individuallebens erworbenen (durch Kriege, Unfälle etc.) durch die Günstigergestaltung unserer Umgebung, einschliesslich des mütterlichen Uterus, vermindert werden, und je weniger die durch Vererbung oder Variation anerzeugten bei der Fortpflanzung neu entstehen. Die doch noch entstandenen fehlerhaften und defecten Individuen könnten nur durch Vernichtung oder Ausstossung beseitigt werden.

Der Fortschritt der Individual-Hygiene und der Heilkunst, überhaupt die Günstigergestaltung der äusseren Umgebung der Individuen, dient jedoch nur in so weit der maximalen Erhaltung einer Gesellschaft, als damit eine dauernde Errungenschaft gesetzt ist. Denn diese höhere Gunst der Umgebung würde Schwache schützen und der Vererbung ihrer Schwächen Vorschub leisten, ihre erneute Ungunst dagegen bei den schwachen Nachkommen auch eine neue Verminderung ihres vitalen Erhaltungswerthes hervorrufen.

Was die Verminderung der Neuentstehung von Schwächen, seien es Dispositionen zu Krankheiten oder sonstige Defecte, bei der Fortpflanzung anlangt, so würde sie in um so grösserem Umfange eintreten, je weniger diejenigen Schwachen zur Zeugung kämen, deren Schwächen sich vererben, und je weniger Schwache von den Starken neu erzeugt werden.

Die Untüchtigen werden um so weniger zur Fortpflanzung gelangen, in um so grösserer Zahl sie vor Beendigung ihrer Zeugungs-Fähigkeit vernichtet werden, und um so häufiger sie im anderen Falle von der Zeugung abgehalten werden. Die Tüchtigen werden um so weniger Schwache neu erzeugen, je mehr sie bei der Zeugung die Factoren meiden, welche die Nachkommen schädigen, und die Factoren schaffen, die die höchstmögliche Kraft der Nachkommen bedingen.

Alle die obigen, für die Erhaltung einer Gesellschaft günstigen Bedingungen bestehen also in Folgendem:

1. Möglichst günstige Gestaltung der Umgebung der Individuen, und zwar:
   a) der extralen (der Umgebung ohne die anderen Individuen),
   b) der socialen (der durch die anderen Individuen gebildeten Umgebung)
      α) durch Vernichtung der dauernd Schwachen,
      β) durch möglichste Ausbreitung aller socialen Tugenden, die die Individuen gegenseitig fördern.
2. Möglichste Erhöhung der Constitutionskraft der Individuen:
   a) durch Uebung,
   b) durch Ausjätung der dauernd Schwachen,
   c) durch Erzeugung möglichst tüchtiger Nachkommen.

Diese Bedingungen enthalten zwei entgegengesetzte: die möglichste Ausbreitung der socialen Tugenden und die Ausjätung der dauernd Schwachen. Selbst wenn die Schwachen, die noch zur Zeugung kommen können, nicht vernichtet, sondern nur von der Zeugung abgehalten werden (sexuelle Ausjäte), so liegt hierin doch noch eine Unterdrückung und Schädigung von Individuen. Ueberdies bleibt noch die Bedingung, die dauernd Schwachen zu vernichten, auch wenn sie nicht zur Fortpflanzung kommen können, bloss deshalb, weil sie eine Last für die starken Individuen und für die Erhaltung der Gesammtheit sind.

Die Congregalität in einem positiven Congregalsystem wird um so grösser sein, je mehr die gegenseitige Aufhebung von Vitaldifferenzen an die Function phylogenetisch entstandener und befestigter Partialsysteme oder Systeme C der Individuen gebunden ist. Es frägt sich nun, ob diese der Congregalität dienenden Partialsysteme, für die ganz im allgemeinen die erhöhungsfähigen Erhaltungswerthe anderer Systeme C den functionellen Reiz abgeben, so beschaffen sein oder werden können, dass sie stetig vergrössert werden, was ja im Interesse

des Gesammtsystems liegt, und doch zu Zeiten stark geschädigt werden dadurch, dass die dazu gehörigen Systeme C andere Systeme C (die der dauernd Schwachen) vernichten. Es fragt sich mit anderen Worten, ob ein Mensch, der im Stande ist, Greise und Kranke zu vernichten oder auszustossen, dasjenige Maass von socialen Tugenden und von Altruismus besitzen kann, das zur Erhaltung und höchsten Blüthe der Gesellschaft nothwendig ist.

Nach der Erfahrung zu urtheilen, ist das unmöglich. Je höher phylogenetisch und ontogenetisch die Ausbildung der socialen Organe der Individuen steigt, desto mehr wird die Fähigkeit der Individuen herabgesetzt, Acte zu begehen, die andere Individuen schädigen.

Der Gegensatz zwischen den gesellschaftlichen Erhaltungsbedingungen: sociale Tugenden einerseits und Ausjätung von Schwachen andererseits wird also in der für die maximale Erhaltung der Gesellschaft günstigsten Weise dadurch allmählich ausgeglichen werden können, dass zwar den dauernd Schwachen derselbe Schutz gewährt wird wie den temporär Schwachen, dass sich jedoch zu gleicher Zeit die Neuentstehung von dauernd Schwachen in um so umfangreicherer Weise vermindert, je ausgedehnter der Schutz ist, den sie geniessen.

Die Verhinderung der Neuentstehung von dauernd Schwachen ist somit eine der Hauptbedingungen der wachsenden positiven Congregalität einer Gesellschaft; speciell ist die Verhinderung der Neuerzeugung von Schwachen bei der Fortpflanzung das charakteristische Problem der Hygiene einer organischen Gesammtheit von Menschen oder der gesammten menschlichen Rasse[1]).

Die Neuentstehung von Schwächen findet statt:

---

[1]) Vgl. A. Ploetz, Grundlinien einer Rassenhygiene. I. Theil: Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. Berlin, S. Fischer. 1895. In dieser Arbeit versuchte ich eine ausführlichere Darlegung und Ausgleichung des oben erwähnten Gegensatzes.

1. durch das Zusammentreten geschädigter oder ungeeigneter Keimzellen,
2. durch Schädigung erzeugter Individuen vom Stadium der befruchteten Eizelle an bis zum Alter.

Eine Schädigung erzeugter Individuen wird um so weniger häufig und intensiv stattfinden, je günstiger im Sinne der Erhaltung sich für die Individuen ihr Verhältniss zur Umgebung gestaltet, d. h. hauptsächlich je besser die Intelligenz der Individuen herangebildet wird und mit je besseren Gehirnen sie erzeugt werden.

Bereits hier kommen wir auf den Kernpunkt der Frage nach der maximalen Erhaltung einer Gesellschaft, auf die Verhütung der Erzeugung von Schwachen und auf die Begünstigung der Erzeugung von Starken, oder wie ich es in der angeführten Arbeit genannt habe, auf die Verbesserung der Devarianten (Devarianten = Nachkommen, verglichen in ihren Eigenschaften mit den Ascendenten). Noch directer kommen wir darauf, wenn es sich um die Neuentstehung von Schwachen aus geschädigten oder ungeeigneten Keimzellen handelt.

Die im Interesse der maximalen Erhaltung einer Gesellschaft liegende stetige Zunahme der Konstitutionskraft ihrer Individuen ist auf die Dauer ein Problem der menschlichen Variabilität.

Die günstigsten Bedingungen für die Verbesserung der Devarianten sind folgende:

1. Sexuelle Ausjätung derjenigen dauernd Schwachen, welche die Tendenz haben, ihre Devarianten entweder durch Vererbung gleich schwach oder durch Variation ad malam partem noch schwächer zu machen.
2. Unterlassung der Zeugung seitens derjenigen temporär Schwachen, welche die Tendenz haben, ihre temporären Schwächen auf ihre Devarianten zu vererben oder andere Schwächen bei ihnen hervorzurufen.
3. Beobachtung aller der Bedingungen seitens der Starken, die erfahrungsgemäss das auch bei tüchtigen Eltern zu Zeiten und unter Umständen mögliche Erzeugen

von schwächeren Devarianten verhindern und das Erzeugen von gleich starken oder stärkeren Devarianten begünstigen.

Alle drei Bedingungen haben das Gemeinsame, dass sie unter den in einer Gesellschaft vorhandenen Keimzellen eine Anzahl auswählen, die zu den fruchtbaren Begattungen Verwendung finden. Die ausgelesenen Keimzellen sind entweder solche, deren Güte wir durch Beobachtungsschlüsse vermuthen, oder solche, deren Güte wir durch künstliche Einflüsse bewirkt haben.

Je mehr eine Auslese der Keimzellen und eine günstige Beeinflussung ihrer Variation möglich ist, desto mehr kann davon abgesehen werden, die dauernd Schwachen durch natürliche und künstliche Ausjäte einerseits und durch sexuelle Ausjäte andererseits zu beseitigen oder sonst von der Fortpflanzung abzuhalten.

Da auch eine blosse sexuelle Ausjäte, soweit nicht freiwillige Enthaltung von Zeugung im Spiele ist, eine Schädigung der betroffenen Individuen bedeutet, so wäre das Ideal, dass ausser den anderen Arten von Ausjäte auch die sexuelle dadurch völlig überflüssig würde, dass die ganze nothwendige Ausjäte von der Organisationsstufe der Individuen in die nächst niedrige Organisationsstufe der Zellen, hier der Keimzellen, verlegt würde. Erst dann wäre der Conflict zwischen den beiden Bedingungen der maximalen Erhaltung einer Gesellschaft, nämlich die socialen Tugenden zu steigern und die dauernd Schwachen zu beseitigen, vollkommen gelöst.

Es wird nöthig sein, noch kurz eine Beziehung zwischen der Erhaltung und dem Wachsthum der Individuenzahl einer Gesellschaft und der Erzeugung von Schwachen zu streifen. Eine Gesellschaft wird um so stärker sein, nicht nur je mehr tüchtige Individuen sie relativ, sondern auch je mehr sie absolut enthält. Die günstigste Bedingung dafür wäre eine möglichst hohe Geburten- und möglichst niedere Sterbeziffer. Hierbei ist jedoch zu beachten, dass zwischen diesen beiden

Ziffern eine Beziehung in so fern besteht, als eine hohe Geburtenziffer mit einer hohen Sterbeziffer Hand in Hand geht. Eine der Ursachen hiervon, die auch bei günstigen ökonomischen Verhältnissen ihre Geltung behält, ist die Abnahme der angeborenen Constitutionskraft der Kinder, sobald sie durch eine spätere als die fünfte Geburt erzeugt wurden. An einem grossen Material haben dies Ansell für die Wohlhabenden, Geissler für die Aermeren gezeigt. Eine sehr hohe Geburtenziffer ist also nur ein Schaden für die betreffende Gesellschaft, wenn auch in keinem Fall ein so grosser, wie das Herabgehen der Geburtenziffer unter die Sterbeziffer (wie bei den kinderscheuen Franzosen und Neuengländern).

Es erübrigt noch, eine Bemerkung über die allgemeinste Beziehung der Ethik zu den bisher dargelegten Principien einer Rassenhygiene zu machen.

Wenn die Ethik dasjenige typische Verhalten eines Individuums zu den anderen Individuen der Gesellschaft umfasst, das der Erhaltung möglichst vieler anderer Individuen und dadurch der Gesellschaft am günstigsten ist, was zugleich in einer Gesellschaft von höchster Congregalität auch die günstigste Erhaltung für das betreffende Individuum selbst bedingt, so wird sie folgende Forderungen enthalten müssen:

1. Mache deine Mitmenschen möglichst stark.
2. Erzeuge keine schwachen, sondern möglichst tüchtige Nachkommen.

Die erste Forderung bezieht sich hauptsächlich auf Kindererziehung, Bewahrung vor Krankkeiten und sonstigen Schädlichkeiten, Krankenpflege, Pflege der Alten, überhaupt jede wirkliche Hilfe für die Mitmenschen bis hinunter zu kleinen Gefälligkeiten. Aber sie bezieht sich auch auf die Bewahrung der eigenen Tüchtigkeit; denn ein Tüchtiger hilft mehr als ein Schwacher.

Die zweite Forderung begreift in sich erstens die Enthaltung von der Zeugung bei Besitz von vererbbaren Schwächen, vor der Vollreife, in zu fortgeschrittenem Alter, bei akuten

und chronischen Vergiftungen (Alkohol), bei akuten und chronischen Erschöpfungen, in zu kurzem Zwischenraum nach der letzten Geburt etc., und zweitens begreift sie in sich — auch bei Abwesenheit aller eben aufgezählten Factoren — eine systematische Vorbereitung zu dem Zeugungsakt, das Beobachten und Schaffen aller der Bedingungen, die einen möglichst günstigen Einfluss auf die Beschaffenheit der Nachkommen haben [1]).

Sollte es gelingen, eine bestimmte Diät vor der Zeugung ausfindig zu machen, die eine höhere Gehirnanlage bei den Nachkommen bedingt (ähnlich wie wir bei Thieren durch eine bestimmte Diät die Anlage des Knochensystems der Nachkommen verstärken können), so würden diese diätetischen Bedingungen eine besondere Beachtung erheischen. Denn das Organ, durch welches hauptsächlich die Tüchtigkeit eines Menschen bestimmt wird, ist sein Gehirn.

Die Ethiker des Altruismus (Humanitäre, Christen, Socialisten etc.) wurden in letzter Zeit durch einen Theil der Darwinianer stark angegriffen. Es wurde sogar eine darwinistische Ethik aufgestellt, die auf der Nothwendigkeit fusste, die Schwachen auszujäten. So wenig es abzuleugnen ist, dass bei der heutigen geringen Entwickelung der Lehre von der Vererbung und Variation eine Ausjäte von Schwachen stattfinden muss, wenn sie auch möglichst in eine sexuelle verwandelt werden sollte, so ist doch eine weitere Consolidirung der Ethik davon zu erhoffen, dass der reichere Ausbau der Fortpflanzungshygiene mehr und mehr die Neuerzeugung von Schwachen verhüten lehrt.

Berlin. A. Ploetz.

---

[1]) Die hierher gehörenden Hauptdaten werde ich versuchen in einem zweiten Theile meiner Grundlinien einer Rassenhygiene „Die Erzeugung tüchtiger Nachkommen" darzulegen. Dieser zweite Theil soll Anfang nächsten Jahres erscheinen.

Die Metaphysik in der Nationalökonomie.

I.

Der Zweck der folgenden Untersuchung ist, zu zeigen, dass alle bisherige Nationalökonomie in ihren Versuchen, die Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens zu erklären, mit metaphysischen Voraussetzungen operirt; dass sie entweder die 'Gesetze' der Wirthschaft aus der 'Natur' derselben 'ableitet', zu welchen 'Gesetzen' der Mensch nur als ein Zufälliges tritt — oder dass sie von „psychischen" Eigenthümlichkeiten und Fähigkeiten des Menschen spricht, welche die 'Gesetze' der Wirthschaft *in* irgend einer Weise 'beeinflussen'. Mit allen ihren bisherigen Theorien steht die Nationalökonomie auf metaphysischem Boden, alle ihre Theorien sind unbiologisch und deshalb unwissenschaftlich und werthlos für die Erkenntniss. Bis in die neueste Zeit hinein wird in der nationalökonomischen Literatur noch die alte Streitfrage diskutirt, ob die Nationalökonomie eine „Kunst" oder eine „Wissenschaft" sei. Gleichgiltig wie die Entscheidung ausfällt, ist dieser Streit mit seiner Wort-Pointirung charakteristisch für den Mangel sowohl des Untersuchungsstandpunktes als für die undeutliche und unklare Kenntniss des Untersuchungsgegenstandes. Die Theoretiker wissen nicht, worauf sie ihre Theorien bauen, sie wissen nicht, wess Bodens Frucht diese sind. Sie dünken sich die voraussetzungslosesten Realisten, da sie sich ja mit den so „nüchternen",

„praktischen“ und „sinnfälligen“, wirthschaftlichen Erscheinungen befassen. Aus der Art ihres Forschungsgebietes schliessen die Nationalökonomen, dass sie den Naturwissenschaften — und unter diesen den Physiologen am nächsten stehen [1]).

Und sie haben auch alle mit manchen Richtungen in der Physiologie die verwandtschaftliche Aehnlichkeit, die nur immer ein gleiches Elternpaar — hier die Metaphysik und die Speculation — ihren Kindern, den Physiologen und Oekonomen, geben kann. Die einen von den letzteren analysiren die 'Erscheinungen' der 'Wirthschaft', ohne das auf diesem Wege Gefundene zu dem Verhalten der Individuen in Beziehung zu setzen: die Physiologen schliessen das Verhalten des Individuums als 'Wirkungen der Seele' von ihren Untersuchungen aus — die Oekonomen dieser Richtung erklären das Verhalten der Individuen als eine Negligible in Hinsicht auf die 'immanenten Gesetze der Wirthschaft'. Eine andere Richtung fand eine 'wirthschaftliche Seele' des Individuums und setzte diese 'Seele' als 'Ursache' der Wirthschaft.

Die Beschäftigung des Menschen mit den wirthschaftlichen Erscheinungen, das Denken des Menschen darüber erfuhr seine erste Anregung von besonders sinnfälligen Aenderungen der 'bekannten' 'wirthschaftlichen' Umgebung. Das 'Schlechterwerden' des Geldes, die Leere im Staatsschatze oder der Kasse eines Fürsten, gab den Verwaltungsbeamten den nicht gerade willkommenen Anlass, über diese Veränderungen nachzudenken oder darüber nachdenken zu lassen, ihren Ursachen nachzuspüren und Mittel zur Abhilfe zu ersinnen. Zusammen mit den Vorschriften für die Kammerbeamten giebt das das 'Wissen von der Wirthschaft' in seiner anfänglichen Gestalt. Die Quantität dieser Aeusserungen menschlichen Nachdenkens nahm zu mit der Zahl und Art der Aenderungen menschlicher Erhaltungsbedingungen, soweit dieselben in den 'Formen' der 'Wirthschaft' sichtbar wurden.

In das Meinen und Rathen der cameralistischen Oekonomen

---

[1]) Siehe „Bau und Leben des socialen Körpers“ von A. Schäffle.

drängte sich nun die scheinbare Complikation der 'Wirthschaft', und der ökonomische Denker suchte nunmehr in dem Ganzen und den Theilen des Ganzen eine 'höhere Einheit' zu finden; er wendet sich zu wenigstens scheinbar 'unveränderlichen' abhängigen Multiponiblen, welchen gegenüber die 'Ereignisse' in ihrer 'Veränderlichkeit' doch je als das 'Constante' gesetzt werden können. Die 'Veränderung' wird als ein untergeordneter Einzelfall jenen 'unveränderlichen' Werthen gegenüber 'begriffen'; die 'Beunruhigungen' des Individuums durch die 'Veränderungen' des Lebens vermindern sich mit dem 'Begreifen' der 'unveränderlichen' Werthe[1]). Das so gewordene 'wahrhaft Seiende' wird nun von dem Individuum ektosystematisirt, indem es von dieser 'sicheren Warte der Wahrheit' herab den Lauf der Wirthschaft und der Wissenschaft von der Wirthschaft zu 'fördern' trachtet.

So ist nach Stewart der Hauptzweck des 'Wealth of Nations', „zu zeigen: wie die Natur durch die Grundlagen des menschlichen Geistes und durch die äusseren Lagen, in welche sie den Menschen versetzt, für die stufenweise Vermehrung des Nationalreichthums gesorgt hat; zugleich aber auch zu beweisen, dass das wirksame Mittel, eine Nation gross und reich zu machen, dieses ist, wenn man der Natur in ihren Anlagen und Einrichtungen folgt, indem man . . ." u. s. w.

Nirgends in der ganzen national-ökonomischen Literatur findet sich auch nur ein Ansatz, die Dinge der Wirthschaft im Sinne einer Analyse darzustellen; trotz aller Theorie und seit Quesnay mit aller Theorie nimmt der Forscher immer „Stellung", er ergreift Partei für die eine oder die andere Gruppe wirthschaftender Individuen, für die eine oder die andere Form des wirthschaftlichen Betriebes, der wirthschaftliben Politik — oft und meist nicht mit einer eigenen Theorie, sondern mit einer älteren; der Forscher steht seinem Problem nicht beschreibend gegenüber, sondern moralisirend. „Die erste Forderung, die

---

[1]) Richard Avenarius, Kritik der Reinen Erfahrung. II.

wir für die Nationalökonomie aufstellen müssen, lautet: dass sie auf den Grundlagen der ethischen Gesetze aufgebaut werde. Das bedeutet nicht so viel, dass sie billige Lehren, salbungsvolle Rathschläge ertheilt, sondern dass sie die Wirkung der ethischen Gesetze untersuche, die sittlichen Postulate formulire und auf jedem Punkte nur solchen wirthschaftlichen Vorgängen zustimme (!), die mit dem Sittencodex im Einklang stehen" [1]).

Eine Wissenschaft, welche die descriptivste unter allen zu sein berufen ist, ist durch die literarische Tradition und durch das augenblendende und ohrenbetäubende Marktgewirr der um ihre Erhaltung thätigen Menschheit dahingekommen, mit „Induction" und „Deduction", mit und ohne „Psychologie" metaphysisch zu werden. Die nationalökonomische Theorie hat bei den Mercantilisten, Physiokraten und Classikern mannigfache Aufschlüsse gegeben, wie man zu Geld kommt, 'gestützt' auf die 'Gesetze' der 'Natur' und des 'Menschengeistes' — die Theorie hat bei Marx an konstruirten Vorgängen „wirthschaftliche Gesetze" constatirt, wobei die 'Gesetze' im Initialabschnitt der abhängigen Vitalreihe standen, die wirthschaftlichen Vorgänge im Finalabschnitt — die Theorie hat bei der „österreichischen Schule" an construirten Individuen wirthschaftliche 'Wollungen' und 'Triebe' constatirt, wobei die 'thatsächliche Wirthschaft' im Initial-, die 'psychischen Gesetze' im Finalabschnitt standen.

Die 'Wirthschaft' wurde den Oekonomen zu einer transcendentalen Kategorie, in welcher sie die 'Gesetze' fanden, welche sie finden wollten: die 'Gesetze' des 'Capitals' und der 'Arbeit', der 'Rente', des 'Lohnes', des 'Profites'. Der Mensch wurde bei den Oekonomen zu einem platonischen Begriff des 'Capitalisten', zu einem solchen des Arbeiters u. s. w. Der Socialismus gab dem „Capitalisten" noch den Charakter 'profitwüthig', der Liberalismus dem Arbeiter den Charakter 'begehrlich' — und beide Charaktere wurden ferner noch als aus

[1]) Földes Béla, A sarsadalmi gaz das ágtan elemei (die Elemente der Socialökonomie). Budapest, 1893. p. 4. [Citirt nach einem Referat in der „Zeitschrift für Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften."]

dem 'gesetzmässigen Wirken des Capitals' erklärt. Das Verhältniss der modernen ökonomischen Metaphysik zur älteren der Smith und Ricardo zeigt folgender Satz eines zur „Oesterreichischen Schule“ gehörenden Theoretikers: „Zu Smith's Zeiten erklärte man die gewordenen Zustände aus der „ursprünglichen“ Menschennatur und dem „ursprünglichen“ Stande der Dinge und war zufrieden. Wir wollen die Wirklichkeit aus der Wirklichkeit erklären, die Philosophie selbst ist empirisch geworden, sie lässt kein Beweismittel zu, das nicht aus der Erfahrung beglaubigter Zustände gezogen ist. Der geschichtliche Staat, das positive Recht, die empirische Wirthschaft sind die Objecte der Untersuchung und zugleich die ausschliesslichen Quellen für die Hilfsmittel der Untersuchung. Smith und Ricardo, wenn sie heute schrieben, wären sie des heutigen Geistes voll, und selbst, wenn sie nicht die Fülle von Beobachtungen und Erkenntnissen zu Gebote hätten, die dank dem Genie des Einen und dem Scharfsinne des Andern uns zu Gebote stehen, so würden sie doch ungleich vollkommenere Werke schaffen als zu ihrer Zeit und sicherlich die Fehler vermeiden, denen der Menschengeist seither entwachsen ist“ [1]).

Dies ist auch die Sprache der modernen Seelenphysiologen, wenn sie von der alten „Lebenskraft“ sprechen; aber die moderne Physiologie hat vielleicht mehr Recht so zu sprechen, als die moderne Oekonomik. Diese hat der älteren Metaphysik eines Smith und Ricardo nur einen etwas anderen Inhalt gegeben, sie ist „intelligenter“ geworden und in diesem „naturwissenschaftlichen Zeitalter“ kann sie natürlich nur lächeln über die „ursprüngliche“ Menschennatur. — In dem oben citirten Satze ist von einem 'Fortschritte' der Wissenschaft die Rede. Dass dem Forscher jetzt eine grössere Zahl und Art der Erscheinungen vorliegt, als zur Zeit Ricardo's, ist nicht ein Fortschritt der 'Wissenschaft'. Ricardo könnte in unserer Zeit leben und seine Theorie könnte ganz gut in unserer Zeit entstehen, die doch sich so ausschliessende ökonomische Theorien

---

[1]) Wieser, Der natürliche Werth. Wien, 1889. p. IV.

zu Tage gefördert hat, trotzdem alle ja vor den gleichen 'wirthschaftlichen Erscheinungen' stehen. Man braucht nicht erst die Trivialität zu sagen, dass ein Metaphysiker in seiner Wesenheit einem vorangegangenen gegenüber keinen 'Fortschritt' aufweist, SCHOPENHAUER nicht KANT und WIESER nicht SMITH gegenüber. *Æ*-Werthe als Abhängige von Independenten haben in den Umgebungsänderungen keine Aenderungsbedingung, so wie sie auch von Umgebungsbestandtheilen der Gattung *R* als solchen nicht bedingt worden sind.

Ich will versuchen, das Gesagte an zwei in unseren Tagen herrschenden nationalökonomischen Theorien nachzuweisen, an der Theorie von MARX und an der Theorie der sogenannten Oesterreichischen Schule, so genannt, weil ihre Gründer und Vertreter meistens Oesterreicher [1]).

II.

Während FRIEDRICH ENGELS das erste und einzige descriptive Buch des modernen Socialismus „Die Lage der arbeitenden Classen in England" schrieb, „warf sich MARX aufs Studium der politischen Oekonomie, der französischen Socialisten und der Geschichte Frankreichs" [2]).

MARX ging bereits mit einer socialistischen Weltanschauung an dieses Studium heran, und sein Erkenntnissziel war, dieser seiner Weltanschauung die 'theoretische Begründung' zu geben zur 'Sicherung' seines Anfangswerthes. Er fand bei RICARDO dieses Werthgesetz: dass der Werth jeder Waare einzig und allein bestimmt wird durch das zu ihrer Production nöthige Arbeitsquantum, und dass das Product der gesammten gesellschaftlichen Arbeit vertheilt wird unter die Grundbesitzer (als Rente), die Capitalisten (als Profit), die Arbeiter (als Lohn).

---

[1]) An einem andern Orte, wo ich mich directer an die Oekonomen wenden werde, denke ich das in dieser philosophischen Zeitschrift nur in den Hauptpunkten Angedeutete ausführlicher zu behandeln.

[2]) ENGELS, Artikel „Marx" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Band 4. p. 1131.

Aus dieser Werthlehre hatten englische und französische Socialisten bald nach RICARDO die Consequenz gezogen, dass der Arbeitslohn gleich sein müsse dem Arbeitsproduct; da dieses aber thatsächlich nicht der Fall ist, bereichert sich die bürgerliche Gesellschaft — der Grundbesitzer und der Capitalist — an dem, was sie dem Arbeiter vorenthält. Die Arbeiter sind ja nach RICARDO die alleinigen wirklichen Producenten, ihnen gehöre demnach als ihr Product das gesammte gesellschaftliche Product.

Diese Consequenzen der französischen Socialisten aus RICARDO konnten MARX zur 'Sicherung' seines in eine Vitaldifferenz gebrachten *E*-Werthes 'Weltanschauung' nicht genügen, denn sie bildeten bereits als 'Entrüstung über den Diebstahl an den Arbeitern' u. ä. einen Bestandtheil in dem Inhalt seines Anfangs-Werthes. Die Consequenzen wurden als „ökonomisch formell falsch" verworfen, denn sie sind „einfach eine Anwendung der Moral auf die Oekonomie". „Was aber ökonomisch falsch, kann darum doch weltgeschichtlich richtig sein. Erklärt das sittliche Bewusstsein der Masse eine ökonomische Thatsache für unrecht, so ist das ein Beweis, dass die Thatsache selbst sich schon überlebt hat, dass andere ökonomische Thatsachen eingetreten sind, kraft deren jene unerträglich und unhaltbar geworden sind. Hinter der formellen ökonomischen Unrichtigkeit kann also ein sehr wahrer ökonomischer Inhalt verborgen sein" [1]).

In dem oben Citirten ist der Medialabschnitt der Abhängigen abgehoben, der uns hier beschäftigt. Nach der 'Erkenntniss', dass hinter dem 'sittlichen Bewusstsein des Unrechtes' eine 'ökonomische Thatsache' verborgen sein müsse, setzt der Finalabschnitt ein, die 'ökonomische Thatsache' zu 'erkennen'. Oder anders: es gilt nun, den Anfangswerth 'Weltanschauung' in den 'ökonomischen Thatsachen' 'wiederzufinden' zur 'Sicherung' des Anfangswerthes. — Diese bestimmte Variation der

---

[1]) Das Elend der Philosophie, von KARL MARX. Die citirte Stelle ist aus dem Vorworte Engels' hiezu. p. XI.

Abhängigen enthält schon die MARX'sche Metaphysik, gleichgiltig, wie das 'Erkannte' im Finalabschnitt auftritt. Die 'socialistische Weltanschauung' als der independente E-Werth 'absolute Wahrheit' 'begründet' sich 'nachher' durch eine 'specielle' Erkenntnisstheorie — nämlich das ökonomische System MARX' und die materialistische Geschichtstheorie. Es ist dies die Entwicklung einer abhängigen Vitalreihe an dem 'Widerspruch', den ein als 'absolute Wahrheit' charakterisirter E-Werth ('Weltanschauung') 'erleidet', mit der Richtung auf 'Sicherung' eben dieses Anfangswerthes 'absolute Wahrheit' [1]).

MARX ging nun daran, den thatsächlichen Widerspruch in dem RICARDO'schen Werthgesetz aus den „ökonomischen Thatsachen selbst" zu erklären. Anders wie ENGELS, der auf dem Wege der Beschreibung seine 'Erkenntnisstheorie' gesucht hatte — diesen Weg aber durch MARX' Einfluss aufgab — knüpfte MARX an die Werthlehre RICARDO's an, genau so wie die socialistischen Engländer und Franzosen. MARX fand in der 'Werthform' das, was „der Menschengeist seit mehr als 2000 Jahren vergeblich zu ergründen gesucht" [2]). Die Werthform ist für MARX die „Körperzelle" des „ökonomischen Körpers". Und „bei der Analyse der ökonomischen Formen kann . . . weder das Mikroskop dienen noch chemische Reagentien. Die Abstractionskraft muss beide ersetzen" [2]).

MARX „fasst die Entwicklung der ökonomischen Gesellschaftsformation als einen naturwissenschaftlichen Process" [3]), seine Aufgabe ist die Entdeckung der „Naturgesetze der capitalistischen Production, dieser mit eherner Nothwendigkeit wirkenden und sich durchsetzenden Tendenzen" [3]).

---

[1]) Die bisherige Marxkritik 'kritisirte' die Weltanschauung MARX aus dem ökonomischen System MARX, sie wollte die Weltanschauung, den Socialismus widerlegen, indem sie versuchte, das ökonomische System MARX zu widerlegen. Die 'psychologische' 'Causalität' MARX' wurde von seinen Kritikern für eine 'logische' genommen, die socialistische Weltanschauung für ein Ergebniss der MARX'schen ökonomischen Erkenntnisslehre.

[2]) Das Capital. Erster Band. p. VI der 4. Aufl. 1890.

[3]) Ebenda, p. VI, VIII.

Marx wollte 'erkennen', dass die Menschen, soweit sie 'Capitalisten' sind, den Menschen, soweit sie 'Arbeiter' sind, den grösseren Theil ihres Arbeitsproductes nicht 'stehlen', sondern dass dieses ihr Thun nur eine Wirkung der „Naturgesetze der capitalistischen Production" ist, „es handelt sich hier um die Personen nur, soweit sie die Personification ökonomischer Kategorien sind". Und eine Zeile vorher heisst es: „Die Gestalten von Grundeigenthümer und Capitalist zeichne ich keineswegs im rosigen Licht" [1]).

Um nun die thatsächlich sich vollziehende Theilung des Arbeitsproductes zwischen Arbeiter und Capitalist als eine Gesetzmässige der ökonomischen Kategorien nachzuweisen, stellt Marx ein hypothetisches Werthgesetz auf, um mit Hilfe desselben zu dem 'Mehrwerth' zu kommen. Dieser ist ihm das Sesam der 'ökonomischen' Erscheinungen. Das Werthgesetz stellt sich im Verlauf der dreibändigen Untersuchungen des 'Capitals' als nicht weiter brauchbar heraus, es wird fallen gelassen, sowie daraus der „Mehrwerthbegriff" deducirt ist. Mit Hilfe dieses Mehrwerthbegriffes findet nun das 'subjectiv' 'Wahre' der Marx'schen Weltanschauung seine 'objective Wahrheit' in der Erkenntnisstheorie der 'ökonomischen Kategorien' — die Sicherung des Anfangswerthes ist vollzogen, die Metaphysik hat ihre nachträgliche Erkenntnisskritik erhalten.

III.

Gegen eine in Deutschland vielgeübte Historie in der Nationalökonomie trat die sogenannte Oesterreichische Schule auf, die sich auch gerne die „psychologische" nennen hört. Für sie gilt principiell der 'Werth' ebenso als „Körperzelle" des ökonomischen Organismus wie für Marx. Es ist die durch Marx wieder neu belebte Tradition der Classiker, welche den

---

[1]) Ebenda p. VIII. — Dass sich die 'Wirthschaft' nicht in den 'ökonomischen Kategorien' abspielt, zeigt die 'Thätigkeit' der Socialisten aller Länder 'zur Verbesserung' der Lage der Arbeiter, zur 'Befreiung' der Arbeiter aus dem 'Joche' des 'Capitalismus' u. s. w.

Oekonomen den „Werth“ so werth gemacht hat. Die socialistischen „Consequenzen“, die MARX durch Weiterbildung der classischen Theorie aus derselben gezogen hat, haben wohl mittelbar die „Bourgeoisökonomen“ auf das „Werthproblem“ festgebannt . . . . Sie stehen so stark unter dem Einfluss der theoretischen Tradition, dass sie gar nicht daran denken, an der ‘Thatsächlichkeit’ und ‘Grundgesetzlichkeit’ einer wirthschaftlichen Werth-Norm zu zweifeln. Es steht für sie aprioristisch fest, dass das ‘Werthproblem’ das Haupt- und Grundproblem der Wirthschaft ist, dass der Werth „den eigentlichen Kern- und Angelpunkt des gesammten Wirthschaftsgetriebes bildet“. (NEUMANN.) Für die „Oesterreichische Schule“ ist ein Werthgesetz nicht ein denkbares, sondern ein „wirkliches“, „ausgemachtes“; ihre Aufgabe ist, mit welcher „Methode“ können wir das Werthgesetz aus der Wissenschaft offenbaren; die Frage, wie sind wir überhaupt zu diesem Problem gekommen? diese stellen sie nicht. Die „Werthgesetz-Existenz“ steht hier am Beginn der abhängigen Vitalreihe; die ‘Werthgesetz-Existenz’ ist nicht erst durch die wissenschaftliche Beschreibung nachzuweisen, sie ist schon im „reinen, erfahrungslosen Denken“ vorhanden. Der *E*-Werth „wirthschaftliche Werthgesetz-Existenz“ ist unabhängig von allen Umgebungsbestandtheilen der Gattung *R* ‘gedacht’ als ‘Norm der Wirthschaft’. Aber diese „Thatsache“ von der „Wirthschafts-Norm“ eines Werthgesetzes, welche der „Oesterreichischen Schule“ als „bekannt“ gilt, ist uns eben nicht bekannt; wäre sie uns das, so wäre sie uns auch erklärt. Die „Oesterreichische Schule“, welche mit allen modernen Standpunkten der Erfahrungswissenschaften liebäugelt, kennt den grundlegenden Satz ROBERT MAYER's nicht: „Es ist unsere Aufgabe, die Erscheinungen kennen zu lernen, bevor wir nach Erklärungen suchen. Ist einmal eine Thatsache nach allen ihren Seiten hin bekannt, so ist sie eben damit erklärt und die Aufgabe der Wissenschaft ist beendigt“. Da nun die Werthgesetzlichkeit in der Wirthschaft nicht nach allen ihren Seiten bekannt ist, bleibt der „Oesterreichischen Schule“ wohl oder übel nichts anderes übrig, als

sie — mit einem grossen Aufwand von Streit über die „Methode" — zu „erklären" [1]).

Es ist nur natürlich, wenn die Theoretiker dieser Richtung dahin kommen, die Erfahrung selbst erst über die Theorie zu informiren, damit erstere sich dann „erfahrungsgemäss" benehme. „Blos diejenige Theorie der Werthschätzung kann wahr sein, der die Praxis ihre volle Zustimmung giebt. Nur freilich, dass der Richter (also die Praxis!) erst unterrichtet werden muss" [2]). Wem fällt bei diesem Satze nicht eine nicht minder vielgerühmte moderne Experimentalpsychologie ein!

Aus dem Entwickelten ergiebt sich m. E. schon, welcher Art die „Psychologie" der 'Oesterreichischen Schule' sein muss. „Der Nationalökonom . . . kann des Rüstzeuges (!) der Psychologie nicht entbehren. Nun greifen aber auch (!) Recht und Wirthschaft innig ineinander über. Die ganze Rechtsordnung ist grundlegend für die Gestaltung der Wirthschaft" u. s. w.[3]).

Und ein anderer angesehener nationalökonomischer Theoretiker sagt in seiner Besprechung des Buches, dem voriges Citat entnommen ist: „In der praktischen Psychologie, welche so bedeutend in die Nationalökonomie hineinspielt (!), ist der Verfasser ein Meister, und diese Meisterschaft beeinflusst aufs wohlthuendste" u. s. w.[4])

Es ist die alte Introjektionspsychologie, welche die „psychologische Schule" handhabt und nur handhaben kann, da nur sie im Stande ist, mit den „Trieben" der „Menschennatur"

---

1) „Das Schönberg'sche Handbuch begnügt sich . . mit der blossen Darstellung und Erörterung der Werthbegriffe, ohne es für nötig zu finden, der Entwicklung des Begriffes des subjectiven Werthes auch eine Erklärung (!) der diesem Begriffe zu Grunde liegenden realen Erscheinungen an die Seite zu stellen." (Böhm-Bawerk, „Werth" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Band 6. p. 686, Note 1.)

2) v. Wieser, Der natürliche Werth. Wien, 1889. p. 4.

3) Lehr, Grundbegriffe und Grundlagen der Volkswirthschaft. Leipzig, 1893. p. 11.

4) A. Schäffle in der Zeitschrift für Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften. 2. Band, p. 5. Leipzig, 1894.

die bequemen Brücken von den unerklimmbaren Wolkenhöhen der Metaphysik selbst zum Menschen zu schlagen. Da die „Oesterreichische Schule" die Existenz des Werthgesetzes „erklären" wollte, musste sie, um diese „Erklärung" zu 'sichern', die „wirthschaftliche Natur des Menschen" oder die „Natur des Menschen in der Wirthschaft" erklären. Die Independente des Initialabschnittes musste sich wiederfinden in der Independenten des Finalabschnittes der abhängigen Vitalreihe der „Oesterreichischen Schule". Die „Werthgesetzlichkeit" mit der „Psychologie" als Erkenntnisskritik bei den Oesterreichern ist ebenso Metaphysik wie Marx' „Weltanschauung" mit ihren „ökonomischen Kategorien" als nachträglicher Erkenntnisskritik.

IV.

Aus unserem Standpunkte ergiebt sich, dass von einem 'Eingehen' auf den Inhalt der verschiedenen 'Werthgesetze' nicht die Rede sein kann. Uns kam es nur darauf an, die Abhängige aufzudecken, welche als 'Stellung zum Problem der Nationalökonomie' charakterisirt ist. Da diese Abhängige sowohl für Marx' als für die „Oesterreichische Schule" in einer bestimmten Variation des als Independente charakterisirten *E*-Werthes gegeben war — einmal 'Weltanschauung', das andere Mal 'Existenz eines wirthschaftlichen Werthgesetzes als Norm der Wirthschaft' — musste die 'Lösung' des 'Problems' metaphysisch werden. Oder: da der Anfangswerth unabhängig von der reinen Erfahrung gesetzt war, endete der Verlauf der abhängigen Vitalreihe in beiden Fällen in einer 'Sicherung' des Anfangswerthes.

Wenn wir unsere Kritik nur an Marx und der „Oesterreichischen Schule" geübt haben, so ist daraus noch nicht zu schliessen, dass die nicht-marxische und nicht-„österreichische" nationalökonomische Theorie nicht metaphysisch ist. Wenn wir daher zum Schlusse noch kurz von der dritten tonangebenden Schule, der „historischen", sprechen, so geschieht dies einerseits, um die Allgemeinheit unseres Standpunktes

allen Theorien gegenüber zu constatiren — andererseits hervorzuheben, dass der von uns gebrauchte Ausdruck „wissenschaftliche Beschreibung“ nichts gemein hat mit den „Beschreibungen“ der historischen Schule. Die abhängige Vitalreihe hat auch hier die Richtung auf 'Sicherung' des Anfangswerthes 'Wirthschaftsgesetze', nur liegen im Medialabschnitte einige hundert oder mehr Bände — die nöthige Anzahl wird von den Vertretern der Richtung verschieden angegeben — historischer Untersuchungen, 'Suchungen' der „Gesetzmässigkeit“ in den „Gesetzen“ der Geschichte.

Zürich. F. Blei.



Bemerkungen zur allgemeinen Physiologie.

I.

Zur Frage der Möglichkeit einer allgemeinen Physiologie.

In der Physiologie macht sich in jüngster Zeit das bemerkenswerthe Streben geltend, das Untersuchungsgebiet zu erweitern. Man fängt an, in erhöhtem Maasse wirbellose Thiere, vor allem einzellige dem Experiment zu unterwerfen. Viele sehen hierin nicht nur den Wunsch, neue Untersuchungsobjecte zu gewinnen, sondern eine bedeutsame Vertiefung des Problems und der Methode der Physiologie.

Einen zusammenfassenden systematischen Versuch dieser Richtung stellt ein jüngst erschienenes Buch von VERWORN dar[1]). Hier haben wir es nicht mehr mit dem Anhänger einer neuen Methode zu thun, sondern mit dem Anspruch mittelst dieser Methode ein ganzes systematisches Gebäude, eine allgemeine Physiologie, aufrichten zu können. Eine „allgemeine Physiologie", die diesen Namen im strengen Sinne des Wortes verdiente, hätte ein weit über die Grenzen dieser Wissenschaft selbst hinausreichendes Interesse. Es mag uns daher gestattet sein, die Frage nach ihrer Möglichkeit bei dem heutigen Stand

---

1) M. VERWORN, Allgemeine Physiologie. Ein Grundriss der Lehre vom Leben. Jena, Fischer 1895.

der Kenntnisse an dieser Stelle im Anschluss an VERWORN's Buch zu discutiren. VERWORN's Buch gibt im Grossen und Ganzen die bezüglichen Kenntnisse richtig wieder, und wir sind durch die Discussion der Art, wie er sie zu der Lösung des vorliegenden Problems zu verwerthen trachtet, in Stand gesetzt, die gestellte Frage zu beantworten.

Mancherlei Regungen in der heutigen Physiologie deuten darauf hin, dass von Vielen das Bedürfniss nach einem principiell zusammenfassenden Standpunkt gefühlt wird. Als Ausdruck hiefür kann es gelten, wenn VERWORN der Meinung ist, dass die bisherige Physiologie, die im Wesentlichen eine „Organphysiologie" war, in ein Stadium der Erschöpfung zu treten beginnt; dass ihre Methoden, zur Erforschung der groben physiologischen Leistungen erdacht, im Stich lassen bei der Analyse der elementaren Lebensvorgänge, und dass es an der Zeit sei, diese letzteren in Angriff zu nehmen, dafür neue Methoden und Gesichtspunkte zu gewinnen.

Viele werden in diesem Gedanken etwas Ansprechendes finden; denn am Ende physiologischer Bemühungen taucht oft der Gedanke auf, dass es vielleicht den späteren Forschern gelingen mag, die heutigen Detailprobleme aus der Kenntniss der elementaren Vorgänge mühelos zu lösen. Von dieser achtungswerthen Empfindung bis zu einer „allgemeinen Physiologie" scheint aber ein weiter Weg zu sein; und neugierig erkundigt man sich, wie dieser Weg so plötzlich gebaut, so fest gefügt werden konnte, dass er bei VERWORN zu „dem Grundriss eines Gebietes führt, in das sämmtliche Gebiete der speciellen Physiologie einmünden".

Die Zauberworte, die diesen Weg öffnen, heissen „Cellularphysiologie" und „vergleichende Methode". Vor allem „Cellularphysiologie": in diesem Standpunkt sieht der Autor eine Gewähr für den Erfolg seines Unternehmens; eine „Allgemeine Physiologie" kann nur eine „Cellularphysiologie" sein, versichert er uns.

Die Forderung, die Zelle zu einem Grundprincip der Physiologie zu machen, ist nicht neu; sie ist so alt wie die

Zellenlehre selbst. Trotzdem hat sie eigentlich nie einen systematischen Ausdruck erhalten. Sie tritt auf als ein Aperçu, als Ueberzeugung, dass es einmal gelingen muss, aus der erfahrungsgemässen morphologischen Einheit auch einmal eine physiologische zu machen. Gewöhnlich kehrt man aber, nachdem dies ausgesprochen, zu andersartigen Gesichtspunkten zurück. Selbst wenn man sich an diejenigen wendet, die die Gestaltung der heutigen Zellenlehre am mächtigsten beeinflusst haben, an Schwann und Virchow, begegnet man nur vorsichtiger Zurückhaltung. Schwann spricht in dem „Theorie der Zelle" überschriebenen Capitel seiner „Untersuchungen etc." nur davon, dass sich aus dem Nachweis der Zellstructur der Gewebe ein einheitliches „Entwicklungsprincip" für die verschiedenen Gewebe ergebe, und dass dieses eben die Zellbildung sei[1]). Und auch Virchow, der in der Werthung der Zelle weiter geht wie Schwann (dessen Auffassung der Entstehung der Zelle sich bekanntlich als irrthümlich erwies), spricht vorsichtig von der Zelle als einem „letzten Form-Element aller lebendigen Erscheinungen"[2]); darauf begründet er dann seinen Ausspruch: „jedes Thier erscheint als eine Summe vitaler Einheiten". Wichtiger als diese Formulirung ist übrigens das thatsächliche Verhalten dieses erfolgreichsten Vertreters der cellularen Doctrin: Was den Namen der Cellular-Pathologie trägt, ist in Wirklichkeit eine Morphologie, eine Lehre von den Formänderungen, die mit den pathologischen Processen einhergehen. Kaum Jemand ist heute im Zweifel, dass dies eine erschöpfende Theorie der pathologischen Processe nicht ist, dass alle jene Vorgänge, die mit mehr oder weniger Recht auf gestörte Stoffwechselzusammenhänge im Körper bezogen werden, in dieser morphologischen Doctrin keinen Ausdruck finden. Sollte eine Cellularphysiologie nicht ähnliche Schwierigkeiten auf ihrem Wege finden? Bevor uns Verworn's Ausführungen diese Frage beantworten

---

1) Mikroskopische Untersuchungen etc. S. 196.

2) Cellularpathologie. 4. Aufl. S. 4.

sollen, möchten wir einige Forderungen principieller Art, die unseres Erachtens eine Cellularphysiologie erfüllen muss, formuliren.

Welche Meinung man im einzelnen auch über die Cellularphysiologie hegen mag, darüber wird Einigkeit bestehen, dass sie, im Gegensatz zur „Organphysiologie“, das Verhalten grösserer Complexe, Organe, ganzer Organismen auf das Verhalten eben der Elemente der Zellen zurückführen muss. Dazu gehört natürlich, dass man das „Element“ im physiologischen Sinne zu definiren vermag. Auf Grund der Thatsachen der morphologischen Zellenlehre, des Vorkommens bestimmter „Stoffe“ und „Formbestandtheile“ in den Zellen aller Gewebe wird man annehmen dürfen, dass die Elementarfunction in allen Geweben und Organen sich von diesen allgemeinen Zellbestandtheilen abhängig erweist. Diese Abhängigkeit für die Einzelligen und Gewebszellen zu erforschen, wird die erste Aufgabe der Cellularphysiologie sein; die Erscheinungen an den Geweben und Organen werden dann als Variation oder Combination dieser Elementarfunction nachzuweisen sein.

Auch für die Einzelligen ist dies festzuhalten. Nicht alles, was an ihnen ermittelt wird, kann sofort als „cellulare Elementarfunction“ angesehen werden. Nur wenn die betreffende Eigenthümlichkeit sich als keiner Zelle, auch den Gewebszellen nicht, fehlend erweist, hat man hiezu ein Recht.

Selbstverständlich ist die Uebereinstimmung von einzelligen Organismen und Gewebszellen in allen Punkten durchaus nicht. Wenn ein einzelliger Organismus Nahrung aufnimmt, so geschieht dies durch einen aus seiner physikalisch-chemischen Beschaffenheit sich ergebenden Mechanismus, an dem vielleicht allgemeine Zellbestandtheile, wie die Kernstoffe, sich betheiligen. Wenn eine Gewebszelle gewisse Stoffe aufnimmt, so werden dies in vielen Fällen ganz andere Stoffe sein, wie die, welche die einzellige assimilirt, und ob hier derselbe Mechanismus anzunehmen ist, muss erst ermittelt werden, muss nach der Betheiligung der allgemeinen Zellbestandtheile beurtheilt werden.

Das Problem spitzt sich also dahin zu, dass vor

allem der allgemeine, keiner Zelle fehlende Mechanismus gesucht werden muss. Die Thatsachen der Morphologie lassen einen solchen vermuthen, aber sie beweisen ihn nicht. Man wird sogar heute kaum in der Lage sein zu sagen: in allen Zellen findet sich derselbe Mechanismus, nur in mannigfacher Weise variirt, oder in einzelnen Zellen finden sich gänzlich neue Mechanismen angegliedert.

Nur was aus diesem eventuellen Zellmechanismus sich ableiten lässt, wird den Namen einer Cellularphysiologie im strengen Sinne des Wortes verdienen. Als Wortwissen wird es aber zu bezeichnen sein, wenn von der Organphysiologie ermittelte Eigenthümlichkeiten von Organen auf die Zellen derselben nur bezogen werden.

Verworn beginnt seine Auseinandersetzungen mit einem Capitel über die Zusammensetzung der lebendigen Substanz. Hierin interessiren uns vor allem die „allgemeinen und speciellen Zellbestandtheile", denn deren Erörterung muss uns auf die grundlegenden Thatsachen der Cellularphysiologie führen. Unsere Erwartung wird aber getäuscht. Wir erfahren nichts, was über die bisherige morphologische Auffassung der Zelle hinausginge. Kern und Protoplasma werden als die allgemeinen Zellbestandtheile den unwesentlichen, wie Zellmembran etc., gegenüber gestellt. Verworn ist sich aber klar darüber, dass der Begriff „Protoplasma" nur ein Sammelname für die verschiedenartigsten Stoffe ist. Da, wo er sie aber chemisch zu charakterisiren sucht, fehlt diesen chemischen Charakteren wieder die Beziehung zu der Zelltheorie. Er legt das Hauptgewicht auf die Eiweisskörper — mit welchem Recht, werden wir später sehen —, theilt uns deren chemische Eigenschaften mit, setzt uns sogar durch Anführung der „Eiweissproben" in den Stand, sie zu erkennen: aber alles dies bleibt Chemie der Eiweisskörper und könnte entdeckt worden sein, ohne dass man eine Ahnung von dem Bestehen der Zelle hätte. Geschieht doch die ganze Aufzählung[1])

---

[1]) Hiebei finden sich übrigens zahlreiche Flüchtigkeiten des Ausdrucks, so, wenn S. 114 gewisse Kohlenhydrate als „Spaltungs-

nach chemischen Gesichtspunkten, ohne dass wir erfahren, diese und diese Seite des Zellmechanismus ist durch einen bestimmten Stoff nothwendig bedingt.

Der nächste Abschnitt des Buches „Lebendige und leblose Substanz“ lässt noch deutlicher erkennen, wie weit das celluläre Princip von einer allgemeinen Anwendbarkeit entfernt ist. Chemische und physikalische Gesichtspunkte stehen im Vordergrund, und finden dann ihre Anwendung auf die morphologisch beobachtete Erfahrung über Leben und Tod der Zelle. Wir schätzen Thatsachen wie die, dass einzellige Organismen zu Grunde gehen, wenn der Kern „exstirpirt“ wird — eine Entdeckung VERWORN's — als solche durchaus nicht gering; aber wir vermögen nicht zuzugeben, dass sie schon in einen specialisirten sachlichen Zusammenhang mit den übrigen Erfahrungen gebracht werden können. Freilich lesen wir die Versicherung, „dass Stoffwechsel, Formenwechsel und Energiewechsel nicht drei verschiedene Vorgänge sind, die unabhängig von einander beständen“, sondern dass sie nur die „verschiedenartige Erscheinungsweise eines und desselben Vorgangs“ sind. Dagegen ist sicher nichts einzuwenden; aber Aufgabe einer allgemeinen Physiologie scheint es doch zu sein, einen solchen Satz im einzelnen durchzuführen, nachzuweisen: dieses Glied der Kette der Stoffwechselvorgänge tritt nothwendig mit dieser Erscheinung des Formenwechsels der Zelle auf. Gerade dies vermögen wir aber heute noch nicht.

Ein ganz ähnliches Bild bieten die „elementaren Lebenserscheinungen“. Sofern es nicht Phänomene des Wachsthums und der Fortpflanzung sind, also direct morphologische Erscheinungen, könnte dies alles ganz ohne viel Rücksicht auf die Zellenlehre erörtert werden. Physikalische und chemische Vorstellungen belehren uns über den Kraftwechsel, biologische über die phylogenetische Entwicklungsreihe, und vergeblich

---

producte“ der Eiweisskörper angenommen werden. In chemischem Sinn ist dieser Terminus hier vollkommen unzulässig. Auf S. 169 wird der Ort der Hippursäuresynthese im Thierkörper als unbekannt angegeben!

hält man nach einem durchgeführten, einigenden Princip, irgend einem „allgemeinen cellularen Mechanismus“ Ausschau.

Die Thatsachen, auf die Verf. sich hier stützt, lassen übrigens deutlich erkennen, welch grossen Vortheil die Physiologie gerade aus der Verwendung der höheren Thiere als Untersuchungsobject gezogen hat. Alle gut fundirten Begriffe, deren Verf. sich hier bedient, entstammen der Physiologie der höheren Organismen. Das hat seinen guten methodischen Grund. Die differenzirten Organe bieten die Lebenserscheinungen vergleichsweise isolirt dar. Das hat es möglich gemacht, sie quantitativ zu fassen, und so gereinigte Begriffe zu gewinnen. Jetzt, wo wir diese besitzen, wird man auch an den niederen Thieren zweifellos vieles Wichtige ermitteln können; aber es erscheint voreilig, den Vortheil der auseinander gelegten Functionen an den höheren Thieren zu ignoriren, und aus dem einfachen Bau der niederen Organismen auf einen durchsichtigeren Mechanismus zu schliessen. Wie vielfach stützt sich doch auch Verworn selbst auf die an den höheren Thieren ermittelten Thatsachen, so z. B. auf die Lehre vom Eiweissstoffwechsel im Sinne Pflüger's. Dann ist zu bedenken, dass über die Rolle der Zellen bei einem Lebensvorgang ihre directe Beobachtung nicht immer die einwandfreiesten Resultate gibt. Verworn meint zwar, dass über die „inneren Vorgänge“ bei der Secretion die „graphische Methode“, eine Hauptmethode der Organphysiologie, keine Auskunft geben könne. Wir meinen, dass nichts [die Rolle der Zellen der Speicheldrüse eindeutiger klar gelegt, als Ludwig's mit der graphischen Methode geführter Nachweis, dass die Secretion hier kein Filtrationsprocess sein kann.

Doch dies sind schliesslich Fragen der practischen speciellen Methodik der Physiologie. Hier kommt es nur darauf an, zu constatiren, dass das Programm Verworn's, die elementaren Lebenserscheinungen auf die Zelle zurückzuführen, nicht ausgeführt ist. Sowie die Domäne der morphologischen Zellenlehre verlassen wird, sehen wir nach Bedürfniss chemische, physi-

kalische und biologische Principien unvereinigt in den Vordergrund treten.

Ueber die Möglichkeit einer „Allgemeinen Physiologie" ist damit allerdings noch nichts ausgemacht. Nur dieser eine vorgeschlagene Weg scheint heute noch nicht betretbar zu sein. Wie verhält es sich mit VERWORN's zweitem methodischen Princip der „vergleichenden Methode"?

Gegenüber dem cellularen Princip bietet dieser Standpunkt den unleugbaren Vortheil, dass er nicht specialisirt ist, dass er theoretisch weniger verpflichtet. Als Programm können wir ihn nur begrüssen, glauben aber, dass auch seiner Ausführung bei dem heutigen Stand der Kenntnisse sich enorme Schwierigkeiten entgegensetzen, wenn er sofort dem Aufbau einer allgemeinen Physiologie dienen soll.

Voraussetzung für seine Durchführung ist natürlich die genaue Kenntniss dessen, was zu vergleichen ist. Die vergleichende Morphologie war in einer viel günstigeren Lage als die Physiologie. Sie hatte vergleichsweise nur geringe methodisch-technische Schwierigkeiten zu überwinden, als sie das was der Vergleichung ermitteln wollte. In der Physiologie verlangt aber fast jedes einzelne Phänomen seine eigene Problemstellung, seine eigene Technik, und eine Unmenge von Thatsachen müssen erst ermittelt sein, bevor man an die Aufsuchung von Vergleichspunkten zwischen irgend einem ermittelten Mechanismus bei den einzelnen Thierklassen gehen kann.

Wie wenig weit man hier gehen kann, beweist gerade VERWORN's Buch. Die Lehre von dem Verhalten der Thiere gegen die Reize und das Capitel von den thierischen Bewegungen erschöpfen das Material, wo man von Vergleichung überhaupt sprechen kann. Auch da muss aber oft unsystematische Gegenüberstellung wirkliche Vergleichung, wie sie die Morphologen in dem Nachweis der Variation eines gewissen Grundtypus üben, ersetzen. Man nehme z. B. das Verhalten der höheren und niederen Organismen gegen die Reizwirkung des galvanischen Stroms. An einzelnen niederen Organismen ist das sog. polare Erregungsgesetz, wie es Muskel und Nerv der höheren

zeigen, gerade umgekehrt. Hier wirkt z. B. bei der Schliessung nicht der negative, sondern der positive Pol des galvanischen Stroms erregend. Auch VERWORN muss sich begnügen, dieses Verhalten zu constatiren.

Der vergleichende Standpunkt bietet übrigens ganz unmittelbar viel fruchtbringendere Ausblicke, wie das überhaupt nur schwer klar formulirbare cellulare Princip. Bei der „Vergleichung" werden ganz von selbst alle Einseitigkeiten eines rein physikalischen Standpunktes vermieden, indem hier nothwendig auch die Structur mit berücksichtigt werden muss[1]). Methodisch bleibt aber festzuhalten, dass jeder Lebensvorgang zunächst als Einzelproblem zu behandeln ist.

Wir sind nicht sicher, ob wir in diesem Punkte nicht mit VERWORN einer Meinung sind. Unmittelbar nachdem er die Vorzüge der vergleichenden und cellularen Methode auseinandergesetzt, bekennt er sich nämlich zu dem Grundsatze JOHANNES MÜLLER's, dass es überhaupt nicht eine physiologische Methode gebe, sondern dass diese von Fall zu Fall gewählt werden müsse. Jede Methode, die zum Ziel führt, sei die rechte; jedes Problem verlange sozusagen seine eigene Methode. Wir müssen gestehen, dass wir dieses offene Geständniss des unsystematischen Standes der heutigen Physiologie schwer mit den übrigen methodischen Ansichten VERWORN's in Einklang zu bringen vermögen.

Der letzte Abschnitt ist betitelt „Vom Mechanismus des Lebens". Hier muss es sich am Klarsten zeigen, ob die Zeit für eine „allgemeine Physiologie" schon gekommen ist. In dieses Capitel hätten offenbar alle Einzelheiten über die elementaren Lebensfunctionen einzumünden. Aber VERWORN selbst denkt nicht sehr hoch von unseren heutigen bezüglichen Kennt-

---

1) Auch wir glauben, dass auf diese Weise die werthvollsten Dinge über die Organismen gefunden werden können. Solche vergleichende Bestrebungen, ich erinnere nur an CLAUDE BERNARD, sind auch nicht neu. Nur ist die Beschränkung auf das heute schon vergleichbare Material und der Anspruch, eine „allgemeine Physiologie" auf diese Methode zu gründen, zweierlei.

nissen und meint, „dass wir von einer vollständigen Erforschung des Mechanismus der körperlichen Lebenserscheinungen noch weit entfernt sind". Wir sind geneigt, diese Kenntniss noch weit tiefer zu schätzen wie Verworn.

Verworn's Ausführungen sind im wesentlichen ein Versuch, eine Reihe von Vorstellungen, die die moderne Physiologie — zur Steuer der historischen Wahrheit möchten wir hinzufügen, der Physiolog der höheren Organismen — über den Stoffwechsel entwickelt hat, mit einigen anderen Lebenserscheinungen in Beziehung zu setzen. Fortwährender Aufbau und Zerfall sei der „Lebensvorgang", der den „Lebenserscheinungen" zu Grunde liegt. Zwischen beiden soll jetzt die Brücke geschlagen werden, die letzteren aus den ersteren „m e c h a n i s c h erklärt werden".

Was den Stoffwechsel der lebenden Substanz anlangt, stützt sich Verworn hauptsächlich auf Pflüger's Hypothese über die Rolle der Eiweisskörper. Es kann unsere Aufgabe hier nicht sein, diese hier zu kritisiren; nur beiläufig möchten wir darauf hinweisen, dass sie die in modernes chemisches Gewand gekleidete Ansicht von einem „einheitlichen Lebensstoff" ist. Und damit ist auch ihr schwacher Punkt bezeichnet; so selbstverständlich es ist, dass die chemischen Eigenschaften der Eiweisskörper in innigster Beziehung zu dem Lebensvorgang stehen, so bereitwillig man die Ideen Pflüger's über das lebende und tote Eiweiss anerkennen mag, so wenig ist der Nachweis erbracht, dass ein lebender Organismus mit allen seinen Charakteren nur aus Eiweissstoffen bestehen kann. Denn die Thatsache, dass die Eiweisskörper die ausschliessliche Nahrung bilden können, kann hiefür nicht als entscheidend angeführt werden. Wissen wir ja, dass aus den Eiweisskörpern im Organismus mancherlei Anderes, z. B. Kohlenhydrate, entstehen kann.

Die chemische Charakterisirung des hypothetischen lebenden Eiweissmoleküls von Pflüger, der „Biogene", wie Verworn es nennt, scheint Verworn aber nicht zu genügen, um einen allgemeinen Mechanismus des Lebens aufzustellen. Er verquickt sie mit Vorstellungen über das Verhältniss von Aufbau und Zerfall

dieser Biogene, die HERING's Theorie über Assimilation und Dissimilation der lebenden Substanz entnommen sind. Der Kernpunkt dieser Anschauung liegt in der Annahme von der „inneren Selbststeuerung des Stoffwechsels der lebenden Substanz" (HERING)[1]), d. h. der Steigerung der Dissimilation, wenn die Assimilation steigt, und umgekehrt.

In dem Uebergang von chemischen Gesichtspunkten zu den letztgenannten scheint uns der entscheidende Punkt für die Würdigung des Versuchs zu liegen, einen allgemeinen Mechanismus des Lebens mit unseren heutigen Kenntnissen zu construiren. Dieser Uebergang ist nämlich vollkommen unvermittelt. Die Thatsache der „Selbststeuerung" entstammt einer ganz anderen Betrachtungsweise wie der chemischen; sie folgt nicht aus der chemischen Natur der Eiweisskörper, nicht einmal der hypothetischen „Biogene". An die Stelle der chemischen Betrachtung ist die biologische getreten, in deren Schema dann chemische Thatsachen hineingetragen werden.

Wir halten den biologischen Gesichtspunkt und die aus ihm sich ergebende Analyse des Verhaltens der Organismen für genau so berechtigt wie den chemischen. Aber es erscheint von grösster Wichtigkeit, diese beiden Gesichtspunkte reinlich auseinanderzuhalten, die analytischen Ergebnisse des einen nicht mit denen des andern zu vermengen.

VERWORN's Darstellung muss bei jedem, der mit dem Stand der Dinge wenig vertraut ist, die Vorstellung erwecken, als könnte dieses biologische Verhalten der Organismen aus ihrer chemischen Zusammensetzung abgeleitet werden. Mit keinem Wort ist Klarheit darüber geschaffen, dass heterogene Gesichtspunkte hier vorliegen.

Wer dies anerkennt, wird wohl mit uns der Meinung sein, dass wir von der Erkenntniss eines „Mechanismus des Lebens" weit entfernt sind. Nur ein Princip, aus dem es gelänge, sämmtliche Eigenschaften der Organismen wenigstens prin-

---

[1]) HERING's Entwicklung dieser Vorstellungen hält sich vollkommen frei von jeder Ableitung derselben aus speciell chemischen Thatsachen.

cipiell abzuleiten, könnte auf diesen Namen Anspruch erheben. Es ist nicht logische Pedanterie, wenn wir dies fordern, sondern die Ueberzeugung zwingt hierzu, dass die ungenügende Auseinanderhaltung dieser Dinge wichtige Probleme übersehen lässt.

Damit erscheint die Möglichkeit, heute eine „Allgemeine Physiologie" durchzuführen, genügend gekennzeichnet. Das letzte Capitel bietet uns kein anderes Bild, wie die ersten. Wie dort die morphologischen Thatsachen über die Zelle ohne wirklichen Zusammenhang mit den chemisch-physikalischen Gesichtspunkten waren, so hier die biologischen. Der breite Erzählerton von VERWORN's Buch, der uns bei den chemischen Thatsachen nicht die Zuckerproben, und bei den elektrischen weder die gebräuchlichsten galvanischen Elemente noch die Erläuterung des Galvanometer schenkt, ist nicht dazu angethan, hier begriffliche Klarheit zu schaffen. Gerade für nicht physiologische Leser, für das philosophische Publikum wäre die Lösung dieser Aufgabe von höchstem Werthe gewesen. Die Constatirung des vom heutigen Stand unserer Kenntnisse nothwendig geforderten unsystematischen Standpunktes der Physiologie würde mancherlei unberechtigten Vorwurf gegen die moderne Physiologie auf das richtige Maass zurückgeführt haben.

II.

Zum Verhältniss der Physiologie zur Psychologie.

Mehr der Leserkreis dieser Zeitschrift als der Inhalt von VERWORN's Buch legt uns die Pflicht auf, noch auf ein einleitendes Capitel einzugehen, das das Verhältniss der Physiologie zur Psychologie behandelt. Mit dem sachlichen Inhalt von VERWORN's Buch steht dieser Abschnitt in keinem Zusammenhang; wir wüssten auch keine in dem Buche behandelte physiologische Frage zu nennen, die diese Erörterungen nöthig gemacht hätte, oder auf deren Auffassung der entwickelte Standpunkt Einfluss genommen hätte.

Es kann unsere Aufgabe hier nicht sein, diesen Abschnitt eingehend zu kritisiren, stünde doch dann das ganze Problem

des erkenntnisstheoretischen Idealismus zur Discussion. Nur auf die Consequenzen einiger Hauptsätze VERWORN's möchten wir aufmerksam machen.

Der Sinnesphysiologie wird das Ergebniss zugeschrieben, dass alles, was durch das Thor der Sinne seinen Eingang hält, uns einzig und allein Empfindungen und immer nur Empfindungen liefert. Wir wollen darüber nicht rechten, welche Erfahrungssätze der Sinnesphysiologie dieses Ergebniss haben, sondern nur diesem Satz den andern, in dem sachlichen Theil des Buches enthaltenen gegenüberstellen, wonach Impulse durch die sensiblen Nerven zum Centralorgan gelangen, die als solche wohl auch das Thor der Sinne passiren. Wenn diese beiden Sätze einen Sinn haben sollen, so muss doch angegeben werden, was man unter einer „Empfindung", und was man unter einem „Impuls", also einem materiellen Vorgang zu verstehen hat, von welchem Standpunkt man von dem einen oder dem anderen sprechen darf. Bei VERWORN suchen wir vergeblich, uns Klarheit darüber zu verschaffen.

Wenige Zeilen nach der citirten Stelle leitet VERWORN aus den Erfahrungen über operirte Blindgeborne, denen eine Kugel, die sie nicht betasten, „als etwas ganz Neues" erscheint, den Satz ab, dass die Körperwelt vollkommen abhängig ist von der „Entwicklung unserer Sinnesorgane". Dieselbe Unklarheit: so wie dort die Empfindungen zu den Sinnesorganen in eine Beziehung treten, mit der man so lange keinen Sinn verbinden kann, als die Empfindung nicht definirt wird, so hier die Körperwelt. Einmal sind die Empfindungen, dann wieder die Körperwelt von den Sinnesorganen abhängig.

Allerdings wird VERWORN sich auf den folgenden Satz als Lösung des Widerspruchs berufen: diese Thatsachen „zeigen uns, dass das, was uns als Körperwelt erscheint, in Wirklichkeit unsere eigene Empfindung oder Vorstellung, unsere eigene Psyche ist. Wenn ich einen Körper ansehe oder sontswie sinnlich wahrnehme, so habe ich in Wirklichkeit gar keinen Körper ausser mir, sondern nur eine Reihe von Empfindungen in meiner Psyche." Aber auch dieser Satz gibt keine Lösung,

denn er belehrt nicht darüber, wieso die „Körperwelt" hier plötzlich zum Schein, die Psyche zur Wirklichkeit wird. Und gerade hierin liegt das Problem.

Auf eine eingehende Erörterung desselben müssen wir verzichten; nur zwei Bemerkungen seien uns noch gestattet. Die eine bezieht sich auf eine historische Angabe Verworn's. Nicht nur Descartes, Berkeley, Fichte und Schopenhauer werden zu Ahnen dieses Standpunktes gemacht, sondern auch behauptet, dass „Avenarius unter den Philosophen, Mach unter den Naturforschern diesen Grundgedanken zum Mittelpunkt ihrer erkenntnisstheoretischen Anschauungen genommen haben" [1]). Wir brauchen Kenner der Schriften dieser beiden Männer nicht zu fragen, welch ein Irrthum hier vorliegt. In Avenariu's „Kritik" erscheinen alle Empfindungen als die „Abhängigen" der „Aenderungen" des nervösen Centralorgans. Beide Reihen von Thatsachen: Die Aenderungen des Centralorgans und die „Abhängigen" (Empfindungen) werden gesondert analysirt; nirgends findet eine Vermischung der Standpunkte statt, die das Missverständniss aufkommen liesse, dass nach dem Sinn dieser Theorie „nur eines existirt, die Psyche", wie Verworn uns versichert.

Und nun Mach. Die von Verworn citirte Schrift setzt in dem Eingangscapitel auf das Klarste auseinander, wann wir von Empfindungen, wann von der Körperwelt zu sprechen haben.

Unsere zweite Bemerkung bezieht sich auf die Veranlassung, die Verworn bewogen hat, hier sein idealistisches Glaubensbekenntniss niederzulegen: die Erörterung des Verhältnisses der Physiologie zur Psychologie. Da es aber nach Verworn nichts gibt, wie Empfindungen, so kann von einer Abgrenzung beider Gebiete keine Rede sein, die Physiologie wird zu einem Theil der Psychologie, und die Gesetze der Körperwelt sind nur „Denkgesetze", die wir „in die Körperwelt verlegen". In dem sachlichen Theil des Buches haben wir es freilich glücklicherweise nicht mit Denkgesetzen zu thun.

---

1) Da unter dem Strich thatsächlich Schriften der Genannten angeführt sind, so kann eine Verwechslung von Namen nicht vorliegen.

Zu welch wunderlichen Consequenzen dieser Satz aber führt, mag man an Folgendem ermessen. VERWORN discutirt auch die Frage nach der Beseelung der lebenden Wesen; nun sind nach seinem Standpunkt diese nur unsere Vorstellung und folglich gibt es „beseelte Vorstellungen". Die Sonderbarkeit dieser Annahme glaubt VERWORN dadurch zu umgehen, dass er meint, „indem wir uns ein lebendes Wesen beseelt denken, analysiren wir nur unsere eigene Vorstellung des Wesens".

Da ist es wohl erlaubt, zu fragen: wie soll diese Vorstellungsanalyse vorgenommen werden? Offenbar doch so, dass irgend welche Eigenschaften dieser Vorstellung, die deren „Beseelung" ausmachen und die sie von anderen Vorstellungen unterscheiden, angegeben werden. Damit sind wir aber wieder bei unserer ersten Forderung angelangt, der Angabe des Standpunktes, von dem aus überhaupt von „Physischem" und „Psychischem" gesprochen werden kann. Diese erste Voraussetzung gedeihlicher Analyse hat VERWORN nicht erfüllt und sich dadurch in ein Gewebe von Widersprüchen verwickelt.

Man findet nicht selten, dass in philosophischen Fragen Diejenigen einer genauen Fixirung der gebrauchten Begriffe entrathen zu können glauben, die in den „exacten Naturwissenschaften" dieses Vorgehen auf das Schärfste tadeln würden. Die letztbesprochenen Ausführungen VERWORN's scheinen diese Erfahrung zu bestätigen.

Zürich. R. WLASSAK.

Anzeigen.

Meinong, A., Psychologisch-ethische Untersuchungen zur Werth-Theorie. Graz 1894. X, 232.

„Ohne die weitverbreitete, im Grunde aber recht wunderliche Neigung, psychische Thatsachen gewissermaassen als Wirklichkeiten zweiter Güte zu betrachten, hätte man wohl nie verkannt, dass der Bedürfnissgedanke ohne wesentliche Bezugnahme auf Psychisches niemals auszudenken ist.“ Dieser Satz Meinong's auf S. 7 seines Buches zur Werththeorie charakterisirt das Buch. Auf dem Boden der „psychischen Thatsachen“ unternimmt es Meinong, eine Theorie vom Werth aufzustellen. „Das natürliche Anzeichen — heisst es S. 81 f. — für das Vorhandensein eines Werthes ist und bleibt die Werthhaltung: ist über die Existenz des in Frage gezogenen Objectes kein Zweifel, so garantirt die Werthhaltung jedenfalls den subjectiven Werth . . . Fehlen der Werthhaltung müsste ja nicht Fehlen des Werthes, sondern könnte auch ein Erkenntnisshinderniss bedeuten. Desgleichen wäre das Vorhandensein einer Werthhaltung unbeweiskräftig im Falle eines Werthirrthums. Man wird sich aber zu hüten haben, die Bedeutung individueller Verschiedenheiten, selbst des Dispositionswandels im selben Individuum zu gering anzuschlagen. Auch die Werth-Anomalie begründet einen wahren, objectiven Werth, aber freilich nur für das betreffende Subject, so dass er, wenn ihm etwa eine überwältigende Mehrheit anders fühlender gegenübersteht, vom Standpunkte der Letzteren aus ganz wohl zu vernachlässigen sein mag.“

Zu diesen Schlusssätzen kommt der Verfasser im ersten Theil seiner Schrift, der 'vom Werthe im Allgemeinen' handelt, im zweiten spricht er 'vom moralichen Werth'. Es macht den Eindruck, als ob der Verfasser selbst nicht ganz von seiner Meinung überzeugt sei. Er spricht in dem citirten Satze von einem 'wahren' im Gegensatz zu einem 'eingebildeten' Werth; spricht in Ausdrücken wie: . . „könnte bedeuten" . . „freilich nur" . . „dürfte". Diese häufige reservatio hat m. E. ihren Grund darin, dass der Verfasser die „psychischen Thatsachen" nur allzusehr „als Wirklichkeiten erster Güte" betrachtet. Er stellt die Aussagen seiner z. B. Individuen zusammen mit den von den Psychologen gefundenen „psychischen Thatsachen" und baut die Theorie. Meinong operirt bloss mit *E*-Werthen, begründet seine Theorie als Werth nur mit *E*-Werthen. Er bemüht sich, die Werthaussagen der Individuen auf das Eine zurückzuführen und findet als solches die „Werthhaltung". Diese Werthhaltung ist die Quintessenz aller jener „Gefühle", die bei der Werthung „ausgelöst" werden, als: Bedürfniss, Nutzen, Lust, Unlust, Urtheilsgefühl, Wissensgefühl, Werthgefühl. — Was der Leser im „allgemeinen Theil" erwartet, findet er nicht darin; er findet darin auch nur einen 'speciellen Theil', keine Biologie des Werthes. Meinong kennt das System *C* nur als ein Gefühlsregister. Die von *R* complementär bedingten Aenderungen von *C* hat Meinong nur in Hinsicht der abhängigen Vitalreihe untersucht, er analysirt den Werth als Erfahrung (als *E*-Werth) gar nicht in Hinsicht auf seine unmittelbare Abhängigkeit von einer Aenderung von *C*, trotzdem er den *E*-Werth als von *R* abhängig annimmt. Meinong analysirt die abhängige Vitalreihe nicht als abhängig Zugehörige zu einer unabhängigen. Aus den *E*-Werthen „Glücksgefühl", „Lust", „Unlust", constituirt der Verfasser schon das System *C* und dessen Vitalreihe. Von der Erfahrung spricht M. gar nicht. —

Meinong's „psychologisch - ethische Theorie vom Werth" ist ein in einem ganz bestimmten Sinne sehr brauchbares Buch. Wenn Jemand es einmal unternimmt, eine Biologie des Werthes im Sinne der 'Kritik der R. E.' zu schreiben, der wird Meinong's Buch dann mit Nutzen gebrauchen, wenn er an die Analyse des *E*-Werthes geht; hiefür findet man in Meinong treffliche Illustration.

Zürich. F. Blei.

Wundt, Wilhelm, Logik. Eine Untersuchung der Principien der Erkenntniss und der Methoden wissenschaftlicher Forschung. 2 Bände. Zweite, umgearbeitete Auflage. Stuttgart, Ferd. Enke. 1893—94. (VIII u. 651, XII u. 590 S. gr. 8°.)

Die theoretische Philosophie erhob einst den Anspruch, die Resultate der Einzelforschung a priori als denknothwendig nachweisen zu können. Diesen Anspruch hat sie nicht aufrecht erhalten können; das vorliegende Werk stellt sich (Bd. II, Vorr.) die minder hochfliegende Aufgabe: „die wissenschaftlichen Methoden und ihre Principien einer vergleichenden Untersuchung zu unterwerfen, welche soviel als möglich unmittelbar aus den Quellen der Einzelforschung zu schöpfen sucht" und dadurch „gegenüber der Zersplitterung der Einzelforschungen und der mit ihr so oft verbundenen Unterschätzung fremder Arbeitsgebiete das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit der Wissenschaften wach zu erhalten und die Gleichberechtigung der wissenschaftlichen Interessen zu wahren". Wenn solchen Tendenzen von Seiten der Specialarbeit selten thätige Sympathie entgegengebracht wird, so hat man darin in erster Linie ein Erbstück aus jener Periode zu erblicken, in welcher sie sich ihr Recht auf vorurtheilsfreie Thätigkeit gegenüber den Ansprüchen einer vermeintlich normativen Metaphysik zu erkämpfen hatte. Gewiss ist es für die Lösung des einzelnen Problems gleichgiltig, ob man von der logischen und erkenntnisstheoretischen Bedeutung der Methoden zur Auffindung und Kritik wissenschaftlicher Erkenntnisse sich eine systematische Auffassung gebildet hat oder sie unbewusstermassen übt, der Meister, wie sie ihm der Genius gibt, und der Schüler, so gut er sie eben gelernt hat; aber um diese Frage handelt es sich zunächst gar nicht. Eine Erkenntnisstheorie, wie sie der Verfasser im Sinne hat, tritt den Einzelfächern in erster Linie nicht gebend, sondern fordernd gegenüber; sie verlangt ihre Mitarbeit an der Aufgabe, „den Weg zu einer den Forderungen der Einzelwissenschaften wie dem Einheitsbedürfniss der Philosophie gleichmässig gerecht werdenden Weltanschauung zu finden". Als ein kleiner Beitrag zu solcher Mitarbeit mögen die folgenden Zeilen angesehen werden; die Bedeutung der mathematischen Erkenntniss für eine Reihe fundamentaler Fragen der Erkenntnisstheorie mag es rechtfertigen, dass ein auf eine einzelne Wissenschaft sich beschränkender Artikel sich an einen weiteren Leserkreis wendet. Und wenn derselbe zunächst in der Form

einer kritischen Besprechung der auf die mathematischen Wissenschaften bezüglichen Abschnitte des WUNDT'schen Buches auftritt, so möge das nicht missverstanden werden. Gerade die von dem Verf. formulirte Problemstellung verlangt es durchaus, dass die Bausteine, welche die Einzelforschung zu dem Gebäude liefert, von ihr so gut zubehauen sind, als sie irgend vermag; und es würde ebenso unwissenschaftlich als unphilosophisch sein, an Differenzpunkten vorbeizugehen, die im Augenblick unbedeutend erscheinen mögen, von denen man aber nie wissen kann, welche Kette von Missverständnissen an eine von ihnen noch einmal anknüpfen mag. Es thut aber der Bewunderung für die universelle Auffassung und die umfassenden Kenntnisse des Verfassers gewiss keinen Eintrag, wenn der Vertreter der Specialarbeit über einzelne Dinge, die sein Fach betreffen, zu abweichenden Auffassungen gelangt ist; und eine solche Kritik von Einzelheiten würde ja gar nicht möglich sein, wenn nicht in den wesentlichen Punkten die Ausführungen des Verfassers in Uebereinstimmung mit den gesicherten Ergebnissen der Wissenschaft sich befänden.

Von Einzelheiten abgesehen, sind es hauptsächlich zwei Punkte, auf die Ref. die Aufmerksamkeit lenken möchte. Einmal glaubt er zu finden, dass dem Verf. trotz seiner principiellen Ablehnung aller Uebergriffe aprioristischer Constructionen doch ab und zu begegnet, dass mit dem Gebrauch geläufiger Wörter Ideenverbindungen sich als selbstverständlich eingeschlichen haben, die es keineswegs sind. Andererseits hat der Verf. wesentlich nur diejenigen Gebiete der Wissenschaft berücksichtigt, die bereits in der Zeit von etwa 1850—70 zu einem gewissen Abschluss gediehen sind; es hat aber gerade die Entwicklung der letzten 20 Jahre einige Ideen in den Vordergrund treten lassen, deren allgemein methodologische Bedeutung eine eingehende Würdigung verdient hätte. Gewiss kann man es dem Verf. nicht zum Vorwurf machen, wenn er an diesen theilweise nicht eben bequem zugänglichen Dingen vorbeigeführt worden ist; umsomehr aber glaube ich die Gelegenheit benutzen zu müssen, einmal vor einem nichtmathematischen Leserkreis nachdrücklich auf dieselben hinzuweisen.

Doch folgen wir der Anordnung des Buches. In den ersten, allgemeinen Abschnitten kommen der Natur der Sache nach mathematische Dinge nur gelegentlich zur Sprache. Von principieller Wichtigkeit sind die Auseinandersetzungen p. 82 ff., von denen einige Hauptpunkte hier angeführt sein mögen: „Die unmittelbare Gewissheit unseres Denkens hat ihre

Quelle stets in der Anschauung. Nicht umsonst ist daher das Wort „Evidenz“ nur eine Uebersetzung des Wortes „Anschaulichkeit“ . . . . Wenn nun aber auch alle unmittelbare Evidenz auf der Anschauung beruht, so kann doch die Anschauung selbst nicht die Evidenz sein. Gerade die angeführten Beispiele weisen auf Sätze hin, zu denen wir zwar durch die Anschauung veranlasst werden, die aber in keiner Anschauung unmittelbar verwirklicht sein können . . . Euklid hat daher sehr bezeichnend derartige Sätze Postulate genannt. Zu einem Postulat können wir der Natur der Sache nach nur gelangen, indem wir in unserm Denken eine Mehrheit von Anschauungen verbinden und verallgemeinern . . . (p. 90). Das Postulat der Begreiflichkeit würde nicht Stand halten können, wenn die Erkenntnissobjecte nicht fortwährend die Probe bestünden, dass sie durch das logische Denken in einen begreiflichen Zusammenhang gebracht werden können“. Man vgl. dazu auch p. 570: „Die Behauptung, dass $A = C$, wenn $A = B$ und $B = C$ ist, stützt sich ebensogut auf die Anschauung, wie der geometrische Satz, dass in einem Dreieck die drei Winkel gleich sind, wenn die drei Seiten gleich sind. Was sollen denn A, B und C bedeuten, wenn nicht Anschauungen oder Begriffe, die durch anschauliche Symbole vertreten werden und die einer logischen Behandlung allein deshalb zugänglich sind, weil wir anschauliche Zeichen für sie besitzen.“ Es gibt Mathematiker [ich gehöre nicht zu ihnen], die gerade in der Fernhaltung jeder direkten Berufung auf die Anschauung das Kriterium mathematischer Stringenz erblicken; man sieht, dass Verf. sich nicht auf ihre Seite stellt. Andererseits würde gegenüber einer der citirten Stellen zu erwägen sein, inwiefern den Postulaten überhaupt Evidenz zukommt; ich werde darauf noch zurückkommen müssen.

Auch die Discussion der Kant'schen Unterscheidung analytischer und synthetischer Urtheile (p. 170 f.) wird den Mathematiker interessiren, ebenso die Untersuchung des logischen Charakters des „Schlusses von n auf $n + 1$“ (p. 351; vgl. Bd. II, p. 131 ff.), für den Verf. den Namen „Induction“ mit Recht verwirft[1]). Die fundamentale Bedeutung dieser Schlussweise für die Begründung der Gesetze der arithmetischen

[1]) Sollte man nicht „inductio completa“ mit „vervollständigte Induction“ oder noch besser mit „Vervollständigung“ oder „Ergänzung“ der Induction übersetzen? Dann wäre nichts gegen den Terminus zu sagen.

Operationen und damit für die gesammte Mathematik ist neuerdings von Herrn POINCARÉ[1]) hervorgehoben worden. Den Grund des exacten Charakters der Mathematik findet Verf. darin, „dass die Controlle der Wahrnehmungen in Bezug auf die allgemeinen Eigenschaften von Zeit und Raum die ursprüngliche Form der Eigenschaften bestehen lässt" (p. 436). P. 437—52 findet sich eine ausführliche Erörterung der Grundbegriffe der Wahrscheinlichkeitsrechnung; Ref., dem dies Gebiet allerdings ferner liegt, findet dieselbe klar und überzeugend, vermisst aber eine Darlegung ihrer Anwendbarkeit auf kinetische Gastheorie u. dgl.

Einige Vorbehalte habe ich zu dem Abschnitt über „den mathematischen Raumbegriff" zu machen. Zunächst erscheint mir die denselben eröffnende Kritik der Formulirung der Axiome bei EUKLID[2]) ungerecht. Die „Zersplitterung in eine Menge einzelner Sätze" bietet ihm den Vortheil, dass er alle unmittelbare Berührung mit erkenntnisstheoretischen Fragen vermeidet: gewiss ein nicht zu unterschätzender Vortheil für ein in erster Linie doch didaktischen Zwecken dienendes Werk, zumal zu einer Zeit, in welcher unter jenen Fragen noch überall die Fussangeln der eleatischen Dialektik lagen. Herr LINDEMANN ist bei seiner eingehenden Kritik des euklidischen Axiomensystems zu dem Resultat gekommen: „wir stehen im Wesentlichen noch heute auf demselben Standpunkt wie EUKLID; und wir müssen den Scharfsinn bewundern, mit dem es schon im Alterthume möglich war, aus der Fülle der geometrischen Anschauungsformen diejenigen einfachsten Gesetze zu abstrahiren, welche nothwendig und hinreichend waren, um aus ihnen alle Eigenschaften geometrischer Figuren rein logisch zu construiren[3])". Auch ohne diesen Satz unbedingt zu unterschreiben, wird man gegen des Verfassers Verdammungsurtheil Verwahrung einlegen dürfen. — Den folgenden Auseinandersetzungen stimmt Ref. im Allgemeinen zu; er findet dabei nur einen allerdings fundamentalen Umstand ausser Acht gelassen. Die neueren Untersuchungen über die Principien der Infinitesimalrechnung haben zu einer Reihe von Begriffen geführt — überall unstetige und doch integrirbare, überall stetige und doch nirgends differentiir-

[1]) Revue de métaphysique et de morale, 1894, p. 371.

[2]) Der Kürze halber bediene ich mich mit dem Verf. des Namens; welche von den überlieferten Axiomen u. s. w. EUKLID's Vorgängern, welche etwa späteren Bearbeitern angehören, ist ja hier gleichgiltig.

[3]) Vorlesungen über Geometrie, II, 1 (Leipzig 1891) p. 558.

bare Functionen, umkehrbar eindeutige Beziehung eines eindimensionalen Gebietes auf ein zweidimensionales, u. dgl. mehr — denen in der Anschauung durchaus nichts Aequivalentes gegenübersteht. Die aus dieser Divergenz entspringenden Schwierigkeiten scheinen nur überwunden werden zu können, wenn man mit den Herren F. KLEIN[1]) und PASCH[2]) davon ausgeht, dass unsere Raumanschauung wesentlich ungenau ist, dass es jedesmal erst eines Grenzüberganges[3]) bedarf, um von den der unmittelbaren Raumanschauung zu entnehmenden Vorstellungen zu den abstracten Begriffen zu gelangen, mit denen die Mathematik operirt. (Dass die Postulate „in keiner Anschauung unmittelbar verwirklicht sein können", hatte Verf. oben selbst anerkannt.) Wenn dem aber so ist, stehen möglicherweise (d. h. doch zum Mindesten bis zu näherer Untersuchung) mehrere Wege zur Vollziehung eines solchen Grenzübergangs offen; und damit wird die Kritik hinfällig, die der Verf. der geometrischen Verwendung der neueren Untersuchungen über Mannigfaltigkeiten andern Verhaltens als der „EUKLIDische" Raum zu Theil werden lässt (p. 494 ff.). Ihre logische Bedeutung erkennt er übrigens an, und verwendet sie zur Kritik der KANT'schen Raumtheorie (p. 502). Uebrigens hängt damit zusammen, dass Verf. es ablehnt (p. 577), die Geometrie zu den Naturwissenschaften zu zählen.

Auch dagegen muss ich mich wenden, dass dem Verf. (p. 504) Richtung ein primärer Begriff ist, der zur Formulirung der fundamentalen Definitionen benutzt werden darf. Er beruft sich darauf, dass derselbe auf Zeit, Zahl, Empfindungsqualität in gleicher Weise angewendet werden könne. Das ist ja richtig, aber doch nur in einem so allgemeinen Sinne, dass es für die vom Verf. beabsichtigte specielle Verwendung nicht ausreicht. Denn bei Anwendung des Wortes auf den Raum treten Fragen auf, die in jenen Gebieten gegenstandslos sind. Zugegeben, ich habe eine Vorstellung der Richtung von einem Punkte A nach einem andern B; habe ich damit auch schon

1) Berichte d. Erlanger phys.-med. Gesellschaft (1873).

2) Vorlesungen über neuere Geometrie, Leipzig 1882.

3) Wie weit B. KERRY, der die Theorie der Grenzbegriffe zum Gegenstand eingehender Untersuchung gemacht hat, zu der Auffassung vorgedrungen ist, dass alle Begriffe der Geometrie in seinem Sinne Grenzbegriffe sind, ist aus dem publicirten Theil seiner Untersuchungen (Leipzig u. Wien 1890) nicht mit Sicherheit zu erkennen; p. 165 wird die Frage gestreift, aber nicht erledigt. Man vgl. aber Nr. VI, insbes. § 41 des in der Vorrede mitgetheilten Inhaltsverzeichnisses der Habilitationsschrift.

das Recht zu sagen: „BC fällt in dieselbe Richtung wie AB“ oder gar, wenn DE und AB nicht derselben Geraden angehören, „DE hat dieselbe Richtung wie AB“?

An dem Ausdruck: „der Raum ist eine Grösse“ (p. 504) kann man gleichfalls Anstoss nehmen. Verf. gibt, soviel ich sehe, keine Definition von „Grösse“; die gewöhnliche: „was vermehrt oder vermindert werden kann“, bietet hier doch Schwierigkeiten, die discutirt werden müssten. Zudem: es gibt einen ganzen, jetzt gewöhnlich analysis situs genannten Zweig der Geometrie, in dem die Raumgebilde überhaupt nicht als Grössen betrachtet werden; wie ist dieser unterzubringen?

In der Discussion über den psychologischen Ursprung der Raumanschauung (p. 505) mitzusprechen, darf ich nicht wagen. Verf. gibt eine Theorie, die er als „präempiristisch“ bezeichnet, als zwischen der „nativistischen“ und „empiristischen“ in der Mitte stehend. Der wesentliche Punkt scheint zu sein, dass er die Zeit- und Raumanschauung als „durch die Verwirklichung ursprünglicher Bedingungen der physischen und geistigen Organisation entstanden“ ansieht. In der Detailausführung spielen wieder (p. 513) die „Richtungen“ eine Rolle. Die den Abschnitt abschliessenden Erörterungen über den „objectiven Raum“ (p. 514 ff.) sind metaphysischer als einem Mathematiker zusagt; man wird auch diesen Begriff als einen Grenzbegriff auffassen müssen. Auch der folgende Abschnitt über die Bewegung (p. 518) steht unter der Herrschaft des unglückseligen Wortes „Richtung“. Dagegen stimme ich zu, wenn Verf. den eigentlichen Träger des Begriffs der Einheit im „einzelnen Denkact“ findet und die Ableitung der Zahl aus der Zeit ablehnt (p. 521); ebenso seiner Schilderung des „sich Ablösens“ des Discreten aus dem Stetigen, unter Einfluss unseres discursiven Denkens. Dass Verf. nicht nur in dem arithmetischen, sondern auch in den geometrischen Axiomen Anwendungen der logischen Axiome auf die Grössenbegriffe sieht (p. 561, was dann p. 580 des Näheren ausgeführt wird), kann auffallen; es ist aber so zu verstehen: Verf. hat die axiomatischen Bestimmungen bereits in seine Raumdefinition mit hereingenommen, sodass es allerdings nur logischer Operationen bedarf, um dieselben aus ihr wieder einzeln herauszupräpariren. Zu der Erörterung über die von Grassmann in der Geometrie, von Kirchhoff in der Mechanik versuchte Umwandlung aller Axiome in Definitionen (p. 575) wäre wohl noch Mancherlei zu sagen. Entschieden bestreiten aber wird jeder Mathematiker, dass Hankel's Permanenzprincip (p. 579) unter die Axiome

der allgemeinen Grössenlehre gestellt werden darf; es hat nur heuristische (Hankel sagt selbst: „hodegetische") Bedeutung, und seine Anwendbarkeit, die bekanntlich ihre Grenzen hat, bedarf in jedem einzelnen Falle des besonderen Nachweises. Was die sich anschliessenden phoronomischen Axiome betrifft, so beruhen sie durchaus auf den bereits besprochenen Auffassungen des Verfassers vom objectiven Raume und von der fundamentalen Bedeutung des Begriffs der Richtung; von anderen Auffassungen aus wird man sie ganz anders formuliren müssen. Zu der Anm. p. 581 ist zu bemerken, dass Herr C. Neumann wohl nur im Interesse concreterer Ausdrucksweise statt von „einem absolut unveränderlichen Punkt, von dem ein System unveränderlicher Coordinaten[axen] ausgeht" von einem „absolut starren Körper Alpha" gesprochen hat, ohne damit die physikalische Existenz eines solchen Körpers behaupten zu wollen; später hat er diese Redeweise selbst aufgegeben [1]).

Das folgende Capitel über das Causalgesetz ginge uns nichts an, wenn nicht die Erörterung des Trägheitsprincips (p. 601) hineinverflochten wäre. Dass zwischen den Begriffen „Bewegungszustand" und „Geschwindigkeit" noch ein Gedankensprung liegt (warum nicht Bewegungszustand = Beschleunigung?), scheint mir nicht genügend berücksichtigt; auf der Gleichsetzung beider Begriffe beruht aber die ganze Darlegung und damit eine Hauptsäule von des Verfassers Kosmologie. Diese Gleichsetzung hängt übrigens mit einem merkwürdigen mathematischen Missverständniss zusammen, das weiter unten zu besprechen sein wird. — Einwendungen, die gegen die folgenden Erörterungen über den physikalischen Kraftbegriff (p. 615), über die physikalischen Axiome (p. 619), speciell über die Unstatthaftigkeit der Annahme rotirender Kräfte zwischen den letzten Elementen (p. 622) nahe lägen, bricht Verf. selbst die Spitze ab durch die Schlussbemerkung (p. 624): „man darf sich niemals der Hoffnung hingeben, axiomatische Sätze, auch wenn dieselben in den allgemeinen Bedingungen der Erfahrung ihren Grund haben und insofern also a priori gelten, anders als durch die Erfahrung zu finden."

Der zweite Band beginnt mit einem Abschnitt „allgemeine Methodenlehre", in welchem aber bereits häufig auf die speciellen Methoden der Mathematik exemplificirt wird. Mit Recht scheidet Verf. durchaus (p. 2, p. 65 u. sonst) zwischen den Methoden der Forschung und denjenigen des Beweises;

[1]) Berichte der sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, 1887, p. 156.

dieser Unterschied und die selbständige Bedeutung der ersteren ist von Mathematikern nicht immer genügend gewürdigt worden. In einem der Paragraphen über die Abstraction (p. 11 u. p. 125) würde vielleicht eine eingehendere Erörterung derjenigen Abstractionen zweckmässig Platz finden, welche von den primitiven Raumvorstellungen zu den Definitionen der Geometrie führen; die Frage nach der Entstehung des Begriffs „geometrischer Punkt" scheint mir p. 128 zu leicht genommen zu sein. Zustimmen wird man wieder den Erörterungen über die Definition und der Betonung ihrer fundamentalen Bedeutung (p. 34. 39), sowie der nothwendigen Einseitigkeit jeder sogenannten „genetischen" Erklärung und Eintheilung, die von Pädagogen öfters überschätzt worden sind. Ueber dichotomische Eintheilungen und über Definition durch negative Merkmale (p. 63) liesse sich vom mathematischen Standpunkte aus noch Mancherlei beibringen, ebenso zu den Erörterungen von p. 69 und 172 über die gegenseitige Rolle von Theorem und Problem, über die ja schon Plato's nächste Schüler stritten. Den Auseinandersetzungen über synthetisches und analytisches Beweisverfahren (p. 70 f.), sowie über den indirecten Beweis (p. 74 ff.) wird man im Allgemeinen zustimmen müssen; wie ein deductiver Beweis (p. 76) von $a \cdot b = b \cdot a$ zu führen ist, hat Grassmann gezeigt und neuerdings Herr Poincaré in dem p. 411 citirten Aufsatz wieder dargestellt.

Es folgt ein umfangreicher Abschnitt (p. 87—259): „von der Logik der Mathematik". Die Aufgabe der Mathematik formulirt Verf. p. 88 folgendermassen: „die denkbaren Gebilde der reinen Anschauung, sowie die auf Grund der reinen Anschauung vollziehbaren formalen Begriffsconstructionen in Bezug auf alle ihre Eigenschaften und wechselseitigen Relationen einer erschöpfenden Untersuchung zu unterwerfen". Man wird dem zustimmen können unter dem Vorbehalt, dass der zwischen den concreten Anschauungsformen und den abstracten mathematischen Begriffen liegende Grenzübergang mit in die Definition aufgenommen zu werden verdiente. Uneingeschränkte Zustimmung dagegen muss ich den folgenden Erörterungen zollen, die dem Recht des formalen Denkens, seine Objecte selbst zu wählen, ebenso gerecht werden, wie der Erfahrung, dass schliesslich doch nur die irgendwie an die Anwendungen geknüpften Aufgaben der Ausbildung fruchtbarer mathematischer Methoden förderlich waren; sowie die anschliessende knappe Skizze des Entwicklungsganges der Mathematik. Treffend erscheint mir p. 94 f. die Würdigung der Leistung Descartes',

die nicht in den rechtwinkligen Coordinaten liegt, sondern in der allgemeinen Anwendung der algebraischen Symbolik auf beliebige Grössen. (Dass DESCARTES' Geometrie zunächst nur eine algebraische war, keine analytische in dem Sinne, der vorzugsweise auf das Transcendente zielt, ist p. 191 ff. mit Recht betont.)

Im folgenden Paragraphen (p. 100 ff.) treten die alten Namen des „Realismus" und „Nominalismus" auf zur Bezeichnung der zweierlei Auffassungen über die Voraussetzungen der Mathematik: der erste sucht für dieselben „eine dem Zufall wechselnder Erfahrungen entrückte Quelle der Erkenntniss in dem menschlichen Geiste selbst", der zweite betrachtet sie als „empirisch entstandene, aber durch willkürliche Annahmen von den Erfahrungsobjecten abweichende Vorstellungen". Nach einer historisch-kritischen Darstellung der Wandlungen beider, von DESCARTES bis J. ST. MILL, lehnt Verf. p. 113 beide ab. Zu einer eigenen Auffassung bahnt er sich den Weg durch eine Untersuchung der historischen Bedeutung (p. 112) und der bleibenden Formen (p. 118) mathematischer Induction, die nun freilich stark beeinflusst ist von der bereits besprochenen Auffassung der arithmetischen Zahlformeln als inductiv gewonnener Erkenntnisse. Er gelangt so schliesslich (p. 127) zu der Formulirung: „mathematische Begriffe kommen zu Stande, indem wir von allen denjenigen Elementen der Vorstellung abstrahiren, die in dem Object ihre Quelle haben." Was hiegegen einzuwenden ist, ist im Vorhergehenden bereits zur Sprache gekommen.

Mit der „logischen Ableitung der Zahlarten und Zahlsysteme", die p. 139 ff. gegeben wird, gestehe ich, nicht eben viel anfangen zu können; wohl aber scheint mir KRONECKER's „Arithmetisiren" in der Fussnote zu p. 140 richtig behandelt zu sein. Ebenso bin ich mit der Discussion des Mannigfaltigkeits- und des mathematischen Unendlichkeitsbegriffs (p. 149. 150) einverstanden, desgleichen mit dem Anfang der algebraischen Erörterungen (p. 157 ff.), während ich mit dem Schluss derselben wieder nichts anzufangen weiss. Was es eigentlich heisst: eine algebraische Gleichung auflösen, kommt gar nicht zur Sprache.

Die folgende Untersuchung der einzelnen geometrischen Methoden geht mit einer gewissen Liebe ins Detail; sie mündet (p. 184 ff.) in einer Verherrlichung der synthetischen Behandlung projectiver Eigenschaften etwa im Geiste von HANKEL's Festrede von 1870. Die Entwicklung der letzten 25 Jahre hat

bekanntlich diese Auffassung in doppelter Hinsicht berichtigt. Einmal hat sich herausgestellt, dass die Bevorzugung der projectiven Eigenschaften eine Einseitigkeit ist, dass sie weit davon entfernt sind, die ganze Geometrie zu umspannen. Andererseits ist die Anschaulichkeit, welche die sogenannte „synthetische“ Behandlung der Raumgebilde ersten und zweiten, allenfalls noch dritten Grades auszeichnete, immer mehr verloren gegangen, je schwierigere Probleme man in Angriff nahm, und die „Synthetiker“ haben sich zur Ausbildung eines Algorithmus genöthigt gesehen, der dem der „analytischen“ Geometrie an Leichtigkeit kaum, an Biegsamkeit sicher nicht gleichsteht. Eine sachgemässe Charakteristik der MOEBIUS-GRASSMANN'schen Methoden geometrischer Analysis in ihrer Beziehung zu Systemen complexer Zahlen (p. 194 ff.) schliesst das Capitel.

Das letzte Capitel des Abschnitts behandelt den Functionsbegriff und die Infinitesimalmethode. Der Entwicklung des Begriffs der Function (p. 189 ff.) wird man sofort zustimmen, mit Ausnahme der einen Behauptung (p. 203), dass eine Function reeller Grössen nothwendig eindeutig sei, nur eine Function complexer Variabeln mehrdeutig sein könne. Bei transcendenten Functionen kann ja in der That von der Zusammengehörigkeit zweier Functionszweige zu einer und derselben mehrwerthigen Function nur vom Standpunkt der Theorie der analytischen Fortsetzung einer analytischen Function complexen Arguments gesprochen werden; aber seine methodische Rechtfertigung findet dieser Standpunkt letzten Endes doch darin, dass innerhalb des algebraischen Gebietes der Begriff der Gesammtheit der Zweige einer monogenen Function mit dem der Gesammtheit der Wurzeln einer irreducibeln algebraischen Gleichung sich deckt; und dieser letztere Begriff kann auch unter Beschränkung der Betrachtung auf reelle Grössen gewonnen werden. Wenn es übrigens p. 219 heisst: „vieldeutig kann eine Function überhaupt nur sein, wenn sie in irgend einer Weise mit einer periodischen Veränderung zusammenhängt“, so muss man das „in irgend einer Weise“ so weit wie nur möglich fassen, wenn die Behauptung richtig sein soll. — Tiefer einschneidend ist, dass p. 209 ff. die lediglich heuristische Natur der Methode der unbestimmten Coefficienten verkannt und in Folge dessen der TAYLOR-MACLAURIN'schen Reihenentwicklung uneingeschränkte Gültigkeit zugesprochen wird; demgemäss erscheint LAGRANGE's théorie des fonctions analytiques p. 240 als letztes Wort der Infinitesimalrechnung.

Dagegen gehören im übrigen die Entwicklungen über den

Differentialbegriff (p. 223—39) zu den feinsinnigsten Theilen des ganzen Abschnitts. Einige Dinge, die dem Verständniss zunächst Schwierigkeiten bereiten, wie z. B. die Unterscheidung zwischen phoronomischem (NEWTON'schem) und geometrischem (LEIBNIZ'schem) Differentialbegriff, werden klarer, wenn man den von der Integration handelnden Paragraphen hinzunimmt. — Gegen die Behauptung übrigens: „zwar die Differentiation, nicht aber die Integration sei ein nach selbstständigen Regeln vor sich gehendes Verfahren", muss ich mich wieder wenden. Integrationen einfacher Art vollzogen hat schon ARCHIMEDES; das 17. Jahrhundert hat dann beides, Differentiiren und Integriren, in einer Reihe einzelner Fälle für sich getrieben. Die Leistung von NEWTON und LEIBNIZ liegt wesentlich in der Erkenntniss der Reciprocität der beiden Operationen; von da an brachte jeder Fortschritt auf dem einen Gebiete zugleich einen Fortschritt auf dem andern Gebiete mit sich, und darauf beruht das raschere Tempo, das die Entwicklung seitdem einschlägt. Dass in unseren Lehrbüchern diese Doppelseitigkeit des Verhältnisses zurücktritt, hat seinen Grund darin, aber auch nur darin, dass sie sich auf die sogenannten „elementaren" Functionen beschränken. Innerhalb dieses beschränkten Gebietes ist ja nun freilich zwar die Differentiation, nicht aber die Integration in jedem Falle ausführbar und man somit berechtigt, jene als directe, diese als inverse Operation aufzufassen; aber darüber hinaus hört das auf. Von einer transcendenten Function, die nicht durch Integration algebraischer Functionen oder Umkehrung solcher Integrale entstanden ist, sind wohl stets die Eigenschaften des Integrals leichter abzuleiten als die des Differentials (man denke etwa an die Gamma-Function); der Kreis der integrirbaren Functionen erstreckt sich überhaupt weiter als der der differentiirbaren (vgl. des Verfassers Fussnote p. 202), und selbst für didaktische Zwecke würde es jedenfalls ausführbar und vielleicht zweckmässig sein, mit dem Integral anzufangen und sich die Schwierigkeiten des Differentialbegriffs auf später zu versparen.

Ebensowenig lassen sich die Behauptungen (p. 250 f.) halten: „eine ebene Curve lässt ein allgemeineres Gesetz als dasjenige der Richtungsänderung, das durch die Differentialgleichung zweiter Ordnung zwischen den beiden Coordinaten dargestellt wird, überhaupt nicht mehr zu" und: „die Bedingungen unserer Raumanschauung bringen es mit sich, dass bei den Anwendungen der Infinitesimalmethode Differentialgleichungen höherer Ordnung nur in gewissen Ausnahmefällen

vorkommen". Deviationsparabel und fünfpunktig berührender Kegelschnitt sind doch ebensogut geometrische Begriffe als Krümmungskreis. Mathematische Consequenzen hat dieses Missverständniss ja nicht (dass begrifflich der Fortschritt zu höheren Differentialquotienten keine Grenzen hat, erkennt Verf. selbst an), wohl aber weittragende physikalische, wenn man will, kosmologische. Dass die mathematische Behandlung der Naturerscheinungen im Allgemeinen auf Differentialgleichungen gerade zweiter Ordnung führt, erscheint auf Grund der Auffassung des Verfassers als a priori selbstverständlich, während es doch für den Mathematiker das merkwürdigste empirische Resultat der ganzen Physik ist. Es schleicht sich so der philosophisch glücklich überwundene Apriorismus unter mathematischem Deckmantel wieder ein.

Der Abschnitt schliesst mit einigen Bemerkungen über die Entstehung transcendenter Functionen aus der Integration algebraischer. Tiefer in die moderne Functionentheorie dringt Verf. nicht ein. Dadurch bleibt es ihm erspart, sich mit den Schwierigkeiten auseinander setzen zu müssen, welche gerade auf diesem Gebiet einer einheitlichen Auffassung entgegenstehen: einerseits hat sich die ausgiebige Benutzung der geometrischen Anschauung als mächtiges Hilfsmittel des Fortschritts erwiesen, andererseits führt die logische Zuschärfung der Begriffe mit unerbittlicher Consequenz zu Abstractionen, denen keinerlei adäquate Anschauung mehr gegenüber steht.

Ganz ohne Erwähnung bleiben drei nahe verbundene Begriffe, welche für die Entwicklung der Mathematik in den letzten Decennien von fundamendaler Bedeutung geworden sind: Gruppe — Invariante — vollständiges System. Es ist zunächst neben den allgemeinen Begriff des mathematischen Objects der gleich allgemeine der mathematischen Operation getreten, die ein Object in ein anderes überführt. Solche Operationen sind z. B. die Substitution, die eine Permutation einer Anzahl Buchstabensymbole in eine andere umsetzt, die Bewegung, die ein Raumgebilde in ein ihm congruentes, die Spiegelung, die es in ein zu ihm symmetrisches verwandelt. Wird ein Object α zuerst durch eine Operation A in ein anderes β und dieses durch eine zweite Operation B in ein drittes γ verwandelt, so ist dadurch eine Operation C bestimmt, welche α in γ verwandelt; man nennt C die aus A und B (in dieser Reihenfolge) zusammengesetzte Operation. (Sind z. B. A, B Spiegelungen an zwei zu einander senkrechten Ebenen, so ist C eine halbe Drehung um ihre Schnittlinie.) Eine (endliche

oder unendliche) Mannigfaltigkeit von Operationen heisst nun dann eine Gruppe, wenn sie jede Operation enthält, die aus irgend zweien ihrer Operationen zusammengesetzt ist. Eine solche Gruppe bilden — und hierin liegt die Wichtigkeit des Begriffs — immer alle diejenigen Operationen, welche ein bestimmtes Object ungeändert lassen (man denke etwa an die Gesammtheit derjenigen Bewegungen im Raume, welche einen Würfel, oder derjenigen, welche eine Schraubenlinie mit sich zur Deckung bringen). Ein solches Object heisst dann eine Invariante der betreffenden Gruppe; eine Eigenschaft, welche allen Objecten zukommt, die aus einem gegebenen durch die Operationen der Gruppe hervorgehen, eine der Gruppe gegenüber invariante Eigenschaft. Endlich hat sich in einer grossen Anzahl der bisher näher untersuchten Fälle herausgestellt, dass alle Invarianten einer Gruppe aus einer verhältnissmässig geringen Anzahl von solchen durch verhältnissmässig einfache Operationen abgeleitet werden können; die Gesammtheit dieser letzteren bezeichnet man dann wohl als ein vollständiges System von Invarianten.

Gewiss klingt das alles sehr unbestimmt; aber es handelt sich in der That um Begriffe von sehr allgemeiner Tragweite, und eine Erläuterung durch ausgeführte Beispiele würde zu viel Raum in Anspruch nehmen. Aber auf drei Gesichtspunkte möchte ich die Aufmerksamkeit noch lenken, die mir methodologisch von Bedeutung zu sein scheinen.

Einmal hat sich herausgestellt, dass das durch diese Fragestellungen eröffnete Gebiet schliesslich doch nicht so unabsehbar ist, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Die Untersuchungen von Herrn Sophus Lie haben gezeigt, dass durchweg nur eine endliche, meist nur eine kleine Anzahl von Gruppen, bezw. von Gruppentypen von tiefergehendem Interesse ist; man kann also, wenn man alle Typen einer bestimmten Kategorie aufgezählt hat, in der That davon reden, dass ein bestimmtes Untersuchungsgebiet zu einem gewissen Abschluss gelangt ist. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, das zugleich frühere Bemerkungen (p. 417) zu ergänzen bestimmt ist: neben die „projective Geometrie“ haben diese gruppentheoretischen Untersuchungen als gleichberechtigt die vorher nur hie und da gepflegte „Geometrie der reciproken Radien“ treten lassen; aber es hat sich gezeigt, dass neben diese beiden „Geometrien“ keine dritte von gleichem Grade der Allgemeinheit zu stellen ist.

Zweitens: Man hat vielfach als methodologisches Princip aufgestellt: eine „wissenschaftliche“ Behandlung der in Bezug

auf eine bestimmte Gruppe invarianten Eigenschaften müsse sich streng innerhalb des Gebietes derselben halten und dürfe Sätze anderer Art auch nicht als Durchgangspunkte der Entwicklung herbeiziehen; es würde von Interesse sein, dieses Princip einmal vom Standpunkt der allgemeinen Methodenlehre auf seine Berechtigung hin geprüft zu sehen.

Drittens: Man hat sich oft darüber verwundert, dass in der mathematischen Behandlung verschiedener physikalischer Gebiete oder desselben Gebietes auf Grund der verschiedensten Hypothesen soviel formale Uebereinstimmung herrscht: der letzterwähnte Satz von der Endlichkeit der Invariantensysteme deckt den mathematischen Grund dieser Erscheinung auf.

Man sieht, dass hier die mathematische Entwicklung zu Anschauungen gelangt ist, an deren allgemein methodologischer Bedeutung man nicht mehr wird vorbei gehen dürfen. Dass sie dem Verf. entgangen sind, ist begreiflich, da sie noch keine leicht zugängliche Darstellung in diesem Sinne gefunden haben. Auch das wenige, was ich hier darüber habe sagen können, macht keinen Anspruch darauf, die Frage zu erschöpfen; die Gelegenheit, wenigstens auf sie hinzuweisen, habe ich nicht ungenutzt lassen wollen.

Doch kehren wir zu dem vorliegenden Werke zurück, von dem noch der auf die Mechanik bezügliche Abschnitt zu besprechen bleibt. Er erscheint als Unterabtheilung eines den allgemeinen Grundlagen der Naturforschung gewidmeten Capitels, in dem Verf. ihre Stellung folgendermassen präcisirt (p. 266): „Während die Mechanik ihren Betrachtungen abstracte Hypothesen zu Grunde legt, die in keiner Erfahrung vollständig verwirklicht sind, hat die Physik den besonderen Bedingungen Rechnung zu tragen, die für die Geltung der mechanischen Gesetze aus den speciellen Eigenschaften und Verbindungen der Naturobjecte entstehen“. Diese scharfe Scheidung kann ich als berechtigt nicht anerkennen: die absolut schwarzen, absolut athermanen, die Electricität absolut nicht leitenden Körper der andern Theile der theoretischen Physik sind Abstractionen von durchaus demselben Charakter wie die absolut starren Körper der Mechanik. Man sieht aus dem folgenden Satz, dass es wieder ein Rest des alten Anspruchs der Philosophie auf apriorische Construction des Thatsächlichen ist, was den Verf. zu seiner Auffassung bestimmt: dass alle Naturvorgänge in letzter Instanz Bewegungen sind, wird als eine Folgerung aus „der qualitativen Unveränderlichkeit der Materie“ angesehen. Aber selbst wenn es Bewegungen sind, brauchen es doch nicht

Bewegungen starrer Atome zu sein; nur wenn sie das wären, wäre die Abtrennung der Mechanik starrer Körper von der übrigen Physik im Sinne des Verfassers gerechtfertigt. — Die Darstellung der historischen Entwicklung der mechanischen Grundbegriffe selbst (p. 291 ff.) ist übrigens sehr lesenswerth; mit der Erörterung über das Postulat der geschlossenen Naturcausalität (p. 332) greift sie ein in die letzten Fragen der Erkenntnisstheorie. Damit ist denn auch die Grenze erreicht, innerhalb deren dem Mathematiker als solchem noch mitzusprechen gestattet ist. —

Eine Reihe einzelner Bemerkungen, die im Vorhergehenden keine Stelle gefunden haben, sei hier noch beizufügen erlaubt.

Band I p. 195 fehlt in der Definition des Kreises die Determination: ebene Linie. — p. 205. 212 vertheidigt Verf. (wohl manchem Schulmeister zum Schrecken) das Recht, eine Definition mit „wenn“ zu beginnen. — p. 351. Wie ist die Frage zu verstehen: „ob eine arithmetische Reihe convergent sei oder nicht?“

Band II. An verschiedenen Stellen (p. 10. 85. 121. 131. 171) werden einzelne Beweise Euklid's kritisirt. Man muss, um nicht mit ungerechten Forderungen an den alten Meister heranzutreten, zwei methodologische Forderungen im Auge behalten, die er sich durchweg auferlegt hat. Einmal hat er den Gebrauch der Bewegung starrer Gebilde auf den Fall eingeschränkt, wo sie in der That nicht entbehrt werden kann: den Beweis der Congruenzsätze; in allen andern Fällen recurrirt er auf diese letzteren. Zweitens gibt er eine strenge Theorie der irrationalen Verhältnisse und der sich auf diese stützenden Aehnlichkeitssätze; da er diese nun ihrer Schwierigkeit wegen möglichst weit hinausschieben, andererseits aber Sätze, wie den pythagoreischen Lehrsatz, bald bringen will, ist er genöthigt, diese ohne Zuziehung der Aehnlichkeitslehre zu beweisen. Man kann über die methodologische wie über die didactische Berechtigung dieser Principien streiten, wird aber zugeben müssen, dass sie mit Consequenz durchgeführt sind. — p. 67. Was Verf. „logische Variable“ nennt, heisst in der Mathematik „Parameter“ in einer der vielen Bedeutungen dieses Wortes. — p. 125. Die Voraussetzung, dass jede Grössenfunction eine Reihenentwicklung [nach Potenzen der unabhängigen Variabeln] gestatte, lässt sich weder so wie es Verf. thut, noch überhaupt rechtfertigen. — p. 134 wird „die Schwierigkeit, die die Geometer im Parallelenaxiom gefunden haben“, verkannt. Dass der dort besprochene Satz durch Induction aus der unmittel-

baren Anschauung gewonnen ist und durch „exacte Analogie“ über jede mögliche Anschauung hinaus verallgemeinert wird, ist gar nicht, was in Frage steht; sondern die von Mathematikern aufgeworfene und mathematisch zu beantwortende Frage ist die: enthält das Parallelenaxiom ein neues, von den übrigen Axiomen unabhängiges Anschauungselement, oder kann es auf rein logischem Wege ohne erneuten Recurs auf die Anschauung aus jenen abgeleitet werden? — p. 145. 148. Die „innere Nothwendigkeit“, die den gemeinen complexen Zahlen im Gegensatz zu Quaternionen u. dgl. zukommen soll, ist unter den Mathematikern jetzt durchaus nicht mehr allgemein anerkannt.

Göttingen. H. Burkhardt.

Hume's, D., Tractat über die menschliche Natur. 1. Theil. Ueber den Verstand. Uebersetzt von E. Köttgen, die Uebersetzung überarbeitet und mit Anmerkungen versehen von Th. Lipps. Hamburg u. Leipzig, L. Voss, 1895.

Der Herausgeber hat mit Recht auf die eminente Bedeutung dieser Untersuchungen für alle diejenigen, welche sich für die Geschichte der neueren Philosophie interessiren, nachdrücklich hingewiesen, und es sogar in eine durchaus nicht unebenbürtige Parallele zu Kant's Kritik der reinen Vernunft gesetzt. Hume ist, so sagt Lipps, Meister in der Kunst der psychologischen Analyse, durch die allein das Erkenntnissproblem zu lösen ist, und die für alle sonstige philosophische Arbeit die Voraussetzung bildet. Dazu kommt, dass Hume zu den klarsten Schriftstellern gehört. Hume ist klar auch in seinen Irrthümern. Er ist zugleich der lebendige Beweis dafür, dass wahre Tiefe mit Klarheit und Einfachheit nicht unvereinbar ist. Hume führt überall in die Tiefe, aber er meidet den blossen Schein der Tiefe. Diese wissenschaftliche Wahrhaftigkeit und die daraus fliessende Bescheidenheit des Wissens, das sind nicht die letzten unter den Eigenschaften, welche „die Abhandlung über die menschliche Natur“ geeignet machen, in die Philosophie einzuführen. Wir können hier auf den reichen Inhalt des Werkes begreiflicher Weise nicht ausführlich eingehen. Nur einige Bemerkungen seien gestattet. In erster Linie ist die Abneigung des scharfsinnigen Denkers gegen jede rein dialektische und speculative Behandlung philosophischer Fragen beachtenswerth; wie er von vorne herein

zugiebt, dass uns das sogenannte Wesen des Geistes ebenso unbekannt sei, wie das der Körper ausser uns, so hält er sich überall streng an die Aussagen der Erfahrung. Jede Hypothese, so erklärt er, welche die letzten und ursprünglichen Eigenschaften der menschlichen Natur entdeckt haben will, sollte darum als anmassend und chimärisch zurückgewiesen werden. Dieser wohlthuende Skepticismus (so könnte man fast sagen) tritt sodann in der Untersuchung über das Ich und die persönliche Identität unumwunden zu Tage. Wie die buddhistische Psychologie, so fasst auch Hume das vielgerühmte schöpferische Ich nur als ein Bündel von Vorstellungen (selbst die Worte entsprechen sich genau), eine Auffassung, welche durch die neueren psychisch-pathologischen Studien von Ribot u. A. empirisch bestätigt wird. Jene angebliche Identität, die sich immer gegenständliche und klar bewusste Persönlichkeit löst sich bei genauerer Betrachtung auf in ein ziemlich lockeres System associativer Beziehungen, die noch dazu (sehr im Gegensatz zu der gewünschten Souverainität einer Substanz) durchaus von körperlichen Functionen und Zuständen abhängen. Auch hier hilft in der That nur eine vorurtheilslose psychologische Zergliederung der in Frage kommenden psycho-physischen Processe, während eine bloss metaphysische Erörterung lediglich ein mehr oder minder geistreiches Spiel mit leeren Begriffen darstellt. Im Uebrigen muss diese Untersuchung, je weniger sie sich nur auf experimentelle Beobachtungen stützen kann, um so mehr darauf bedacht sein, jenen verhängnissvollen „letzten“ Principien möglichst auszuweichen und sich auf die methodisch gewonnenen Erfahrungen, wie sie gerade die moderne Psychiatrie in Aussicht stellt, beschränken. Wo Erfahrungen dieser Art mit Verständniss gesammelt und verglichen werden (so könnte man mit Hume sagen), da dürfen wir hoffen, auf sie eine Art Wissenschaft zu gründen, die an Sicherheit den Resultaten anderweitiger menschlicher Forschung nicht nachsteht, sie zugleich an Nutzen weit übertrifft.

Die Uebersetzung, die sich, beiläufig bemerkt, nicht sklavisch an die einzelnen Worte bindet, sondern — freilich möglichst genau — das Original wiedergiebt, liest sich leicht und gut; in zweifelhaften Fällen helfen besondere Anmerkungen mit sachlichen Erklärungen dem Verständniss nach, so dass in der That unseres Erachtens dies Buch allen Interessenten warm empfohlen werden kann.

Bremen. Th. Achelis.

L'Année Psychologique. Publiée par MM. H. Beaunis, Professeur honoraire, et A. Binet, Docteur ès sciences, avec la Colloboration de MM. Th. Ribot, Professeur au Collège de France, et Victor Henri, Attaché au Laboratoire de M. Wundt à Leipzig. Première Année. 1894. Bibliothèque de Philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1895. Preis 10 Frcs.

Nichts kann besser als dieses Buch einen Einblick gestatten in die mannigfachen Werkstätten, in denen dem Verständniss der Bewusstseinserscheinungen vorgearbeitet wird. Originalaufsätze und Berichterstattungen aus allen Zweigen der gesammten Litteratur, welche auf Seelenkunde Bezug haben, vereinigen sich, um ein ausserordentlich reiches, höchst werthvolles Material zusammenzutragen. Dazu kommt noch ein Verzeichniss aller irgendwie hergehöriger Veröffentlichungen in einer Zahl von 1217 Nummern, das jedem selbstständigen Arbeiter höchst erwünscht sein wird.

Binet und Henri haben Untersuchungen über das Gedächtniss für Worte und für Phrasen vorgenommen und gefunden: Die Worte bleiben wie Töne innerlich bestehen und werden dann zur Erinnerung angeregt durch die Analogie mit anderen bewussten Worten oder durch Verknüpfungen in der Gedanken-Reihenfolge; dann können sie auch von selbst im Gedächtniss erstehen ohne weitere Beziehungen oder bloss dadurch, dass die Aufmerksamkeit oder der Wille wieder auf den stattgehabten Versuch gerichtet wurde. Das Gedächtniss für Phrasen oder Gedanken wird mit dem Alter etwas besser und ist überhaupt sehr viel sicherer als bloss für einzelne Worte. Je länger und je mehr verknüpft die Phrasen, desto mehr wird vergessen und zwar das Unwesentliche. Bei kurzen Phrasen werden häufiger Synonyme eingeführt, bei langen Phrasen wird mehr ganz vergessen. Kinder vereinfachen die Syntax, brauchen mehr ihre gewohnten Worte und ändern bei langen Phrasen leicht den Sinn der Dictate.

Sehr interessant sind die Mittheilungen von Binet und Passy über die Art der Arbeit verschiedener dramatischer Autoren, Sardou, Dumas, Daudet, Pailleron, Meilhac, de Goncourt, Coppée, de Curel. Wir lernen, dass es auch da nur mit natürlichen Dingen zugeht, nicht anders als bei gewöhnlicher Geistesarbeit. Die Gesammtheit aller Erfahrungen und Beobachtungen bildet die Grundlage. Ein besonderer Umstand, oft eine eigene Gemüthsbewegung, eine auffallende

Erscheinung bildet den Krystallisationspunkt, um den nach innerer Reifung und kritischem Durchbruch alles Andere sich gestaltet, meist in mühevoller Arbeit, theils durch liebevolle Vertiefung in den Gegenstand, theils durch kritische Säuberung der Darstellungsversuche. Beim Einen geschieht diese Vorbereitung im Kopf und es fliesst dann die Arbeit scheinbar mühelos aus der Feder. Beim Andern entsteht die Geburt unter einem unendlichen Wirrwarr von Verbesserungen auf dem Papier. Immer theilt der Autor die Gemüthsbewegungen seiner Personen. Einmal werden die Gestalten so lebhaft sichtbar oder hörbar vom Schriftsteller empfunden, als ob er in den Zustand eines Doppelbewusstseins eintreten würde; einem Andern fliessen die Gedanken zu, ohne dass er sich irgendwie eine Rechenschaft geben kann, wie seine Werke entstehen. Man wird mit grossem Gewinn das Einzelne im Original nachlesen.

Weeks untersucht den Luftdruck im Munde beim Reden und die Bewegungen des Gaumensegels. Flournoy lässt zahlreiche Individuen zehn Zeichnungen ausführen und zehn Worte schreiben und ermittelt nachher die Gründe, welche jeweilen gerade diese Auswahl bestimmten. Es zeigen sich die allerverschiedensten und mannigfaltigsten Momente, welche jeweilen diese Ideenbildung bestimmten.

Ein Studirender wird von demselben Autor geschildert, der mit der Vorstellung jeden Wochentages eine Person in ganz bestimmter Stellung und Thätigkeit vor Augen hat; Aehnliches geschieht durch einzelne Buchstaben oder Worte.

Untersuchungen über Täuschungen in der Schätzung von Gewichten ergaben Flournoy, dass es das Wissen des grösseren Umfanges ist, was bei gleichem Gewicht umfangreichere Gegenstände leichter erscheinen lässt.

Psychologische Laboratorien in Amerika sind nach der Zusammenstellung von Delabarre in solcher Menge und mit so trefflichen Einrichtungen vorhanden, dass Grosses von denselben zu erwarten ist.

Unmöglich, über den reichen Inhalt des referirenden Theiles auch nur Andeutungen zu machen, über die Arbeiten von Cajal, Retzius und allen Anderen über die feinste Hirnhistologie, über die Lichtbahn, Prüfungen der Sinnesthätigkeit, Ideenverknüpfung, Gedächtniss, Gemüthsbewegung, Bewegung, Sprache, Psychophysik, Kinderpsychologie, Hypnotismus, Nervenkrankheiten, Geisteskrankheiten. Einige Lehrbücher, Monographien und neue Apparate finden eingehende kritische Besprechung. Zeichnungen geben geeigneten Ortes werthvolle

Erläuterung des Textes. Den Beschluss bildet ein kurzer Lebensabriss der grossen Todten CHARCOT, MYERS, ROMANES, HELMHOLTZ, BROWN-SEQUARD.

Zürich. J. SEITZ.

Hausegger, Dr. Friedrich v., Privatdocent in Graz. Das Jenseits des Künstlers. Wien 1893. Karl Konegen. XII, 311 S. 8°. (Mk. 4.)

Dem Titel entsprechend will der Autor am künstlerischen Schaffensprozess nicht jenen Teil betrachten, welcher dem Produkte zu seiner objektiven Gestaltung verhilft, also speziell die Schaffensthätigkeit als Akt — er will nur die ihr zu Grunde liegenden Impulse, die psychologischen Vorbedingungen, das innere Werden betrachten — „nicht wie ausgedrückt wird“, sondern „was es ist, das zum künstlerischen Ausdruck drängt“.

Ausgegangen wird von dem Begriffe des Produktivseins. Produktiv sein allgemein ist ein unwillkürliches Schaffen (S. 1), ein von der Person des Handelnden unabhängiges Werden in ihm (3). Um diesem Werden beizukommen, um über diesen Zustand nähere Aufschlüsse zu erhalten, werden ähnliche Zustände zur Betrachtung herangezogen und zwar nach Begründung durch eine grosse Anzahl von Aussprüchen der Künstler selbst. Zunächst der Traumzustand, dann auch die Vorgänge des Wahnsinnes, mit Trunkenheit und Fieberwahn als Uebergangsstufen und endlich auch die Erscheinungen des Somnambulismus und der Hypnose. Das ist durchaus berechtigt, und man ist gespannt auf die Ergebnisse der also modern erweiterten Frage. Was wir aus der über 150 Seiten ausgesponnenen Voruntersuchung erfahren, ist folgendes. Der Traum sei nicht immer nur Umsetzung äusserer Einwirkungen in Bilder; von einer bestimmten Grenze an beginne eine innere gestaltende Thätigkeit, ein Zustand ursprünglicher Produktivität (86), ein frei schöpferischer Akt (91), mit leichter beweglichen Empfindungen und loserer unregelmässiger Assoziationsverbindung. Dasselbe finde in den andern angeführten Zuständen statt, nur dass die Unregelmässigkeit der Ideenverbindung mehr und mehr anwachse und im Irrsinn zu einer dauernden werde. Daraus wird nun eine „Spaltung“ des „Ich“ abgeleitet. Dem Tages-Ich tritt ein Traum-Ich gegenüber (78), welches zur Erklärung dieser inneren gestaltenden Thätigkeit als eines freien Spieles (87) ohne Streben nach den Zwecken des Tageslebens (82) dient. Das ist nichts als eine Anthropomorphisirung eines gewissen Gehirn-

zustandes, wohl benutzbar, um eine greifbare Verdeutlichung zu erhalten, niemals aber als wissenschaftliche Erklärung.

Mit Aufstellung des Nacht-Ich ist für unsern Autor aber das gestellte Problem gelöst. Da des Künstlers Gehirn die Veranlagung hat, leichter und schneller zu reagiren als dasjenige des Laien (was übrigens nur in sehr beschränktem Maasse richtig ist), und sich dabei im Zustand einer gewissen Begeisterung (205) befindet, einer Befreiung vom Zwang des Tagesbewusstseins in der Sammlung (205) oder Koncentrirung (208), da in ihm eine von Willen und Bewusstsein unabhängige Vorstellungsthätigkeit (211) vorhanden sein muss und da diese innere selbständige Vorstellungsthätigkeit anzunehmen ist als Ausfluss des Traum- und Nacht-Ich, so ist dieses als Ursache der Produktivität anzunehmen. Der „wach gewordene Erregungszustand" ist derjenige eines selbstthätigen, dem „erkennenden Ich" gegenüber stehenden „transcendentalen Ich", das im Künstler lebendig geworden (310), er ist hervorgegangen aus einer „jenseits" der Schwelle des Bewusstseins arbeitenden Empfindung (224), der Ausfluss eines „unfassbaren Subjects" (221) — nur dass im Gegensatz zu Traum und krankhaften Zuständen das „erkennende Ich" noch zügelnd eingreift (221). Das alles wäre nur gültig, wenn auch der Untersatz obiger Prämissen gültig wäre. Diesen als richtig zu beweisen, lag freilich nicht innerhalb der Grenzen der vorliegenden Untersuchung; der Vorwurf muss sich also gegen seine Annahme überhaupt richten. Dass auch im Traum, in der Hypnose etc. ein Zusammenhang, eine Beziehung zwischen den Gehirnzuständen und ihren Aeusserungen vorhanden sein muss, ist klar. Nehmen wir diesen Zusammenhang aber, wie hier geschehen, als einen kausalen, dann können wir nicht anders als mit dem Verf. zu einem Nacht-Ich oder ähnlichem zu gelangen, wenn nicht gar zum Od und Perisprit. Will das unser Autor? Ich glaube kaum — obgleich ich nicht weiss, wie weit bei ihm etwa eine Beeinflussung durch die Theorien Krafft-Ebing's u. A. geht. Will er es aber nicht — dann muss der Verf. aufgeben die als Traum-Ich bezeichneten Gehirnvorgänge als „Ursache" der künstlerischen Gestaltung anzunehmen, dann wäre wenigstens die Möglichkeit eines logischen Funktionalismus in das Bereich der Untersuchung mit einzubeziehen; dann müsste dieses Jenseits des Künstlers einmal statt der metaphysisch-occultistischen, seine so notwendige biologische oder biomechanische Begründung erhalten. Was aber ist uns überhaupt erklärt, wenn das Problem der Gestaltung gelöst wird durch Annahme einer besonderen Gestaltungskraft, einer höheren

Macht, die nun „aus der Hand des bewussten Wollens“ den Stoff übernimmt, dem Künstler „gleichsam kündend: *Nicht du* bist berufen etc. . . .“ (206), die dann beginnt „*nach ihrer* Art zu gestalten, unerwartet Bilder hier und dort hervorrufend . . . .“ (ib.). Das ist eine anthropomorphisirende Umschreibung, die das Problem nicht im mindesten löst, auch nicht einmal der Lösung näherrückt.

Der Grundauffassung des künstlerischen Verhaltens entsprechend, betrachtet der Verf. das Symbol als eine Hindeutung auf das unfassbare Innenwesen, es dient zum „Rapport“ zwischen den beiden Ich. „Mein innerstes verdunkeltes Wesen gibt im Symbole, gleichsam im gebrochenen Lichte, meinem erkennenden Wesen Kunde von seinem Dasein“ (228). Durchaus verkannt wird dem entsprechend auch die Verbindung, der Uebergang des Künstlerischen aus dem Kunsthandwerklichen (288), wofür doch die Kunstgeschichte die treffendsten Beispiele hätte liefern können (z. B. Miniaturmalerei im 14. Jahrhundert, gothische Architektur etc.).

Dass das schöngeistige Buch viel Anerkennung gefunden, ist bei dem heutigen Anwachsen des Occultismus, der Telepathie etc. in Verbindung mit Schopenhauer-Ideen nicht Wunder zu nehmen — abgesehen davon, dass die Anschauung eine dem Künstler schmeichelnde ist —, wohl aber, dass es sogar als ein standard work bezeichnet werden konnte. Um so deutlicher muss es an dieser Stelle ausgesprochen werden, dass die Arbeit unsere Erkenntniss der Vorbedingungen des künstlerischen Schaffens nicht nur nicht gefördert hat, sondern dass sie einen Rückfall in die tiefsten Tiefen der Metaphysik bedeutet.

Küsnacht bei Zürich. Fr. Carstanjen.

Lange, Dr. **Konrad**, ord. Prof. d. mittelalt. u. neueren Kunstgesch. a. d. Univ. Tübingen. Die bewusste Selbsttäuschung als Kern des künstlerischen Genusses. Antrittsvorlesung, gehalten in der Aula der Universität Tübingen am 15. November 1894. Leipzig, Veit & Co. 1895. 34 S. 8°.

Fragen wir uns zunächst, was der Verf. unter „künstlerischem Genuss“ versteht und verstanden haben will. Man bleibt im Anfang darüber im Unklaren. Die Frage wird einerseits nach dem „verknüpfenden Band“, dem „gemeinsamen Kennzeichen aller Künste“ (5), nach dem „spezifischen Wesen der

Kunst" (6 ff.) gestellt, zugleich und im Wechsel damit aber auch nach der „geistigen Thätigkeit", deren „Ausfluss" die Kunst ist (5), nach dem „psychischen Akt" beim Genuss (9), dem „psychischen Prozess" (11). Nun ist der „Genuss" Sache des Beschauers und seiner Betrachtung, das „spezifisch Künstlerische" Sache des Künstlers und seiner Thätigkeit. Für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung bringt es Verwirrung, wenn — wie es allerdings im laxeren Sprachgebrauch des Verkehrs üblich ist — beide Seiten zusammengeworfen und von einem „künstlerischen Genuss" gesprochen wird. Das hat nur dann Sinn, wenn darunter verstanden wird: der individuelle Genuss an der Thätigkeit des Künstlers, sofern er in das Gebiet des Aesthetischen fällt. Ist dem so, dann heisst das aber nichts Anderes als „ästhetischer Genuss". „*Künstlerisch*" hat nur berechtigte Anwendung bei der Thätigkeit des Künstlers, bei dessen individuellen psychologischen Fähigkeiten und bei den Eigenschaften, die er vermöge jener seinem Werke gibt; durch deren Untersuchung und Zergliederung wird einerseits das künstlerische Verhalten beim Schaffen, andererseits aber auch (wenigstens zum Teil) das Wesen der Kunst festgestellt. „*Genuss*" dagegen kann nur angewendet werden auf den Beschauer (möge dieser auch selbst wieder Künstler sein), also beim Akt des Beschauens, bei der geistigen Fähigkeit des Aufnehmens, Nachschaffens etc. Durch Untersuchung desselben wird das spezifisch ästhetische Verhalten fixirt, welches das Individuum der Kunst gegenüber einnehmen kann.

Es ist wesentlich dies hier zu betonen, weil immer noch der Irrtum begangen wird, dass man durch die genauere Bestimmung der einen Seite auf die der anderen schliessen könne und müsse. So auch hier. Der Verf. findet es seltsam, dass diejenigen Autoren, welche sich um Feststellung des allgemeinen ästhetischen Verhaltens bemühten, „Dinge mit in Betracht zogen, die die Kunst im eigentlichen Sinne nichts angehen; dass z. B. Kunst und Natur in einer Weise miteinander vermischt werden, die eine scharfe Erkenntniss des Wesens der Kunst ausserordentlich erschwert" (7). Dabei wird übersehen, dass diese Autoren (gemeint sind Rob. Vischer, Siebeck, Groos etc.) gar nicht das Wesen *der Kunst* feststellen wollten, sondern das Wesen *des ästhetischen Verhaltens* — und das ist entschieden nicht nur der Kunst gegenüber, sondern jedem Werk menschlicher Thätigkeit und auch der gesammten Natur gegenüber möglich. K. Lange selbst hat ja das Verdienst, als der Erste in umfangreicherem Maasse das ästhetische Verhalten des Kindes

in Betracht gezogen zu haben — gewiss nicht gegenüber Werken der hohen Kunst.

Hier aber vermengt der Verf. beide Seiten. Er geht aus von einer provisorischen Definition der Kunst (S. 7), fragt nach ihrem spezifischen Wesen, dem „Centralreiz" (23) — meint aber in der That die Central wirkung, den individuellen psychischen Act (9), den „Kern unseres Genusses bei der Betrachtung" (10), also ein rein Subjektives, was schon daraus hervorgeht, dass alle vorgebrachten Argumente: Beseelung, Einfühlung, Illusion, Spannung, Stimmung, Erregung von Scheingefühlen etc. subjektiver Art sind. Somit lässt sich denn — wohl in Uebereinstimmung mit dem Verf. — konstatiren, dass unter „künstlerischem Genuss" nicht der psychologische Akt des künstlerischen Verhaltens und der Genuss des Künstlers beim Schaffen gemeint ist, sondern der psychologische Akt des ästhetischen Verhaltens[1].) Der Verf. gebraucht auch S. 13 selbst den Ausdruck „Wesen des ästhetischen Genusses". Dieses soll seiner näheren Bestimmung zugeführt werden durch Aufstellung eines Begriffes von dominirender Bedeutung, einer regula fidei, an der es bisher so sehr gebricht. Sieht man das Ziel der Arbeit in *dieser* Richtung und nicht in der, eine Definition der Kunst zu geben (die S. 23 gefundene hat auch nur subjektive Fassung), dann ist das Ausgesagte allerdings sehr beachtenswert; es trifft das Wesen des ästhetischen Genusses in einleuchtender Weise, wenn auch unter einem gleich zu erörternden Vorbehalt.

Der Gang der Untersuchung ist kurz dieser: Verf. stellt zunächst den psychologischen Akt beim Genuss der Plastik und Malerei fest, als „gefühlsmässige Beseelung des Unbeseelten" (10), als „Einfühlung"; dann denjenigen beim Drama als „Illusion", beim Epos als „Spannung". Das ist richtig, obwohl die angezogenen Vergleiche zur Begründung dieser Richtigkeit misslich sind. Es wird nämlich je eine „artistische Produktion" (8, 10), wie Ringkampf, Kunstreiterei, mit einem künstlerischen

---

[1]) Warum und wodurch ich zwischen künstlerischem und ästhetischem Verhalten unterscheide, lässt sich hier nicht darthun. Jedenfalls kommt man nicht mit der introjektionistischen Unterscheidung als rezeptiv und produktiv-ästhetisches Verhalten aus. Auch das von jedem Schaffen freie, rein anschauende Verhalten ist nicht nur „rezeptiv", sondern auch „schöpferisch", was sich auch als Resultat für K. Lange ergiebt. Vielleicht war es gerade dieses selbstthätige Moment im rein ästhetischen Verhalten, was denselben zur Bezeichnung „künstlerisch" veranlasst hat. Nicht mit Recht.

Werke, wie Florentiner Ringergruppe, Reiterporträt verglichen — also ein Akt mit einem Produkt. Daraus allein, dass das Gesagte auf den Genuss am Akt nicht passt, ergebt noch nicht, dass es den Kern unseres Genusses bei Betrachtung des Produktes ausmacht. — Als das Gemeinsame der gegebenen Begriffe, als das Wesentliche des Genusses an den betreffenden Künsten wird dann aufgestellt: Das unmittelbar gegebene Objekt (Scheinbild) muss phantasiemässig ergänzt werden (13).

Nun kommen diejenigen Künste, welche nicht Nachahmungen der Natur sind, Lyrik, Musik, Architektur und Kunstgewerbe. Ergab sich obige Wesensbestimmung zwanglos, so wird hier den Thatsachen einigermaassen Zwang angethan, um die innere Verbindung dieser Gruppe mit der ersteren zu erhalten, eben zum Zwecke der Aufstellung des Centralbegriffes, nämlich der „bewussten Selbsttäuschung". Wenn hier besonders an der Architektur ausgeführt wird, der Baumeister beabsichtige eine „Verhüllung" und künstlerische „Täuschung", so liegt dem zum Mindesten eine einseitige Auffassung zu Grunde. Diese Einseitigkeit äussert sich schon darin, dass die Begriffe „statische Natur" und „statische Funktion" gleichbedeutend gebraucht werden. Verf. führt am Beispiel der Säule aus: der Architekt wolle über die „Funktion" derselben täuschen (15), die Säule stütze nur dadurch, dass sie sich zwischen das Gebälk und den Unterbau schiebe, während ihre einzelnen Teile genau ebenso nach unten lasteten, wie alle übrigen Steine des Baues. Das Letztere ist vollkommen richtig. Das Lasten ist eben die statische Natur des Materials; diese will uns der Künstler allerdings vergessen machen; er thut das, indem er dem Material eine Funktion, einen Ausdruck gibt, und dann den Ausdruckswert betont, hervorhebt. Verhüllung und Hervorhebung stehen also als gleichbeabsichtigt nebeneinander. Es ist einseitig, die Absicht des Künstlers nur nach der Verhüllungsseite begrifflich zu fassen; mit eben so viel Recht muss das Betonen und Hervorheben als produktive Leistung in den Vordergrund gestellt werden, ist doch dieses in den meisten Fällen das einzige wissentliche Ziel. — Uebrigens ist die Sache ähnlich beim Tanz, ein Moment, das sich der Verf. bei den Bemerkungen über das Ballet (11) hat entgehen lassen. Auch hier die Absicht eines Vergessenmachens des Gesetzes der Körperschwere durch Hervorheben der Leichtigkeit, durch grösstmöglichstes Streben nach Ablösung vom Boden, nach dem Fluge.

Das Wesentliche des psychologischen Aktes sieht nun Verf. bei dieser Gruppe zunächst ebenfalls in der phantasiemässigen Ergänzung. Das wird diesmal (nicht ganz so durchsichtig) bezeichnet als „schöpferisches Erzeugen eines nicht Vorhandenen“ (16). Gerade aus dieser Bezeichnung geht hervor, dass vorher bei der Architektur weniger die Täuschung, als gerade das Funktion- und Ausdruckschaffen hätte in den Vordergrund treten müssen. Endlich wird das gesammte Wesen des ästhetischen Genusses gefasst als: „Gefühlsmässige Erzeugung einer nicht vorhandenen Sache auf Grund eines sinnlich wahrnehmbaren Objektes“ (17). Gemeint ist dabei die anthropomorphisirende Verdeutlichung, die ich mir vor dem Kunstwerk schaffe, das innerliche Finden eines Ausdrucks, eines Gefühles, einer Mitbewegung, um einen sich mir aufdrängenden Reiz zu lösen. Und insofern dieses Gefühl, diese Mitbewegung den Charakter einer „Sache“, (oder durchsichtiger gesprochen) eines „Sachhaften“ besitzt, hat der Verf. vollkommen recht.

Soweit kann man also im Prinzip unserem Autor beistimmen. Jetzt aber kommt ein neues Moment hinzu, weil die Definition „dem Begriff der Stimmung nicht vollkommen gerecht“ werde (17). „Wir ziehen es deshalb vor, einen anderen Begriff in den Vordergrund zu stellen, nämlich den der künstlerischen Täuschung; Täuschung seitens des Künstlers, Selbsttäuschung seitens des Geniessenden . . .“ Das kommt unvermittelt; der Uebergang wird nicht genügend motivirt, die Identität des Ersatzes mit dem Ersetzten wird nicht dargethan — wenigstens nicht für alle Künste — weil sie eben nicht dargethan werden kann; das ist der wunde Punkt. Der Hinweis auf die wichtigen illusionsstörenden Momente (20) ist nur gültig für Malerei, Plastik und Drama. Welche lassen sich für Musik und Architektur beibringen? Wo ist da die Täuschung und Selbsttäuschung? Die S. 21 angeführten Bewegungen der Musiker? Bei der Architektur „die Formen rein mathematischen Charakters, die mit Naturanalogieen nichts zu thun haben“? Das ist doch wohl zu geringfügig, um das Wesentliche des ästhetischen Genusses zu beeinflussen. Auch haben unsere obigen Ausführungen gezeigt, wie bei der Architektur (ebenso wie beim Kunstgewerbe) gerade das Hervorheben, Betonen, zur Abhebung bringen eines Funktionirens, eines Ausdruckswertes durch dessen symbolische Gestaltung eine wenigstens ebenso bedeutsame Rolle spielt, wie das Verhüllen und Täuschen.

Der zuerst vom Verf. aufgestellte Begriff der phantasiemässigen Ergänzung ist daher umfassender — er müsste, um als Centralbegriff des ästhetischen Verhaltens gelten zu können, nur noch bessere Prägung erhalten. Die bewusste Selbsttäuschung dagegen (welche übrigens der Verf. auch in seinem Aufsatz „Die gegenwärtigen Aufgaben der Aesthetik", Aula Heft 1 behandelt) deckt nur den ästhetischen Genuss an Plastik, Malerei und Drama, umfasst also nur einen Teil. Nichtsdestoweniger begrüssen wir die Arbeit freudig, weil sie in anregender Weise auf das hinweist, was der Aesthetik vor allem Not thut: Fixirung eines deskriptiven Begriffs für das ästhetische Verhalten überhaupt.

Küsnacht bei Zürich. FR. CARSTANJEN.

Joël, Karl, Der echte und der Xenophontische Sokrates. I. Bd. Berlin, R. Gaertner. 1893.

Dass die „Bettlerphilosophie" der Cyniker in der römischen Kaiserzeit eine grosse culturgeschichtliche Mission erfüllte — die der Nivellirung der Stände, des Ausgleichs zwischen Hellenen- und Barbarenthum — ist hauptsächlich durch die Arbeiten von BERNAYS klar bewiesen worden. Es ist selbstverständlich, dass eine solche eminente Wichtigkeit der Schule in späteren Jahrhunderten die Frage nahe legen muss — ob man nicht die Anfänge derselben in ihrer philosophiegeschichtlichen Bedeutung unterschätzt habe? Sicherlich ist es zu bedauern, dass uns nicht zur Ergänzung und Correctur des academisch-platonischen Bildes des Sokrates das cynisch-antisthenische an Stelle Xenophons zur Verfügung steht. Doch die fata libellorum weisen auch der Forschung den Weg. Hier führt er durch die spätere cynische Litteratur, die uns den Charakter der Schule deutlicher machen und womöglich die spärlichen Fragmente der früheren Cyniker vermehren soll. Grosses Verdienst hat sich auf diesem Gebiete DÜMMLER erworben in seiner Dissertation „Antisthenica". Seine Behauptung, dass Plato öfters versteckt gegen Antisthenes polemisire, hat der Forschung neue Perspectiven eröffnet. Würde sich auch bewähren, dass, wie DÜMMLER meint, Xenophon dem Einfluss der cynischen Litteratur unterliege, so hätten wir ja einen schwachen Ersatz für die verloren gegangene älteste cynische Litteratur.

Auch JOEL geht mit Fleiss und Geschick den Spuren der Cyniker bei Plato und Xenophon nach. Gewisse Dinge dürfen mit Recht jetzt als völlig ausgemacht gelten, z. B. dass der

Thrasymachos Rep. I. cynische Züge trägt (cfr. JOEL p. 394). Damit verträgt sich recht gut die Umbildung des φύσις-Begriffes in Rep. II—IV, welche für die antike Aufklärung die Bedeutung hat wie die Kritik der reinen Vernunft für die moderne; denn der Cynismus ist ja νόμος-feindlich und der pantheistische φύσις-Begriff der ältesten Academie zog Zeno, den Begründer der Stoa, vom Cynismus ab.

Zu der alten Frage, ob Xenophon uns den echten Sokrates gebe, ob er überhaupt fähig gewesen, die Philosophie eines Sokrates zu erfassen, ist also die neue gekommen, ob Xenophon sich von der Sokrates-Litteratur der Cyniker habe beeinflussen lassen. Freilich ist in vielen Stücken gerade die Persönlichkeit Xenophons nicht von cynischer Art. Was die Cyniker zu allen Zeiten bekämpft haben, Mantik, Götterglaube, Schicksalsmacht, so dass sie in gewissem Sinne dem Christenthum die Wege ebneten, das hat Xenophon alle Zeit hoch gehalten [1]). Besonders kommt dies nun zur Geltung in den ersten Capiteln der Memorabilien. Also hat sich der cynische Einfluss jedenfalls nicht überall in diesem Werke und zum Theil gerade in den massgebendsten Stücken nicht gezeigt. Dass aber Xenophon auf die reiche sokratische Litteratur des 4. Jahrhunderts Rücksicht nimmt, sagt er selbst, z. B. I, 4 init. Die Ueberzeugung, dass das Werk successive, auf jeweilige Anregung solcher Litteratur entstanden sei, dürfte sich bald überall festsetzen [2]).

Inwiefern nun die Cyniker den Xenophon beeinflusst haben möchten, das zu entscheiden, wird uns darum noch erschwert, weil Antisthenes selbst wieder von den Männern abhängig ist, die man gewohnt war, als „Sophisten" dem Sokrates gegenüber zu stellen. Der altüberlieferten Lehre von der sophistischen Philosophenschule hat jetzt GOMPERZ einen neuen schweren Schlag versetzt. Doch steht das Eine fest: Plato hat es für

---

[1]) Eine sehr schöne Studie über diesen Charakter Xenophon's und den Einfluss desselben auf seine Darstellung des Sokrates gibt JOEL im Abschnitt A „über die religiösen Anschauungen des Sokrates". Hier erfüllt der Verfasser sein Versprechen, aus dem Vergleich von Memorabilien und anderen Xenophontischen Schriften herauszufinden, „was einen offenkundigen Zusammenhang zeigt mit den Berufsinteressen und der Geistesrichtung des Xenophon."

[2]) Cfr. BIRT, Marburger Programm Winter-Semester 1893 de Xenophontis commentariorum Socraticorum compositione. Viel zu viel deutet JOEL jedenfalls aus dem Ausdruck προτρέψασθαι I, 4, den BIRT sehr einfach zu erklären sucht. Xenophon verwahrt sich offenbar gegen Leute, welche dem Sokrates den Erfolg seiner pädagogischen Bemühungen absprechen.

passend erachtet, gewisse Bestrebungen speciell mit dem seit der Zeit der Angriffe gegen den Kreis um Perikles verpönten Namen „Sophist“ zu belegen, und zugleich die Kluft zwischen diesen Bestrebungen und denen des Sokrates recht weit erscheinen zu lassen. In den ersten Jahrzehnten nach dem Tode des Sokrates ist gewiss das noch eine recht actuelle Aufgabe gewesen, z. B. Sokrates und Protagoras auseinander zu halten. Je mehr aber Plato auf diesem Wege fortschreitend zum Apriorismus und Dualismus gelangte (denn Sensualismus und Skepsis sind ihm Merkmale der sophistischen Philosophie), desto mehr wird er auch das Bedürfniss gefühlt haben, den Cynismus, der ganz andere Bahnen wie Plato verfolgt, mit der Sophistik zu identificiren.

Uebrigens spricht Joel von den cynischen Einflüssen erst in dem Abschnitt über „die sokratische Individualethik in den Memorabilien“ (p. 313—545). Ihm voraus geht noch eine Untersuchung über „die Grundzüge der Sokratik“, die im Ganzen einen ausgezeichneten Eindruck macht. Wenn z. B. Zeller meinte, Joel unterschätze wieder das praktische Element in der Philosophie des Sokrates, wie Krohn das theoretische, so weist Joel doch auch sehr schön nach, wie bei Sokrates die Ethik unmittelbar aus der theoretischen Methode folgt. Er sagt von der sokratischen Dialektik p. 311: „Es war Dialektik in ethischer Reinheit, wie sie eben nur aus einer ethisch reinen Natur aufsteigen konnte. Plato hat diese unausgesprochene Reinheit erkannt, hat das ethische Gold in der Tiefe der sokratischen Persönlichkeit geschaut.“

Wir sind also immer noch auf Plato angewiesen, wenn Sokrates etwas mehr sein soll als ein „nützlicher Spiessbürger“ (die indes dem Giftbecher zu entgehen wissen) — wir müssen nach dem alten Recept vom Platonismus abziehen, um die reine Sokratik zu gewinnen. Aber dennoch drängt Alles darauf, den Sokrates auch von einer andern Seite zu würdigen. Wir dürfen erwarten, dass der Verf. im 2. Bande neue Aufschlüsse bringe über das Verhältniss von Sokrates und den Cynikern.

Zürich. M. Guggenheim.

Husserl, Dr. E. G., Philosophie der Arithmetik. Band 1. Halle a. S., Pfeffer (Stricker), 1891. 8°. XVI und 324 S.

Man kann auf zweierlei Weise die Begriffe untersuchen: Man verfolgt sie entweder durch alle Entwicklungsstufen hin-

durch und versucht auf diesem Wege zu einer klaren Einsicht über den Werth und Umfang derselben zu kommen; oder man beschränkt sich nur darauf, das gegenwärtige Stadium und die Allseitigkeit der Beziehungen der untersuchten Stufe zu ermitteln. In seiner Untersuchung der arithmetischen Begriffe hat sich Husserl der zweiten Methode bedient. Nach unserer Ansicht kann nur die erste volle Wahrheit zu Tage fördern. Wenn auch das momentane Stadium die Höhe der Entwicklungsstufe einnimmt, was wir von der Arithmetik mit gewisser Beschränkung annehmen wollen, so kann es wohl das Was ermitteln, nie aber über das Wie Aufschluss geben. Und gerade bei den mathematischen Begriffen ist das Wie von der grössten Bedeutung. Bei der Analyse der mathematischen Begriffe ist die Lage des Forschers derjenigen des Anatomen analog. Der Letztere kann über einen Befund anatomisch vollständig im Klaren sein, aber erst die vergleichend-anatomische Betrachtung wird ihn über die volle Tragweite des Befundes unterrichten.

Ganz dasselbe bei der Untersuchung der mathematischen Begriffe. Auch diese haben eine lange Reihe von Umwandlungen erfahren, die mitberücksichtigt werden müssen. Und so vor allem der Begriff der Zahl. Der Autor lässt den Begriff der Zahl aus dem allgemeineren Begriffe der Vielheit abstammen. Für den letzteren aber will er in dem Beisammensein der Objecte, sinnlicher oder nicht sinnlicher Natur, eine unmittelbare Grundlage haben. „Jene, in allen Fällen, wo von Vielheit die Rede ist, gleichartigen Verbindungen sind nun die Grundlagen für die Bildung des allgemeinen Begriffs der Vielheit.“ Diese besondere Verbindungsart, die der Zahl zu Grunde liege, bezeichnet der Autor mit dem Namen „collective Verbindung“.

Psychologisch wird die Entstehung des Inbegriffs der collectiven Verbindung folgendermaassen erklärt: „Ein Inbegriff entsteht, indem ein einheitliches Interesse und in und mit ihm zugleich ein einheitliches Bemerken verschiedene Inhalte für sich heraushebt und umfasst. Es kann also die collective Verbindung auch nur erfasst werden durch Reflexion auf den psychischen Act, durch welchen der Inbegriff zu Stande kommt.“ — Der Begriff der Anzahl unterscheidet sich nach dem Autor von dem Begriff der Vielheit nur dadurch, „dass der Begriff der Anzahl bereits eine Unterscheidung der abstracten Vielheitsformen von einander voraussetzt, derjenige der Vielheit aber nicht. Der erstere ist zu fassen als der Gattungsbegriff, welcher aus der Vergleichung der von einander bereits unterschiedenen, bestimmten Vielheitsformen oder Zahlen, als der Speciesbegriff

entspringt; der Vielheitsbegriff hingegen erwächst unmittelbar aus der Vergleichung concreter Inbegriffe“. Da aber die Zahl Eins sich nicht unter den Begriff der collectiven Verbindung einordnen lässt, so muss H. auch annehmen, „dass die Bezeichnung der Null und Eins als Zahlen eine Uebertragung dieses Namens auf andersartige, wenn auch mit den eigentlichen Anzahlen in engerem Zusammenhange stehende Begriffe darstellt“.

Wie anders das Ergebniss ausfallen wird, wenn man die Untersuchung genetisch gestaltet, können wir mit einigen Daten beweisen. Dazu brauchen wir uns nur an die Anthropologie zu wenden. Nehmen wir z. B. die vortreffliche Beobachtung von K. v. Steinen zur Hülfe [1]), so besagt diese: 1. Die Bakaïrí kennen keine Allgemeinbegriffe; den Begriff Wald z. B. kennen sie nicht, nur die Bezeichnungen einzelner Bäume. 2. Sie rechnen bis sechs. Das Weitere bezeichnen sie einfach mit viel. 3. Auch zu einer der Zahlen, über welche sie verfügen, gelangen sie jedesmal nach der Abzählung von eins an. Diese einfachen Thatsachen, die nicht vereinzelt dastehen, zeigen ohne weiteres, dass die Analyse der Zahlenbegriffe, die uns der Autor gibt, nicht darüber informiren kann, wie die Zahlenbegriffe entstehen. Sie zeigen aber auch im Gegentheil, dass sie nicht aus dem Begriffe der Vielheit entstehen können; der Begriff der Vielheit ist ursprünglich den einzelnen Zahlen ebenbürtig.

Ist der Zahlenbegriff gewonnen und durch ein sinnliches Zeichen symbolisirt, so tritt er durch dieses Zeichen vertreten in die Rechnung. Husserl's Würdigung der Unterschiede zwischen dem Zahlenbegriff und dem Zahlsymbol, und seine richtige Betonung der Rolle der Zahlsymbole, als sinnlicher Objecte der Mathematik, halten wir für einen Gewinn von grosser Tragweite. Die Formulirung des Begriffes des Rechnens als „jener geregelten Art der Herleitung von Zeichen aus Zeichen innerhalb eines allgorithmischen Zeichensystems nach dem diesem System eigenthümlichen Gesetze oder besser Convention der Verknüpfung, Sonderung und Umsetzung“ birgt in sich eine ganze Reihe von Schlüssen, die die Theorie des mathematischen Erkennens erst in's richtige Licht setzen können. Diese Untersuchung hat der Autor dem zweiten Bande vorbehalten.

Noch eine Bemerkung möchten wir uns am Schlusse gestatten: der Autor bezeichnet als Aufgabe der Rechnung die

[1]) Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. Berlin 1894.

Reduction der verschiedenen Zahlbildungsformen auf gewisse normale Formen; in den arithmetischen Operationen sieht er nur Methoden der Ausführung dieser Reductionen. Diese Bezeichnung ist richtig, sobald sie sich auf die niedere Arithmetik bezieht, unzutreffend aber, wenn man von der allgemeinen Arithmetik spricht. Die Untersuchung der functionellen Beziehung und mithin die ganze Functionenanalyse gehört auch in's Gebiet der allgemeinen Arithmetik, bezweckt aber nicht die Reduction auf eine Zahl, sondern die Ermittlung der gegenseitigen Abhängigkeiten.

Wien. W. Heinrich.

Exner, Prof. Dr. **Sigm.**, Entwurf zu einer physiologischen Erklärung der psychischen Erscheinungen. I. Theil. gr. 8°. (VIII, 380 S. mit 63 Abbildungen.) Leipzig und Wien, Deuticke. 1894. Mk. 11.—.

Die Aufgabe, welche sich der Autor gestellt hat, ist „die Erklärbarkeit der psychischen Erscheinungen zu erweisen". Die Erklärung soll eine physiologische sein und sie wird folgendermaassen formulirt: „Ich betrachte es also als meine Aufgabe, die wichtigsten psychischen Erscheinungen auf die Abstufungen von Erregungszuständen der Nerven und Nervencentren, demnach alles, was uns im Bewusstsein als Mannigfaltigkeit erscheint, auf quantitative Verhältnisse und auf die Verschiedenheit der centralen Verbindungen von sonst wesentlich gleichartigen Nerven und Centren zurückzuführen." (S. 3.)

Uns scheint diese Problemstellung eine nicht durchaus zweckmässige und leicht zu methodologischen Fehlern führende zu sein; denn man kann die psychischen Erscheinungen auf Abstufungen von Erregungszuständen schwerlich zurückführen. Die psychischen Erscheinungen und die Erregungen des Nervensystems sind zwei durchaus incommensurable Grössen, die zwar in einer Abhängigkeit von einander gedacht werden müssen, die aber nicht aufeinander zurückführbar sein können. In diesem Sinne können wir uns auch der Erklärung, die der Autor für das Bewusstsein gibt, nicht anschliessen. Das Wesen der bewussten Vorstellung kann nicht darin gefunden werden, dass die derselben entsprechenden Erregungen sich allseitig in der Grosshirnrinde verbreiten können, und in Folge der Mannigfaltigkeit der erregten Fasern auch die Erregung selbst im intercellularen Tetanus an Intensität zunimmt, und

somit dieser Erregungscomplex die Eigenthümlichkeit annimmt, schwächere Erregungen hemmen zu können. Alle diese Merkmale sind lauter physiologische Eigenschaften, die physiologisch verstanden werden können, die uns aber keinen Aufschluss über das, was Bewusstsein ist, geben können, denn das Bewusstsein ist keine Function des Gehirns. Die Frage, was ist Bewusstsein, gehört auch, unserer Ansicht nach, gar nicht in das Gebiet der Psychologie. Für die psycho-physiologische Untersuchung muss es genügen, wenn man die Abhängigkeit des „Psychischen“ von dem „Physischen“ constatirt.

Der eigentlichen Untersuchung schickt der Autor eine kurze anatomische Erklärung des Baues des Centralnervensystems voraus. Dieser schliesst sich unmittelbar die Angabe der physiologischen Vorgänge im Nervensystem an. Es wird zuerst die Leitung der Erregung in den Nerven besprochen, wobei der Autor die Ansicht vertritt, dass der Erregungszustand einer Nervenfaser keine Qualitäten hat, wohl aber den quantitativen Verschiedenheiten zugänglich ist. Motivirt wird diese Ansicht mit der Nichtexistenz von Thatsachen, die gegen dieselbe sprächen.

Einer eingehenden Untersuchung wird der centrale Umsatz der von der Peripherie kommenden Erregung unterzogen. Die Untersuchung der Reflexzeit deutet auf die Abhängigkeit derselben von der Beschaffenheit des Reizes hin, und die Verschiedenartigkeiten der Reflexart, je nachdem dieselbe als Antwort auf die Erregung der centripetalen oder centrifugalen Nerven auftritt, führt Exner zu der Annahme, dass irgendwo im Centrum eine Art Ladung stattfindet und dass diese Ladung vom Centrum verhältnissmässig langsam wieder abgegeben wird. Infolgedessen wird die Reflexbewegung als eine Auslösung betrachtet. Ist der Reiz schwach, so dass er die Auslöung nicht gleich hervorbringt, so bringt er in der grauen Substanz nur eine Veränderung hervor, von welcher die Auslösung einer Zuckung begünstigt wird, und durch weitere Reize wird die Auslösung bewirkt sein. Zwei Hypothesen gibt der Autor zur Erklärung der Fortpflanzungsrichtung der Nervenerregung. Nach der einen wird dieselbe durch die grössere Leistungsfähigkeit der Nerven bedingt, nach der anderen durch diejenige Verbindungsart mit anderen Zellen, welche aus stärksten Nervenfasern besteht.

Als weitere Eigenschaft des Nervensystems nimmt der Verfasser die centrale Hemmung und Bahnung. Wenn wir die centrale Bahnung ohne Weiteres als eine wohl begründete Eigen-

schaft annehmen müssen, so glauben wir, dass die vom Autor angegebenen Gründe nicht ausreichend sind, um die centrale Hemmung' beweisen zu können. Dieses Bedenken gilt natürlich nicht in Bezug auf die Hemmung motorischer Impulse. Diese Art von Hemmung wird ja oft demonstrirt, sie ist aber keine Hemmung der Nervenerregung, wir würden sie vielmehr als einen Gleichgewichtszustand der entgegengesetzt wirkenden Muskeln oder sogar Muskelfasern bezeichnen. Was uns schwerlich verständlich wird, das ist die centrale Hemmung, d. h. die Hemmung der Erregungen in Zellen (vielleicht auch Fasern) durch andere Erregungen.

Zur Begründung dieser Anschauung beruft sich der Autor auf den bekannten Versuch, nach welchem, wenn man mit parallelen Augenaxen auf zwei nebeneinander senkrecht gezeichnete schwarze Streifen hinblickt und die entsprechenden Mittelpunkte fixirt, man ein Kreuz mit einem schwarzen Quadrate in der Mitte sieht; die Grenzen des Quadrates erscheinen aber heller als die Enden der Balken des Kreuzes. Während der Autor diese Erscheinung als Resultat einer centralen Hemmung betrachtet, würden wir für dieselbe eine andere Erklärung suchen. Man kann ja für die Erscheinung eine Erklärung aus dem Umstande zu gewinnen suchen, dass bei einer derartigen haploskopischen Betrachtung die correspondirenden Netzhautpunkte bei einem Auge durch den schwarzen Streifen, bei dem andern durch die weisse Fläche erregt werden. Als Resultat erscheint dann die graue Mischungsfarbe in dem centralen Sehfeld. Uebrigens sind die Erklärungen dieser Erscheinung ebenso wie auch des Wettstreites der Sehfelder in sehr hohem Maasse von der Anschauung, welcher man in Bezug auf die Entstehung der Lichtempfindungen huldigt, abhängig; sie kann somit nicht als Beweis für die Hemmung gelten. Direct scheinen die Versuche von Bubnoff und Heidenhain (Flüger's Archiv Bd. 26) für die Annahme der centralen Hemmung zu sprechen. Die Beobachtungen bestehen in Folgendem: Wenn man, während der Muskel in den Zustand andauernder Zusammenziehung versetzt worden ist, leise über die Haut des Pfotenrückens streicht, so tritt plötzlich die Erschlaffung des Muskels ein, in verschiedener Abstufungsweise unter verschiedenen Umständen. Ganz dasselbe erzielt man durch einen plötzlichen leichten Schlag, z. B. auf die Nase, durch plötzliche akustische Einwirkung, oder durch sehr schwache elektrische Reizung. Dieselbe Erscheinung tritt endlich ein, wenn durch stärkere Reizung des Rindencentrums für das Vorderbein eine an-

haltende Zusammenziehung des Versuchsmuskels hervorgerufen wird. Die schwache Reizung derselben Rindenstelle hebt die Zusammenziehung auf. Aber unserer Ansicht nach können auch diese Versuche nicht ohne weiteres als ein Nachweis für das Vorhandensein der centralen Hemmung betrachtet werden. Es bleibt noch unentschieden, ob die dauernde Verkürzung des Muskels nach der stärkeren Reizung durch die Entladung der Nerven selber oder durch die Vorgänge in den Muskeln zu erklären ist. Das zweite ist um so eher anzunehmen, als die Erscheinung unverändert bleibt, wenn man nach der Abtragung der Nervencentren die subcortical verlaufenden Fasern reizt. Denn sonst müsste man auch die Hemmung der ablaufenden Erregung in Nervenfasern annehmen, was überhaupt unvorstellbar ist. Es sei dabei bemerkt, dass nach den Versuchen nur sehr schwache Reize die Hemmung bewirkten, ein stärkerer Reiz vergrösserte die Muskelverkürzung — ein Umstand, der das Verständniss des Hemmungsvorganges in Nervencentren sehr erschwert. Er ist dagegen durch die Verlegung der Bedingungen dieser ganzen Erscheinung in die Muskeln leicht erklärlich. Die allgemeinen Bedingungen der Versuche können auch als Warnung vor einer directen Uebertragung der Versuche auf normale Fälle gelten. So wurden alle Versuche bei narkotisirten Thieren gemacht, was nicht ohne Wirkung auf die Resultate bleiben konnte. — Die Annahme der centralen Hemmungen ruht weiter auf einer Voraussetzung, die gleichfalls nicht stichhaltig ist. Diese Voraussetzung ist die, dass die Nervenerregung ebenso von Dendriten auf Zellen, wie auch umgekehrt übertragbar ist. Auf Grund aber der Untersuchungen ist man zu dem Schluss gelangt „dass der Nervenfortsatz zum Transport der Erregung von der Zelle weg gegen das Endbäumchen hin, dieses letztere zur Entladung der Erregung dient“ [1]).

Für diesen Satz gibt auch Exner einen Beleg, indem er darauf aufmerksam macht, dass man durch die Reizung der motorischen Wurzeln keine Abänderungen in dem Tonus des Rückenmarks erzielen kann, während man dies mit Leichtigkeit durch Reizung der andern Seite erreicht. Der Autor selbst gibt an, dass der Grund hiezu in den centralen Theilen des Nervensystems gesucht werden muss; wir müssen ihn aber weiter in dem Umstande suchen, dass die Erregung nicht von

---

[1]) Vgl. M. v. Lenhossék, Der feinere Bau des Nervensystems im Lichte neuester Forschungen. Berlin 1895.

Zellen auf Dendriten übertragbar ist, sondern nur von Dendriten auf die Zellen.

Wir haben unsere Bedenken gegen Annahme der centralen Hemmung ausführlicher zum Ausdruck gebracht, weil diese, nebst der Bahnung, für die weiteren Erklärungen des Autors von principieller Bedeutung sind.

Auf die Grundeigenschaften des Nervensystems gestützt und mit Zuhilfenahme der Hypothese, dass sich die Erregungen successiv, je nach der Art der Vorbereitung, in verschiedenen Zwischenzeiten auf die benachbarten und functionell verbundenen Centren verbreiten, erklärt der Autor sehr eingehend die Rückenmarks- und die subcorticalen Reflexe, die Sprungbewegung, die Galoppbewegung, die Kriechbewegungen der Schlangen u. s. w. Bei dieser Betrachtung wird auch die Beeinflussung der ablaufenden Bewegung durch die sensorischen Impulse in hohem Maasse mit berücksichtigt. In Bezug auf die Sehsphäre sagt der Autor zusammenfassend Folgendes: „Die Bewegungen des thierischen Körpers werden in hohem Grade beeinflusst durch sensorische Impulse. Diese Beeinflussung geschieht durch Vorgänge im Centralnervensystem, welche theils subcorticalen, theils corticalen Sitz haben. Die unterste Stufe bilden die echten Reflexe, von denen weder die centripetale Phase noch der Effect der centrifugalen Phase Nachrichten zum Organ des Bewusstseins schicken, oder es gelangt der centripetale Reiz (Pupillenreaction) oder dieser und der Eindruck der erfolgten Bewegung (Blinzeln) zur Hirnrinde. Im letzten Falle tritt zu dieser subcorticalen Wechselwirkung eine Beeinflussung durch den Cortex hinzu (Hemmung des Blinzelns), indem diese subcorticale Regulirung willkürlich modificirt werden kann. Ein gesetzter Willensimpuls kann durch subcorticale Regulirungen modificirt werden (Schritt mit Sehnenreflex). Die subcorticale Regulirung verliert die Selbstständigkeit des echten Reflexes und wird abhängig von dem Ziele der Aufmerksamkeit; es tritt die Intensionsregulirung der instinctiven Bewegungen auf Grund sensorischer Rindeneindrücke ein (Fixiren, Fressbewegungen des Pferdes etc.), wobei der Willkürimpuls die subcorticale Regulirung nicht zu ersetzen vermag. Die Aufmerksamkeit bewirkt die temporäre Installirung eines subcorticalen Reflexapparates, der dem intendirten Zwecke dient. Die bewirkte Bewegung ruft bewusste Empfindungen hervor. Letztere sind unentbehrlich vor correcter Ausführung der letzteren und dienen somit zur corticalen Regulirung (Sprache). Störungen der Sensibilität erzeugen je nach der Art der Bewegungen Störungen

der Mobilität, die auf den Ausfall einer oder mehrerer der genannten Regulirungen beruhen. Scharfe Grenzen zwischen den verschiedenen Formen der Senso-Mobilität gibt es nicht."

Im Anfange unserer Besprechung haben wir schon auf die, nach unserer Ansicht, unzweckmässige Fragestellung aufmerksam gemacht. Als Resultat dieser müssen wir die Zweideutigkeit betrachten, die in den oben citirten Stellen zum Ausdruck kommt und die bei weiterem noch grösser sein wird. Wenn der Autor sagt, dass die subcorticale Regulirung die Selbstständigkeit der echten Reflexe verliert und vom Ziele der Aufmerksamkeit abhängig wird, so ist diese Ausdrucksweise durchaus nicht geeignet, den Eindruck einer streng causalen und physiologischen Erklärungsweise zu machen, was vor allem die Absicht des Autors war, und was auch im allgemeinen in dem Werke zum Ausdruck kommt.

Unter willkürlichen Bewegungen versteht der Autor diejenigen, die auf Erreichung eines gewissen Effectes ausgehen. Als weiteres Merkmal soll der Umstand betrachtet werden, dass jede willkürliche Bewegung bewusste sensorische Effecte verursacht; nur dann ist die Bewegung dem Einflusse des Willens zugänglich, wenn sie bewusste Empfindungen und auch Vorstellungen hervorruft. Diese Erklärung ist wohl mehr eine psychologische als eine physiologische. Physiologisch gesprochen sind die willkürlichen Bewegungen diejenigen, die in ihrem Verlaufe vom Grosshirn beeinflusst werden.

An dem Beispiel der Schluckbewegung untersucht der Autor eine sogenannte gemischte willkürliche Bewegung. Bei dieser Bewegungsgattung löst ein willkürlicher Bewegungsimpuls eine ganze Combination von Bewegungen aus, die theilweise durch die subcorticalen Centralorgane ausgelöst werden. Die zweite Gruppe bilden die rein willkürlichen Bewegungen. Als Beispiel untersucht der Autor den Mechanismus der Sprachbewegungen. Auch gibt er für die einfache Reaction seine eigenen Erklärungen. Im wesentlichen wird die Reaction nach der Ansicht Exner's durch die Veränderung bedingt, welche die Willensintention, auf einen erwarteten Sinnesreiz so rasch als möglich eine bestimmte Bewegung auszuführen, in den Erregbarkeitsverhältnissen subcorticaler Centren hervorruft. „Dieser so hervorgerufene Zustand, der willkürlich erzeugt ist, bewirkt dann ohne neuerlichen Bewusstseinsvorgang, dass der Eintritt des Sinnesreizes die Bewegung hervorruft. Er braucht eine gewisse Zeit, um hergestellt zu werden und um wieder zu verschwinden."

Das Wesen der Aufmerksamkeit sieht der Autor in der Wechselwirkung verschiedener Theile des Centralnervensystems. Diese Wechselwirkung beruht auf den Veränderungen in den Verhältnissen der Bahnung und der Hemmung. „Wird die Aufmerksamkeit einer Empfindung zugewendet, so beruht sie darauf, dass die betreffende Leitung gebahnt wird. Dabei steigt aber auch der Tonus in den dieser Leitung verwandten Bezirken, und zwar um so mehr, je näher verwandt diese Bezirke sind. In den nicht verwandten Bahnen aber (oder, da es, streng genommen, garnicht verwandte Bahnen wohl nicht gibt, in den Bahnen geringerer Verwandtschaft) tritt eine Hemmung ein.“ Der Autor spricht daher von einer attentionellen Bahnung und einer attentionellen Hemmung. — Unser Bedenken gegen die Aufmerksamkeitstheorie Exner's wird schon durch die Stellung zu der Annahme von Hemmungsvorgängen begründet, um so mehr, als diesem Vorgang eine Bedeutung gegeben wird, die kaum verständlich gemacht werden könnte.

Unter Empfindung versteht der Autor einen nicht weiter zerlegbaren Antheil eines Sinneseindruckes, der nur Qualität, Intensität und eventuell Localzeichen unterscheiden lässt. Aus dieser Definition zieht der Autor den Schluss, „dass sich eine Empfindung nie anders beschreiben lässt, als indem man dasjenige Aussending nennt, welches sie hervorruft, und die Beschreibung einer Empfindung nur für denjenigen verständlich ist, der sie ohnehin in Erinnerung, wenn auch momentan nicht im Bewusstsein hat“. Physiologischerseits bekennt sich der Autor zu dem Satze der specifischen Sinnesenergie. „Jede sensorische Nervenfaser, sie mag auf welche Weise immer erregt werden, bringt immer eine Empfindung in das Bewusstsein, welche sich von jeder Empfindung, die eine andere Nervenfaser zu liefern vermag, unterscheidet.“ Obwohl der Autor die Intensität als besondere Eigenschaft neben der Qualität der Empfindung annimmt, stellt er sich auf einen eigenen Standpunkt, insofern er annimmt, dass mit jeder Aenderung der Intensität auch die Qualität sich ändert. Wir müssen zugestehen, dass uns nicht klar wird, wie man dann die Intensität und Qualität unterscheiden kann. Das Localzeichen ist nach dem Autor eine eigenartige Empfindung und nicht bloss eine Empfindungsqualität.

Die Empfindungen werden durch den Autor in mehrere Klassen getheilt. Von der primären wird die secundäre Empfindung unterschieden. Als secundäre Empfindung gilt diejenige, welche durch Wechselwirkung zweier oder mehrerer

in nervösen Bahnen ablaufenden Erregungen entstehen. Verbinden sich die Bahnen derartig, dass die in ihnen gleichzeitig ablaufenden Erregungen zu einer neuen oder doch zu einer, mit keiner der durch die Einzelerregungen vermittelten Empfindungen identischen Empfindung Veranlassung geben, so entsteht eine örtlich secundäre Empfindung; ein sich auf einem gegebenen Bahnbezirk abspielender Wechsel der Erregungen, der zu einer neuen Empfindung führt, liefert die zeitlich secundäre Empfindung. Die zeitlich und örtlich secundäre Empfindung ist Combination der beiden vorhergehenden.

Als Gefühl bezeichnet der Autor diejenigen Empfindungen, „welche an innere Organe geknüpft secundär theils in Folge centripetaler, theils in Folge centrifugaler Erregungen entstehen, und dann wie andere Empfindungen dem Organe des Bewusstseins zufliessen“. Als das Charakteristische der Lust und Unlust bezeichnet der Autor gewisse Empfindungen, die in der Brusthöhle bemerkbar werden, ferner gewisse Störungen der Athembewegungen und die Empfindungen, die als Drang zu ergreifen, festzuhalten, sich in den Besitz zu setzen, oder als Drang wegzuschieben oder zu fliehen, zum Ausdruck kommen. Die Lust- und Unlustgefühle werden stets von verschiedenen Nerven erzeugt. Wenn wir uns im allgemeinen der vom Autor vertretenen Ansicht anschliessen, dass die Gefühle in die Kategorie der Empfindungen eingereiht werden müssen, so glauben wir doch, dass man die Lust- und Unlustempfindungen durch Erregung eines viel grösseren Nervengebietes bedingt denken muss.

Unter Wahrnehmung versteht der Autor einen einheitlichen Erregungscomplex, der durch das Bewusstsein in Empfindungen aufgelöst werden kann. Auch die Wahrnehmungen unterscheidet er als primäre und secundäre. Als primäre Wahrnehmung gilt der von den Aussenobjecten erhaltene Eindruck, insofern er durch die Associationen und das Gedächtniss nicht zur secundären Wahrnehmung gestempelt wird. Die secundäre Wahrnehmung ist durch eine nervöse Verarbeitung der Erregung in den verschiedensten Sphären centraler Organe bedingt. Als einzelne Resultate dieser centralen Verarbeitung betrachtet der Autor unter anderem das W i e d e r e r k e n n e n. Das Wiedererkennen will besagen, „dass das Bewusstsein davon Kenntniss erhalten kann, ob ein gewisser Erregungsprocess in der Rinde schon einmal da war oder nicht“. Dies geschieht nach dem Autor auf Grund zweier Momente: 1) des Principes des Ausfahrens der Bahnen und 2) des Auftretens der Nebenerregungen,

„insofern sie durch das Bewusstsein erfasst und schon in den Gedächtnissschatz aufgenommen worden sind“. — Auch das Räumliche ist nach dem Autor Resultat einer centralen Verarbeitung der von Aussen kommenden Erregungen.

Von den Wahrnehmungen wird die Vorstellung unterschieden. Der Unterschied liegt in zwei Punkten:

1. „In dem vom Bewusstsein erfassten Erregungscomplex der Wahrnehmung findet sich stets die Einstrahlung der Sinnesnerven in die Hirnrinde miterregt. Das ist bei der Vorstellung nicht der Fall. Es ist also die Vorstellung eine Wahrnehmung minus gewisse Erregungen im Organ des Bewusstseins. Diese Erregungen sind es gerade, in welchen die Sinnesempfindungen noch am reinsten, am wenigsten psychisch verarbeitet vorvorhanden sind.“

2. Das Ergebniss der attentionellen Bahnung ist bei Vorstellung und Wahrnehmung ein entgegengesetztes. Die Wechselwirkung der Vorstellungen und Wahrnehmung, oder, besser gesagt, das associative Hinzutreten einer neuen Wahrnehmung oder Vorstellung zu denjenigen, die im Gedächtniss ruhen, ist die Bedingung, unter welcher nach dem Autor die neuhinzutretende Wahrnehmung oder Vorstellung bewusst wird. „Wenn ein Erregungscomplex in meiner Gehirnrinde,“ sagt Exner, „eine gewisse Ausbreitung erreicht, ich meine damit nicht eine räumliche, auf die verschiedenen Hirnwindungen bezügliche, denn wir haben ja gesehen, dass manche Vorstellungen die Bahnen von weit auseinander gelegenen Windungen umfassen kann — und dadurch jene Bahnen mit in die Erregung einbezogen hat, welche bei selbst erlebten Ereignissen in bedeutende Erregung gerathen waren, welche durch die alltäglichen Wahrnehmungen meiner Angehörigen, meiner Beschäftigung, meiner Andenken an vergangene Jahre in Thätigkeit gerathen und deshalb fast immer gebahnt sind, kurz, welche der Vorstellung des Ich angehören, wenn durch die Mannigfaltigkeit der erregten Fasern auch die Erregung selbst im intercellularen Tetanus an Intensität zunimmt, somit dieser Erregungscomplex die schon oft erwähnte Eigenthümlichkeit angenommen hat, schärfere Erregungen zu hemmen, dann sage ich, die Vorstellung ist im Bewusstsein.“

Im Weiteren bespricht der Autor die Beziehung der Vorstellungen zu den willkürlichen Bewegungen, wobei den Vorstellungen bei den „auf den Effect arbeitenden willkürlichen motorischen Impulsen“ die regulative Bedeutung zugeschrieben wird; dann die Beziehung derselben zu Empfindungen und Wahrnehmungen, bei welchen die Vorstellungen die Wahr-

nehmung ergänzen, corrigiren oder auch unterstützen; die Beziehung der Vorstellungen zu einander u. s. w.

Am Schluss bespricht noch der Autor „die Erscheinungen der Intelligenz“, also den Begriff Urtheil, Schluss, Entstehung der Instincte u. s. w.

Wenn auch die moderne Psychologie sich immer den Beinamen „physiologische“ gibt, so glauben doch die Meisten sich nicht verpflichtet zu halten, auf die daraus folgenden Consequenzen Rücksicht nehmen zu müssen. Daher leiden die meisten physiologischen Psychologien an mangelhafter Berücksichtigung physiologischer Daten. In dieser Hinsicht ist die Arbeit von Exner eine erfreuliche Erscheinung. Wenn wir uns nicht mit allem, was Exner angibt, ohne weiteres einverstanden erklären können und gegen manches Einwand erheben müssen, so glauben wir gerade hierin einen grossen Nutzen des Exner'schen Buches zu sehen. Bei der geringen Kenntniss der physiologischen Thatsachen, über welche man jetzt in Bezug auf die physiologische Thätigkeit des Gehirns verfügt, ist es unvermeidlich, dass man noch über manches streiten kann und muss; Exner geht aber den Schwierigkeiten nicht aus dem Wege und versucht eine Erklärung zu geben, und leitet somit die Discussion in richtige Geleise ein. Die Erklärungen der reflexartigen Bewegungen sind die besten, die bis jetzt überhaupt gegeben wurden. Leider aber bleibt die Arbeit nicht immer auf der Höhe der physiologischen Discussion. Der Grund hiervon ist, dass der Autor, anstatt nur die physiologischen Veränderungen des Centralnervensystems zu besprechen, auf das „Bewusstsein“, auf die „Vorstellungen“ u. s. w. überspringt und dadurch das Psychische und Physische zu oft verwechselt, statt sie auseinander zu halten. In dieser Hinsicht bleibt der Autor auf dem Boden stehen, auf welchem sich jetzt die meisten Physiologen und Psychiater befinden. Er bekundet dies mit der Ableitung des Bewusstseins aus der Gehirnthätigkeit, mit der Theorie des Wiedererkennens u. s. w. Nach unserer Ansicht gibt es nur ein Mittel, methodologisch consequent zu bleiben. Man muss die psychische Seite und die psychologische Terminologie ganz bei Seite lassen, wenn man physiologische Verrichtungen untersucht, und sich nicht irre führen lassen dadurch, dass das Grosshirn Organ der intelligenten Leistungen ist. Es ist nicht rathsam, würden wir mit Avenarius sagen, „nachdem man kaum die Einwirkung der Reize auf das nervöse Centralorgan angemerkt hat, sofort von den Aenderungen dieses Organs ab- und auf das Bewusstsein — das Denken —

die Vorstellungen — des Individuums überzuspringen, statt vor allem die Aenderungen, welche der Reiz im gereizten Centralorgan hervorrief, nach ihren verschiedenen Beziehungen weiter zu verfolgen und dann erst die Abhängigen zu den Abänderungen des Organs aufzusuchen" [1]).

Wien. W. HEINRICH.

Wahle, Dr. Richard, Privatdocent der Philosophie an der Universität Wien. Das Ganze der Philosophie und ihr Ende. Ihre Vermächtnisse an die Theologie, Physiologie, Aesthetik und Staatspädagogik. Mit 60 Figuren in Holzschnitt. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1894.

Wer die Hoffnung hegte, endlich hier in dem „Ganzen der Philosophie und ihrem Ende" das sanfte und schmerzlose Ende der Philosophie überhaupt in einer schönen Abschiedsrede gefeiert zu finden, der würde eine starke Enttäuschung erleben. So wie WAHLE vom Ende der Philosophie spricht, haben schon alle Philosophen vor ihm davon gesprochen: jeder von ihnen meinte eben die wahre und abschliessende Philosophie; und in diesem Sinne daher auch, da ja fortwährend und immer wieder aufs Neue eine Reihe — versteht sich falscher — speculativer Lehrmeinungen die Welt erfüllen: das Ende der Philosophie gefunden zu haben. Zwar, wenn uns WAHLE versichert: „unsere Kritik ist das Grab jeder Speculation und Hypothese — möge die Zeit anbrechen, in der man sagen wird, einst war Philosophie" —, so möchte man wohl eine Leichenrede vermuthen. Indess Aeusserungen dieser Art rühren nur daher, weil WAHLE die üppig wuchernde Baumkrone der Speculation stark beschneidet, und am ganzen Stamm nur einige wenige Früchte tragende Zweige zurückbehalten will. Auf dem Wege einer „sanften Liquidation" will er das Haltbare sicherstellen, und es „dauernd und unveränderlich für Wissenschaft und Lebensauffassung nutzbar machen."

Zutreffender als das „Ganze der Philosophie und ihr Ende", scheint uns daher der Nebentitel des Buches: „ihre Vermächtnisse an die Theologie, Physiologie, Aesthetik und Staatspädagogik". WAHLE nämlich spricht die Ansicht aus, dass der Philosophie im Getriebe des Geisteslebens eine rein dienende und nur vorübergehende Aufgabe zufalle. Darnach gebührt an

---

[1]) Kritik der reinen Erfahrung. Bd. I. Leipzig 1888. S. VIII.

der Spitze der Wissenschaften der Mathematik und den Naturwissenschaften die Führung; für Ethik und Pädagogik bildet die geoffenbarte Wahrheit und christliche Heilsautorität das belebende Element und die sicherste Stütze. Die Schöpfungen im Gebiete der schönen Künste endlich, als freigeborene Kinder des Genius, meiden einen festen Wohnsitz. Was also bleibt der Philosophie zu thun übrig, als einerseits die geoffenbarten Heiligtümer in ihrer reinen Schönheit zu schützen und zu bewahren, und andererseits das sehr gemischte Material der Psychologie von allen unwissenschaftlichen Zuthaten zu befreien, und es in diesem gereinigten Zustand der Physiologie zur eigentlichen Verarbeitung zu überliefern.

Wenn es nicht mit einigen Seufzern geschähe, so müsste man sagen: unser Autor gefalle sich in diesen im Interesse der Physiologie vollbrachten philosophischen Handlangerdiensten. „Das Empfundene in der Erinnerung für die generelle Conception festzuhalten und frei von sprachlichen Vorurtheilen darzustellen“, hält er für eine „nöthige, etwas dornige, wenn auch kleine Vorarbeit eigens geschulter, hoffentlich bald überflüssiger Menschen“.

Es ist sehr Verschiedenartiges und wohl auch Verschiedenwerthiges, was uns diese Philosophie bietet. Aber das Werk als Ganzes ist doch so umfassend und so reichhaltig, dass wir es uns nicht versagen können, soweit dies die engen Grenzen einer Anzeige zulassen, den Versuch zu machen: durch eine etwas einlässlichere Schilderung neben dem individuell Zufälligen und Unhaltbaren, neben dem Illusionären und Willkürlichen auch das viele Anregende und Anziehende, das treffend und keck Gesagte, das gross Gedachte und Verlockende dieses Vermächtnisses zur Anschauung zu bringen.

Ganz im Allgemeinen zwar gehört unser Philosoph jener Richtung an, welche eine Versöhnung von „Glauben“ und „Wissen“ anstrebt und durchsetzt. Doch nimmt er innerhalb dieser grossen Gruppe eine sehr individuelle und originelle Stellung ein. Wenn die gewöhnliche Physiognomie der conciliatorisch gesinnten Philosophen einem Himmel gleicht, der uns durch sein gleichmässig getrübtes und verschleiertes Antlitz in eine entsprechende nebelhafte und dumpfe Stimmung versetzt: so heben sich bei Wahle die dunkle Welt des ahnenden Glaubens und die Sonne der Erfahrung und des klaren Gedankens so nebeneinander ab, wie sich uns der vielleicht nur ein einziges Mal im Leben wahrgenommene Contrast unauslöschlich ins Gedächtniss prägt, wenn die andrängenden dunkelschwarzen

Wolken des Westhimmels den hell strahlenden und im schönsten Blau leuchtenden Süd und Ost begrenzen.

„Die Entdeckung der Gottheit“ zeigt uns die Tiefen und Abgründe eines philosophisch grübelnden Gemüths.

Die bei Weitem den grössten Abschnitt des Buches und überhaupt einen grossen Theil desselben ausfüllenden und sehr ins Einzelne sich erstreckenden psychologischen Capitel machen uns mit dem kritischen Geiste und dem umfassenden und sicheren Wissen des Verfassers bekannt. Verweilen wir zunächst kurz bei der „Entdeckung der Gottheit“.

Unser „schmerzdurchbebtes All“ kann nicht das Absolute sein; denn eine „Orange“ könnte zwar das ganze All sein, unmöglich aber eine „faule Orange“. Aber gerade der Schmerz, obwohl an sich vom Absoluten am weitesten entfernt, weist auf dieses am sichersten hin, weil er ja andererseits auch die hingebende, alles aufopfernde Liebe gebiert. Das von allen Schmerzen freie, durch ein gemeinsames Band der allumfassenden Liebe mit uns vereinigte Absolute ist nun die Gottheit.

Wie schliesslich diese vom christlichen Gott durchglühte, zum Absoluten gesteigerte Welt auch bei Wahle in die gewöhnliche Erfahrung eingreift; und wie sie sich, wenn auch nur als schmale Zone eines gespenstischen Zusammenfliessens und Ineinanderverschwimmens aller Grenzen, um das Ganze als geheimnissvoller Milchstrassengürtel schlingt: dies werden wir später sehen.

Jetzt betreten wir mit dem Philosophen den Schauplatz der Psychologie und greifen einen der Hauptpunkte dieses Capitels heraus. Wahle glaubt beweisen zu können, dass alle empirischen „Vorkommnisse“ aus einfachen Vorstellungsqualitäten zusammengesetzt seien. Und zwar gehöre es mit zum Charakter dieser Einfachheit, dass die Fläche das ursprünglich Wahrgenommene („Empfundene“) constituire; und dass sämmtliche psychische Inhalte, auch die ‘Gefühle’ und ‘Intensitäten’ schliesslich eben ganz in der ‘Vorstellung’ aufgehende Qualitäten ausmachen. Die Unterscheidung der Intensität neben der Qualität sei überhaupt ein arges Missverständniss; die Folge einer metaphysischen und grundfalschen Psychologie. Die räumliche Tiefe werde gar nicht wahrgenommen; sie sei gar keine optische Qualität wie das Zweidimensional-Ausgedehnte und Farbige, sondern etwas Gedankenhaftes, vom „Ich“ zur Flächenwelt Hinzugethanes.

Verfasser selbst bezeichnet mit einem einzigen Ausdruck: „Aggregat-“ oder „Summenpsychologie“, den Gesammtcharakter

seiner Psychologie. Und wenn er weiterhin von einem „Princip der absoluten Einfachheit der Qualitäten" spricht, und in unserem ganzen psychischen Leben „nur ein Mosaik" erblickt, so wäre man wohl berechtigt, im Anschluss an die von Richard Avenarius (vgl. d. menschlichen Weltbegriff, S. 44) aufgestellte Unterscheidung von „Variationspsychologie" und „Mosaikpsychologie", Wahle für einen Vertreter der letztern zu halten. Ohne auf Wahle's psychologisches System im Einzelnen einzugehen, ein System, welches im Besondern bei Betrachtung des räumlichen Sehens, durch Berücksichtigung einer Menge von Beobachtungen und durch erläuternde Zeichnungen eine grosse geistige Kraft einsetzt: so dürfen wir uns gemäss unserer Absicht insofern auf einige kritische Bemerkungen beschränken, als wir uns den allgemeinen Standpunkt vergegenwärtigen, von welchem aus Wahle die angedeuteten psychologischen Ergebnisse gefunden zu haben behauptet.

Als Psychologe will Verfasser rein beschreibend vorgehen und nichts als den empirischen Thatbestand zulassen. An verschiedenen Stellen lehnt er in den schärfsten Ausdrücken jene Psychologie ab, welche auf Grund versteckter Dualismen das Psychische als besondere 'innere Erfahrung', als Phaenomen sui generis dem Physischen derart entgegensetzt, dass ja an keinem Punkte eine Berührung zwischen ihnen stattfinde. Und ebenso wenig verkennt er dieselbe, die Erfahrung fälschende Metaphysik in jener Lehre vom sogenannten 'Urtheil', welches neben der 'Vorstellung' etwas durchaus Neues und Eigenartiges: eben ein zweites psychisches 'Urphaenomen' bedeute.

Hat nun Wahle wirklich, so fragen wir, von diesem rein empirischen Standpunkt aus die reine Flächenwelt als das Ursprüngliche entdeckt? Ist in der That die Tiefendimension der einfachen Fläche gegenüber eine Zuthat 'unsererseits', und wird sie nicht vielmehr ebenso hingenommen und vorgefunden wie jene? Wurde Verf. nicht doch vielleicht auch bei seinen, der Absicht nach rein analytisch beschreibenden Untersuchungen von einem in eine ganze andere Richtung weisenden Magneten abgelenkt, der ihm seinen Curs und seine Entdeckung schon von Anfang an trotz und gegen die Erfahrung vorzeichnete?

Um nun bei der Antwort auf diese kritische Fragen nicht von vorneherein und durchgängig missverstanden zu werden, müssen wir eine Unterscheidung vorbereiten, welche ausser Wahle auch für die, wie es scheint, allermodernste sogenannte 'immanente' Philosophengruppe von Bedeutung sein dürfte. Innerhalb dieser Richtung wird von gewisser Seite die Frage

nach der Urerfahrung als diejenige bezeichnet, welche allen andern vorauszugehen habe. Unsere Erfahrung, wie wir Culturmenschen sie machen, sei doch erst ein Entwickelungsproduct, das letzte Glied einer Kette, deren Anfänge sogar unendlich weit zurückliegen. Und nun eben sei es Aufgabe der Philosophie, auf der Entwickelungslinie soweit als möglich zurückzugehen, und womöglich die ersten Keime und Wurzeln unserer sehr zusammengesetzten und differenzirten Erfahrung blosszulegen.

Des Verfassers Raumpsychologie nun gehört der angedeuteten Richtung insofern an, als auch WAHLE in der Thatsache, dass wir doch die dritte Dimension ebenso — wie wir uns ausdrücken wollen — wahrzunehmen glauben wie die Fläche, kein Hinderniss seiner idealistischen Raum-Theorie erblickt. Denn, so werden wir belehrt, nur ganz kurze Zeit könne es gedauert haben, dass wir wirklich nur zweidimensional wahrgenommen hätten; nachher habe sich alsogleich das volle räumliche Sehen eingestellt; derart, dass wir uns jetzt gar nicht mehr in den Stand gesetzt sehen, die reine Flächenwelt ohne die Tiefe vorzufinden.

Aber sollten wir nicht vielmehr, wenn anders WAHLE's psychologische Theorie ihren principiell erfahrungsmässigen Charakter nicht verleugnen will, jene schmale kritische Zeitstrecke der reinen Flächenwelt auch noch heute erfahren können? Und wenn uns dies nicht gelingt, ist es dann nicht die reine Willkür, zu behaupten, wir hätten einstmals ganz anders erfahren, und zwar derart und so sehr anders, dass die reine Fläche, die wir jetzt nur als mathematisches Begriffsgebilde kennen, ehemals die w a h r g e n o m m e n e reine Flächenwelt war, und dass andererseits die Raumwelt, obwohl wir sie, soweit unsere Erfahrung reicht, nie als reine Fläche, sondern immer als Körperwelt vorgefunden haben und fort und fort weiter so vorfinden, dennoch zusammengesetzt sei aus der primitiven, jetzt nicht mehr zu erfahrenden Flächenwelt und der von 'uns' aus hinzugethanen Tiefendimension: ein Hinzuthun freilich, wovon wir ebenfalls nichts wissen, unter keinen Umständen etwas wissen können, und welches wir daher gleichwie das Wahrnehmen der zweidimensionalen Welt vollkommen vergessen haben müssen.

Was wir also durch unsere Zweifelfragen hervorheben wollten, ist der Unterschied zwischen der biologischen und entwickelungsgeschichtlichen Betrachtungsweise des Stufenganges der Erfahrung einerseits, und der philosophisch-theoretischen

Lehre der ursprünglichen und der abgeleiteten Bestandtheile der Erfahrung andererseits.

Es hindert nichts, wie weit immer in die Entstehungsgeschichte der Erfahrung zurückzugehen, insofern man dabei nur nie vergisst, dass die Continuität der früheren primitiven mit der gegenwärtigen Erfahrung an keinem Punkte unterbrochen werden darf. Wenn daher Wahle nur gelehrt hätte, dass wir ursprünglich flächenhaft wahrnehmen, dass sich erst nach und nach bestimmte Entfernungen und Grössen und entsprechende Verhältnisse einstellen, und so schliesslich miteinander zum räumlichen Vollbild der Erfahrung verwachsen: dann würden wir unserseits nicht den mindesten Widerspruch erhoben haben. Verf. jedoch geht weiter; er sagt, nicht etwa nur das Flächenhafte, nein vielmehr die reine Fläche im Sinne der Mathematik sei eine erste Erfahrung, und das Hinzuthun der dritten Dimension sei eine zweite Erfahrung. Nun aber weichen diese vermeintliche erste sowohl als zweite Erfahrung von unserer täglichen Erfahrung, welche wir fortwährend erleben, derart ab, dass überhaupt jene geheimnissvollen Erfahrungen kein Mensch macht; und zwar macht sie nicht etwa deswegen kein Mensch, weil wir heute zu weit von ihnen entfernt wären, als dass wir sie nicht schon längst vergessen hätten, sondern jene fraglichen Erfahrungen konnten überhaupt niemals und von Niemand gemacht werden, weil in unserer gegenwärtigen Erfahrung auch nicht die Spur von Analogie zu einer reinen Flächen-Erfahrung aufzufinden ist, und weil in ihr ebenso wenig die mindeste Andeutung steckte, dass wir zur reinen Fläche die Tiefendimension hinzuthun. Niemals, wenn die Philosophen von einer ursprünglichen ('unbewussten') Erfahrung reden, ist man daher sicher, ob nicht von ihnen vielleicht am Ende ihre, eine überhaupt unerfahrbare Erfahrung lehrende Erfahrungstheorie mit einer entwickelungsgeschichtlich primitiven, aber unter geeigneten Umständen auch heute noch vorfindbaren Erfahrung verwechselt werde.

Und vor einer Verwechslung dieser Art hat man umsomehr auf der Hut zu sein, als es sehr leicht geschieht, dass das gegenwärtig nicht mehr Erfahrene vom Unerfahrbaren überhaupt nicht genügend scharf unterschieden wird[1]. Inwiefern

[1]) Zur Ergänzung kann man hiermit zusammenhalten, was Richard Avenarius in seiner Kritik der reinen Erfahrung (vgl. II. S. 419—421 nebst Anmerkung 206) im Allgemeinen über das Verhältniss des Nichterfahrenen und des Unerfahrbaren überhaupt zur Erfahrung sagt.

nun Verf. in der That das überhaupt Unerfahrbare in seine Raumtheorie als wesentlichen Bestandtheil mit aufnimmt, insofern steht er nicht, wie er doch vorgab und die Absicht hatte, auf dem Standpunkt rein erfahrungsmässiger Beschreibung.

Und leicht können wir zeigen, dass Wahle diesen Standpunkt nicht bloss unter der Hand verloren hat, sondern dass er ihn überhaupt nie vollständig besass; und schon von Anfang an, aus Motiven der Speculation, in die Regionen der reinen Flächenwelt hinsteuerte.

Dass unsere Erfahrungswelt oder, wie er sie in seiner Sprache nennt: die Welt der „Vorkommnisse“ nicht das ‘Urwahre’ und wahrhaft „Wirkungskräftige“ sei: dies betrachtet der Philosoph für eine so selbstverständliche Wahrheit, dass er sich für berechtigt zu halten scheint, sie bei Jedermann als anerkannt vorauszusetzen.

Und nun das Urwahre — es ist das grosse Unbekannte, wovon wir nur wissen, dass es die unbekannten „Ursachen“ oder „Urfactoren“ enthält, welche unsere „Empfindungen bewirken“. Wie nun der Philosoph vom Unbekannten weiter in wechselnder Weise redet: bald so, als ob es eigentlich das Bekannteste von allem wäre, bald wieder im Gefühl schmerzlicher Unwissenheit sehnsüchtig zu ihm aufblickt, und dementsprechend das eine Mal mehr, das andere Mal weniger von ihm zu sagen hat: darum brauchen wir uns hier nicht zu kümmern. Für unsere Zwecke genügt der Umstand, dass „wir“ — wie Wahle sich ausdrückt — den „Urfactoren in vager Weise Materialität, d. h. ein Princip der Ausschliessung und Resistenz zuschreiben dürfen“.

Nachdem er so alles „Wirkungskräftige“ oder die „wahre arbeitende Welt“ vom Gebiete der „Vorkommnisse“, d. h. der „Empfindungen“, welche unsere Erfahrung bedeuten, entfernt und den unbekannten Urfactoren überliefert hatte, ist der Philosoph da nicht genöthigt, in unserer Alltagswelt nichts als „leere, flache Vorkommnisse“ zu sehen? Und bedenkt man endlich noch, wie an den Grenzen des Bekannten und Unbekannten (Erfahrenen und Unerfahrbaren) jene von uns geschilderte Begriffsvermischung das Diesseits der Erfahrung und das Jenseits des überhaupt Unerfahrbaren ineinander schiebt, so sieht man auch, wie die „leeren, flachen Vorkommnisse“ in die Hülle der zweidimensionalen mathematischen Schemenwelt schlüpfen, wie sie sich in dieser Gestalt an Stelle unserer gemeinen Erfahrung drängen, und so scheinbar zum Ergebniss der psychologischen Analyse machen, was in Wahrheit die un-

sichtbare Hand des metaphysischen Maschinisten illusionskräftig hervorzauberte. Indirect zeigt sich diese unverträgliche Mischung von Erfahrung und Metaphysik an den vielen Widersprüchen und Dunkelheiten in WAHLE's System der Psychologie. So möchte man (S. 74—79) meinen: das animistische Ich werde gründlich aus allen Schlupfwinkeln vertrieben, und es gebe in der Welt der „Flächen-Vorkommnisse" keine Stelle mehr für ein Seelen-Ding. Doch in der Noth greift man zu allem, und vergisst nur zu schnell, dass man eben erst noch wuchtig gegen alle metaphysische Psychologie ankämpfte. Und in diese Noth führt die dritte Raumdimension. In den „Flächen-Vorkommnissen" darf sie ja natürlich nicht enthalten sein; die „Urfactoren" ihrerseits scheinen in zu unbekannter Ferne zu schweben, so dass schliesslich doch wieder das traute und immer am nächsten zur Hand liegende 'Ich' es auf sich nehmen musste, die räumliche Tiefe hervorzubringen. Nun sind wir glücklich wieder mitten in der metaphysischen Psychologie. S. 77 und 84 heisst es zunächst: „der Raum ist eine begriffliche Fiction, die Tiefe ist ein gewisses Gedankenproduct, gebildet aus Bewegungsvorstellungen." Dann aber S. 233 in aller wünschbaren Deutlichkeit: „dieser Eindruck, etwas vor sich zu haben, ist eine Funktion der fortwährenden Ich-Thätigkeit; die Tiefe ist eine Gedankenzugabe, die das Ich zur Fläche hinzufügt, eine Anzeige des Ich, dass es in einem gewissen Bewegungsverhältniss zu dieser Fläche steht." Dazu kommt, dass, wie wir eben hörten, das Tiefenerzeugniss des Ich zuerst als ein Gedankenproduct und eine begriffliche Fiction bezeichnet wird, dann wieder erfahren wir (S. 258), dass „das Statuiren der Entfernung nicht auf Grund einer Reflexion erfolge, sondern sich gewohnheitsmässig dem geläufigen Flächenhabitus anschliesse", und endlich zuletzt (S. 286) macht uns der Philosoph mit dem „Wesen der erfassten Bewegung" bekannt und bemerkt: wir hätten hier nicht eine „einfache Qualität wie eine Farbe, sondern eine nach Typen sich richtende Reflexion über eine örtliche Relation von Qualitäten" vor uns.

Da nun nach der Theorie des Verfassers unsere gesammte Erfahrung aus lauter „Flächen-Vorkommnissen" besteht, so müsste er streng genommen überall, in allen 'Empfindungen' und sogar 'Gefühlen' das Element der Fläche nachweisen. Möglich, dass er dies in seinem Buch beabsichtigte; wir dürfen, wie es sich hiermit verhält, im Allgemeinen dahingestellt sein lassen und begnügen uns in dieser Hinsicht mit der Bemerkung, dass Verf. (S. 308—314) in einem für die angedeutete Frage

entscheidenden Falle, nämlich bei der Schallvorstellung, den Flächen-Nachweis versuchte und ihn auch in seiner Weise mit Leichtigkeit erbracht hat. Kritisiren und bestreiten können wir hier seine Beweise nicht. Immerhin jedoch dürfen wir angesichts des ausserordentlich paradoxen Lehrsatzes gestehen, dass uns seine Beweisargumente ganz und gar nicht überzeugt und nur den Eindruck in uns hervorgerufen haben, dass Wahle die auf Grund der Schallkörper, der Hörflächen und der Schallfortpflanzung sich bildenden Associationen zwischen Schall, Richtung, Ort und Ausdehnung zu vielleicht geistreichen Metaphern und Fictionen eines ausgedehnten, überall herumflatternden und sich über alle Grenzen erstreckenden Schalles benützt habe.

Wie so unser Psychologe ferner dazu kam, die 'Intensität' der 'Empfindungen' als Merkmal überhaupt abzulehnen und nur die 'Qualitäten' zuzulassen, ob nicht vielleicht sein speculativer Hauptsatz, dass nichts „Wirkungskräftiges", wozu ja auch die Intensität gehört, bis zu unserer „Flächenwelt" herabreiche, auch hier mächtiger war als die Erfahrung, ob vielleicht andrerseits die reinen „Flächen-Vorkommnisse" als solche überhaupt das Element der Intensität nicht neben sich dulden wollten, dies wollen wir nicht entscheiden. Sicher aber ist, dass keineswegs, wie Verf. glaubt und zu begründen versucht, seiner Polemik gegen die Intensität eine erfahrungsmässige Analyse zu Gebote steht. Was Wahle gegen die Zulässigkeit der Intensität (S. 172, 174 und 175) vorbringt, fällt auf ihn selbst zurück. Er stützt sich nämlich durchaus auf das rein dialektische Argument, dass ein Extensives, wie z. B. eine Farbenqualität, nur mit etwas eine Verbindung eingehen könne, was selbst wieder extensiv sei. Und hieraus nun entspringt sein Kampf gegen eine „dualistische Verquickung" in den Dingen, wie sie „phänomenal gar nicht existiren könnte".

Aber wer sagt denn, dass mit der Annahme der Intensität nothwendig die Vorstellung einer Qualitäten-Verquickung verbunden sein müsse? Doch wohl Niemand, wenn nicht vielleicht der Mosaik-Psychologe, der die Welt des Psychischen aus Miniatur-Flächen sich zusammengesezt denkt. Inwieweit nun Wahle selbst vielleicht eine solche Vorstellungsweise theile, dies haben wir im Einzelnen nicht festzustellen. Inwiefern jedoch seine Polemik sich hierauf beruft, insofern scheint dies allerdings der Fall zu sein. Denn ohne dahinneigende Ansichten begreift man überhaupt die negative Kritik der Intensität nicht, und alles scheint — vielleicht in Folge eines gewissen Kraftüber-

schusses — die reine Kraftverschwendung. Und zuletzt bleibt dann im Grunde doch alles wieder beim Alten. WAHLE nennt nämlich, was man bisher Intensität nannte, Qualität, und setzt so an Stelle der 'Qualität' und der 'Intensität' die Qualität im weiterem Sinne. Dies ist eine sehr harmlose Neuerung, nur ist nicht abzusehen, weshalb es nicht daneben, sofern sich das Bedürfniss dazu herausstellt, durchaus erlaubt sein sollte, die Qualitäten zu classifiziren, und einen Unterschied von Qualität im engeren Sinn, und von Intensität, wie man ihn bisher machte, auch fernerhin zu machen.

Da uns der Gang der Betrachtung auf eine starke Neigung des Verfassers zur Mosaik-Psychologie von selbst führte, so mag der Leser des Werkes sich selbst einige Stellen (S. 301 ff. 378 ff.) vorlegen, und entscheiden, ob auch nicht hier, wo von den 'Gefühlen' die Rede ist, die versuchte Auflösung in „extensive Qualitäten" von demselben negativen Erfolg begleitet sei, wie ihn unsere bisherige Schilderung der Flächen-Psychologie überhaupt gezeigt hat. Indess, wie stark durchsetzt von Metaphysik sich auch WAHLE's Psychologie zeigt, es bleibt doch noch sehr viel Bemerkenswerthes und positiv Verdienstliches davon übrig. In der Raum-Theorie hat Verf. alle bekannten psychologischen und physiologischen Hauptmomente, welche den Sehvorgang seinen Bedingungen nach zusammensetzen, sehr eingehend und doch in sehr einfacher und übersichtlicher Weise beschrieben.

Fernere Ausführungen (S. 186—209) enthalten eine Kritik der psycho-physischen Methoden und Ergebnisse. Den Weg freilich, welchen diese Betrachtung einschlägt, wird man schwerlich als den einfachsten bezeichnen können, wenn Verf. selbst es für gut findet, den Leser zu berathen, dass er das Wichtigste von 17 Nummern in der letzten finde, und daher, wenn er die „nöthigen Weitschweifigkeiten der im Grunde ganz einfachen Betrachtungen" scheue, sich auf jene eine beschränken dürfe.

Obwohl ja neue Resultate in diesem Abschnitt, nach den vielen anderweitigen und zum Theil sehr einschneidenden psycho-physischen Kritiken schwerlich geboten werden, so findet sich doch auch in diesen, an vielen Stellen ein wenig wie absichtlich arg zerfaserten und fadendünn zugespitzten Erörterungen viel Bewegung und Leben, manch schlagendes Wort, manche glückliche Formulirung und nichts zu wünschen übrig lassende Klarstellung.

Ziemlich ausführlich beschäftigt sich WAHLE mit den zusammengesetzten psychischen Erscheinungen: den Affecten und

Appetitionen, den höheren Begriffen und Stimmungen, den Gedankenverknüpfungen und 'Urtheilsbildungen'. Doch ist es hier nur ein frappirender Eindruck, den wir zu verzeichnen haben: nämlich die oft bis an den Wortlaut anklingende Verwandtschaft dieses Theils des Werkes (S. 368—375, 383—396) insbesondere mit der „abhängigen Vitalreihe höherer Ordnung", aber auch noch mit einigen andern wesentlichen Bestandtheilen der Kritik der reinen Erfahrung von RICHARD AVENARIUS. Diese Uebereinstimmung ist offenbar eine rein zufällige, und weder die mindeste Verwunderung noch der leiseste Tadel soll deswegen in uns laut werden, weil die Kritik der reinen Erfahrung früher erschien als das Buch von WAHLE, und letzteres zur ersteren an den hier in Betracht fallenden Punkten sich dennoch nicht anders verhält, wie ein Stimmen der Instrumente, ein zwar die Aufmerksamkeit weckendes, bedeutsames, aber doch lückenhaftes und vereinzeltes Dudeln zu einem vollen Orchesterstück. WAHLE ist eben zu sehr Mischling, als dass die positivistische Richtung in ihm jemals etwas anderes hätte sein können, als eine der Parallelen im Parallelogramm der Kräfte. Bei diesem unbeeinflussten und ganz eigen anmuthenden Zusammentreffen auf hoher See im stillen Reich der Forschung, möchten wir daher zum Troste des Verfassers der Kritik der reinen Erfahrung die Bemerkung machen, dass er, wenn aus der jüngeren Schaar um ihn herum kein verständnissinniges und ermunterndes Wort erschallt, wenigstens die Sicherheit hat, er sei ausser Sicht der „Spazierfahrer im Kreise" gekommen und habe nun wirklich einen Schritt vorwärts gemacht. WAHLE aber möchten wir ans Herz legen, dass seine wenigstens anscheinend von ihm befürwortete Arbeitstheilung zwischen Physiologen und Psychologen gewiss eine sehr verfrühte wäre. Darnach soll der Psychologe hübsch Material sammeln und bearbeiten, sich ja keine Uebergriffe in die Physiologie gestatten und die Hauptsache: die „physiologische Erklärung" des psychologischen Materials ausschliesslich den Physiologen überlassen. Wie aber nimmt sich zu diesem Programm die von WAHLE wiederholt ausgesprochene Klage aus, dass die Physiologen gewöhnlich ganz ungeübte Psychologen seien, und daher — wie wir von uns aus fortfahren wollen — das ihnen von den Psychologen überlieferte Material schwerlich zu beurtheilen und auf seine Echtheit zu prüfen im Stande sein würden? Und die Psychologen ihrerseits: an welche von ihnen sollen sich die Physiologen wenden? Sind sie, die Psychologen, gerade geeignet, den Physiologen das nöthige Vertrauen einzuflössen? Hat nicht

Wahle selbst in den psychologischen Partien seines Werkes fort und fort gegen eine metaphysische, gegen eine scholastische und dualistische Psychologie angekämpft, und sind Wahle's positive psychologische Resultate selbst derart, dass wir sie ohne wesentliche Vorbehalte mit gutem Gewissen den Physiologen als geeignetes Material empfehlen könnten?

Haben wir hiermit in des Verfassers „neue, wissenschaftsfördernde Psychologie“ einen genügenden Einblick erhalten, so dürfen wir eine andere wesentliche Seite des Werkes: die Versöhnungsfeier von Naturwissenschaft und gläubiger Religiösität mit ihrer endlichen „Beschwörungsformel“ nicht ganz übergehen. Auch hier wieder die alte und immer wieder neue Herzensgeschichte: das verlorene Paradies hoffnungsfreudigen, seligen Glaubens wird mit allen Mitteln wieder herzustellen versucht.

Zuerst wird etwas trotzig gethan und wissenskühn (S. 35, 123) in Sachen der Metaphysik eine mathematische Gewissheit verheissen, dann aber gerade der schroffe, klaffende Gegensatz von 'Glauben' und 'Wissen' (S. 135) zur Bedingung des wahren Glaubens gemacht. Zum Glauben in diesem Sinne ist jedoch „Gnade“ nöthig. „Nicht vernünftige Gründe reichen aus, sondern eine besonders glückliche Verfassung der Seele ist nothwendig.“ Das Heiligthum der „Ahnungen“ dieser Gott-„Begnadeten“ dürfen wir mit unsern profanen Zweifeln nicht mehr selbst betreten, und nur insoweit sein Traum-Antlitz auch ein wenig skeptisch und ironisch lächelt, möchten wir noch eine kleine Zwiesprache mit dem Philosophen halten. Auf Schwingen der Phantasie versetzt er sich in einen Idealstaat, ist vor allem für eine, seinen Grundsätzen entsprechende Erziehung besorgt, und schärft der andächtig lauschenden Jugend (S. 534) die Ueberzeugung ein, dass „die Gesetze der Naturwissenschaften es nur mit kraftlosen Erscheinungen zu thun haben“, aus dem Quell des „Wahrhaften“ dagegen jene Männer schöpfen, welche in „märchenhaften poetischen Träumereien, ohne Süsslichkeit, in dem Schönen der Natur geheimnissvolle Grüsse und Lockungen des wahrhaft Kraft- und Liebevollen erblickt haben“.

Dieser geheimnissvolle Blick entfacht den in uns allen glimmenden Funken, wirkt wahre Wunder in unserem schmerzerfüllten Dasein und heilt die tiefsten Wunden. Die Kraft geht von ihm aus, „das Leben (S. 80), trotz der Realität der Freuden und Schmerzen, zu einem Traum hinabzudrücken, es anzuschauen wie etwas, das nicht recht ernst zu nehmen ist, und so die Stimmung, es anzuschauen wie ein Spiel, vielleicht häufiger, als es sonst der Fall ist, zu verstärken“.

Dieser Ratschlag, das Leben nicht gar zu ernst zu nehmen, ist, wenn richtig verstanden, goldene Lebensweisheit. Und auch des Verfassers psychologische Theorie sammt unserer Kritik derselben, möchten wir daher nicht in einem kerkermässigen Ernste genommen wissen. Wir haben nämlich bisher fast nichts als scharfe Kritik geübt, und dennoch schätzen wir das Beste an WAHLE's Buch mindestens ebenso sehr, als wir seine Schranken, seine Gebrechen und Fehler einzusehen glauben. Aber vom Besten des Werkes lässt sich nun gerade leider in einer abgekürzten referirenden Uebersetzung keine Vorstellung geben, und dies gereicht WAHLE's literarischem Vermächtniss wieder nur zum Besten; es ist ein Beweis, dass dieses Beste ganz gut ist. Dieses Beste nun, glauben wir, stecke weder in der „neuen Psychologie", noch in der metaphysischen „Beschwörungsformel". Es zeigt sich vielmehr darin, dass ein starker Geist die Hülle des Buches überall durchbricht, und als leibhaftige Persönlichkeit das fesselndste, in schönen kräftigen Wellen dahin fliessende Gespräch mit uns führt, so dass wir die unvergessliche Erinnerung in uns tragen, einen trefflichen Menschen, den wir nie im Leben gesehen, dennoch intim kennen gelernt zu haben. Als geistvoller Kritiker spricht WAHLE überall zu uns; er sagt über alte, schon längst und viel verhandelte Gegenstände oft Vieles treffender und erschöpfender, als man es bisher wusste; er widerlegt auch die gegentheilige falsche Ansicht weit besser und beleuchtet alles in einem Spiegel, der das Ganze mit dem Reiz der Neuheit durchfunkelt. Was wir hier im Auge haben, betrifft besonders die Analyse einiger mathematischer Axiome, die Kennzeichnung der mathematischen Gewissheit im Allgemeinen, die Kritik der scholastischen Gottesbeweise und der Teleologie, die Widerlegung der gegen die Bewegung gerichteten Scheinbeweise und Widersprüche.

Die Stimme des feinen Menschenkenners und eines schönstimmigen Gemüthes endlich, welches nicht nur begeistert fühlt, sondern auch ästhetisch denkt, vernehmen wir in den ethischen und ästhetischen Betrachtungen des Werkes. Die überlegene und sich zugleich in den Gegenstand vertiefende historische Kritik, welche des Verfassers Ethik übt; die bündige Art, wie sie das Herzlich-Einfache aller hier in Frage kommenden Theorie an den Tag legt, gewährte uns die schönste Freude. Ganz ungetrübt freilich war sie nicht. Nicht nur schiesst der Philosoph im heiligen Eifer für die gute Sache ein wenig übe. das Ziel, sondern er mordet oft seine gesundesten Geistesblüthen dadurch auf die grausamste Weise, dass er sie an's

Kreuz des Absoluten schlägt. „Du sollst deinen Nächsten lieben, nicht weil es gut ist zu lieben, sondern weil ich, das Absolute es absolut will." — Mit solchen transcendenten Imperativen glaubt er die Ethik erst recht wirksam zu machen. Er erwartet von der Erziehung und der, wenn nicht geoffenbarten, doch staatlichen Autorität nichts Geringeres, als dass das Gute auch den Widerspenstigen und radical Bösen aufgezwungen („octroyirt") werden könne. Und mit solchen Hoffnungen täuscht sich derselbe Mann, welchem man doch sonst den Vorwurf, dass er die Menschen zu hoch nehme und zu viel von ihnen verlange, nur mit Unrecht machen würde. Anderwärts nämlich sieht Wahle im Menschen ein „überschnapptes, ein vom Grössenwahn befallenes Thier". Wenn man sie nicht entstellt und cynisch missdeutet, ist diese Definition des Menschen nicht übel, nur stimmt sie nicht recht mit dem zahmen und fügsamen Schäfchen, womit die autoritative Ethik allein etwas machen könnte. Doch legen wir auf dergleichen Widersprüche nicht zu viel Gewicht, wie auch nicht auf gewisse Ueberschwänglichkeiten im ästhetischen Theil des Werkes, wie beispielsweise die Stelle über die Musik, dass eine „traurige Melodie auch denjenigen, welcher noch nie eine Trauer erfahren hätte, durch sich selbst traurig stimmen müsste". Dies ist ja vollkommen die Musik an sich Schopenhauer's, welche ebenfalls, wenn die ganze Erscheinungswelt wegfiele, nicht mit untergehen würde. Auch die eingefrorenen Waldhorn-Töne, welche in der warmen Stube wieder aufthauen, könnte man sich ganz wohl unter der „durch sich selbst traurig stimmenden Melodie" denken. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, dass hierin sich gleichzeitig eine naive Empfänglichkeit für das Schöne offenbart, die unverwüstlich scheint, weil sie im „Schönen in der Natur" den gleich an die Spitze gestellten Satz durchführt: „in der Natur ist alles schön." Nicht umsonst strahlt daher aus diesem Auge neben der Helle und Ruhe, welche in die geheimsten Lebenspulse blickt, auch eine alles erwärmende, gleichmässige Milde. Und gerade in dieser unvergleichlichen Mischung des Zarten, des Sanften und Hauchartigen mit dem Hochstrebenden und Stämmigen ruht der grosse Reiz, welchen das Buch auf uns ausübte.

Bern. R. Willy.

Wahle, Dr. **Richard**, Privatdocent an der Universität Wien. Geschichtlicher Ueberblick über die Entwicklung der Philosophie bis zu ihrer

letzten Phase. Ein Leitfaden für allgemein Gebildete und Studirende der Hoch- und Mittelschulen. (66 S.) Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig 1895.

In frischer und kräftiger Darstellung giebt Verfasser einen Ueberblick der gesammten abendländischen Geschichte der Philosophie. Dies Alles auf 66 Seiten wird nun vielleicht mancher etwas kühn finden. Wahle selbst erklärt im Vorwort, dass die Lehren der einzelnen Philosophen in „brutaler, wenn auch ausreichender" Kürze vorübergeführt werden. Indess, wir haben es bei dieser Schrift weniger mit einer historischen Skizze, als vielmehr einem Programm, einem Nachtrag und einer Ergänzung zu dem grossen systematischen Werke des Verfassers: „Das Ganze der Philosophie und ihr Ende. Ihre Vermächtnisse an die Theologie, Physiologie, Aesthetik und Staatspädagogik" zu thun. Dass Wahle seine Arbeit in der That so aufgefasst wissen will, geht deutlich aus der Vorrede hervor. Da wir nun aber über das citirte grosse Werk eine ziemlich ausführliche Besprechung und Kritik in dieser Zeitschrift (oben S. 449 ff.) veröffentlicht haben, so können wir uns durchaus auf unsern früheren Artikel berufen, und beschränken uns hier nur auf eine einzige kleine Bemerkung. Aus den ersten Seiten dieser geschichtlichen Programmschrift scheint hervorzugehen, als betrachte Verfasser eine rein von allen Einflüssen der Umgebung und Culturbewegung unabhängige Ideenentwicklung als seine eigenthümliche Auffassungs- und Darstellungsweise. Ueber die Berechtigung und die Festsetzung des Sinnes dieser historischen Methode haben wir uns hier nicht auszusprechen, sondern möchten nur constatiren, dass, soviel wir zu sehen vermochten, das Werklein selbst, soweit es überhaupt historisch gehalten ist, jene angedeutete Methode nicht durchführt, sondern gerade im Gegentheil, wie übrigens Wahle selbst ausdrücklich (S. 6) hervorhebt, durchaus und vollständig und sogar mit nachdrücklicher Betonung dieses Umstandes chronologisch verfährt.

Bern. R. Willy.

Naville, Ernest, La Définition de la Philosophie. (289 S.) Genève et Bâle. Georg et Cie. Paris, Félix Alcan (1894). Bibliothèque de Philosophie Contemporaine.

Verfasser legt uns hier die Frucht seiner philosophischen Lebensarbeit wenigstens insofern (Vorw. XIV—XVI) vor, als er

das vorliegende Buch als einen Ueberblick seiner gesammten Weltanschauung bezeichnet. Und wenn er das von ihm geplante grosse systematische Werk nicht mehr ausführen konnte, so hofft er, dass vielleicht eine jüngere, ihm geistesverwandte Kraft aus diesem Grundriss die Anregung zu Grösserem ziehe.

Ernest Naville erscheint die Philosophie noch im Glanze ihrer alten Herrlichkeit, als „Königin“ der Wissenschaften, und erhebend und rührend zugleich ist es, mit welch jugendlicher Ueberzeugungskraft und geistiger Frische der greise Philosoph für seine Göttin eintritt.

Man kennt Naville's philosophische Ansichten aus seinen früheren Schriften; er möchte die Ergebnisse aller Hauptwissenschaften mit der stillen Flamme christlich-religiöser Ideen erwärmen; und so ein versöhntes und versöhnliches Ganzes als höhere Welt im Busen tragen und wenn möglich zu einem Gemeingut machen. In vorliegender Schrift übrigens geht Verf. weniger auf seine persönlichen Anschauungen im Einzelnen ein, als dass er, wie der Titel andeutet, nach rein formalen, logischen und daher allgemein-gültigen Gesichtspunkten den Kosmos des Wissens mit der Philosophie als Krone über dem Ganzen, einer hübschen, freien, aber doch durchaus zusammenhängenden Betrachtung unterzieht, welche die Extreme überall vermeidet und sehr sorgfältig gestaltet ist. Mehr als diese wenigen Andeutungen brauchen wir nicht zu sagen, weil die Schrift als elementare philosophische Encyklopädie eine ausführlichere Besprechung nicht nöthig hat.

Bern. R. Willy.

Busse, Dr. Ludwig, Privatdocent der Philosophie an der Universität Marburg, Philosophie und Erkenntnisstheorie (288 S.). Erste Abtheilung, erster Theil: Metaphysik und Erkenntnisskritik. Zweiter Theil: Grundlegung eines dogmatischen philosophischen Systems. Leipzig (S. Hirzel) 1894.

Wie Verfasser im Vorwort erklärt, sind es hauptsächlich Lotze, Kant und Hume, welche als bedingende Factoren seines eigenen Werkes in Betracht fallen. Kant, wie wir vernehmen, reizte ihn besonders zum Widerspruch, wogegen Hermann Lotze und David Hume mehr positiv einwirkten; und sogar, wie es scheint (S. 211), im Geiste und im System unseres Philosophen in einer Art 'höherer' speculativer Einheit ein Ganzes ausmachen.

In dieser ersten Abteilung seines Werkes will Busse eine allgemeine Grundlegung eines „dogmatischen philosophischen Systems“ in dem Sinne geben, dass zwar schon hier der Gesammtinhalt seines Systems, jedoch nur umrissweise zur Sprache kommt, so dass die in Aussicht gestellte zweite Abteilung dann die Aufgabe haben würde, das hier schon bis zur Höhe aufgeführte Gebäude im einzelnen auszubauen und zu vollenden. Gerne nun wollten wir uns jeder Kritik enthalten und uns darauf beschränken, dieses neue System in Kürze, aber im Zusammenhange zu schildern. Indessen von der Bemerkung abgesehen, dass das vorliegende Ganze in einen mehr kritischen ersten, und einen mehr systematischen („dogmatischen“) zweiten Theil zerfällt, können wir leider auch beim besten Willen jenen rein erzählenden Zuschauerstandpunkt nicht einnehmen; und müssen sogleich mit dem kritischen Satz beginnen: dass hier in diesem System der Hauptgedanke gar nicht durchgeführt erscheint; und dies auch nicht, wenn wir berücksichtigen, dass wir nicht ein vollständig ausgeführtes Lehrgebäude, sondern nur einen Aufbau ohne inneren Ausbau vor uns haben.

Sehen wir uns daher genöthigt, an Stelle einer zusammenhängenden Schilderung die kritisch zugespitzte Frage aufzuwerfen: welches ist der Hauptgedanke und wie verhalten sich die übrigen Bestandtheile des Werkes zu ihm? so möchten wir doch zur Orientirung sogleich weiter bemerken, dass in dieser Frage und ihrer Beantwortung zwar eine Kritik angedeutet ist, jedoch keine andere als eine rein formelle. Eine materielle Kritik liegt uns so ferne, dass wir vielmehr den Inhalt des Werkes als ein Vorhandenes einfach hinnehmen; und nur die Frage beantworten möchten: Was hat Verfasser gewollt, und was hat er thatsächlich erreicht und geleistet?

Als Hauptgedanke dieser dogmatischen Philosophie nun fungirt die den Gesammtinhalt des Vorhandenen umfassende Unterscheidung: von „Principien, Thatsachen und Werthen“; und ihre principiell metaphysische Schlussdeutung als eines „Dreigestirns“, welches uns Menschen den an sich unbekannten und geheimnissvollen Himmel des „Absoluten“ („Gott“) andeutet. Dieses Absolute, wie Verf. (S. 142) sich wörtlich ausdrückt, „bezeichnet den Punkt, wo die strenge Wissenschaft sich mit dem religiösen Glauben und der Poesie berührt, um als wissenschaftliche Poesie den Aufbau der philosophischen Weltanschauung zu vollenden“.

Ohne uns nun weiter um die „wissenschaftliche Poesie“ zu kümmern, sind in Busse’s System auch Gesichtspunkte ent-

halten, welche seinen metaphysischen Hauptgedanken als den allein haltbaren philosophischen Standpunkt zu begründen versuchen. Und hier wollen wir zuerst seine Auseinandersetzung über die „Principien“ im Sinne des „Denknothwendigen“ einer kleinen Betrachtung unterziehen. In seinem ersten kritischen und polemischen Theil behauptet der Autor gegen den 'Positivismus' und 'Empirismus': das „Denknothwendige“ sei etwas vom bloss „Thatsächlichen“ grundsätzlich Verschiedenes und dürfe ja nicht mit dem „Psychologischen“ verwechselt werden. Ohne jene begriffliche Selbstständigkeit und principielle Gegensätzlichkeit des Denknothwendigen in seinem Verhältniss zum rein Thatsächlichen würde man einer Skepsis überliefert sein, welche alles 'Objectiv-Wahre' zerstören müsste. Wollen wir jedoch Auskunft über die Hauptsache: was denn das Denknothwendige selbst sei, nachdem wir bisher nur immer die Versicherung hörten, es sei etwas ganz Anderes als das Thatsächliche: so erfahren wir aus dem zweiten (dogmatischen) Theil (S. 147 und 148): jenes Denknothwendige sei das „Logische“, insbesondere der sogenannte Satz der Identität, das „Nichtanderssein-können“ oder der Ausdruck des „analytischen Urtheils“. Und dies nun soll etwas ganz Anderes, ein vom bloss Thatsächlichen principiell Verschiedenes sein? Indess, wir brauchen von uns aus auf die Frage selbst gar nicht einmal eine Antwort zu geben. Verfasser hat sie selbst gegeben; und so gegeben, wie wir dies ungefähr selbst auch thun würden. Nicht nur belehrt uns der Philosoph (S. 122): „das Sein alles Seienden hat ohne Ausnahme den Charakter des Thatsächlichen“; „die Welt (S. 190) ist, weil sie ist“; „die Naturgesetze (S. 185) sind Formulirungen eines thatsächlichen Verhaltens“: überdies (S. 122) spricht er von einem (im Verhältniss zum Thatsächlichen) „hypothetischen Charakter des Denknothwendigen“, und erläutert denselben durch die Formel: wenn ein A ist — d. h., wie wir ergänzend hinzusetzen, thatsächlich ist, dann gilt A=A (Formel des Identitätssatzes).

Dies Letztere, worauf es ja uns vor allem ankommt, heisst nun aber in voller, natürlicher Deutlichkeit, und ohne jede philosophische Verclausulirung und metaphysische Verhüllung einfach: Wenn und inwiefern wir etwas zum Gegenstande des Denkens machen, dann und insofern machen wir es auch wirklich zum Gegenstande des Denkens! Zu dieser Art grossartiger Wahrheiten also, dass, wenn etwas ist, dasselbe dann bei Gott auch wirklich und wahrhaft ist, gehört nach den Aus-

einandersetzungen des Verfassers selbst sein sogenanntes Denknothwendiges.

Und man muss sich nur wundern, wie er dazu kommt, das in seiner Isolirung vom Thatsächlichen zur Tautologie herabsinkende Logische zum wahrhaft Philosophischen zu machen; zumal wenn man bedenkt, dass Busse in den angezeigten Stellen, im Kampf des principiellen Empirismus der Naturwissenschaften und David Hume's mit dem Rationalismus, so entschieden auf die Seite des ersteren tritt, dass er sich in der energischen Ablehnung hegelianisirender Constructionen sowohl, als einer die 'letzten Thatsachen' 'a priori' deducirenden Speculation überhaupt kaum genug thun kann. Doch ist ja unser Philosoph nicht nur Empirist, sondern ebensosehr ein eifriger und überzeugter Metaphysiker. Freilich genügt dies immer noch nicht, um sich dadurch in die geschilderte Zwitterstellung mit dem Empirismus zu verstricken. Und erst wenn wir bedenken, dass der principielle Empirismus die alte Metaphysik zu der verschwundenen Pracht der Geschichte zählt; und dass er die moderne, restaurirte Metaphysik als Todtgeburt behandelt, begreifen wir den tiefen, innigen, bitteren Schmerz und geheimen Aerger eines philosophischen Romantikers und Verehrers der „wissenschaftlichen Poesie". Nun darf natürlich der böse Empirismus um keinen Preis das letzte Wort behalten, jeder Schein und jeder Flitter und die hohlste rationalistische Nuss ist jetzt gut genug, nicht etwa um den Feind zu bezwingen, wohl aber um Wind zu machen und sich selbst sowohl als andere zu täuschen. Diese etwas starken Worte wird man vielleicht nicht mehr zu stark finden, wenn man des Verfassers Vertheidigung des naturwissenschaftlichen Empirismus gegen einen — wie wir hinzusetzen müssen — freilich stark überlebten Rationalismus mit der Abfertigung desselben Empirismus (S. 60) vergleicht, wenn er es wagt, sich zum philosophischen Standpunkt zu erweitern und als solcher offen sein Antlitz zu zeigen. An genannter Stelle heisst es über den principiellen Empirismus: „reine" „Erfahrung ist eigentlich nur das, was Bodhidharma erfuhr, als er neun Jahre hindurch die Mauer anstarrte; jede an ein Erfahrenes sich anknüpfende Betrachtung oder Reflexion, jede Verknüpfung von Erfahrungen setzt immer schon höhere, durch die Erfahrung vielleicht angeregte, aber nicht aus ihr entstandene Vermögen voraus".

Ob Busse nicht weiss, dass, was er hier Empirismus und „reine" Erfahrung nennt, nirgend anders als in seinem Kopfe existirt?

Aber wesshalb macht der Philosoph (S. 204) dem Naturforscher denn keinen Vorwurf daraus, wenn der letztere „die Frage nach dem Rechtsgrunde der Verbindlichkeit der Naturordnung überhaupt, als gänzlich jenseits der Aufgaben der eigentlichen Naturforschung liegend“, abweist. Doch wohl nur desshalb, weil, wenn Zwei dasselbe thun, es nicht mehr dasselbe ist. Der Naturforscher als Specialist hat keine Veranlassung, zur Philosophie Stellung zu nehmen; anders der principielle Empiriker, gleichviel, ob er nun zufällig Naturforscher sei oder nicht: er muss seinen Standpunkt begründen und begründet ihn auch. Wir hier haben uns damit nicht zu befassen, sondern nur hervorzuheben, dass Busse jene thatsächlich vorliegende Begründung entweder kennt, oder dass er sie nicht kennt. Kennt er sie nicht, nun, dann ist es ein Phantom, woran er seine Fechterkünste zeigt; kennt er sie und kämpft er dennoch in der angedeuteten Weise, dann würde es unserseits unritterlich sein, diese Art Hiebe näher zu bezeichnen, und zwar um so mehr, als der Philosoph (S. 4) ausdrücklich das „Gebot der Courtoisie“ aufstellt: „nicht nur den Recensenten zu spielen, sondern auch den eigenen Standpunkt der Kritik der Gegner auszusetzen“. Denn, fährt er fort, „es handelt sich um eine Reihe von Zweikämpfen mit hochachtungswerthen Gegnern, und da gestatten es die Regeln des ritterlichen Zweikampfes nicht, den Gegner anzugreifen, ohne ihm zugleich die eigene Brust zu Hieb und Stich darzubieten“.

Indessen nicht besser als der Empirismus kommt bei unserem Philosophen der Rationalismus davon. Wie er den Empirismus zuerst schlägt und dann gebraucht, so nimmt er, wie wir früher hervorgehoben haben, zuerst entschiedene Stellung gegen den Rationalismus; und spricht (S. 197) von „rationalistischen, noch aus der vorkantischen oder vielmehr vorhumeschen Metaphysik stammenden Vorurtheilen“, wovon wir uns befreien müssten; um dann ein wenig später einen Beweis aufzustellen, der ganz im Geiste des scholastischen Mittelalters geführt wird. Doch dies möchte immerhin sein; wir haben uns hier nicht selbst auf Metaphysik einzulassen, sondern jenen Beweis nur einer rein logischen Prüfung zu unterwerfen, weil Verfasser selbst sehr viel Werth auf seinen Beweis legt. Er will nämlich den Beweis der „Existenz der Aussenwelt“ erbringen und sagt in diesem Zusammenhange bei Vorbereitung des Beweises (S. 222):

„Wenn ich es nun wage, im Folgenden einen „genugthuenden“ „Beweis für die Existenz der Aussenwelt anzubieten,

so bin ich mir der Kühnheit des Wagnisses, an dem die ganze bisherige Philosophie gescheitert ist, wohl bewusst; die Zuversicht, dass mir gelungen sei, was bisher den scharfsinnigsten Männern misslang, beruht darauf, dass die Art meiner Beweisführung von den bisher üblichen wesentlich abweicht".

Der Beweis ist sehr umständlich und lang; er erstreckt sich von Seite 221 bis 238. Nachdem er an einem Punkte eingesetzt, lässt er ihn alsbald wieder fallen und springt zu etwas anderem über; nimmt dann später den früheren Punkt nebst allerlei anderem dazu wieder auf, so dass der Leser am Ende dieses Beweises sich erst fragen muss: wo ist nun der Beweis in diesem Beweis? Doch glauben wir die springenden Punkte im Folgenden entdeckt zu haben. „Die entscheidende Thatsache" — lesen wir S. 224 — „ist die, dass ich den Gedanken des Nicht-Ich wirklich habe." Und dies heisst, wenn wir noch die Aussage (S. 229) hinzunehmen, dass man „nach dem Schema des cogito ergo sum nun auch den Satz: Non-Ego a me cogitatur, ergo est, durchführen" müsse: aus dem Begriff Nicht-Ich folgt die (empirische) Existenz desselben Nicht-Ich.

Hätte Verfasser diesen Satz nicht als Beweis, sondern als Axiom aufgestellt, etwa in der Form: Ich speculativer Philosoph weiss, dass beim 'Gedanken' des Nicht-Ich das 'Sein' dieses Nicht-Ich hervorspringt, dann würde gewiss kein Mensch gegen eine solche Logik das Geringste mehr einzuwenden haben.

Jedoch beim einfachen Non-Ego a me cogitatur, ergo est, hat es lange nicht sein Bewenden; Verfasser erläutert den Satz des Non-Ego alsbald (S. 229 und 230) durch den Zusatz: „wie das cogito ergo sum nur desshalb wahr war, weil, nachdem ich bin, die Behauptung: Ich bin nicht, den allgemeinen, für alles Sein verbindlichen denknothwendigen Bestimmungen . . . widerspricht, so ist auch, nachdem die Thatsache des Gedankens des Nicht-Ich als ein unausrottbares Vorurtheil[1]), einmal vorhanden ist, die Behauptung: es ist nicht, mit ihnen unvereinbar."

Dieser Zusatz spricht wahrlich für sich selbst deutlich genug; und wir haben nur fortzufahren und zu bemerken, dass nun erst, nachdem alles Bisherige nur Vorbereitung war, der eigentliche, bisher noch nie dagewesene Beweis beginnt. Um ihn jedoch zu verstehen, ist es gut, wenn wir ihn zuerst als

---

[1]) Das Wort ist von uns hervorgehoben.

geleistet betrachten; und den Rückblick des Philosophen auf seine soeben vollbrachte That ein wenig ins Auge fassen. Dieser Rückblick (S. 237) lautet: „wir haben bewiesen, dass, wenn der Gedanke des Nicht-Ich thatsächlich vorhanden ist, nur die Annahme, dass ein Nicht-Ich sei, widerspruchslos ist, die andere, dass es nicht sei, dagegen den Widerspruch einschliesst, dass ein absolutes Wesen zugleich absolut und nicht absolut sein soll." „Nun ist der Gedanke des Nicht-Ich thatsächlich vorhanden, also, können wir nun mit vollster Bestimmtheit behaupten, ist das Nicht-Ich."

Und nun erwäge man: aus der Definition oder — da hierauf nichts ankommt — aus dem Axiom, das absolute, vollkommene Wesen kann (da dies sowohl seiner Absolutheit, als seiner Vollkommenheit zuwider sein würde) den Gedanken des Nicht-Ich nicht haben, wird die Folgerung gezogen, dass Ich, d. h. Ich als erfahrungsmässiges Individuum, in der Welt nicht allein bin, sondern ein Nicht-Ich neben mir habe. Dass Verfasser in der That das erfahrungsmässige Ich zur Prämisse seines Beweises macht, und dass er andrerseits zwischen dem Gedanken (Vorstellung) des Nicht-Ich und dem Nicht-Ich selbst wiederum in erfahrungsmässiger Weise unterscheidet, ersieht man auf S. 221.

Das „Absolute" aber, wissen wir, ist im Sinne des Philosophen etwas durchaus Nicht-Empirisches, und als solches nur ein Gegenstand der reinen Speculation; möge nun diese Speculation als „wissenschaftliche Poesie" oder, wie in unserem vorliegenden speciellen Falle, als ein ausserhalb der Erfahrung schwebendes Axiom (Definition) erscheinen.

Wie also, fragen wir, ging es zu, dass der salto mortale, welcher die incommensurabeln Punkte des Absoluten und Empirischen miteinander verbindet, dem Philosophen den Schein eines evidenten, neuen und kühnen Beweises vorgaukelte? Wie wir glauben, liegt dies in dem Umstande begründet, dass die Einzigkeit einerseits des Absoluten und die Einzigkeit andererseits des hypothetisch vorausgesetzten einzigen Individuums (welches den Gedanken des Nicht-Ich hat) eine scheinbare Verbindung zwischen dem Absoluten und der Erfahrung herstellt. Wenn wir, müssen wir im Geiste des Philosophen argumentiren, ein einziges Individuum annehmen, welches den Gedanken des Nicht-Ich hat, dann würden wir ja ein Absolutes haben, welches den Gedanken des Nicht-Ich hat; dies aber ist (laut Axiom) ein Widerspruch. Daher, wenn ein Individuum den Gedanken des Nicht-Ich hat, kann es nicht den blossen

Gedanken des Nicht-Ich haben, sondern muss als (endliches) Individuum überdies ein wirkliches Nicht-Ich neben sich haben.

In Wahrheit natürlich drehen wir uns in diesem Beweis im Kreis und kommen über das Axiom, dass das Absolute nicht den Gedanken des Nicht-Ich haben könne, nicht hinaus. Denn es ist ja offenbar, dass, wenn man einmal vom Standpunkte der Erfahrung aus das einzige Individuum als Denkbarkeit zulässt, dann der hypothetische Solipsissimus durchaus nicht das sich selbst widersprechende Absolute, sondern wohl einer jener unglücklichen Heiligen sein würde, wie wir sie in Irrenhäusern antreffen; nur vielleicht mit dem Unterschied, dass, während die gewöhnlichen Irren hallucíniren und ihre Hirngespinnste für Wirklichkeit nehmen: der Solipsissimus seinerseits umgekehrt seine von ihm als Wirklichkeit gedeuteten Dinge und Menschen zugleich die unwiderstehliche (krankhafte) Neigung haben würde, für Hallucinationen zu halten.

Nach dieser Probe dem Verfasser auf ähnlichem Pfade noch weiter zu folgen, und zu sehen wie er (S. 187 ff.) das „Causalgesetz" begrifflich deducirt: dies können wir weder vor uns selbst verantworten, noch dürfen wir es dem Leser zumuthen. Wer sich dafür besonders interessirt, mag am angezeigten Orte selbst Nachschau halten, um sich davon zu überzeugen, dass auch hier nach langer guter Hoffnung schliesslich eine Tautologie geboren wird.

Hiermit haben wir den Kern und jedenfalls das Neue dieses Systems kennen gelernt. Denn was man sonst noch vorfindet, ist, wenn auch in der Hauptsache vielleicht nicht unrichtig und an manchen Punkten wohl selbst zutreffend: doch theils etwas schon oft und viel besser und vollständiger Gesagtes; und theils steht es als Specialität mitten in dieser allgemeinen Grundlegung eines philosophischen Systems schwerlich an der richtigen Stelle. Mit dem in der Hauptsache nicht Unrichtigen aber Unbedeutenden meinen wir die in der „praktischen Philosophie" (S. 259—283) enthaltenen Ausführungen über Ethik und Aesthetik; und mit dem aus Gründen der Systematik und Oekonomie nicht Wohlangebrachten haben wir die Betrachtungen (S. 149—183) über das „analytische Urtheil", das Mathematisch-Philosophische und Metageometrische im Auge.

Ohne die „praktische Philosophie" zu berühren, heben wir im übrigen nur hervor, dass Verfasser (S. 182) selbst findet: es sei an die Widerlegung der metageometrischen Speculation

schon „allzuviel Zeit und Arbeit verschwendet worden“. Und dasselbe, wie wir meinen, obwohl BUSSE selbst darüber schweigt, dürfte wohl auch von seiner Widerlegung der „synthetischen Urtheile a priori“ gesagt werden.

Endlich, da sie einen verhältnissmässig sehr grossen Raum des Werkes einnimmt, müssen wir noch mit ein paar Worten auf des Verfassers kritische Auseinandersetzung mit KANT eintreten. Nicht erst die Widerlegung des synthetischen Urtheils a priori, und auch nicht einzig der sich schon in der Ueberschrift: „Kriticismus und Transcendentalphilosophie“ (S. 84 bis 112) an KANT richtende Abschnitt beschäftigt sich hauptsächlich mit KANT; sondern dies gilt fast vom ganzen ersten Theil, ausgenommen den kurzen Schlussabschnitt: „Metaphysik und Offenbarung“ (S. 113—118). Und was ist nun, wenn wir von der Widerlegung des a priori synthetischen Urtheils absehen, der langen Rede kurzer Sinn dieser KANT-Kritik?

Wir konnten nichts anderes finden, als die ewig wiederkehrende, gewiss zutreffende und offenbar auch von KANT selbst nicht bestrittene Versicherung, dass es nur *eine* Vernunft und nicht zwei Arten: eine 'dogmatische' und eine 'kritische' geben könne. KANT meinte, eben die 'kritische' sei die wahre Vernunft, und BUSSE hält es mit der 'dogmatischen'. Was sodann im besondern die ersten Abschnitte betrifft, welche ausser über KANT, wie grösstentheils die Ueberschriften andeuten, über „Skepticismus, Idealismus, Phaenomenalismus, Subjectivismus, Empirismus, Evolutionismus, Positivismus“ handeln: so dürfen wir hierüber um so kürzer sein, als Verfasser selbst sogleich im Anfang (S. 7) erklärt, „das Unsinnige des in Rede stehenden Standpunktes (Skepticismus) ist so offenkundig, dass er eine ausführliche Widerlegung nicht zu verdienen scheint“. Er motivirt dann im Weitern die trotz Unsinnigkeit des Skepticismus weit ausgesponnene Widerlegung desselben damit, dass er *dieselbe*, dem principiellen Skepticismus bekanntlich zu Grunde liegende selbstmörderische Behauptung: dass es nämlich schlechterdings nichts Festes und Gewisses gebe, auch im „Empirismus“ und „Positivismus“ zu entdecken glaubt und von seinem Standpunkte aus wohl auch wirklich entdeckt.

Denn, wie wir schon hervorgehoben haben, soll das vom „Thatsächlichen“ sich principiell unterscheidende „Denknothwendige“, welches die metaphysikfeindlichen Standpunkte ablehnen: allein die Möglichkeit des 'Objectiv-Wahren' verbürgen. Nachdem wir jedoch gezeigt haben, dass BUSSE selbst jenes Denknothwendige an entscheidender Stelle fahren lässt und sich

mit dem Thatsächlichen begnügt: so ist, was wir hierüber vorzubringen haben würden, also schon gesagt. Ob nun Busse, wie er (S. 211) mit ironischem Selbstbewusstsein äussert, nur bei den „Kantianern“ eine „schlimme Aufnahme“ findet, weil sie seinen „ketzerischen Standpunkt überhaupt noch als philosophischen anzuerkennen schwerlich geneigt sein möchten“; und ob nicht vielmehr des Verfassers geistige Gevatterschaft in Gestalt Hermann Lotze's und David Hume's gewiss aus ganz anderen Gründen als Ketzerriecherei mit den Kantianern vollkommen übereinstimmt; oder doch, da sie dies nicht mehr kann, sich im Grabe umdreht: dies mag nach dem Gesagten der Leser selbst entscheiden.

Bern. R. Willy.

Selbstkritik.

Dessoir, Max, Geschichte der neueren deutschen Psychologie. Erster Band: Von Leibniz bis Kant. Berlin, Carl Duncker, 1894. gr. 8°. XIII, 439 S.

Aus einer Preisaufgabe der Königl. Preussischen Academie der Wissenschaften sind die hier bereits von mir angezeigte Arbeit Sommers (vgl. XVIII, 249—259) und die vorliegende hervorgegangen. Während Sommer den Nachdruck auf die Beziehungen zwischen Psychologie und Aesthetik eines bestimmten Zeitraumes legte, ruht hier der Ton auf der Psychologie und dem Zusammenhange mit Vor- und Nachzeit. Der hauptsächliche Vorzug des Sommer'schen Werkes war „die consequente Anwendung eines bestimmten Verfahrens geschichtlicher Forschung und die einheitliche Auffassung eines Zusammenhanges in den behandelten Erscheinungen“; daneben konnte eine Anzahl geistreicher Einzelheiten und die Feinfühligkeit einiger Analysen anerkannt werden. Nunmehr das eigene Werk objektiv zu besprechen ist natürlich nur in einer Zeitschrift wie dieser möglich, deren Leser einem solchen Versuche nachsichtiges Verständnis entgegenbringen. —

Des Verf. Grundvoraussetzung ist die, dass die eigentlich historische Seite an der Darstellung einer Wissenschaftentwickelung vornehmlich im Detail liege. Es komme doch darauf an, allge-

meine Sätze über seelische Phänomene eines bestimmten Volkes, einer bestimmten Epoche zu gewinnen. Dazu indessen verhelfe nicht die Kenntnis einiger hervorragenden Individuen, sondern die geduldige Beschäftigung mit den Durchschnittsmenschen der betreffenden Periode. „Besser als an Eichbäumen sieht man an Strohhalmen, woher der Wind weht." — Diese Auffassung ist natürlich an sich möglich. Man darf aber nicht übersehen, dass solcherart die Geschichte der Psychologie lediglich ein Beitrag zur Culturgeschichte wird. Bei stricter Durchführung jenes Gedankens würde die Geschichte einer Epoche zu schreiben sein unter dem beiläufigen Gesichtspunkt, dass in ihr auch Psychologie beliebt wurde. Theilweise ist der Verf. so vorgegangen: man vergleiche die interessanten, buntscheckigen Mittheilungen über Sprache, Reisen, Pietismus, Journalistik, Universitäten, Physiognomik, Occultismus u. s. f. Meistentheils jedoch ist der Verf. inconsequent gewesen und hat den Grösseren ihr grösseres Recht gelassen.

Der erste Abschnitt des Buches handelt von Leibniz, Wolff und der Psychologie im unmittelbaren Anschluss an Wolff. Hier ist zunächst die Dürftigkeit der Einleitung zu tadeln. Der grosse Versuch einer constructiven und naturwissenschaftlichen Psychologie, der von den Tagen der Renaissance ausgeht, wird mit keinem Worte erwähnt, die historische Stellung Leibnizens daher nicht genau genug bestimmt. Diesen sowie manchen anderen Mangel hat der Verf. inzwischen durch seinen Artikel „Geschichte der Psychologie" in der Rein'schen Encyklopädie der Pädagogik auszugleichen gesucht. Leibnizens Seelenlehre wird im Allgemeinen richtig, aber mit übertriebener Kürze dargestellt; hätte der Verf. hier weniger mit dem Papier gespart und Ausführungen wie auf S. 225 und 234 gleich in den Anfang hineinbezogen, so wäre es für die Deutlichkeit und die Oekonomie des Ganzen nützlich gewesen. Bei der nun folgenden Untersuchung Wolff's sind die philosophischen Grundlagen, z. B. die bekannte Abweichung von Leibniz, nicht ausreichend erörtert; hingegen erscheinen die Inhaltsangaben und die Vergleichungen mit der modernen Lehre vom psychophysischen Parallelismus als recht brauchbar. Da die rationale Psychologie sachlich, wie der Verf. nachweist, eine physiologische Psychologie ist, so hat der Verf. den in Wolff's Absicht liegenden Charakter der „Rationalität" sehr zurücktreten lassen. Der Gedanke aber bleibt doch neu und folgenschwer, neben die Beschreibung eine Erklärung (dat rationes) „nach Art der Physik" zu setzen, „damit man von den Veränderungen, die

sich in der Seele ereignen, zureichenden Grund anzeigen möchte, woraus man verstehen kann, wie sie erfolgen". Desgleichen genügte nicht der negative Nachweis, dass Wolff kein Vermögenpsychologe im strengen Sinne ist, sondern es hätte positiv theils in dem Verhältnis der Einstimmung und des Widerstreites zwischen den Theilen des Begehrungvermögens, theils in dem Unterschied zwischen verworrener und deutlicher Erkenntnis eine Art von Ineinandergreifen festgestellt werden können. — Der Abschnitt über die unmittelbar sich an Wolff anschliessende Psychologie ist zwar stark summarisch, enthält jedoch manches Neue und (besonders in der Behandlung G. F. Meiers) wohl auch Gute.

Im Folgenden wird die Entwickelung der deutschen Psychologie in ihren Stadien von 1750 bis 1780 und mit Rücksicht auf die Einflüsse Englands und Frankreichs geschildert. Der grösste Theil des Raumes ist einer Anordnung und Kennzeichnung der Vermögenpsychologen gewidmet. Obwohl wir dem Versuch einer solchen Klassifikation und der Wiederbelebung mancher erinnerungwerter Forscher ein Verdienst nicht absprechen wollen, müssen wir doch die Ungleichheit, die sich hier findet, aufs Schärfste rügen. Eberhard werden 1½, Feder 4½ Seiten gewidmet, und doch ist dieser jenem nicht entsprechend überlegen, weder für uns noch für die Zeitgenossen. Während der Verf. beispielsweise bei Abbt und Platner aus dem Vollen schöpft, giebt er bei Irwing lediglich Notizen, die noch dazu etwas willkürlich herausgerupft sind. In einigen Fällen ist auch die Klassifikation zu beanstanden.

Der dritte Haupttheil betitelt sich: Das so bedingte System der Psychologie. Abgesehen davon, dass ein Causalzusammenhang zwischen dem Vorhergehenden und dem jetzt zu Bietenden nicht so schlechthin behauptet werden durfte, ist auch die Berechtigung des Wortes „System" sehr zweifelhaft. Ein System ist den Psychologen der Aufklärungepoche doch nicht derart gemeinsam gewesen, dass die Differenzen und Verschiebungen als Modificationen desselben aufgefasst werden dürften. Thatsächlich wird das Geschichtliche nunmehr zur Nebensache. Der Verf. sagt es geradeheraus: „in unserem Falle und in diesem Abschnitte des Werkes ist das Augenmerk die Psychologie als solche, erforscht und veranschaulicht an der deutschen Psychologie zwischen Leibniz und Kant." Stellen wir uns indessen mit ihm auf diesen Standpunkt, so erscheint es als folgerichtig, dass die Vermögentheorie nebst der Thierpsychologie das Centrum des pragmatischen Theiles bilden und auf den Associationismus

nur wenige Seiten kommen, denn die Associationenlehre war im Zeitbewusstsein völlig von der Vermögentheorie verdunkelt. Leider ist nun dem Verf. dasselbe begegnet, was noch allen wirklich ins Detail dringenden Untersuchungen über das 18. Jahrhundert verderblich werden sollte: er ist der Ueberfülle des Stoffes erlegen. Und zwar in doppelter Hinsicht. Infolge des Umstandes, dass ungeheure Papiermassen bewältigt werden mussten (und auch infolge widriger äusserer Verhältnisse), ist nicht überall sorgsam genug verfahren worden. Es sind manche falsche Seitenzahlen und Druckfehler stehen geblieben; glücklicherweise nicht so, dass dadurch der Sinn des Citirten oder Gesagten unkenntlich würde. Schlimmer ist zweitens, dass an einigen Stellen erschöpfend dargestellt wird, an anderen Stellen blos charakteristische Einzelfälle herausgegriffen werden, dass gelegentlich mit derben Strichen conturirt, häufiger nach Art der Miniaturen gemalt wird. Unter dieser Ungleichmässigkeit und unter der Masse der Einzelheiten verschwinden manchmal die grossen Züge, und der Leser thut gut, die in der Vorrede herausgehobenen Abschnitte vorweg zu nehmen, um sich die Orientirung zu erleichtern.

Der Gedankengang des doxographischen Theiles lässt sich, im Anschluss an des Autors Rückblick (S. 302 ff.), folgendermaassen präcisiren. Leibnizens Metaphysik hatte nicht nur die Thierpsychologie ins Leben gerufen, sondern in den fünfziger Jahren bestimmte diese Philosophie nach Wolffschem Tone alle und jede psychologische Theorie; später wurde die Wirkung durch den eindringenden Materialismus gemindert. Die Physiologie im Zusammenhang der medicinischen Systeme beeinflusste einerseits die Gesammtanschauung vom Seelenleben, anderseits und zwar in ganz besonderem Maasse die Theorie der Sinnesempfindungen und Vorstellungreproductionen. Was der Lehre vom Gefühl das eigenthümliche Gepräge gab, war die halb sentimentale, halb originalistische Anschauung und die Vermischung mit Moral und Aesthetik. In dem einen Brennpunkt des Interesses steht das metaphysische Problem des Seelenwesens. Psychologie gilt nach wie vor als Lehre von der Seele. Ueber die Substantialität dieser Seele ist man sich freilich uneins, doch neigt die Mehrheit zur Annahme derselben, indem sie sich ausser auf die Willensfreiheit auf die Einheit des Bewusstseins beruft. Ein zweiter Mittelpunkt liegt in der Klassifikation des Seelenlebens nach Vermögen. Nicht das Beobachtete wird eingetheilt, sondern das, was ihm zu Grunde liegen soll, nicht die inneren Erfahrungen, sondern die Seelen-

vermögen werden analysirt. Man zerreisst den Zusammenhang des Innenlebens dadurch, dass man die Hauptseiten seiner Thätigkeit den Erscheinungen als Ursachen unterlegt. Ob man eine, zwei, drei oder mehr specifische Leistungen der Psyche annimmt, fällt nicht ins Gewicht; der Grundfehler liegt in der Vorstellung eines bald thätigen, bald unthätigen Vermögens und in seiner erschlichenen Umwandlung in Ursachen. Kommt nun noch ein „innerer Sinn" hinzu, der die Thatsachen des Bewusstseins ebenso beobachtet wie der äussere Sinn die Geschehnisse der Aussenwelt, so erhöht sich die Verwirrung, denn damit ist die unmittelbare Realität der seelischen Vorgänge preisgegeben. Immerhin: an sorgsamer Durchbildung ist dies geschichtlich bedingte und sachlich unzureichende „System" von keinem früheren oder späteren jemals übertroffen worden.

Im vierten Hauptabschnitte wird der fruchtbare Gedanke verfolgt, die Wirkungen dieser Psychologie auszumitteln. Wir bedauern, dass der Einfluss der damaligen Seelenwissenschaft auf die Ausgestaltung einer Vernunftreligion blos gestreift und aus dem überreichen Material (namentlich bei Aesthetik und Medicin) die Grundlinien nicht schärfer herausgearbeitet werden. Das Beste in diesen Capiteln sind die Details und die Anregungen, die für die geschichtliche Forschung hier und da gegeben werden. Die abschliessende Untersuchung über Kant wäre unzureichend, wenn der Verf. sie für eine Darstellung der Kant'schen Psychologie ausgeben wollte. Er hebt indessen selber hervor, dass es nur auf den Nachweis von „Beziehungen" ankomme und die Behandlung Kant's als des Begründers einer neuen Epoche den Anfang des nächsten Bandes bilden werde. Es reihen sich endlich an: ein allzu knappes Sachverzeichniss, ein sorgfältiges Namenverzeichniss und ein dritter Index, der, gleichfalls genau angelegt, die Zeitschriften und anonymen Werke enthält.

Berlin. Max Dessoir.

Selbstanzeige.

Heinrich, W., Die moderne physiologische Psychologie in Deutschland. Eine historisch-kritische Untersuchung mit besonderer Berücksichtigung des Problems der Aufmerksamkeit. Zürich, E. Speidel. 1895.

Die Uebergangsphase, in welcher sich die Psychologie befindet, nöthigt vor Allem zu einer Stellungnahme zu dem Bestehenden. In einer kurzen Einleitung sucht daher die Schrift diejenigen historischen Momente anzugeben, welche zu der modernen Psychologie geführt haben. Bei der Betrachtung der einzelnen Lehren wird, an der Hand der Gesetze des psychophysischen Parallelismus und der Erhaltung der Energie, der Nachweis versucht, dass die meisten psychologischen Lehren — dank der starken Beeinflussung von Seite der alten metaphysischen Anschauungen — mit den Consequenzen, die aus diesen Gesetzen folgen, nicht in Einklang zu bringen sind. Die Analyse der Art und Weise, wie die Aufmerksamkeit erklärt wird, ermöglicht, den Nachweis an concreten Beispielen zu erläutern. Den Schluss bildet die Erörterung des psychophysischen Parallelismus und der Aufgaben, welche das psychophysische Experiment lösen kann und soll.

Philosophische Zeitschriften.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. (Leipzig, Pfeffer.)

Band 106, Heft 2: E. Kühnemann: Die Ethik des deutschen Idealismus. — G. K. Uphues: Rehmkes allgemeine Psychologie. — A. Aall: Der Logos bei Heraklit. — P. v. Lind: J. Kant und Al. von Humboldt. II. — Recensionen: Otten; Bolin; Natorp; Hegel-Mollat; Romundt; Busse; Caird; Lipps; Güttler; Seydel; Siebeck.

Band 107, Heft 1: H. Siebeck: Platon als Kritiker aristotelischer Ansichten. — P. v. Lind: J. Kant und Al. von

Humboldt. (Schluss.) — J. Uebinger: Die philosophischen Schriften des Nikolaus Cusanus. III. (Schluss.) — Fr. Jodl: Jahresbericht über Erscheinungen der anglo-amerikanischen Litteratur aus dem Jahre 1893. — H. Siebeck: Zum Gedächtnis von G. Glogau. — Recensionen: Sigwart; Rocholl; Münsterberg; Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung, Heft IV; Brasch; Braasch; Behm.

Zeitschrift für Psychologie u. Physiologie der Sinnesorgane. (Hamburg u. Leipzig, L. Voss.)

Band 9, Heft 2: J. v. Kries: Über die Funktionen der Netzhautstäbchen (mit Nachtrag). — Litteraturbericht.

Archiv für Geschichte der Philosophie. (Berlin, G. Reimer.)

Band 8, Heft 4: P. Tannery: Une nouvelle hypothèse sur Anaximandre. — A. Espinas: Du sens du mot *φρουρά*, Phédon, 62 b. — G. Rodier: Sur la composition de la Physique d'Aristote. — E. Arleth: Zu Anaxagoras. — K. Joël: Der *λόγος Σωκρατικός*. — Bergmann: Gedächtnistheoretische Untersuchungen und mnemotechnische Spielereien im Altertum. II. — J. Zahlfleisch: Die Polemik Alexanders von Aphrodisia gegen die verschiedenen Theorien des Sehens. II. — Jahresbericht.

Band 9, Heft 1: Apelt: Die neueste Athetese des Philebos. — A. Benn: The idea of Nature in Plato. — K. Joël: Der *λόγος Σωκρατικός*. — W. Lutoslawski: Ueber die Echtheit, Reihenfolge und logische Theorien von Platos drei ersten Tetralogien. — P. Tannery: Sur la composition de la Physique d'Aristote. — K. Gneisse: Zu Schillers Lehre vom Schein.

Archiv für systematische Philosophie. (Berlin, G. Reimer.)

Band 1, Heft 2: B. Erdmann: Zur Theorie der Beobachtung. II. — E. Kühnemann: Analytisch und Synthetisch. — H. Petrini: Kritische Studien über die grundlegenden Principien der Mechanik. — F. Tönnies: Historismus und Rationalismus. I. — Jahresbericht.

Heft 3: P. Natorp: Grundlinien einer Theorie der Willensbildung. II. — A. Meinong: Ueber Werthaltung und Wert. — M. J. Monrad: Ueber den psychologischen Ursprung der Poesie und Kunst. — A. Vannérus: Zur Kritik des Seelenbegriffs. Einige Bemerkungen beim Studium der Wundt'schen Psychologie. — Jahresbericht.

Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik. (Langensalza, H. Beyer & Söhne.)

Jahrg. 2, Heft 4: O. Flügel: Neuere Arbeiten über die Gefühle. (Fortsetzung.) — M. Fack: Zählen und Rechnen. — E. Thrändorf: Allgemeine Humanitätsschule oder Konfessionschule? — B. Schulze: Der hygienische Unterricht an höheren Schulen. — Mitteilungen. — Besprechungen: van der Smissen; Maupaté; Halliburton; G. Runze; M. Schornstein; B. Hartmann; A. Geistbeck; P. Natorp; F. Hollkamm.

Revue Philosophique de la France et de l'Étranger. (Paris, Alcan.)

Jahrg. 20, Heft 8: F. le Dantec: Les phénomènes élémentaires de la vie. — Bourdon: Observations comparatives sur la reconnaissance, la discrimination et l'association. – Ch. Pékar: Astigmatisme et esthétique. — Analyses etc.: Erhardt; Dessoir; James; Weill; Luciani; Hirth; Leynardi; Tebaldi; Dagonet; Higier.

Heft 9: Dugas: Auguste Comte: Étude critique et psychologique (*1er article*). — G. Milhaud: La métaphysique aux Champs-Élysées. — Cresson: Une morale matérielle est-elle impossible? — Adam: Note sur le texte des »Regulae ad directionem ingenii« de Descartes. — Analyses etc.: Taylor; Ajam; Séailles; Allier; Flint; Dorison; Uphues; Baumann; Schellwien.

Heft 10: L. Arréat: Le »Parlement des religons«. — Ch. Féré: La physiologie dans les métaphores. — Dugas: Auguste Comte: Étude critique et psychologique (Fin). — Laupts et Henri: Esthétique et Astigmatisme (Notes et discussions). — Revue générale. — Analyses etc.: Conta; Döring; Segall-Socoliu; Selby-Bigge; Ferrero; van Biervliet; Beaunis et Binet; Robertson.

Revue de Métaphysique et de Morale. (Paris, Hachette et Cie.)

Jahrg. 3, Heft 4: J. Lagneau: Quelques notes sur Spinoza. — P. Lacombe: La méthode en histoire. Essai d'application à la littérature. — A. Spir: Nouvelles esquisses de philosophie critique (suite). II. Le sens commun et la philosophie. III. Du rôle de l'idéalisme en philosophie. — C. Bouglé: Les sciences sociales en Allemagne: R. v. Jhering. — F. Rauh: Introduction à l'étude des théories de la mécanique, par H. Bouasse. —

G. DUMESNIL: Des études philosophiques et de la pédagogie générale.

Heft 5: G. NOËL: La logique de Hegel: La logique dans le système (suite). — M. HAURIOU: L'alternance des moyen-âges et des renaissances et ses conséquences sociales. — L. DIMIER: Le modelé dans la peinture et la troisième dimension. — TH. RUYSSEN: La morale dans la philosophie contemporaine: M. M. de Hartmann, Wundt et Paulsen (suite et fin). — H. HAVARD: La religion et la science evolutionniste. — G. LECHALAS: Sur l'absence d'espace sonore.

Revue Néo-Scolastique. (Louvain, Uystpruyst.)

Jahrg. 2, Heft 3: C. VAN OVERBERGH: Les unions professionelles. — C. DE LA VALLÉE-POUSSIN: La cristallographie. — J. HUYS: Le hasard. — S. DE PLOIGE: La théorie thomiste de la propriété (suite et fin). — J. GARDAIR: Un nouveau livre sur la théorie des concepts. — H. LAMBRECHTS: Les bases philosophiques du droit internationale privé. — Bulletin de l'Institut Supérieur de Philosophie. — Comptes-rendus: Frick; Haan; Boedder; Comte A. de Mun; Woeste; Schütz; de Wulf; Cambier.

Mind. (London, Williams and Norgate.)

N. S., Heft 15: A. SIDGWICK: Context and meaning. — E. MONTGOMERY: The integration of mind. — G. J. STOCKES: Gnosticism and modern pantheism. — J. L. MCINTYRE: Time and the succession of events. — R. P. HARDIE: The *Poetics* of Aristotle. — S. BRYANT: Antipathy and sympathy. — SIDGWICK: Theory and practice. — Critical notices: Balfour; Ritchie; Sigwart; Nichols; Ladd; Maudsley; Kraepelin.

Heft 16: J. S. MACKENZIE: Notes on the theory of value. A. F. SHAND: Attention and will: a study in involuntary action. — H. M. FOSTON: Organic evolution and mental elaboration. — W. SMITH: Knowledge. — E. B. TITCHENER: The type-theory of the simple reaction. — Critical notices: Jones; Dugas; Külpe.

The Monist. (Chicago, The Open Court Publishing Co.)

Band 5, Heft 4: J. LE CONTE: The theory of evolution and social progress. — A. E. DOLBEAR: Materialism untenable. — P. CARUS: The metaphysical X in cognition. — R. St. BALL: The unseen universe. — E. D. COPE: The present problems of organic evolution. — E. GATES: The science of

mentation. — Lit. correspondence: L. Arréat: France. — Criticisms and discussions: E. D. Fawcett: »The key of the riddle of the universe«. — E. Digby: In defence of true music.

Band 6, Heft 1: G. J. Romanes: The Darwinism of Darwin, and the Post-Darwinian Schools. — P. Topinard: Science and faith. — C. Lombroso: Criminal anthropology applied to pedagogy. — G. Ferrero: Arrested mentation. — C. L. Morgan: Naturalism. — P. Carus: The new orthodoxy. — W. Hutchinson: The fifth gospel. — Lit. correspondence: F. Jodl: Germany and Austria; L. Arréat: France; Th. Stanton: A french view of the Chicago Congresses. — Criticisms etc.: Social evolution through the ethical law. Emilia Digby.

The American Journal of Psychology. (Worcester, Mass., Orpha.)

Band 7, Heft 1: Editorial. — T. R. Robinson: Experiments on Fechner's Paradoxon. — J. O. Quantz: The influence of the color of surfaces on our estimation of their magnitude. — W. B. Pillsbury: Some questions of the cutaneous sensibility. — B. R. Major: On the affective tone of simple sense-impressions. — E. B. Titchener: A psychological vocabulary. — M. W. Learoyd and M. L. Taylor: »The continued story«. — M. W. Calkins: Synaesthesia. — Psychological Literature.

International Journal of Ethics. (Philadelphia, Int. Journal of Eth.)

Band 6, Heft 1: W. James: Is life worth living? — W. Mitchell: Reform in education. — A. L. Lowell: The referendum and initiative: their relation to the interests of labor in Switzerland and in America. — W. W. Carlile: The conscience: its nature and origin. — W. L. Sheldon: The difficulty of taking sides on questions of the day. — Discussions: The cosmic and the moral: J. M. Baldwin. — Relation of the ethical to the cosmic process: F. E. White. — Mr. Ritchie on free-will and responsibility: J. H. Hyslop. — Book reviews: Bosanquet, Dendy, Loch and McCallum; Simmel; Dewey; Hyslop; Bryant, Kidd; Maudsley; G. Smith; Donisthorpe; Deyer; Watson; Douglas; Bosanquet.

The Philosophical Review. (Boston, Ginn & Company.)

Supplement Nr. 1: E. Adickes: German Kantian Bibliography. — Bibliography of writings by and on Kant which have appeard in Germany up to end of 1887 (XI.).

Band 4, Heft 4: J. Watson: The absolute and the time-process. — E. Albee: The ethical system of Richard Cumberland. II. — W. A. Hammond: Hylozoism. — W. W. Carlile: The theory of inference. — Review of books: Baldwin; Ladd; Fairbanks; H. Jones.

Heft 5: J. Royce: Self consciousness, social consciousness and nature. I. — J. Watson: The absolute and the time-process. II. — H. Nichols: The 'feelings'. — Discussions: J. H. Hyslop: Desiderata in psychology; A. T. Ormond: "Basal concepts" — a rejoinder. — Review of books: Willmann; Hyslop; L'année psychol.; v. Hartmann.

The Psychological Review. (New-York, Macmillan and Co.)

Band 2, Heft 4: C. A. Strong: The psychology of pain. — W. R. Newbold: Experimental induction of automatic processes. — Wellesley College Psychological Studies: I. C. C. Nevers: Dr. Jastrow on community of ideas of men and women. II. M. B. Simmons: Prevalence of paramnesia. — J. G. Hibben: Sensory stimulation by attention. — E. W. Scripture: Practical computation of the median. The second year at the Yale Laboratory. — Discussion: A. K. Wolfe: The new psychology in undergraduate work. — G. S. Fullerton: A rejoinder. — C. L. Franklin: Shadows of blood-vessels upon the retina. — G. T. Ladd: A communication. — H. Nichols: A notice. — Psychological literature.

Heft 5: J. Royce: Some observations on the anomalies of self-consciousness. I. — H. Ellis: On dreaming of the dead. — G. F. McLennan: Emotion, desire and interest: descriptive. — R. M. Bache: Reaction time according to race. — Discussion: Pain nerves: H. Nichols; Prof. Watson on reality and time: J. M. Baldwin. — Psychological literature.

Rivista Italiana di Filosofia. (Roma, Tipogr. G. Balbi.)

Jahrg. 10, Band 2, Heft 1: A. Faggi: Fechner e la sua costruzione psicofisica. — C. Segrè: Rousseau nella vita pubblica e privata di Mirabeau. — M. Novaro: Il concetto di infinito e il problema cosmologico. — Bibliografia: C. Elser. — Boll. filos. e ped.: Ferri; Mariano; Credaro; Ragnisco;

Marchesini; Bice Miraglia; Chiappelli; Labanca; Martinazzoli; Labanca; Natali; Giambelli; Tangorra; Lèfevre; de Laveleye; Pillon; Fouillée; Monaci. — Boll. lett.: Mantica; Ravenda; M. di Retina; Giuffré; Pagliara.

Heft 2: A. VALDARNINI: La coscienza teoretica. — B. LABANCA: La dottrina dei dodici apostoli studiata in Italia. — G. M. FERRARI: La libertà e la regolarità nelle arte belli e nella musica. — A. CHIAPPELLI: Relazione sui lavori presentati al concorso dei premi ministeriali per le scienze philosofiche e sociali nel l'anno 1894. — Bibliografia: Höffding. — Boll. filos. e ped: E. Benzoni; A. Barbaioli; Bonatelli; A. Longo; Naville; De Giovanni; Le Bon; Tarde; Boillet; Programmi scolastici dell' Extension Universitaire de Bruxelles; Billia; La Grande Encyclopédie des sciences et des arts. — Boll. lett: Zumbini; Mastelloni; Orano; Neera; Per le nozze Pometti-Ferri.

Bibliographische Mittheilungen.

Adickes, Dr. **Erich**, **Kant-Studien.** gr. 8°. (185 S.) Kiel, Lipsius & Tischer. M. 4.—.

Alemann, Rittmeister a. D., **Hans v.**, **Gedanken über Philosophie und Christenthum.** Ein Beitrag für die allgemeine Union. gr. 8°. (35 S.) Seehausen, M. Roever. M. —.60.

Alt, Dr. **Ferd.**, **Ueber den Ausfall der Gehörsperception auf einem Ohre.**]Aus: „Monatsschr. f. Ohrenheilkde."] gr. 8°. (4 S.) Berlin, O. Coblentz. M. 1.—.

Anton, Prof. Dr. **G.**, **Ueber die hygienischen u. psychologischen Aufgaben des Nervenarztes.** Antrittsrede gr. 8°. (15 S.) Wien, W. Braumüller. M. —.50.

Arneth, Dr. **Frz. Hekt.** Ritter **v.**, **Das classische Heidenthum und die christliche Religion.** 2 Bde. gr. 8°. (XII, 396 und VIII, 332 S.) Wien, C. Konegen. M. 15.—

Arnhart, **Ludw.**, **Begriff u. Bedeutung der objectiven Psychologie.** 8°. (35 S.) Korneuburg, J. Kühkopf. M. —.80.

Ballauff, **F.**, **Zur Ursprünglichkeit des ästhetischen Urteils.** gr. 8°. (22 S.) Langensalza, H. Beyer & Söhne. M. —.30.

Baum, Rabb., **J.**, **Der Universalismus der mosaischen Heilslehre in seiner ethischen, socialen und allgemein culturhistorischen Bedeutung.** Eine populär-wissenschaftl. Abhandlg. gr. 8°. (76 S.) Frankfurt a. M., J. Kauffmann. M. 2.—.

Baumann, Geh. Reg.-R. Prof. Dr., **Jul.**, **Die Grundfrage der Religion.** Versuch einer auf den realen Wissenschaften ruhenden Gotteslehre. gr. 8°. (72 S.) Stuttgart, F. Frommann. M. 1.20.

Baumgarten, weil. Prof. **D. Mich.**, **Lucius Annaeus Seneca und das Christenthum in der tief gesunkenen antiken Weltzeit.** Nachgelassenes Werk. gr. 8°. (VIII. 368 S.) Rostock, W. Werther. M. 6.—.

Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Texte und Untersuchungen. Hrsg. v. Proff. DD. Clem. Baeumker und Geo. Freih. v. Hertling. 2. Bd. 2. Heft. gr. 8°. Münster, Aschendorff.

2. Die Philosophie des Josef (ibn) Zaddik, nach ihren Quellen, insbesondere nach ihren Beziehungen zu den lauteren Brüdern und zu Gabirol untersucht von Dr. Max Doctor. (VII, 52 S.) M. 2.—.

Benedikt, Prof. Dr. **Mor.**, **Die Seelenkunde als reine Erfahrungswissenschaft.** gr. 8°. (XIX, 372 S.) Leipzig, O. R. Reisland. M. 6.—.

Berge, Carl Rich., **De belli daemonibus, qui in carminibus Graecorum et Romanorum inveniuntur.** Diss. gr. 8°. (56 S.) Leipzig, E. Gräfe. M. 1.20.

Bergmann, Jul., **Die Grundprobleme der Logik.** 2. Bearbeitg. gr. 8°. (VI, 232 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 4.50.

Bibliothek, Cotta'sche, der Weltlitteratur. 254, 257. u. 260. Bd. 8°. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Geb. à M. 1.—.

Arth. Schopenhauer's sämtliche Werke in 12 Bdn. Mit Einleitg. von Dr. Rud. Steiner. 6.—8. Bd. (367, 298 u. 228 S.)

Bibliothek pädagogischer Klassiker. Eine Sammlung der bedeutendsten pädagog. Schriften älterer und neuerer Zeit, hrsg. von Frdr. Mann. 6. Bd. gr. 8°. Langensalza, H. Beyer & Söhne.

6. J. J. Rousseau's Emil, od. üb. die Erziehung. Übers., mit Einleitgn. u. Anmerkgn. versehen von Geh. Hofr. Dr. E. v. Sallwürk. Mit Rousseau's Biographie v. Prof. Dr. Thdr. Vogt. 2. Bd. 3. Aufl. (VIII, 415 S.) M. 3.—; geb. M. 4.—.

Boetticher, Carl, **Das Wesen des religiösen Glaubens im Neuen Testament.** Progr. gr. 4°. (27 S.) Berlin, R. Gaertner. M. 1.—.

Brandt, Dr. **Gust.**, **Grundlinien der Philosophie von Thomas Hobbes, insbesondere seine Lehre vom Erkennen.** gr. 8°. (VIII, 82 S.) Kiel, E. Marquardsen. M. 2.—.

Brasch, Dr. **Mor.**, **Die Facultäten-Frage und die Stellung der Philosophie an den deutschen Universitäten.** Eine kritische Erörterung. gr. 8°. (27 S.) Leipzig, E. Wartig's Verl. M. —.75.

Braun, em. Dir. D. Dr. **Carl**, S. J., **Ueber Kosmogonie vom Standpunct christlicher Wissenschaft, nebst einer Theorie der Sonne und einigen darauf bezüglichen philosophischen Betrachtungen.** 2. Auflage. gr. 8°. (XXIV, 405 S.) Münster, Aschendorf. M. 6.—.

Breuer, Jos., und **Sigm. Freud**, DD., **Studien über Hysterie.** gr. 8°. (V, 269 S.) Wien, F. Deuticke. M. 7.—.

Burckhard, Dr. **Max**, **Aesthetik und Sozialwissenschaft.** 3 Aufsätze. (I. Die Kunst und die soziale Frage. II. Volkstümliche Klassikeraufführungen. III. Die Kunst und die natürliche Entwicklungsgeschichte.) gr. 8°. (IV, 88 S.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. M. 1.50.

Bütow, Ingen. **Otto**, **Die Weltordnung.** 2. Bd. Die sociale Frage. 1. Lfg. gr. 8°. (S. 1—32.) Braunschweig, A. Limbach. M. —.50.

Carpenter, Edward, **Die Ehe in der freien Gesellschaft.** Deutsch von H. B. Fischer. gr. 8°. (42 S.) Leipzig, M. Spohr. M. 1.—.

— **Die Geschlechtsliebe und deren Bedeutung in der freien Gesellschaft.** Deutsch von H. B. Fischer. gr. 8°. (25 S.) Leipzig, M. Spohr. M. 1.—.

— **Die homogene Liebe und deren Bedeutung in der freien Gesellschaft.** Deutsch von H. B. Fischer. gr. 8°. (44 S.) Leipzig, M. Spohr. M. 1.20.

— **Das Weib und seine Stellung in der freien Gesellschaft.** Deutsch von H. B. Fischer. gr. 8°. (37 S.) Ebd. M. 1.20.

Coe, Ch. Cl., **Nature** *versus* **Natural Selection.** An Essay on Organic Evolution. 8vo, pp. xiii—501—xx. Swan Sonnenschein. Sh. 10/6.

Commentaria in Aristotelem graeca, edita consilio et auctoritate academiae litterarum regiae borussicae. Vol. IV. pars IV. gr. 8°. Berlin, G. Reimer.

IV, 4. Ammonius, in Aristotelis categorias commentarius, edidit Adf. Busse. (XXII, 144 S.) M. 6.—.

Crookes, William, **Die Genesis der Elemente.** Vortrag. 2. deutsche Ausg. v. W. Preyer. gr. 8°. (VI, 41 S. mit Abbildgn. u. 1 Taf.) Braunschweig, F. Vieweg & Sohn. M. 1.—.

Darstellungen aus dem Gebiet der nichtchristlichen Religionsgeschichte. 12. Bd. gr. 8°. Münster, Aschendorff.

12. Chinas Religionen. 1. Teil: Confucius und seine Lehre v. Prof. Dr. Rud. Dvorák. (VII, 244 S.) M. 4.—.

Dashian, P. Jacobus Dr., C. Mechit., **Das Leben und die Sentenzen des Philosophen Secundus des Schweigsamen, in altarmen. Übersetzung.** [Aus: „Denkschr. d. k. Akad. d. Wiss."] Imp.-4°. (56 S.) Wien, F. Tempsky. M. 3.20.

Deussen, Paul, **Zur Erinnerung an Gustav Glogau.** gr. 8°. (20 S.) Kiel, Lipsius & Tischer. M. —.50.

Dippe, Prof. Dr. **Alfr.,** **Soziàlismus und Philosophie auf den deutschen Universitäten.** gr. 8°. (38 S.) Leipzig, G. Fock. M. 1.—.

Döring, Gymn.-Dir. a. D. Privatdoc. Prof. Dr. **Aug.,** **Die Lehre des Sokrates als sociales Reformsystem.** Neuer Versuch zur Lösung des Problems der sokrat. Philosophie. gr. 8°. (X, 615 S.) München, C. H. Beck. M. 11.50.

Dörpfeld, Frdr. Wilh., **Gesammelte Schriften.** 11. Bd. gr. 8°. Gütersloh, C. Bertelsmann.

11. Zur Ethik. 1. Teil. Die geheimen Fesseln der wissenschaftl. und prakt. Theologie. Ein Beitrag zur Apologetik. 2. Teil. Einige Grundfragen der Ethik. Aus dem Nachlass des Verf. hrsg. von Dr. G. v. Rohden. (XXXVII, 268 S.) M. 3.—.

Drews, Dr. **Arth.,** **Die deutsche Spekulation seit Kant mit besonderer Rücksicht auf das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes.** 2. (Titel-)Ausg. 2 Bde. gr. 8°. (XVIII, 531 u. XIII, 632 S.) Leipzig (1893), G. Fock. M. 12.—.

Dühring, Dr. **E.,** **Gesammtcursus der Philosophie.** 2. Theil. gr. 8°. Leipzig, O. R. Reisland. M. 9.—.

2. Wirklichkeitsphilosophie. Phantasmenfreie Naturergründung und gerecht freiheitliche Lebensordnung. (XIX, 554 S.)

— **Robert Mayer der Galilei des 19. Jahrhunderts und die Gelehrtenunthaten gegen bahnbrechende Wissenschafts-**

größen. 2. Teil: Neues Licht über Schicksal und Leistungen. gr. 8°. (VIII, 134 S.) Leipzig, C. G. Naumann. M. 2.50.

Elementarbücher, naturwissenschaftliche. 11. 12°. Strassburg, K. J. Trübner, Verl. Kart. M. —.80.

11. Allgemeine Einführung in die Naturwissenschaften von T. H. Huxley. Deutsche Ausg. von weil. Prof. Osk. Schmidt. 3. Aufl., durchgesehen von Prof. Paul Hensel. (VIII, 107 S.)

Elster, Dr. **Rud., Geschichte der Philosophie im Grundriss.** gr. 8°. (VII, 328 S.) Berlin, S. Calvary & Co. M. 4.50; geb. M. 5.40.

Engels, Frdr., Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. Mit Anhang: Karl Marx üb. Feuerbach vom Jahre 1845. 2. Aufl. 8°. (IV, 62 S.) Stuttgart, J. H. W. Dietz. M. —.75.

Erdmann, Joh. Ed., Grundriss der Geschichte der Philosophie. 4. Aufl., bearb. von Benno Erdmann. (In 24 Lfgn.) 1.—6. Lfg. gr. 8°. Berlin, Besser. à M. 1.—.

Esser, Fr. Thom., O. Praed., **Die Lehre des hl. Thomas von Aquino über die Möglichkeit einer anfanglosen Schöpfung.** Dargestellt u. geprüft. gr. 8°. (VI, 176 S.) Münster, Aschendorff. M. 3.—.

Feddersen, Ob.-Lehr. **H., Ueber den pseudoplatonischen Dialog Axiochus.** Progr. gr. 4°. (31 S.) Cuxhaven. (Hamburg, Herold's Verl.) M. 2.—.

Felkin, Henry M. and Emmie, An Introduction to Herbart's Science and Practice of Education. With a Preface by Oscar Browning. Cr. 8vo, pp. xii—193. Swan Sonnenschein. Sh. 4/6.

Flügel, O., A. Ritschl's philosophische u. theologische Ansichten. 3. Aufl. gr. 8°. (VIII, 142 S.) Langensalza, H. Beyer & Söhne. M. 2.—.

Flugschriften, katholische, zur Wehr und Lehr'. Nr. 97. 16°. Berlin, Germania. M. —.10.

97. Darwinismus und Socialdemokratie oder Haeckel und der Umsturz. Von e. denk. Naturforscher. (68 S.)

Forel, Prof. Dir. Dr. **Aug., Der Hypnotismus, seine psycho-physiologische, medicinische, strafrechtliche Bedeutung u. seine Handhabung.** 3. Aufl. Mit Adnotationen von Assist. Dr. O. Vogt. gr. 8°. (X, 223 S.) Stuttgart, F. Enke. M. 5.—.

Förster-Nietzsche, Elisabeth, Das Leben Friedrich Nietzsche's. 1. Bd. gr. 8°. (VIII, 369 S. m. Musikbeilagen, 1 Abbildg. und 2 Bildnissen.) Leipzig, C. G. Naumann. M. 9.—; geb. M. 11.—.

Giżycki, Prof. Dr. **Geo. v., Vorlesungen üb. soziale Ethik.** Aus seinem Nachlass hrsg. von Lily v. Giżycki. 2. Aufl. gr. 8°. (III, 88 S.) Berlin, F. Dümmler's Verl. M. 1.20.

Gomperz, Prof. Dr. **Thdr., Griechiche Denker.** Eine Geschichte der antiken Philosophie. 4. Lfg. gr. 8°. (1. Bd. S. 289—384.) Leipzig, Veit & Co. M. 2.—.

Götz, weil. Pfr. **Pet., Ein Streifzug durch die Sittenlehre der Papstkirche nach der Moraltheologie des Jesuitenpaters Gury,** in Gesellschaft einiger nicht ultramontaner Katholiken ausgeführt. gr. 8°. (VII, 72 S.) Darmstadt, J. Waitz. M. 1.20.

Grassmann, Rob., Auszüge aus der von den Päpsten Pius IX. und Leo XIII. als Norm für die römisch-katholische Kirche

sanktionirten **Moraltheologie und die furchtbare Gefahr dieser Moraltheologie f. die Sittlichkeit der Völker.** gr. 8°. (IV, 31 S.) Stettin, R. Grassmann. M. —.20.

Haacke, Dr. **Wilh., Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale.** Ein Versuch zur Versöhng. zwischen Religion u. Wissenschaft. gr. 8°. (X, 487 S. m. 62 Abbildgn.) Jena, H. Costenoble. M. 12.—; geb. M. 14.50.

Hafner, Jos., Der Spiritismus u. die moderne Wissenschaft. An Eduard v. Hartmann. gr. 8°. (110 S.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. M. 2.—.

Hammarberg, Dr. **Carl, Studien üb. Klinik u. Pathologie der Idiotie, nebst Untersuchungen über die normale Anatomie der Hirnrinde.** Nach dem Tode des Verf. aus dem Schwedischen übers. von Walt. Berger u. hrsg. von Prof. Dr. S. E. Henschen. gr. 4°. (V, 127 S. m. 7 Taf. u. 7 Bl. Erklärgn.) Upsala. Leipzig, K. F. Koehler's Sort. M. 20.—.

Hampe, Dr. **Jul., Ueber Geisteskrankheiten infolge Schwefelkohlenstoff-Vergiftung.** gr. 8°. (51 S.) Leipzig, Veit & Co. M. 1.60.

Hartwich, Past. **O., Die Unsterblichkeit i. Lichte d. modernen Wissenschaft.** gr. 8°. (40 S.) Leipzig, O. Wigand. M. —.60.

Helmholtz, H. v., Physiologische Optik. 2. Aufl. 11. u. 12. Lfg. Hamburg, Voss. à M. 3.—.

Henop, Dr. **Chr., Kritik des Idealismus, des Materialismus u. des Positivismus.** Nach des Verf. Tode hrsg. von seinem Sohne. gr. 8°. (IX, 91 S.) Altona, J. Harder Verl. M. 2.—

Herz, Doc. Dr. **Max, Kritische Psychiatrie.** Kantische Studien üb. die Störungen u. den Missbrauch der reinen speculativen Vernunft. gr. 8°. (VIII, 124 S.) Teschen, K. Prochaska. M. 3.50.

Herzog, Dr. **Hugo, Zur Lehre vom poetischen Geniessen.** Ein Beitrag zur psycholog. Poetik. Progr. Lex.-8°. (32 S.) Wien, C. Konegen. M. 1.—.

Hirth, Geo., Die Lokalisationstheorie angewandt auf psychologische Probleme. Beispiel: Warum sind wir ‚zerstreut'? Mit e. Einleitung v. Ludw. Edinger. 2. Aufl. gr. 8°. (XXIV, 112 S.) München, G. Hirth. M. 1.50; geb. M. 2.—.

Hitzig, Geh. Med.-R. Prof. Dir. Dr. **Ed., Ueber den Quärulantenwahnsinn, seine nosologische Stellung u. seine forensische Bedeutung.** Eine Abhandlung für Aerzte u. Juristen. Lex.-8°. (VI, 146 S.) Leipzig, F. C. W. Vogel. M. 5.—.

Hoar, Rob., Der angebliche Mysticismus Kants. Diss. gr. 8°. (VII, 64 S.) Brugg. (Bern, H. Körber.) M. 1.20.

Hoff, Dr. **Jos., Die Staatslehre Spinozas.** Mit besond. Berücksicht. der einzelnen Regierungsformen u. der Frage nach dem besten Staate. gr. 8°. (57 S.) Berlin, Calvary & Co. M. 1.20.

Jaeger, Pfr.. Strafanst.-Geistl. **Johs., Beiträge zur Lösung des Verbrecherproblems.** gr. 8°. (V, 185 S.) Erlangen, F. Junge. M. 2.80.

Jerusalem, Wilh., Die Urtheilsfunction. Eine psycholog. und erkenntniskrit. Untersuchung. gr. 8°. (XIV, 269 S.) Wien, W. Braumüller. M. 6.—.

Jost, Adf. Das Recht auf den Tod. Sociale Studie. gr. 8°. (53 S.) Göttingen, Dieterich's Verl. M. 1.—.

Kalbfleisch, Dr. Karl, Die neuplatonische, fälschlich dem Galen zugeschriebene Schrift *Πρὸς Γαῦρον περὶ τοῦ πῶς ἐμψυχοῦται τὰ ἔμβρυα.* Aus der Pariser Handschrift zum ersten Male hrsg. von K. [Aus: „Abhandlgn. d. k. preuss. Akad. d. Wiss. zu Berlin".] gr. 4°. (80 S. m. 2 Lichtdruck-Taf.) Berlin, G. Reimer. Kart. M. 6.50.

Kiesewetter, Karl, Der Occultismus des Altertums. I. gr. 8°. Leipzig, W. Friedrich.
I. Akkader — Babylonier — Chaldäer — Assyrier — Meder — Perser — Inder — Ägypter — Hebräer. (440 S.) M. 9.—.

Krafft-Ebing, Hofr. Prof. **R.** Frhr. **v., Der Conträrsexuale vor dem Strafrichter.** De sodomia ratione sexus punienda. De lege lata et de lege ferenda. Eine Denkschrift. 2. Aufl. gr. 8°. (112 S.) Wien, F. Deuticke. M. 3.—.

Krause, Karl Chrn. Frdr., Le système de la philosophie. La théorie de la science. Tome II. Ouvrage traduit de l'Allemand par Lucien Buys. gr. 8°. (III, 268 S.) Weimar, E. Felber. à M. 6.—.

Kühnert, Privatdoc. Dr. **Fr., Die Philosophie des Kong-Dsy (Confucius) auf Grund des Urtextes.** Ein Beitrag zur Revision der bisherigen Auffassungen. [Aus: „Sitzungsber. d. k. Akad. der Wiss."] Lex.-8°. (52 S.) Wien, F. Tempsky. M. 1.20.

Külpe, Prof. **Osw., Einleitung in die Philosophie.** gr. 8°. (VIII, 276 S.) Leipzig, S. Hirzel. M. 4.—; geb. M. 5.—.

Küppers, Walth., John Locke u. die Scholastik. Diss. gr. 8°. Berlin. (Bern, H. Körber.) M. —.75.

Laurent, Dr. **Emil, Die krankhafte Liebe.** Eine psycho-patholog. Studie. Übers. nach der 3. französ. Aufl. gr. 8°. (240 S.) Leipzig, M. Spohr. M. 4.

Liebe, Dr. **Mart., Ueber Geist, Gehirn u. deren Krankheiten.** Gemeinverständliche Darstellg. 8°. (64 S.) Bielefeld-Gadderbaum, Schriften-Niederlage der Anstalt Bethel. Geb. M. 1.—.

Lindner, Schulr. **G. A.,** und **Ant. v. Leclair,** DD., **Lehrbuch der allgemeinen Logik.** Für höhere Bildungsanstalten. Mit Benützg. der 7. Aufl. des Lehrbuchs der formalen Logik v. Schulr. Dr. G. A. Lindner verf. gr. 8°. (VI, 168 S.) Wien, C. Gerold's Sohn. Geb. M. 3.—.

Lotz, Rud., Liebe und Furcht. Eine philosoph. Studie. 8°. (62 S.) Athen, Barth & v. Hirst. M. —.50.

Louis, Gust., Thomas Morus u. seine Utopia. Progr. gr. 4°. (30 S.) Berlin, R. Gaertner. M. 1.—.

Mandl, S., Kritische Beiträge zur Metaphysik Lotzes. Diss. gr. 8°. (56 S.) Bern, H. Körber. M. —.80.

Maugras, Gaston, Philosophenzwist. Voltaire und Rousseau. Übers. von Otto Schmidt. gr. 8°. (XIII, 433 S.) Wien. W. Frick. M. 10.—.

Mokrauer-Mainé, Osc., Die Entstehungsgeschichte patriotischer Lieder verschiedener Völker u. Zeiten. 8°. (103 S.) Leipzig, C. Wild. M. 1.—.

Monakow, Prof. Dr. **C. v., Experimentelle und pathologisch-anatomische Untersuchungen über die Haubenregion, den Sehhügel u. die Regio subthalamica, nebst Beiträgen zur Kenntniss früh erworbener Gross- und Kleinhirndefecte.**

[Aus: „Archiv f. Psychiatrie“.] gr. 8°. (219 S. m. 34 Holzschn. u. 7 lith. Taf.) Berlin, A. Hirschwald. M. 10.—.

Muenscher, Carol., Questiones Isocrateae. Diss. gr. 8°. (86 S.) Göttingen, Dietrich's Verl. M. 2.—.

Natorp, Prof. Dr. **Paul, Plato's Staat und die Idee der Sozialpädagogik.** [Aus: „Archiv f. soz. Gesetzgebung und Statistik“.] gr. 8°. (34 S.) Berlin, C. Heymann's Verl. M. —.60.

Neukamp, Amtsger.-R. Dr. **Ernst, Entwicklungsgeschichte des Rechts.** 1. Bd.: Einleitung. gr. 8°. (XXII, 192 S.) Berlin, C. Heymann's Verl. M. 5.—.

„Nietzsche-Kritik.“ Ein Beitrag zur Kulturbeleuchtg. der Gegenwart. Von Maxi. gr. 8°. (36 S.) Zürich, Verlags-Magazin. M. —.80.

Nieuwenhuis, Domela, Der Gottesbegriff. Seine Geschichte und Bedeutung in der Gegenwart. Kritisch-hist. Abhandlg. zur Aufklärung des arbeit. Volkes. Aus dem Holl. 8°. (80 S.) Bielefeld, G. Slomke. M. —.40.

Nossig, Alfr., Ueber die bestimmende Ursache des Philosophirens. Versuch e. prakt. Kritik der Lehre Spinozas. gr. 8°. (IX, 84 S.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.50.

Oordt, J. W. G. van, Plato and the Times he Lived in. 8vo, pp. 267. Nijhoff (The Hague). J. Parker and Co. Sh. 8/6.

Ostermann, Dr. **W., Das Interesse.** Eine psycholog. Untersuchg. mit pädagog. Nutzanwendungen. gr. 8°. (IV, 92 S.) Oldenburg, Schulze. M. 1.—.

Panizza, Osk., Der Illusionismus u. die Rettung der Persönlichkeit. Skizze e. Weltanschauung. gr. 8°. (62 S.) Leipzig, W. Friedrich. M. 1.—.

Pathologie und Therapie, specielle, hrsg. von Hofr. Prof. Dr. Herm. Nothnagel. XII. Bd. 2. Thl. gr. 8°. Wien, A. Hölder.
2. Nervosität und neurasthenische Zustände. Von Prof. Dr. R. v. Krafft-Ebing. (VII, 210 S.) Subskr.-Pr. M. 4.—; Einzelpr. M. 5.30.

Platon's ausgewählte Schriften, für den Schulgebrauch erklärt. 1. Tl. gr. 8°. Leipzig, B. G. Teubner.
1. Verteidigungsrede des Sokrates u. Kriton. Erklärt von weil. Ob.-Studienr. Studienrekt. Dr. Chrn. Cron. 10. Aufl., bearb. von Prof. Gymn.-Oberlehr. Dr. Heinr. Uhle. (VII, 151 S.) M. 1.—.

Ploss, H., Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. 4. Aufl. 9.—14. Lfg. Leipzig, Grieben. à M. 1.50.

Ploetz, Dr. **Alfr., Grundlinien e. Rassen-Hygiene.** I. Thl.: Die Tüchtigkeit unsrer Rasse und der Schutz der Schwachen. Ein Versuch über Rassenhygiene u. ihr Verhältniss zu den humanen Idealen, besonders zum Socialismus. gr. 8°. (XI, 240 S.) Berlin, S. Fischer, Verl. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Prinzing, Dr. **F., Trunksucht und Selbstmord u. deren gegenseitige Beziehungen.** Nebst e. statist. Anh. u. 2 Karten. gr. 8°. (V, 94 S.) Leipzig, J. C. Hinrichs' Verl. M. 2.50.

Reich, Dr. **Ed., Philosophische Betrachtungen und socialhygieinische Studien.** III. 8°. Amsterdam. Leipzig, A. Dieckmann. à M. 1.50.
III. Fragen der persönlichen und socialen Hygieine. (171 S.)

— **Gesammte Werke.** 1. Abth. 1. Bd. gr. 8°. Leipzig, A. Dieckmann.

1. Gesellschaft, Religion u. Verbrechen. 1. Bd. Politik der Bevölkerung u. Gesellschaft, (XVI, 383 S.) M. 6.—.

Rosner, Karl, Shakspere's Hamlet im Lichte der Neuropathologie. Vortrag. gr. 8°. (51 S.) Berlin, Fischer's medicin. Buchh. M. 1.20.

Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit. Mit Biographieen, Erläutergn. und erklär. Anmerkgn. hrsg. v. DD. Reg.- und Schulr. J. Gansen, Stadtpfr. Geistl.-R. A. Keller und Geh. Reg.- und Schulr. Bernh. Schulz. 21. Bd. 8°. Paderborn, F. Schöningh.

21. Joh. Frdr. Herbart's pädagogische Schriften. 2. Bd. Ausgewählte kleinere pädagog. Schriften. Mit einem Lebensbilde Herbarts u. m. Anmerkgn. versehen v. Hauptlehr. Joh. Jos. Wolff. (384 S.) M. 2.20.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, hrsg. v. Rud. Virchow u. Wilh. Wattenbach. 225. und 226. Hft. gr. 8°. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei.

225. Der Wandel deutschen Gefühlslebens seit dem Mittelalter. Eine Jenaer Rosenvorlesung. Von Univ.-Bibl.-Kust. Dr. Geo. Steinhausen. (43 S.) M. —.80. — 226. Ueber das Geld bei Naturvölkern. Von Prof. Dr. Osk. Lenz. (31 S.) M. —.60.

Sammlung pädagogischer Vorträge. Hrsg. von Wilh. Meyer-Markau. 7. Bd. 12. Hft. gr. 8°. Bielefeld, A. Helmich.

12. Über die philosophisch-pädagogische Lehre Frohschammers. Von Hauptlehr. G. Sievert. (9 S.) M. —.30.

Sankaracharya, Atma Bodha (Selbsterkenntnis). Übers. v. Frz. Hartmann, M. D. 8.° (III, 19 S.) Leipzig, W. Friedrich. M. —.50.

— **Das Palladium der Weisheit (Viveka Chudamani).** Aus dem Sanskrit übers. von Mohini Chatterji. 8°. (III, 98 S.) Ebd. M. 2.—.

Schneider, wirkl. Geh. Ob.-Reg.-R. Dr. **Karl, Rousseau und Pestalozzi, der Idealismus auf deutschem und auf französischem Boden.** 2 Vorträge. 5. Aufl. gr. 8°. (63 S) Berlin, R. Gaertner. M. 1.—.

Schnerich, Adv. Dr. **Ghard., Vernünftige Tugendlehre.** gr. 8°. (298 S.) Leipzig, W. Friedrich. M. 4.—.

Schuchter, Sem.-Prof. **Jos., Der Begriff der Seele in der empirischen Psychologie.** Progr. gr. 8°. (39 S.) Brixen (Buchh. d. kath.-polit. Pressvereins). M. —.75.

Schultz, H., Staat und Kirche in der Religionsgeschichte. Festrede. Lex.-8°. (27 S.) Göttingen, Dieterich's Verl. M. —·30.

Schüssler, Hugo, Das Wesen der Welt. 2. Aufl. gr. 8°. (71 S.) Berlin, J. M. Spaeth. M. 1.50.

Schütz, Priestersem.-Prof. Dr. **Ludw., Thomas-Lexikon.** Sammlung, Übersetzg. u. Erklärg. der in sämtl. Werken des h. Thomas von Aquin vorkommenden Kunstausdrücke u. wissenschaftl. Aussprüche. 2. Aufl. gr. 8°. (X, 889 S.) Paderborn, F. Schöningh. M. 12.—.

Schwarz, Privatdoc. Dr. **Herm., Die Umwälzung der Wahrnehmungshypothesen durch die mechanische Methode.** Nebst einem Beitrag üb. die Grenzen der physiolog. Psychologie. gr. 8°. (XX, 198 u. IV, 213 S.) Leipzig, Duncker & Humblot. M. 9.—.

Seeley, Sir. **J. R., Natural Religion.** (Eversley Series.) Cr. 8vo, pp. xiv—305. Macmillan. Sh. 5.

Sieler, Dr. **Albin,** **Darstellung der Volksschul-Pädagogik J. G. Fichtes im Zusammmenhange mit ihren individuellen, historischen und philosophischen Voraussetzungen.** gr. 8°. (76 S.) Leipzig, Sigismund & Volkening. M. 1.20; kart. M. 1.40.

Sprengers, Rect. **V. A.,** **Tractatus de lege haereditatis atque de suicidio hominis amentis ac sanae mentis, indicans etiam remedia contra taedium vitae et desperationem.** 8°. (190 S.) Amsterdam, W. van Gulick. M. 2.50.

Stahlberg, Rekt. a. D. **W., Die Humanität nach ihrem Wesen u. ihrer Entwickelung.** Eine Wanderung durch die Geschichte. gr. 8°. (VII, 244 S.) Prenzlau, Th. Biller. M. 3.60.

Steinborn, Elisabeth v., Die geschlechtliche Stellung der Frau. gr. 8°. (156 S.) Berlin, H. Steinitz. M. 2.—.

Steiner, Dr. **Rud., Friedrich Nietzsche.** Ein Kämpfer gegen seine Zeit. gr. 8°. (XII, 125 S.) Weimar, E. Felber. M. 2.—; geb. in Leinw. M. 3.—.

Stöhr, Doc. Dr. **Adf., Die Vieldeutigkeit des Urtheiles.** gr. 8°. (72 S.) Wien, Deuticke. M. 2.—.

Straszewski, Prof. Dr. **Mor. v., Ueber die Bedeutung der Forschungen auf dem Gebiete der orientalischen Philosophie für das Verständniss der geschichtlichen Entwicklung der Philosophie im Allgemeinen.** Ein Vortrag. gr. 8°. (20 S.) Wien, W. Braunmüller. M. —.50.

Studien, philosophische, hrsg. v. W. Wundt. 11. Bd. 2. u. 3. Hft. Leipzig, Engelmann. à M. 4.—.

Studien, staatswissenschaftliche, hrsg. v. Prof. Dr. Ludw. Elster. 5. Bd. 5. Hft. gr. 8°. Jena, G. Fischer.

5. Die Verbrechen in ihrem Zusammenhang mit den wirtschaftlichen u. socialen Verhältnissen im Kanton Zürich v. Dr. Alb. Meyer. (VIII, 98 S.) M. 4.—.

Templer, Rabb. Dr. **Bernh., Die Unsterblichkeitslehre (Psychologie, Messianologie und Eschatologie) bei den jüdischen Philosophen des Mittelalters.** Nebst Einleitg. über den Unsterblichkeitsglauben in Bibel u. Talmud u. Anh. gr. 8°. (79 S.) Wien, M. Breitenstein. M. 2.50.

Tiele, C. P., Geschichte der Religion im Altertum bis auf Alexander den Grossen. Deutsche Ausg. v. C. Gehrich. 1. Bd. 1. Hälfte. Geschichte der ägyptischen u. der babylonisch-assyrischen Religion. gr. 8°. (XV, 216 S.) Gotha, F. A. Perthes. M. 4.—.

Tille, Alex., Von Darwin bis Nietzsche. Ein Buch Entwicklungsethik. gr. 8°. (X, 241 S.) Leipzig, C. G. Naumann. M. 4.50; geb. 6.—.

Tuckey, Dr. **C. Lloyd, Psychotherapie od. Behandlung mittels Hypnotismus und Suggestion.** Aus dem Engl. v. Dr. Tatzel. gr. 8°. (IX, 272 S. m. 13 Abbildgn.) Neuwied, Heuser's Verlag. M. 5.—.

Universal-Bibliothek. Nr. 3376—3380. gr. 16°. Leipzig, Ph. Reclam jun. à M. —.20.

3376—3380. Schopenhauer's Briefe an Becker, Frauenstädt, v. Doss, Lindner u. Asher; sowie andere, bisher nicht gesammelte Briefe aus den Jahren 1813—1860, hrsg. v. Ed. Grisebach. Mit einem inedirten Portr. Schopenhauer's nach dem Oelbilde im Besitz des Herausgebers. (504 S.) Geb. 1.50.

Universal-Bibliothek. Nr. 3405 und 3418—3420. 16°. Leipzig, Ph. Reclam jun. à M. —.20.

3405. Was ist lächerlich? Aus „Demokritos, od. hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen". Von Karl Jul. Weber. Verb. u. m. Anmerkgn. versehene Ausg. (108 S.) — 3418—3420. Buddhas Leben u. Wirken. Nach der chinesischen Bearbeitg. v. Açvagoshas Buddha-Carita u. deren Übersetzg. in das Engl. durch Sam. Beal in deutsche Verse übertragen von Ob.-Präsid.-R. a. D. Th. Schultze. (303 S.) Geb. M. 1.—.

Variétés Sinologiques. Nr. 6: Le Philosophe Tchou Hi: Sa Doctrine, son Influence. Par Le Père St. Le Gall, S. J. 8vo pp. 134. Sh. 8.

Verhältnisse, die geschlechtlich-sittlichen, der evangelischen Landbewohner im Deutschen Reiche. Dargestellt auf Grund der von der Allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine veranstalteten Umfrage. I. Bd. gr. 8°. Leipzig, R. Werther.

I. Ostdeutschland. 1. Abt.: Preussen, Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Posen u. Schlesien, bearb. v. Past. Vereinsgeistl. H. Wittenberg. 2. Abtlg.: Brandenburg, Prov. Sachsen, Anhalt, Königr. Sachsen, bearb. von Past. Dr. E. Hückstädt. (309 und 236 S.) M. 9.—.

Hieraus einzeln:

Prov. Brandenburg v. H. (85 S.) M. 1.—. — Grossherzogtümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz und die Provinz Schleswig-Holstein v. W. (58 S.) M. 1.—. — Prov. Ost- u. West-Preussen v. W. (52 S.) M. 1.—. — Prov. Pommern v. W. (69 S.) M. 1.20. — Prov. Posen u. Schlesien v. W. (109 S.) M. 2.—. — Königr. Sachsen v. H. (46 S.) M. —.80. — Prov. Sachsen und Herzogt. Anhalt v. H. (76 S.) M. 1.20.

Vogt, J. G., Weltanschauung. 2. Aufl. 20.—29. Lfg. Leipzig, Wiest Nachf. M. —.10.

Volbehr, Mus.-Dir. Dr. **Thdr., Goethe und die bildende Kunst.** 8°. (VII, 244 S.) Leipzig, E. A. Seemann. M. 3.60.

Vorbrodt, G., Psychologie in Theologie u. Kirche? 2. (Titel-) Ausg. gr. 8°. (40 S.) Dessau (1893), R. Kahle. M. 1.—.

Walter, Priest. **Frz., Das Eigentum nach der Lehre des heil. Thomas v. Aquin u. des Socialismus.** Gekrönte Preisschrift. gr. 8°. (VIII, 227 S.) Freiburg i/B., Herder. M. 2.40.

Weinland, Dr. **Ernst Frdr., Neue Untersuchungen über die Funktionen der Netzhaut, nebst e. Versuche e. Theorie üb. die im Nerven wirk. Kraft im Allgemeinen.** hoch 4°. (III, 125 S. m. 1 farb. Taf.) Tübingen, F. Pietzcker. In Mappe M. 8.—.

Weismann, Aug., Neue Gedanken zur Vererbungsfrage. Eine Antwort an Herbert Spencer. gr. 8°. (IV, 72 S.) Jena, G. Fischer. M. 1.80 .

Werner, Otto, Die Stellung des Menschen in der beseelten Schöpfung u. seine Sprache. Grundriss zu e. den Glauben m. dem Wissen versöhn. Natur- und Weltanschaug. 8°. (III, 95 S.) Leipzig, E. Haberland. M. 1.—.

Westenholz, Doc. Dr. **Frdr. v., Die Tragik in Shakespeares Coriolanus.** Eine Studie. gr. 8°. (31 S.) Stuttgart, F. Frommann. M. —.50.

Wisbacher, Fritz, Die tragische Ironie des Sophokles. gr. 8°. (III, 44 S.) München, A. Buchholz. M. 1.50.

Wort, das. Gott u. Mensch in freier Forschung. 4. Heft. gr. 8°. Leipzig, Bacmeister.
4. Goethes Religion. Von Armin Seidl. 2. Aufl. (72 S.) M. —.60.

Wundt, Wilh., Logik. Eine Untersuchg. der Principien der Erkenntniss u. der Methoden wissenschaftl. Forschg. (2 Bde.) 2. Bd. 2. Abth. (Schluss.) gr. 8°. Stuttgart, F. Enke.
2. Methodenlehre. 2. Abth. Logik der Geisteswissenschaften. 2. Aufl. (VII, 643 S.) M. 15.—.

Ziegler, Prof. Dr. **Theobald,** Die soziale Frage eine sittliche Frage. 5. Aufl. 8°. (II, 182 S.) Stuttgart, G. J. Göschen. M. 2.50.

Zwaardemaker, Stabsarzt-Doc. Dr. **H.,** Die Physiologie des Geruchs. Nach dem Mscr. übers. von Dr. A. Junker v. Langegg. gr. 8°. (VI, 324 S. m. 28 Fig.) Leipzig, W. Engelmann. M. 9.—; Einbd. M. 2.—.

Notiz.

Der III. Internationale Congress für Psychologie in München findet vom 4. bis 7. August 1896 statt. Empfangs-Comité: Vorsitzender: Prof. Dr. Lipps; Generalsecretär: Dr. Freiherr von Schrenck-Notzing; Kassier: Secretär Ernst Retter, Adalbertstr. 6/3. Internationales Organisations-Comité: I. Präsident: Prof. Dr. Stumpf II. Präsident: Prof. Dr. Lipps, München, Georgenstr. 18/I; Generalsecretär: Dr. Freiherr von Schrenck-Notzing. Zur Theilnahme an den Sitzungen des Congresses sind eingeladen Gelehrte und gebildete Personen, welche für die Förderung der Psychologie und für die Pflege persönlicher Beziehungen unter den Psychologen verschiedener Nationalitäten Interesse hegen; weibliche Mitglieder des Congresses geniessen dieselben Rechte, wie die männlichen. Anmeldung, auch von Vorträgen, sind an das Secretariat (München Bayern, Max Josephstrasse 2, Parterre) einzusenden. Für die Theilnahme an den Sitzungen des Congresses sind 15 Mark (in österr. Währung 9 Gulden) zu entrichten. Als Congresssprachen gelten deutsch, französisch, englisch und italienisch. Das Arbeitsprogramm umfasst: I. Psychophysiologie; II. Psychologie des normalen Individuums; III. Psychopathologie; IV. Vergleichende Psychologie.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

XIX. Jahrgang. Preis M. 12.

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie

unter Mitwirkung von

Max Heinze und **Alois Riehl**

herausgegeben von

Richard Avenarius.

Viertes Heft.

Leipzig.
O. R. Reisland.
1895.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle Brief- und Kreuzbandsendungen an die **Redaktion dieser Zeitschrift** bitte ich nach Zürich, Hottingen, Klosbach 69 zu adressieren.

Die häufigen und nicht unbeträchtlichen Strafporti bei ungenügender Frankatur nötigen zu der weiteren Bitte an unsere geehrten Herren Korrespondenten in Deutschland und Österreich, bei der Frankierung Ihrer Sendungen beachten zu wollen, dass für die **Schweiz nicht** die Portosatzbestimmungen für Deutschland, **sondern diejenigen für den Weltpostverein massgebend sind.**

Der Herausgeber **R. Avenarius.**

Wichtigere Neuigkeiten der philosophischen Literatur

eingegangen bei der Redaktion der

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie.

Anmerkung der Redaktion.

1. Wegen der Bestimmung der bei untenstehenden Titeln event. angeführten *„Selbstanzeigen"* beliebe man die betr. *Bemerkung* an der Spitze der Selbstanzeigen des I. Heftes des V. Jahrganges gefälligst einzusehen.
2. Im Falle, dass der specielle *Hinweis* auf die „Selbstanzeige" gewünscht wird, wolle man die *Zusendung* der Selbstanzeige möglichst gleichzeitig mit derjenigen des angezeigten Werkes bewirken.
3. Es besteht seitens der Redaktion keine Verbindlichkeit, eingehende Werke und Selbstanzeigen den *geäusserten Wünschen* der verehrl. Absender entsprechend zu verwenden, oder diejenigen Werke und Selbstanzeigen, bei denen eine solche gewünschte Verwendung aus irgend einem Grunde nicht statthaben konnte, zurückzusenden.

Benedikt, M., Die Seelenkunde des Menschen als reine Erfahrungswissenschaft. Leipzig 1895.

Bergmann, J., Die Grundprobleme der Logik, 2. Auflage. Berlin 1895.

Beyrich, K., Das System der Übergewalt oder das analytisch-synthetische Princip der Natur. Berlin 1895.

Boutroux, M. E., De l'idée de loi naturelle dans la science et la philosophie contemporaines. Paris 1895.

D'Alfonso, N. R., La personalità di Amleto. Torino-Roma 1894.

Eisler, R., Geschichte der Philosophie im Grundriss. Berlin 1895.

— — Kritische Untersuchung des Begriffes der Weltharmonie und seiner Anwendungen bei Leibniz. Berlin 1895.

Filkuka, L., Die metaphysischen Grundlagen der Ethik bei Aristoteles. Wien 1895.

Friedländer, J., Spinoza ein Meister der Ethik. Berlin 1895.

Gneisse, K., Das sittliche Handeln nach Kants Ethik. Colmar 1895.

— — Zu Schillers Lehre vom Scheine. S.-A.

Heinrich, W., Die moderne physiologische Psychologie in Deutschland. Zürich 1895.

Selbstanzeige: S. 478 dieses Heftes.

Herz, N., Keplers Astrologie. Wien 1895.

Hontheim, J., Der logische Algorithmus. Berlin 1895.

Hume, D., Traktat über die menschl. Natur. Teil 1: Ueber den Verstand. Uebersetzt von E. Köttgen. Die Uebersetzung überarbeitet etc. von Th. Lipps. Hamburg und Leipzig 1895.

(Fortsetzung auf Seite 3 des Umschlags.)

Koch, E., Das Bewusstsein der Transcendenz oder der Wirklichkeit. Halle a. S. 1895.

Kühn, V., Kurze Darstellung und Kritik der praktischen Ideen Herbarts vom Standpunkt religiöser Heteronomie. Diss. Leipzig 1894.

Land, J. P. N., Arnold Geulincx und seine Philosophie. Haag 1895.

Maxi, Nietzsche-Kritik. Ein Beitrag zur Kulturbeleuchtung der Gegenwart. Zürich 1895.

Mechanismus, Der, des Bewusstseins. Leipzig 1895.

Morf, H., Ludwig Tobler. Rede. S.-A.

Münsterberg, H., Studies from the Harvard Psychological Laboratory II. S.-A.

Naturwissenschaftliche Wochenschrift. X, 6 u. 7. Berlin 1895.

Naville, A., L'ordre de la nature matérielle et son explication scientifique. Genève 1895.

Novaro, M., Il concetto di infinito e il problema cosmologico. Roma 1895.

Ostermann, W., Das Interesse, eine psychologische Untersuchung mit pädag. Nutzanwendungen. Oldenburg und Leipzig (1895).

Philosophische Studien, herausg. von W. Wundt. XI, 3. Leipzig 1895.

Inhalt: A. Thiéry: Ueber geometrisch-optische Täuschungen. — P. Mentz: Die Wirkung akustischer Sinnesreize auf Puls und Athmung (Fortsetzung). — V. Henry und G. Tawney: Ueber die Trugwahrnehmung zweier Punkte bei Berührung eines Punktes der Haut. — Th. Heller: Studien zur Blinden-Psychologie (Fortsetzung).

Psychologische Arbeiten, herausg. von E. Kraepelin. I, 1. Leipzig 1895.

Inhalt: Vorwort. — E. Kraepelin: Der psycholog. Versuch in der Psychiatrie. — A. Oehrn: Experim. Studien zur Individualpsychologie. — S. Bettmann: Ueber die Beeinflussung einfacher psychischer Vorgänge durch körperliche und geistige Arbeit.

Rabus, L., Logik und System der Wissenschaften. Erlangen und Leipzig 1895.

Reicke, R., Lose Blätter aus Kants Nachlass, Heft 2. Königsberg i. Pr. 1895.

Rivista crit. mensile di opere di filos. scient. Jahrg. 2, num. 11 u. 12.

Schellwien, R., Der Geist der neueren Philosophie, 1. Teil. Leipzig 1895.

Schwarz, H., Die Umwälzung der Wahrnehmungshypothesen durch die mechanische Methode. Leipzig 1895.

Seydel, M., A. Schopenhauers Metaphysik der Musik. Leipzig 1895.

Sommerlad, Fr., Darstellung und Kritik der ästhetischen Grundanschauungen Schopenhauers. Diss. Offenbach a. M. 1895.

Ulrich, G., Verdienst und Gnade oder Ueber die Motive des Handelns. Berlin 1895.

Vorbrodt, G., Psychologie des Glaubens. Göttingen 1895.

Selbstanzeige: S. 240 des 2. Heftes dieses Jahrgangs.

Wundt, W., Logik, Band 2, Abteil. 2. 2. Aufl. Stuttgart 1895.

Zahn, Th., Der Stoiker Epiktet und sein Verhältnis zum Christentum. Rede Erlangen und Leipzig 1895.

Verantwortlicher Redakteur: Richard Avenarius in Zürich.
Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.